E. S. Engelsberg.

„Ehrt eure deutschen Meister:

Dann bannt ihr gute Geister!“

Richard Wagner „Die Meistersinger von Nürnberg”.

Heuer sind es hundert Jahre, daß unser Landsmann und Tondichter Eduard Schön, der sich nach seinem Heimatstädtchen Engelsberg E. S. Engelsberg nannte, geboren wurde. Die grünen Berge des Gesenkes sind seine Heimat, wo er die sonnigen Tage seiner Kindheit und Jugendzeit verlebte, wo er die Eindrücke empfing, die sein Tun und Schaffen, sein Singen und Sagen beeinflußten. Die Berge mit ihren grünen Nadelwäldern, in denen es so geheimnisvoll rauscht und raunt, flüstert und säuselt von den Urahnen, die da in grauer Vorzeit mit Hacke und Stemmeisen und Hammer das Erz Iossprengten und verarbeiteten, die blumenreichen Wiesen, durch die das Bächlein murmelnd und plätschernd dahineilt, die wogenden Getreidefelder, die blühenden Obstgärten, zwischen denen die schneeweiß-getünchten Häuser mit den blauschimmernden Schieferdächern hervorlugen, das ist die teuere, unvergeßliche Heimat, die Engelsberg in seinen Liedern preist und verherrlicht. Er ist ein Zeitgenosse und Landsmann des Bauernbefreiers Hans Kudlich, der nur um 2 Jahre älter war als Engelsberg. Er wurde am 23. Eismond 1825 geboren. Schon in der Volksschule, die er in Engelsberg besuchte, zeigte er sich als aufgeweckter Knabe. Die Eltern schickten ihn dann nach Olmütz, wo er das Gymnasium besuchte. Hier in Olmütz regte sich seine dichterische und musikalische Natur. Im Sturmjahr 1848 ist er in Wien und studiert da an der Hochschule die Rechtswissenschaft. Er trat auch in die akademische Legion, nahm aber an den politischen Ereignissen nicht so lebhaften Anteil wie Hans Kudlich. Engelsberg war ein ruhiger, stiller und bescheidener Mensch. Mit den Augen eines Künstlers betrachtete und belauschte er die Natur; mit den Bergen seiner Heimat blieb er fest verwurzelt. Den Herzschlag der Natur, das Säuseln des Windes, das Murmeln des Bächleins, das Geklapper der Mühle und das Rauschen des Waldes, das alles erklingt in seinen Liedern und macht, daß seine Werke für uns immer ein nie versiegender Quell sind, aus dem wir Liebe zum Volke und zur Heimat trinken. Nach Vollendung seiner Studien trat er in den Staatsdienst, wurde Generalsekretär der Börsenkammer und mußte als Sektionsleiter des Finanzministeriums wegen eines Augenleidens vorzeitig in den Ruhestand treten. Er starb am 27. Mai 1879 in Deutsch-Jaßnik (Mähren), wo er seine Verwandten besucht hatte. Die irdische Hülle des Tondichters wurde nach Wien überführt und auf dem Friedhofe in Grinzing an der Seite seiner verstorbenen Gemahlin zur ewigen Ruhe bestattet. Die dankbare Heimat setzte dem Verstorbenen ein schönes Denkmal in Engelsberg. Ebenso erhielt er in der Stadt Troppau ein Denkmal von seinem Heimatlande Schlesien.

Seine Liebe zur Heimat und zum deutschen Volke waren die Leitsterne seines Schaffens und seiner Arbeit, sie waren die Quelle, aus der er schöpfte und jene herrlichen Lieder schuf, die zu wahren Volksliedern wurden und derentwegen ihm ein Ehrenplatz in der Ruhmeshalle des sudeten-deutschen Volkes gebührt.

Wir hängen viel zu sehr am Auslande und verschmähen und verachten die Heimat; in der Sprache schmücken wir uns mit Fremdwörten, in der Musik hören wir lieber fremde Gesänge, nicht die unserer Meister, in der Baukunst, in der Kleidung, im Tanz wird das Fremde dem Bodenständigen vorgezogen. Das ist eine schwere Sünde unserer Zeit. Die Heimat ist eine Macht, die uns bildet, erzieht und auf uns wirkt; Männer, die mit der Heimat fest verankert sind, wirken bahnbrechend. Ich verweise da auf Bruckner, der in seinen Werken die lieblichen Ländlerweisen der oberösterreich-ischen Bauern wiedergibt, auf Rosegger, der ganz auf dem Boden der grünen Steiermark steht, und auf Stelzhamer, den großen Dichter Oberösterreichs. Nie vergaß Engelsberg die stille Bergheimat. In der Großstadt Wien trat sie oft vor sein geistiges Auge, wenn er dichtete und arbeitete, wenn er klagte, daß sie so weit entfernt ist:

„Bächlein am Wiesenrand, rinnst du noch immer.

Blumen im Heimatland, gebt ihr noch Schimmer?”

Dieses Lied sowie die „Poeten auf der Alm” oder „Unsere Muttersprache“ gehören zu den Perlen des deutschen Gesanges. Unsere Pflicht ist es, diesem Meister nachzustreben, auf dem Boden der Heimat und unseres Volkstums zu wirken und zu schaffen, das zu bewahren und treu zu hüten, was wir von unseren Vätern ererbt haben und die fremden, falschen Götzen fortzuweisen. Unsere Lehrer und Führer sind all die Dichter und Denker. Sie zeigen uns den Weg, den wir wandeln müssen zum eigenen und des gesamten Volkes Wohle.

Veröffentlicht in: „Mistelbacher Bote“, Nr. 43, 25. 10. 1925, S. 2

Ehrenstrafen in unserer Heimat

Die Rechtspflege bediente sich früher verschiedener Ehrenstrafen, um durch ein abschreckendes Beispiel die Sittlichkeit in den Gemeinden zu bessern. Der Vollzug dieser Strafen, die nur die Menschenwürde und das Ehrgefühl verletzten, war öffentlich, sodaß Erwachsene und Kinder zuschauen konnten. Es geschah auf einem Platze vor der Kirche oder vor dem Rathaus und zwar gewöhnlich an einem Sonntag, an einem Markttag oder gleich nach einer Gerichtssitzung. Die Strafen vollzog der Gerichtsdiener, der zu den „unehrlichen“ Leuten gehörte. Die Dorfgemeinden besaßen einen Gerichtsstock, der vor dem Hause des Ortsrichters stand, die Märkte dagegen einen Pranger. Die hohe Gerichtsbarkeit verfügte über den Galgen, der außerhalb eines Dorfes stand. Die hohe und niedere Gerichtsbarkeit unterstand der Herrschaft und wird in den Urkunden mit den Worten bezeichnet „Gericht mit Stock und Galgen“, z.B. in Alt-Höflein 1380 und in Gnadendorf 1455.

Mit entehrenden Strafen begann man schon in der Schule, um den Lerneifer anzuspornen! Denn da gab es Eselsohren, die dem Schüler zur Strafe auf den Kopf gesetzt wurden, manche Klasse verfügte über eine Eselsbank. Faule Schüler trug der Dechant nach der Religionsprüfung in der Kirche sofort ins „Schwarze Buch“ – auch „Buch der Schande“ genannt – ein, während besonders fleißige in das „Buch der Ehre“ geschrieben wurden. Erwachsene ließ die Obrigkeit auf einem Esel durch das Dorf reiten, wobei ein Gerichtsdiener mit lauter Stimme die Hausleute herbeirief. Einen Holzesel mit scharfer Rückenkante benützten die Herrschaften, um widerspenstige Bauern zum Gehorsam zu bringen; er war auf dem Platze oder neben einer Verkehrsstraße aufgestellt. In Prinzendorf erinnert noch heute die „Eselstatt“ an dieses Gerichtsverfahren; Wilfersdorf besaß ebenfalls einen, mit dem die boshaften und renitenten Eibesthaler sowie Kettlasbrunner öfters Bekanntschaft machten; vielleicht hatte Asparn a.d.Z. auch einen, wo 1629 ein „Eselbründl“ erwähnt wird. Kecke und freche Untertanen und solche, die der Herrschaft die Robot verweigerten oder schlecht arbeiteten, saßen an einem Sonntag 2 bis 3 Stunden auf diesem Schandesel. In Wilfersdorf führten die Leute 1528 einen Prädikanten der Wiedertäufer, der auf einem Esel ritt, durch das Dorf und zwangen ihn, die Gegend für immer zu verlassen.

Rot gestrichen waren häufig die Richterbank und der Gerichtsstock in den Dorfgemeinden. Hier wurde die Prügelstrafe mit einer Weidenrute oder einem Haslinger vollzogen; in der Regel waren es 25 oder 30 Hiebe (= ein Schilling), die dem Missetäter verabreicht wurden, damit er sich bessere. Am Gerichtsstock wurde der Sträfling 2 – 3 Stunden angebunden und dem Spott der Bewohner preisgegeben. In Ketzelsdorf ist 1814 die Rede von einer „Jahressäule“ bei Haus Nr. 8. Das Gefängnis hieß da „Stöckhaus oder Wachtzimmer“, das sich abwechselnd in den Bauernhäusern befand, wo der Gefangene bei Wasser und Brot seine Strafe absitzen mußte; nur einmal im Tage bekam er etwas Warmes vom Bestandwirt; so zahlte diesem die Gemeinde für einen eingesperrten Schustergesellen 1813 an Kostgeld 1fl 12kr; auch gewährte sie Kerzen für die Beleuchtung des Raumes.

Handwerker, welche gegen die Zunftregeln sich vergingen und deshalb oft ausgestoßen wurden, trug der Zechmeister in das „Schwarze Buch“ ein, sodaß der Mann brotlos und ehrlos gemacht war - eine sehr harte Strafe für einen Familienvater. Bäcker, die in Retz zu kleine Brote buken, setzte der Gerichtsdiener in einen Korb, der an einem Holzstamm befestigt war und ließ den Meister mehrmals im Wasser untertauchen – „Bäckerschupfen“ hieß das Volk diese Strafe. Fleischhauer, welche schlechtes finniges Fleisch verkauften, erhielten einen Strohkranz als Kopfbedeckung. Sonst waren bei den Zünften in Mistelbach meist Wachsstrafen üblich.

In Hagenberg wurden 1554 Betrunkene zuerst in den Stock geschlagen und dann der Herrschaft ausgeliefert. In Götzendorf zahlte der Missetäter 12 den (ar), wenn ihn der Diener in den Gerichtsstock schlug und ebensoviel, wenn er losgelassen wurde. Vor dem Stock fand das Auspeitschen statt; ebenso mußte sich hier derjenige, welcher frech und keck gegen eine Standesperson war, mit der flachen Hand mehrmals auf den Mund schlagen.

Ledige Mädchen, die in Herrnbaumgarten ein Kind bekamen, schnitten in der Ried „H ... quanten“ das Getreide. In Groß-Schweinbarth bearbeiteten Burschen, die ein Mädchen verführten, strafweise einen Weingarten in der Flur „H ... rer“. In Asparn, wo 1638 ein Bursche von Höflein ein Mädchen zu Fall gebracht hatte, mußte dieser in der Kirche an drei Sonntagen mit einer brennenden Kerze in der Hand vor dem Altar stehen und noch 5fl Strafe zahlen oder einen Monat in Band und Eisen in Höflein arbeiten. In Drasenhofen streuten die Burschen zur Nachtzeit vor dem Hause, in dem ein Mädchen wohnte, das ein Kind erwartete, bis zur Wohnung des Vaters Spreu, um die Bewohner rechtzeitig von der „Dorfschande“ zu verständigen. In Mistelbach sieht man in der Nordwestecke des Pfarrhofes die „Schandecke“ = einen Stein mit einem primitiven Menschengesicht; einen ähnlichen fand ich im Pfarrhof von Obersulz. Sie hatten den gleichen Zweck wie der Gerichtsstock oder Pranger, dienten aber mehr für kirchliche Strafen.

Streitsüchtige und rauflustige Frauen trugen den Bagstein (1590 in Bogenneusiedl „Bockstein“ genannt – von pocken = zanken). In Baumgarten a.d.M. schleppte das Weib 1550 diesen Stein von einem Falltor zum anderen, wobei sie ein Pfeifer und Pauker begleiteten. In Erdpreß nahm für denselben Zweck der Dorfrichter den Pfeifer auf, während der Ehemann sich um den Pauker kümmerte; dasselbe galt in Thomaßl bei Ernstbrunn (1550). In Ebersdorf an der Zaya, wo der Bagstein vor dem Hause des Richters lag, begleitete dieser das Weib von einem Falltor zum anderen und ließ ihm den Stein dreimal in den Rücken fallen. In Hörersdorf konnte sich eine Frau vom Tragen dieses Steines befreien, wenn sie 72 den zahlte. In Bogenneusiedl reichte die Verurteilte noch außerdem 1 Pfund Wachs zur Kirche.

Kirchliche Strafmittel waren die Fiedel (Schandgeige) und die Brechl für das weibliche Geschlecht; die erste war ein Brett mit drei Löchern, in die der Verurteilte die Arme und der Kopf steckte. Solche Schandgeigen gab es 1590 in Bogenneusiedl und 1637 in Asparn a.d.Z. Die Brechl, eine Nachbildung der Flachsbreche, sah man in Wilfersdorf und Pyrawarth, wo sie 1512 für Gotteslästerer bestimmt war und für solche, die gar zu arg fluchten. In manchen Kirchen standen die Missetäter mit einer Rute oder einer brennenden Kerze vor dem Hochaltar, aber mit dem Gesicht gegen die Gläubigen. Bei anderen Kirchen war der Platz vor der Kirchentür die Stätte der Schandstrafe, sodaß die Vorübergehenden den Verurteilten verhöhnen und verspotten durften. In der Gegenreformation schlug der Pfarrer den Namen eines Apostaten (Abgefallenen), den er auf einem Zettel schrieb, an der Kirchentür an; diese Strafe bestand in der Olmützer Diözese noch bis 1890.

Tanzte eine ledige Kindsmutter am Kirtag bei den Kirchenturm mit, so setzte man ihr einen Strohkranz oder ein Nachtgeschirr auf den Kopf. Lasterhafte Dorfmädchen, aber auch stolze, die mit keinem Ortsburschen tanzten, bekamen zu Allerheiligen einen meterlangen Strohstriezel, den ein Bursche zur Nachtzeit an der Haustür befestigte.

Den Gerichtsstock vertrat in den Marktgemeinden der Pranger, auch Schandsäule genannt, und in den Städten der Roland. Das Militär kannte das Spießrutenlaufen und das Anbinden (erst 1917 in Österreich verboten). Eine Schande war es für einen Mann, wenn ihm der Bart und die Kopfhaare abgeschnitten wurden, so daß er als „Gscherter“ im Dorfe herumging; ebenso galt das Zupfen an den Haaren und am Bart entehrend. Als 1665 die Mistelbacher in dem Waldprozeß beim Kaiser in Wien vorsprachen, zogen die Herren des Gefolges die Bürger beim Bart und „injurierten“ sie als Rebellen und „Landlerische Bauern“.

In Asparn sah man auf dem Marktplatz den berüchtigten Kotter; in Falkenstein sperrte man einen Bewohner nie mit einer Malefizperson (= Verbrecher) im Dienerhaus zusammen ein. In Poysdorf war das Gefängnis für die Ratsherren die Ratsstube im Rathaus, die anderen saßen im Dienerhaus. In Asparn führte 1632 der Gerichtsdiener ein Weib mit dem Strohkranz auf dem Haupte sowie ihre zwei „Bankerte“ durch den Markt und schlug dabei ständig auf eine alte Pfanne, um die Bewohner aufmerksam zu machen; sie wurde auf ewig aus dem Landgericht verwiesen.

Bei den Hinrichtungen fehlten nichtentehrende Strafe; eine solche war, wen die Malefizperson an einem dürren Baumast ihr Leben beenden mußte, wenn man den Verurteilten auf einer stinkenden Ochsenhaut oder im Schinderkarren zur Richtstätte beförderte, wenn man am Galgen neben ihm einen toten Hund aufhing, wenn man den Toten vierteilte, ihn verbrannte und die Asche in die vier Weltgegenden streute. Entehrend war es für den Toten, der auf dem Schindanger seine letzte Ruhestätte fand.

Leider machte man bei uns einen Unterschied zwischen den Armen und den Reichen, sodaß Äneas Silcio Piccolomini, der um 1439 Pfarrer in Laa a.d.Th. und später Papst war, mit Recht sagte: „Die Härte des Gesetztes trifft in Österreich nur den, der aller Mittel entblößt ist“. Die Zeit der Aufklärung (1776) und die des Liberalismus (nach 1867) räumte mit den entehrenden Strafen auf und gab dem, der einmal strauchelte und einen Fehltritt gemacht hatte, die Menschenehre und Menschenwürde.

Quellen:

G. Winter „Weistümer“

Herrschaftsakte Wilfersdorf im Fürst Liechtensteinischen Hausarchiv

Gemeindearchiv in Asparn a.d.Z., in Falkenstein, Ketzelsdorf und Poysdorf

Veröffentlicht in: „Mistelbach-Laaer Zeitung“, 19. 3. 1955, S. 4

Eichendorff im Weinland

Der Dichter Josef Freiherr von Eichendorff, der am 10. März 1788 in Lubowitz bei Ratibor geboren wurde, zeigte schon als Knabe die Naturverbundenheit und die Liebe zum deutschen Wald. Gerne saß er im Schloßgarten auf dem hohen Birnbaum und schaute hinaus auf das fruchtbare Hügelland an der Oder, das seine Heimat war, der er zeit seines Lebens ein dankbares Andenken in seinem Herzen bewahrte. Er studierte in Breslau, Halle und Heidelberg. Wanderlust und Naturgenuß beseelten den jungen Dichter, der wie ein Taugenichts alle Freuden und Leiden eines Wanderburschen teilte, der seine ganze Kraft dem Dreigestirn Heimat, Volk und Vaterland weihte. Er ist und bleibt der Sänger des deutschen Wanderers, der sich in Gottes freier Natur wohl fühlte. Seine Ahnen stammten aus der Passauer Gegend, wo an der Vils die Burg Eichendorff lag.

1810 kam er mit seinem Bruder Wilhelm nach Wien, wo er an der Hochschule Rechtswissenschaft studierte. Bald fand er Eingang in den Kreis der Romantiker – Hofbauer, Schlegel, Karoline Pichler, Adam Müller und Anton von Pilat; auch mit dem Grafen Wilczek und der Familie Sedlnitzky wurde er bekannt, die ihm zu einer Reise nach Grußbach einluden. Wilczek besaß die Herrschaften Gänserndorf, Harmannsdorf, Tresdorf und das Schloß Seebarn. Der Graf Anton Sedlnitzky war Landeshauptmann von Schlesien und kehrte nach einem kurzen Aufenthalt in Wien nach Troppau zurück.

Am 17. September 1811 verließ die Gesellschaft Seebarn; es war kein freundliches Wetter für eine Reise auf der staubigen Straße, die mehr einem Feldwege glich. Eichendorff klagte über den kalten Wind, gegen den auch der Mantel wenig Schutz bot, da er auf der „Wurst“ saß. Sein Mißgeschick ertrug er mit der Miene eines echten Wanderburschen, der Sturm und Regen, Hitze und Kälte ertragen muß. Er sah die Wallfahrtskirche in Karnabrunn, die aus der Pestzeit 1679 stammte.

In Ernstbrunn machte die Gesellschaft eine Raststation, um das sehenswerte Schloß zu besuchen, das dem Fürsten Prosper von Sinzendorf gehörte (1773 - 1822). Der Markt Ernstbrunn zählte gegen 122 Häuser und 900 Bewohner. Das Schloß, ein kunstreicher Musentempel, wetteiferte mit Feldsberg und Eisgrub. Linden- und Pappelalleen gaben der Umgebung mehr einen holländischen Charakter. Im Schloß hatte der Fürst eine Petrefakten-Sammlung und eine bedeutende Bücherei; es war „durcheinander“ gebaut, zum Teil Ruine und besaß mehrere Höfe. Es lehnte sich an das Waldgebirge an und ließ einen „einheitlichen Geschmack“ vermissen; das Alte war vielfach verdorben, und das Bauwerk wirkte verwirrend. Der prächtige Marmorsaal gefiel ihm, der einen feenhaften Anblick bot, wenn die vielen Luster und Wandleuchter die Malerei und Stukkaturarbeiten beleuchteten; hier fielen dem Dichter die Zuckerpapiertapeten besonders auf; er durchschritt die Bildergalerie mit den schlanken Säulen und die Prachtstube der Maitresse. Auf einem Tisch lag ein Buch von Herder aufgeschlagen.

Der englische Garten mit den Treibhäusern, den vielen ausländischen Blumen, Sträuchern und Bäumen, die einzigartige Nachbildung der hängenden Gärten der Semiramis; der Gartensaal, die vielen Rosen, Nelken und Resedas, das Fasanhaus, die Statuen und die Störche, welche sich herumtummelten – wahrlich ein Fürstensitz, der sich sehen lassen konnte und der viele Gelehrte und Künstler anzog, die alle eine gastliche Aufnahme fanden.

Die Reise ging aber weiter; in Eichenbrunn kamen die Herrschaften um 1 Uhr mittags an. Die Pferde mußten gefüttert werden, während die Reisenden in der kleinen Wirtsstube ihr reiches Mahl verzehrten. Die Laaer Ebene war recht öde und bot dem Dichter nichts Sehenswertes; es war ein trostloses Sumpfgebiet, das einige Jahre später Sebastian Brunner Sibirien nannte. Vor der Stadt Laa breitete sich ein großer Sumpf aus, während die Stadt mit den grauen Mauern, den Schießscharten, der Klosterruine und dem festen Schloß mehr einem Dorfe glich. Die Stadt zählte nach A. Schmidl 1838 nur 209 Häuser und 1.400 Bewohner; die Nebengassen könnten einer Dorfgemeinde alle Ehre machen.

Die fruchtbare Ebene um Höflein mit den vielen Weidensträuchern, den grünen Wiesen, den Gansherden und der wasserreichen Thaya mit den 2 Seen sowie den großen Fischteichen erinnerten den Dichter an seine Heimat Lubowitz. In Höflein standen vor dem kleinen Schlößchen mehrere Wagen der Grußbacher, die ihre Gäste herzlich begrüßten. Der alte Graf Hardegg (1776 - 1833) war ein Mann voll patriotischer Gesinnung; die krumme Gräfin Maximiliana, geborene Althan, eine redselige und gesprächige Frau, besaß keine Zähne im Mund, aber ihr mußten alle gehorchen. Die junge Gräfin Anna Hardegg gefiel nicht den Gästen; denn sie war klein, derb, garstig, schlampig im Aeußeren, zeigte ein böses Aussehen, war aber sonst artig. Sie trug immer ein kleines Kind auf dem Arm. Viele Kinder und Hunde standen neugierig bei den Wagen und schauten auf die Fremden.

Eine kleine Jause vereinte alle auf kurze Zeit, denn die untergehende Sonne mahnte zum Aufbruch. Im schnellen Galopp ging es durch die Felder, auf die sich die Dämmerung senkte.

Im Schloß Grußbach gab es eine große Verwirrung bei der Einteilung der Zimmer; es fehlten die Organisation und die Beleuchtung. Nach einiger Zeit kam aber Ordnung in die große Gesellschaft, die sich zum Nachtmahl begeben konnte. Die kleinen Komtessen trugen deutscher und französische Gedichte vor, zeigten auch ihre Schriften und Zeichnungen den Fremden. Die Hunde, die zur Familie gehörten, lagen auf den Stühlen und fraßen ihr Futter gleich in der Tafelstube mit den Gästen.

Am 18. September nahm am Morgen die Familie Sedlnitzky Abschied und reiste nach Brünn. Eichendorff betrachtete sich zuerst das Schloß, das sich nicht mit dem in Ernstbrunn vergleichen konnte. Es hatte drei Stockwerke, einen Zier- und Obstgarten, Treibhäuser, Springbrunnen, Wasserkünste, eine Orangerie und eine Einsiedlerhütte; der Park war nach französischem Vorbilde angelegt; prächtige Inseln mit Myrtenlauben, ein Irrgarten im Eichenwalde, veredelte Obstbäume, Weingärten und ein Vogelhaus mit Uhus erregten seine Aufmerksamkeit. Viel Obst lag auf dem Boden. Ueberall sah man Wohlhabenheit und Reichtum wie zu Hause in Lubowitz.

In der Schloßkapelle wohnte er einem Gottesdienste bei; da betete die alte Gräfin „schmackhaft schlesisch“ vor. Um 8 Uhr nahmen die Seebarner Abschied und fuhren auf demselben Weg wieder zurück. In Eichenbrunn, wo es eine Mittagsrast gab, mußte sich die Gastwirtin zu ihnen setzen und sie unterhalten. In Oberleis stiegen sie aus und gingen neben dem reichen Pfarrhof zur Anhöhe, um hier die Aussicht zu genießen. Im stillen Glanze der milden Herbstsonne lag das wellenförmige Hügelland mit den Felder, Weingärten und dunklen Wäldern zu ihren Füßen. Eine wohltuende Einsamkeit störte sie nicht bei dem Naturgenuß auf dieser geschichtlich denkwürdigen Stätte. Hier erfüllten den jungen Dichter jene Gedanken, die er später in die Worte kleidete:

„O Täler weit, o Höhen, o schöner, grüner Wald,
du meiner Lust und Wehen andächt’ger Aufenthalt!
Da draußen, stets betrogen, saust die geschäft’ge Welt.
Schlag noch einmal die Bogen um mich, du grünes Zelt!“

Die Reisegesellschaft schaut sich dann das Gnadenbild in der Kirche an; dann schritten sie langsam zurück zu ihren Wagen; da erfuhr er mancherlei über die Grußbacher Familie Hardegg: Der Alte stehe unter den Pantoffeln seiner Frau, die Kinder seien schlecht erzogen usw. Nun ging es rasch ohne Aufenthalt weiter nach Seebarn, wo alle um sechs Uhr pünktlich ankamen. Eichendorff, der ganz voll Staub war, fuhr am nächsten Tag nach Wien ins Dianabad.

Am 27. Oktober 1811 besuchte der Dichter Fellabrunn, wo er den Grafen Hardegg von Seefeld traf, einen tüchtigen Jäger, aber nicht einen Mann „der allerfeinsten conduite“. Am folgenden Tage nahm er an einer Kreisjagd teil. Die Bauern waren Treiber. Ein kalter Sturm blies über die Felder, ab und zu fiel ein Hagelschauer über das weite Land, dann war es wieder schön. Auf den Höhen lag Schnee, doch hatte man eine weite Fernsicht. Die Hasen liefen ganz wild umher, purzelten und blieben liegen. 132 Hasen konnten erlegt werden. Der Wald beim Schloß, in dem es wenig Hasen, aber viele Fasane und Rehe gab, glich einem großen englischen Garten. Der alte Graf Wilczek wurde hier in das Bein geschossen. Bis 30. Oktober blieb Eichendorff in Fellabrunn und kehrte dann nach Wien zurück. Da blieb er bis 1813.

Im Befreiungskampf trat er in Lützows Freischar, kämpfte an der Seite des Turnwartes Jahn und war 1815 beim Einzug in Paris. Nach Kriegsende wählte er den preußischen Staatsdienst als seinen Lebensberuf, aus dem er 1844 schied. Er starb 1857 in Neiße, wo „der letzte Ritter der Romantik“ seine Ruhestätte fand. Viele seiner Gedichte wurden vertont und leben heute als Volkslieder im ganzen deutschen Sprachraum, z. B. „Wem Gott will rechte Gunst erweisen“, „Verschneit liegt rings die ganze Welt“, „In einem kühlen Grunde“ usw.

Quellen:

Tagebücher des Dichters Josef Freiherr von Eichendorff

St. Komayer „Josef Freiherr von Eichendorff“ in „Nordmährisches Heimatbuch“ 1958

Veröffentlicht in. „Heimat im Weinland“, Heimatkundliches Beiblatt zum Amtsblatt der Bezirkshauptmannschaft Mistelbach, 1963, S. 175 + 176

Ein altes Kontributions-Gabenbüchel

Das Steuerwesen in Österreich war immer ein wunder Punkt, daher rührt der Satz: „Austria est miseria“. Die Lasten waren ungleich verteilt. Die Stände (Adel und Kirche) zahlten wenig, denn die Hauptlast trug das Volk. Die Sudetenländer mussten noch mehr leisten. Diese Ungleichheit sowie die Willkür im Steuerausmaß führten zu Unruhen, die aber in den Sudetenländern mit Waffengewalt unterdrückt wurden. Der Fürst Grundacker von Liechtenstein (1580-1658) legte dem K*aiser* Ferdinand II. einen Reformplan der österreichischen Finanzen vor, doch hatte der Kaiser kein Interesse dafür, denn er sagte öfters: „Lieber will ich über eine Wüste herrschen als über ein Land voll Akatholiken“. Die Schlamperei erreichte ihren Höhepunkt unter dem Grafen Georg Ludwig von Sinzendorf (1616-1680), der das Finanzwesen zu einem Augiasstall machte.

Der 30jährige Krieg, die Türkenkriege und die Großmachtstellung Österreichs kosteten sehr viel Geld. Das Volk zahlte damals um 1700 zwei Drittel und die Stände nur ein Drittel an Steuern.

Da setzte im Zeitalter der Aufklärung die große Urbarialreform ein, die den Bauernstand auf eine neue Grundlage stellte. Von 1751 an durften die Stände keine Bauerngründe kaufen, weil Bauernland Bauernland bleiben musste. Der Graf Haugwitz reformierte das Steuerwesen nach dem Grundsatz der Ackerbonität, die Steuern wurden von nun an nach dem Ertrag gezahlt. Die Kriege mit Friedrich von Preußen und die Mißjahre um 1770 hemmten die Reformen, die leider unsere Bauern nicht verstanden, denn die elende Schulbildung trug viel zur Indolenz der breiten Masse bei, die nicht denken und urteilen konnte.

1775 gab es Bauernunruhen im Znaimer Kreis, die das Militär unterdrückte. Die Bauern verkauften das Getreide, vertranken das Geld und zahlten keine Steuern. Nun begannen die Reformen: Die Stolagebühren und Accidentia = Nebeneinkünfte der Herrschaften wurden überprüft. Die durch Urkunden nicht bewiesen werden konnten, wurden gestrichen, z. B. für Poysdorf das „Weisheitsgeld“. Die Naturalabgaben konnten in Geld abgelöst werden; Wilhelmsdorf zahlte seit 1764 für 1 ½ Käse 13 kr 2 den im Jahr. Die Prügelstrafe, Prangerstehen, Eselreiten, die Schand- und Kirchenstrafen waren verboten. Der Untertan bekam seine Menschenwürde. Die militärischen Exekutionen beim Steuerzahlen hörten auf. In den „Gabenbüchlein“, die der Bauer bekam, war seine Steuerleistung genau angegeben. So ein Kontributions-Gabenbüchlein fand ich in Herrnbaumgarten, das An(no) Militari = Militärjahr 1775 begann, das dem Ganzlehner Martin Fritsch, E.Nr. 38, Herrschaft Feldsberg, Markt Herrnbaumgarten im Viertel u. d. Manhartsberg gehört; 1751 hieß der Besitzer Johann Schneider. Das Ganzlehen umfasste 38 Joch Äcker, 4 Weingärten, war mit 587 fl taxiert und zahlte jährlich 45 fl Kontributionsbeitrag; 1775 waren es schon 52 fl 37 kr 1 den. Herrnbaumgarten besaß 1777 ein Steuerregister. Der Ertrag eines Joches wurde 1780 mit 4 fl 30 kr festgesetzt. Drei Jahre später gab die Regierung dem Bauer das Erbrecht. Gegen diese Reformen wehrten sich die Stände, weil auf solche Weise nur der Großgrundbesitz zugrunde gerichtet würde. Der Staat teilte das Land in Steuerbezirke ein; Herrnbaumgarten gehörte zum Feldsberger; nun wurden Beamte angestellt: Der Kreissteuereinnehmer - Jahresgehalt 800 - 900 fl - , der Bezirkssteuereinnehmer – 500 bis 600 fl und der Kontrollor auch 500 bis 600 fl. Alle mussten eine Kaution erlegen. 1789 erfolgte eine Landesvermessung, die den Bruttoertrag eines Jahres festsetzte, von den 70 % dem Bauer bleiben sollten, während er für die landesfürstlichen Steuern 12,13 % und für die Obrigkeitsforderungen 17,46 % zu zahlen hatte. Doch ging diese Reform nicht durch. Kaiser Josef II. starb und die französische Revolution brachte in Österreich den Rückschritt; denn Freiheit und Gleichheit seien ein Irrtum, predigten die Geistlichen; der gemeine Mann könne nur als gehorsamer Untertan glücklich leben. Die neuen Ideen führen nur zum Umsturz. Die Bauern wollten weder roboten noch Steuer zahlen. Die Grundherren fürchteten „diese Faulenzer“, die nur schlechte Gedanken im Kopfe hätten, wie die Pariser Jakobiner. Nun schlossen die Herrschaften Robotverträge auf 6 Jahre mit den Bauern (z. B. in Staatz). Es gab sogar Stimmen, welche wieder den Mühlzwang, die Prügelstrafe und militärische Steuerexekutionen verlangten. Doch konnten sie die Entwicklung der letzten Zeit nicht rückgängig machen.

Nach dem Gabenbüchlein zahlte der Ganzlehner Nr. 38 in Herrnbaumgarten: 1777 – 43 fl 45 kr 1 den, 1779 – 48 fl 41 kr 1 den, 1781 – 41 fl 45 kr, 1783 – 34 fl 21 kr 2 5/6 den, 1786 – 38 fl 1 kr 2 den, 1789 – 64 fl 38 kr und als „donum gratuidum“ = unentgeltliches Opfer 26 fl 50 kr, 1792 – 28 fl 5 kr, k. k. Weggelder 32 kr, Nachlass 1 fl 23 kr; auch 1779 gab es ein donum gratuidum von 21 kr 2 ⅖ den, 1789 eine Kriegssteuer, 1794 Kriegsdarlehen und Weggelder. Die Kriege mit Napoleon verlangten Geld und die Inflation machte sich bemerkbar. 1800 visitierte der Kreishauptmann die Gabenbüchlein; energisch schritt er gegen den Beichtkreuzer ein, der in einzelnen Pfarrgemeinden eingehoben wurde. In der Inflationszeit ging es dem Bauer gut, wie der Freiherr von Stein bei einem Besuch in Österreich feststellte; es war ein ungesunder Reichtum, wie ihn der Dichter Raimund im „Bauer als Millionär“ darstellt.

1811 brachte den Staatsbankrott, 1816 folgte wieder einer. Der Ertrag eines Joches wurde 1811 auf 20 fl geschätzt. Das Gabenbüchlein zeigt deutlich die wirtschaftlichen Schwankungen der Zeit: 1798 – 90 fl 49 kr 3 den, 1805 – 63 fl 15 kr, 1807 – 89 fl 40 kr 2 den, 1809 – 101 fl 8 kr 1 den, 1810 – 53 fl 31 kr 3 den, 1811 – 233 fl 19 kr, 1813 – 108 fl 2 kr 2 den, 1817 – 172 fl 20 kr 2 den, 1819 – 165 fl 58 kr 3 den. Es waren schlechte Zeiten für alle, da Tod und Elend in der Biedermaierzeit fortsetzten. Der Bauer konnte oft keine Steuer zahlen, überall fehlte das Geld. Die Pfändungen stiegen von Jahr zu Jahr. Der Reformator erlahmte, die Regierung wurstelte weiter bis zum Jahre 1848. Über diese traurige Zeit berichtet das Gabensbüchlein.

Nach 1848 richtete der Staat die k. k. Steuerämter ein und gab die Steuerbücherln heraus, an die ich mich noch erinnere. Die Herrenbaumgartner gehörten nach Feldsberg. Es war Sitte, daß einer gleich für mehrere die Steuerbüchlein und das Geld nach Feldsberg mitnahm.

Gabenbüchlein und Steuerbücherl gehören heute der Geschichte an, weil die Steuern im Postscheckverkehr eingezahlt werden. Immerhin bedeutete das Gabenbüchlein einen wichtigen Wendepunkt in der Agrarpolitik.

Quellen: Karl Grünberg, „Die Bauernbefreiung“.

Kontributions-Gabenbücherl im Besitz der Familie Fritsch in Herrenbaumgarten

Veröffentlicht in: „Weinviertler Nachrichten“, 5. Februar 1962, Folge 7, S. 8

Ein Geselle in der Vergangenheit

Die Handwerksgesellen, die im Mittelalter Gehilfen, Knechte oder Knappen hießen, genossen in der Werkstatt eine bevorzugte Stellung im Vergleich zum Lehrling und erhielten einen Wochenlohn; sie mussten dem Meister gehorchen, durften nicht über das Essen und über die Liegestatt schimpfen, nicht fluchen und Gott lästern. Sie saßen so wie die Lehrburschen beim Essen nicht beim Tisch des Meisters. Wollte er seinen Arbeitsplatz wechseln, so hatte er einige Wochen vorher zu kündigen und im Sonntagsgewand Abschied zu nehmen. Verboten war es, das Angeld von einem Meister einzustecken und bei einem anderen einzutreten. Alle Gesellen wählten aus ihrer Mitte den Altgesellen, der in der Zunft ihre Interessen vertrat.

Erschienen sie am Feierabend in der Herberge – aber ohne Waffen – so begegneten sie dem Herbergsvater und der -mutter mit Anstand und Höflichkeit, tranken aus ihren Schenkkandeln und „Irten“; „Unehrliche“, wie Scharfrichter, Gerichtsdiener, Possenreißer usw. durften diese Trinkgefäße weder angreifen noch verwenden. Auf der Straße erschienen sie nie ohne Hut, Rock, Halstuch, Stock und Schuhe. Wer mit Kindern spielte, dem wurde zur Strafe der halbe Wochenlohn abgezogen. Sie pflegten eine aufrichtige Gemeinschaft und halfen einander in Not und Gefahr, waren stolz auf ihr Handwerk und jeder prahlte, daß seines das Älteste wäre. Bei einer Zusammenkunft mussten sie den Meister sprechen lassen, ihm nicht in die Rede fallen und nicht vor der offenen Lade schimpfen.

Bei der Mistelbacher Schneiderzunft besaß 1529 der Altgeselle auch einen Schlüssel zur Zunftlade; hier war es den Gesellen strenge verboten in gefärbten Kleidern öffentlich zu erscheinen und mit „Störern“ zu sprechen oder zu verkehren. Kranke Gesellen zu besuchen und zu pflegen, war eine Pflicht aller. Kündigen oder auf Wanderschaft gehen, durften sie nicht vier Wochen vor Ostern, Pfingsten und Weihnachten. Alle 14 Tage hatten sie ein Bad zu nehmen. Den Geburts- und Gesellenbrief hatten sie gut zu bewahren, da es wichtige Dokumente waren.

In Nordmähren feierten um 1564 die Schneidergesellen und Lehrlinge alle 14 Tage einen blauen Montag, der um 12 Uhr mittags begann; sie trugen öffentlich sogar Waffen und besuchten „die freien Weiber“, aber nur nicht an Feiertagen. Es war die Renaissancezeit, die keinen Zwang kannte. Wer nicht wanderte und in der Fremde gearbeitet hatte, konnte nicht Meister werden. Die Webergesellen gingen an jedem Montag, wenn in der Woche kein Feiertag war, zur Vesperzeit auf einen Trunk (1568 in Nordmähren). Weber- und Tuchmachergesellen vertrugen sich nicht, weil diese in ihrem Stolz die armen Weber verachteten. In Mistelbach hießen die Webergesellen Knappen, die nach ihrer Freisprechung 2 Jahre wandern mussten, der Meistersohn aber nur ein Jahr; die Obrigkeit strafte hier jeden Lehrling und Gesellen, der den blauen Montag feierte, nach 1620 „gefänglich“. Ein Mistelbacher Schneidergeselle durfte 1628 an einem Meisterstück nicht länger als 4 Wochen arbeiten; gegen die Schuhknechte, die immer radikale Umstürzler waren, ging die Zunft sehr strenge vor; schmähte einer seinen Meister, so hatte er keine Freiung und er musste Mistelbach verlassen, weil er keine Arbeit fand. Ein Urlaub zu Pfingsten, Ostern und vor den Jahrmärkten wurde nicht gewährt. An Sonn- und Feiertagen durften sie ohne Wissen des Meisters keine Arbeit in Bauernhäusern, auch nicht eine Flickerei übernehmen.

Nach dem 30jährigen Krieg erlangte die Kirche einen größeren Einfluss auf das Zunftwesen. Das Wochenbad entfiel; gegen den blauen Montag, der schon 1527 und 1571 verboten wurde, kämpfte die Obrigkeit vergebens an. Es gab wenig Arbeit, auch die Kaufkraft der breiten Masse war niedrig, die Steuern und Abgaben sehr hoch. Krems zählte 1665 nur 106 Einwohner und Langenlois 105. Der Wochenlohn eines Bindergesellen betrug 30 Kreuzer und das tägliche Kostgeld 8 kr. - 1 Schwein kostete 1 Gulden. Viele Gesellen wollten nicht arbeiten und zogen mit den abgedankten Soldaten zum Schrecken der Bauern und der Reisenden von Ort zu Ort. Die Wiener Goldschmiedegesellen errichteten 1677 in ihrer Herberge eine Almosenbüchse für die Wandergesellen, Walzbrüder genannt, ein. Mit dem kirchlichen Zwang waren die Gesellen nicht einverstanden; sie lehnten die Teilnahme am Fronleichnamsumgang ab, doch nützte ihnen der Widerstand wenig; denn es hieß: „Dieses Jahr kannst zusehen, im nächsten stille stehen und über 2 Jahre musst mitgehen“.

Wurde ein Geselle gerichtlich bestraft, so kam nach 1689 sein Name in das „Schwarze Buch“ und damit war er fürs ganze Leben erledigt, da ihn kein Meister aufnahm; denn seine Missetat wurde sofort allen Zünften mitgeteilt. Feierte ein Geselle einen halben Tag in der Woche, so erhielt er auch nur den halben Wochenlohn, bei einem ganzen Tag aber verlor er den ganzen Lohn. War er widerspenstig, so arbeitete er in Eisen und Band.

1689 erschien am 9. Dezember eine Handwerker Ordnung, die dem Staate größere Rechte einräumte und die starren Zunftbestimmungen einschränkte. Protestantische Gesellen konnte ein Meister aufnehmen, doch mussten sie katholisch werden; taten sie es nicht so verloren sie den Posten und mussten das Land verlassen. Oft hatten sie den Katholiken die „Profession“ und die Neuerungen beizubringen, dann konnten sie wieder gehen. Klage oder Beschwerden wegen geringer Bezahlung waren meist erfolglos. Dabei dauerte die Arbeitszeit im Sommer von 4 Uhr früh bis 9 Uhr abends.

Unehrliche Gesellen, deren Name im „Schwarzen Buch“ stand, sowie protestantische bekamen in der Herberge weder ein Quartier noch Verpflegung. Erkrankten sie, nahm sich kein Mensch ihrer an. „Störer“, welche schwarz ihr Handwerk ausübten, nannte man „Hummeln“, weil sie keine Steuern zahlten und den zünftigen Meistern den „sauren Schweiß“ stahlen. Bei Anzeigen wiesen solche Gesellen darauf hin, daß der Kaiserhof, die Adeligen und Klöster eigene Handwerker hatten, die Störarbeiten verrichteten und nicht gestraft wurden. Gesucht waren die tüchtigen protestantischen Ziergärtner; Prinz Eugen hatte solche für seine Schlossgärten.

1701 wagte in Mistelbach ein Maurergeselle, der bei dem Meister Venna arbeitete, nicht am Fronleichnamsumgang teilzunehmen, was berechtigtes Aufsehen erregte. Die Meister besaßen das 4 Wochen–Kündigungsrecht, die Gesellen nur das 14tägige. In Mistelbach verrichteten Gesellen und Lehrlinge die Feldarbeiten bei den Meistern und auch die vorgeschriebene Robot des Lehrherrn; deshalb wurden sie widerspenstig und keck. Es fehlte bei uns an tüchtigen Handwerkern. Die Bewohner waren indolent, zeigten kein Interesse für Gewerbe und Handwerk, liebten Unterhaltung, aber keine ernste Arbeit. Viele Meister konnten von ihrem Gewerbe nicht leben, sodaß oft eine gereizte Stimmung in den Zünften herrschte; dabei zeigten sich die Gesellen häufig als „Revoluzzer“.

Als die Regierung den Fabriksarbeitern nach 1705 freie Religionsübung gewähren wollte, protestierten kirchliche Kreise dagegen.

Die Gesellenfrage wurde mit der Zeit ein schwieriges Problem; denn Alter und Jugend vertragen sich nie. Die Zunftmeister forderten Strenge, Zwang und harte Strafen, damit die patriarchalischen Verhältnisse bestehen blieben. Die Geistlichen fürchteten den Einfluss der Protestanten, da heimliche Lutheraner in Neusiedel, in Mistelbach und in Kettlasbrunn auftauchten: hier ein Strohschneider - heute ein ausgestorbenes Gewerbe. Das Regierungsdekret vom 23. November 1712 schrieb gedruckte Zettel über das Wohlverhalten und Benehmen der Gesellen vor: sogenannte „Kundschaften“: Revoluzzer wurden hart gestraft: körperliche Züchtigung, Anschlagen des Namens am Galgen oder Pranger, Arbeit in Band und Eisen, Verschickung in die ungarischen Bergwerke, in die Grenzhäuser, nach Triest als Ruderknecht auf die Schiffe und Übergabe an die Werber für Militärzwecke. Doch die Gesellen wehrten sich - besonders die Schuhknechte - und legten die Arbeit nieder. Die Regierung untersagte in einem Erlass vom 8. März 1718 den Gesellen das Tragen von Degen zum Sonntagsgewand. In Wien trieben die Gesellen beim Fronleichnamsumgang allerlei Unfug. In Poysdorf ereignete sich auch ein aufsehenerregender Zwischenfall, der aber nicht näher beschrieben wird. Als sich in Wien 1722 die Schustergesellen einer kaiserlichen Anordnung widersetzten und sich zusammenrotteten, wurden 2 Rädelsführer zum abschreckenden Beispiel hingerichtet. Alle Vierteljahre hatte von nun an der Zunftmeister die Regierungsbestimmungen den Gesellen vorzulesen. Mit der Bettlerfrage konnte die Behörde nicht weiterkommen. Die Stadt Iglau zählte 1719 bei 6246 Einwohnern 386 Bettler.

Die Mistelbacher Schneiderzunft ging gegen die Lehrlinge und Gesellen schärfer vor, da sie in den Wirtshäusern die Nächte verbrachten, den blauen Montag feierten und in Gegenwart von Frauen und Mädchen unzüchtige Reden führten; in diesem Falle zahlte jeder einen Schilling als Strafe in die Zunftlade. In Polen und Deutschland rührten sich 1723 die Gesellen; es gab Unruhen und Aufstände. Protestantische Gesellen und Meister sollten zuerst übertreten, wenn sie im katholischen Österreich das Brot essen wollten.

Starb ein Lebzeltermeister, so trug ein Geselle seinen Degen auf einem Sametpolster hinter dem Sarg. Die Fleischhauergesellen, „besonders turbulente Leute“, schrien und lärmten bei Zusammenkünften; sie holten das Schlachtvieh von Gr. Schützen und Auspitz, wo große Viehmärkte abgehalten wurden. Die Mistelbacher Lederergesellen hatten so wie der Zunftmeister einen Schlüssel zur Lade. Ein Riemergeselle, der sich hier als Meister einkaufen wollte, zahlte 15 fl in die Lade u. zw. die Hälfte sofort und den Rest im Laufe des Jahres. Riemergesellen in Mistelbach gingen 3 Jahre auf Wanderschaft, Meistersöhne nur eines; Lehr- und Geburtsbrief hatten sie stets der Obrigkeit vorzulegen, sobald sie es verlangte. Eine Schande war es, wenn ein Geselle ein Mädchen aus zweiter Hand heiratete. Die Regierung, die 1731 die Gesellen-Gerichtsbarkeit aufhob, billigte den Meistern ein größeres Aufsichtsrecht zu; sie drohte sogar mit schweren Strafen, als die Gesellen drohten einen solchen Erlass nicht ruhig hinnehmen zu wollen. Einen guten Ruf besaßen bei uns die Hafnergesellen aus Littau und Wischau in Mähren sowie die Brandenburger Nadler. Die Regierung untersagte die hohen Kosten beim Aufdingen, beim Freisprechen, bei der Meisterprüfung und andere alte Zunftbräuche. Diese Regierungsbestimmungen hatte der Zunftmeister einmal im Jahr allen Mitgliedern in der Herberge vorzulesen.

Die neue Zunftordnung vom 19. April 1732 stieß bei allen Gesellen auf starken Widerstand; da sie mit der Abwanderung drohten, gab die Regierung nach im Gegensatz zu Preußen, das durch Strenge die neuzeitlichen Gesetze durchsetzte, sodaß viele Gesellen auswanderten. 1757 betrug der Wochenlohn eines Müllerburschen 1 Gulden – ein Brotleib kostete 9 und eine Gans 15 Kreuzer. Während die Regierung den blauen Montag 1770 verbot, erlaubten ihn die Zünfte, doch führten sie den Taglohn ein. 1791 bekam ein Maurergeselle im Sommer 27 kr, im Winter nur 24 täglich.

In der Biedermeierzeit ging es den Gesellen oft recht schlecht, denn der Geldsturz von 1811 und 1816 schwächte die Kaufkraft der breiten Masse. Die Folge war eine Arbeitslosigkeit; dabei gab es keine Unterstützung. Die Gemeinden verweigerten oft den Gesellen die Heirat, weil die Witwe und die Kinder nach dem Tod des Vaters der Gemeinde zur Last fielen. Der Poysdorfer Marktrat, der 1831 das öffentliche Tabakrauchen verbot, drohte den Jugendlichen mit schweren Strafen im Falle einer Anzeige.

2 Tage im Jahre spielten im Brauchtum der Gesellen eine wichtige Rolle, u. zw. der Georgitag = der 24. April, an dem die Sommerordnung begann, und der Michaelitag = 29. Sept., an dem die stinkende Ölfunzen angezündet wurde; beide Tage waren ein Familienfest, bei dem es ein besseres Essen sowie einen guten Trunk gab.

Wir sehen heute oft den wandernden Handwerksburschen mit den Augen einer falschen Romantik und vergessen auf die Schattenseiten, auf die Not und auf das Elend, das diese Walzbrüder ertragen mußten. Sie nahmen alle Widerwertigkeiten mit einem Heldenmut auf, hungerten und froren, gaben aber nie die Hoffnung auf eine bessere Zukunft auf. Mancher sah seine Heimat und seine Eltern nie, in einem Straßengraben oder in einem Strohschober endete nur zu oft sein Leben. Im Gesang und in der Musik fanden andere Trost und Mut; im Lied offenbarten sie ihr Herzensgeheimnis, ihre Liebe, ihre Treue und Heimatsehnsucht, ihren Schmerz beim Verlassen des Städtchens und ihre Freude bei der Heimkehr. Schöne Volkslieder verdanken wir dem unbekannten Walzbruder, der alles was sein Herz erfüllte, im Gesang ertönen ließ. Diese bescheidene Kulturarbeit sei nicht vergessen in einer Zeit, da Materialismus und fremder Einfluss unser Volk zu vergiften drohen.

1853 wollten sozialdenkende Bürger in Poysdorf eine Krankenanstalt für Wandergesellen errichten, doch kam es nicht dazu. An die Stelle der Zünfte, die sich längst überlebt hatten, traten politische und kirchliche Vereine, die Gesellenhäuser erbauten, die den Burschen einen Rückhalt im wirtschaftlichen Leben gaben. Sie sollten ihnen die Fürsorge und Wärme des Elternhauses ersetzen.

Der Staat errichtete 1886 in den größeren Gemeinden die Naturalverpflegstationen, die den Wanderburschen ein Quartier boten und wo sie um einen Arbeitsplatz fragen konnten. Sprachen sie bei einem Meister um eine Unterstützung vor, so wurde sie ihnen gerne gewährt. Die letzten Walzbrüder in Poysdorf waren Julius Watzek – ein Färbergeselle bei Matthias Hammerler, V. Kudernatsch – ein Sattlermeister und hervorragender Sammler sowie Prähistoriker, Fr. Pfalz – ein Hufschmied, A. Schwach – ein Zimmermeister, J. Petzl – ein Ledererzeuger und J. Bohrn – ein Sattlermeister.

1932 übernachteten in der Poysdorfer Verpflegsstation u. a. 110 Vereinsangehörige von Gesellenvereinen. In Mistelbach konnte 1957 ein Kolpinghaus eröffnet werden. Der Wohlfahrtsstaat der Gegenwart änderte die Lage sowie die Stellung der Gesellen nach modernen sozialen Gesichtspunkten. In der Dichtung und Malerei lebt die Gestalt des Wanderburschen weiter. Nestroy hat ihm ein ehrendes Denkmal in seinem Schauspiel „Lumpazivagabundus“ gesetzt.

Quellen:

Herrschaftsakte Eisenberg und Wilfersdorf im Fürst Liechtensteinischen Hausarchiv

Max Adler „Die Anfänge der merkantilistischen Gewerbepolitik

Protokollbücher der Gemeinde Poysdorf

Handschrift von Franz Thiel

Ein Markt in Poysdorf

Am 4. Mai 1582 erhob Kaiser Rudolf II. die Gemeinde Poysdorf zum Markte. Im Laufe der Zeit erhielt der Ort 5 Jahrmärkte und einen Wochenmarkt, der am Freitag stattfindet. Am Sonnabend vor jedem Jahrmarkt ist ein Pferdemarkt. Diese Märkte hatten früher eine große Bedeutung und sie waren mehr wert als eine Geldanleihe, weil die Gemeinde einen großen Nutzen aus ihnen zog. Handel und Gewerbe hatten ein Absatzgebiet für die Erzeugnisse, die Handwerker, die Bauern und die Hauer zogen wirtschaftliche Vorteile, Fremde kamen herbei und die Reichsstraße war ein Lebensnerv des Marktes. Was die Leute in der Umgebung brauchten, holten sie im Markte. Poysdorf hatte eine überragende Bedeutung und wurde zu den größeren Gemeinden des Landes gezählt.

Die Märkte waren mit Vorrechten ausgestattet. Die Kaufleute und Käufer genossen den Schutz der Gemeinde, die strenge darauf schaute, daß ihr guter Ruf gewahrt bleibe. 8 Tage vor dem Markte wurde auf dem Pranger die Freiung ausgesteckt; es war dies eine Faust mit dem Schwerte und eine kleine Fahne. Dieses Zeichen bedeutete, daß alle Vergehen während des Marktes strenger als sonst bestraft werden. Der Marktrichter, die Dorfrichter und die Viertelleute hatten viel Arbeit, sie waren der Herrschaft für Ruhe, Ordnung und Sicherheit verantwortlich, sie sammelten das Standgeld ein, schlichteten Streitigkeiten und sorgten dafür, daß der Verkehr auf den Straßen sich ohne Gefahr für die Fremden abwickelte. Die Nachtwächter richteten ihr Augenmerk darauf, daß niemand „auf der Straße Tabak raucht“, weil da leicht ein Feuer oder ein Unfall geschehen konnte.

Die Getreidemärkte konnten sich nicht mit denen Stockeraus oder Mistelbachs messen. Sie blieben recht beschränkt, da ja die Poysdorfer Bauern selbst nach Lundenburg, Nikolsburg und Laa fuhren. Vor Beginn des Marktes durfte niemand kaufen oder verkaufen. Eine Blechfahne, die heute im Museum aufbewahrt wird, gab den Leuten das Zeichen, daß der Markt eröffnet ist. Wer aber schon früher zu handeln begann, zahlte 1 bis 10 fl. Oe. W. Strafe. Häufig erschienen Bauern bei uns, um das Getreide gegen Wein einzutauschen. Das Körnerstreichamt verpachtete die Gemeinde. 1889 zahlte man für einen Wagen 6 Kr., für das Abwiegen eines Sackes 2 Kreuzer.

Die Pferdemärkte waren früher recht stark besucht. Aus Ungarn und aus dem Marchfelde erschienen ganze Kolonnen. Solange die Robot und das Pferdefuhrwerk auf der Reichsstraße bestanden, hielten sich die Bauern viele Pferde. Sie leisteten Vorspann den durchreisenden Kaufleuten, fuhren mit dem Wein nach Wien, Brünn, Olmütz, Stein und Krems, holten den Töpfern von Znaym den Ton und besorgten die verschiedenen Fuhren für die Herrschaft und für die Beamten. Bei den schlechten Straßen und Wegen – die Reichsstraße machte eine Ausnahme – litten die Pferde sehr stark; ihre Pflege ließ viel zu wünschen übrig und der Bauer sah sich gezwungen, die Zugtiere öfter zu wechseln. Mit dem Aufhören der Robot und des Fuhrwerkes verlor der Pferdemarkt sein Ansehen und heute ist er fast belanglos. Ganz eingeschlafen ist der Handel mit Schafen, Gänsen und Schweinen. In großen Scharen brachte man diese Tiere aus Ungarn und trieb sie durch die Ortschaften. Die Schweinehändler waren steinreiche Leute, die oft unseren Bauern die Schweine überließen und die Geldsumme nach der Weinlese einforderten. Die Schafe wurden von hiesigen Fleischhauern gekauft, auf die Gemeindeweide längere Zeit getrieben und dann geschlachtet. Das Schaffleisch war eine beliebte Nahrung im Sommer. Im Herbste erschienen große Herden von Gänsen; die Begleitpersonen verstanden es recht geschickt, die gewünschten Tiere mit einem Stock herauszufangen. Der Verkauf der Schweine und Gänse war nicht an eine festgesetzte Zeit gebunden, aber in der Regel kamen sie im September. Weil aber durch diese Händler die verschiedenen Tierseuchen eingeschleppt wurden, verbot die Regierung um 1890 den Handel. Der Bauer zieht sich jetzt die Schweine selbst auf, und die er verkaufen will, bringt er zum Ferkelmarkt, der mit dem Wochenmarkt abgehalten wird.

Seit jeher war der Herbstmarkt immer der beste. Der Bauer hatte das Getreide verkauft, er brauchte für den Winter Kleider, Schuhe und Geräte, der Hauer benötigte für die Weinlese Bottiche, Fässer und dgl., darum kamen sehr viele Kaufleute und Käufer. Die Handwerker waren bestrebt, gute Waren zu verkaufen. Die Beschaumeister nahmen ihr Amt sehr strenge und verboten den Verkauf minderwertiger Waren. Die wurden einfach weggenommen und der Meister noch dazu bestraft. Die Fleischbeschauer und Brotwäger, die von der Gemeinde bestimmt wurden, prüften die Lebensmittel nach Gewicht und Beschaffenheit. Man war darauf bedacht, daß kein Schund verkauft und dem Käufer um sein Geld eine gute Ware geboten wurde.

Da standen Buden und Zelte am Heumarkt, in der Wiener-, Körner- und Alleegasse. In der Mitte blieb ein Weg frei für das Fuhrwerk, ebenso musste die Ausfahrt der einzelnen Bauernhäuser frei gelassen werden.

Poysdorf hat eben keinen richtigen Marktplatz, sodaß die Straßen zu Verkaufszwecken benutzt wurden. Kamen viele Kaufleute, so verstellten sie auch die Einfahrten, sodaß es dann scharfe Auseinandersetzungen gab. 1832 bestimmte die Marktgemeinde, daß bei jedem Hause die Einfahrt frei zu bleiben habe; denn wie kann die Feuerspritze bei einem Brande zum Haus kommen, wenn ein Stand neben dem anderen steht. Brennt ein Stall oder eine Scheune, so muß das Vieh auf die Körnergasse getrieben werden. Dabei entsteht eine große Verwirrung, die von vielen dazu benützt wird, um Diebstähle auszuführen.

Von Nordmähren und Schlesien kamen Leinwandhändler, die hier gute Geschäfte machten. Von Südmähren und aus der Slowakei brachten die Töpfer ihre Waren: irdene Milchhäfen, buntbemalte Teller und Schüsseln, Krüge und Häferln in verschiedenen Größen und Farben. Am heutigen Josefsplatz und vor dem Rathaus hatten die Töpfer ihren Platz. Die Bauern aus den Orten an der March und Thaya lieferten Heu, aus der Slowakei kamen Weinstecken. Von Nikolsburg erschienen die Juden mit ihrem Tuch, sie schrien und lärmten, daß den biederen Marktbesuchern angst und bange wurde. Schuster, Wagner, Faßbinder, Seifensieder, Kalkbauern, Gemüsehändler, Schneider, Fleischhauer und Bäcker boten ihre Sachen an. Genau war vorgeschrieben, wieviel Standgeld jeder zu zahlen hatte, z. B. von Wagen mit Naturalien 7 Kr. Oe. W., von Kalkwagen 10, von 1 Schmalzkörbl 3, von einem Topfen- oder Eierkörbl 2, von 1 Pfund Wolle 1 ½, von einer großen Obstbutte 5, von einer kleineren 3, von einem Obstkörbel 1 ½, von einem Schwein über 30 Pfund 5, von einem unter 30 Pfund 3, ebensoviel von einer Gans, einer Spansau oder einem Kitzel, von einer Ente und einem Huhn 2, von einem Hühnl 1, von einem Ganstrieb über 30 Stück 20, unter 30 Stück 10, von einer Kuh 12 Kreuzer. Die Preise schwankten je nach den Geldverhältnissen. Um das Jahr 1820 waren sie höher, weil nach den Napoleonischen Kriegen die Preise höher standen als 10 Jahre später. War die Gemeindekasse leer, so zog man einzelne Preise an, um auf diese Weise den Gemeindesäckel zu sanieren. Immerhin bildeten die Einnahmen, die die Gemeinde von den Märkten hatte, eine bedeutende Summe, mit der man schon rechnen konnte. Für einen Stand, der 18 Schuh lang war, hatte der Kaufmann 1 fl 80 Kreuzer zu zahlen, für einen mit 12 Schuh Länge 1 fl 20 Kreuzer, für einen mit 6 Schuh 60 Kreuzer und für kleinere 50 Kreuzer. An jährlichen Umlagen waren 50 Prozent zu entrichten, die am Allerheiligenmarkt von der Gemeinde eingehoben wurden.

Die Märkte brachten aber auch allerlei Unterhaltung und Belustigungen, die heute vielfach der Vergangenheit angehören. Da tauchte der Dudelsackpfeifer auf, der seine eintönigen Weisen erschallen ließ. Mit dem rechten Ellbogen, an dem der Schlegel festgebunden war, schlug er die große Trommel, die er auf dem Rücken trug, mit dem einen Fuß brachte er das Glockengeläute zum Klingen, das er auf dem Kopfe hatte. Dort zeigte ein Bärenführer die Kunststücke des Meisters Petz, der zum Klange einer kleinen Trommel sich im Kreise drehte. Eigentlich war dies eine Tierquälerei, weil der Nasenring dem Bären fürchterliche Schmerzen bereitete. Daneben erfreute ein zierlich aufgeputzter Affe durch seine Possen die Zuschauer, unter denen es natürlich viele Kinder gab. Ein Gottscheer ließ die Leute „hoch und nieder ziehen“ – es waren dies Lose mit den Zahlen 1 bis 100, die in einem Sack lagen – der Gewinner suchte sich eine Schachtel mit Zuckerln aus. Beim Buchhändler standen die Neugierigen, die unter den Büchern suchten, was ihrem Geschmack entsprach: Romane, Kalender, Flugschriften, Zeitungen, Weissagungen u. dgl. Sie hatten meist keine genaue Angabe des Jahres, in dem sie gedruckt wurden, sondern man las dafür den sonderbaren Satz „Gedruckt in diesem Jahr.“ Kameltreiber, Kartenaufschläger, Feuerfresser, Schießbuden und ein Ringelspiel ergänzten noch das Bild des Jahrmarktes, der den Landbewohnern viel Neues bot und der auch wie ein Feiertag behandelt wurde. An der Wand eines Hauses hing eine Leinwand, darauf waren viele gräßliche Bilder zu sehen, die eine zusammenhängende Geschichte bildeten. Eine Frau und ein Mann sangen die Begebenheit, dazu zeigte er mit einem Stab auf die entsprechenden Bilder. In den Gasthäusern und Buschenschänken ging es lustig zu, der Wein und das Bier flossen in Strömen. Allen brachte der Jahrmarkt Gewinn und Verdienst. Den heimkehrenden Kaufleuten mußten die Bauern Vorspann leisten.

Mit dem Bau der Eisenbahn hörten die alten gutbesuchten Märkte auf. In den größeren Orten entstanden Kaufhäuser und Lagerhäuser, wo der Bauer alle seine Bedürfnisse decken kann. Die Märkte sind heute belanglos, doch halten die Gemeinden an ihnen fest. Verschwunden ist der Pranger, vergessen die Belustigungen jener Tage, die Handwerker kennen keinen Beschaumeister, die Gemeinde ernennt nicht mehr die Fleisch- und Brotwäger, der gute Ruf der Jahrmärkte hat stark gelitten, da es jetzt in der Regel heißt: „Willst du unnütze Dinge kaufen, mußt du auf den Jahrmarkt laufen.“

Veröffentlicht in: „Mistelbacher Bote“, 1.12. 1931/50

Eine alte Schulprüfung
[Heimat im Weinland]

Kirche und Schule waren seit alter Zeit eng verbunden. Der Lehrer, Schulmeister genannt, mußte sich so wie der Geistliche öffentlich immer in einem dunklen Gewand zeigen; er war ja auch Mesner, spielte die Orgel beim Gottesdienst und bekleidete noch verschiedene Ämter in der Dorfgemeinde. Die Kinder des Dorfes besuchten nur 6 Jahre die Schule, was aber schon früher zu wenig war, zumal der Schulbesuch viel zu wünschen übrig ließ; denn es gab keinen Schulzwang; im Sommer war oft das Schulzimmer leer, weil der Bauer die größeren Kinder zur Arbeit brauchte. In vielen Schulen lernten die Schüler nur Lesen und Schreiben, nicht aber Rechnen, das eigens bezahlt werden mußte. Die Armen waren da ausgeschlossen, weil die Eltern kein Geld hatten.

Der Pfarrer überwachte die Schule und den Schulmeister, der manchmal einen Gehilfen hatte, der die zweite Klasse führte. Der Dechant visitierte einmal im Jahr die Schule, um sich zu überzeugen, was die Kinder gelernt hatten. Das Schuljahr begann zu Ostern oder zu Gregori (12. März), dem Schutzpatron der Schule. Da traten die Kleinen ein und die 12-jährigen wurden entlassen. Um die Jahrhundertwende begannen im Pulkautal die Schulen den Unterricht noch immer zu Ostern. Der Gregoritag war ein Feiertag für die Schulkinder, ebenso der Tag, an dem die Schulprüfung abgehalten wurde. Da sollten sie öffentlich zeigen, was sie gelernt hatten. Die Prüfung in der Dorfkirche konnte sich nicht mit der an den Jesuiten- und Piaristenschulen vergleichen, die mit Pracht eindrucksvoll gehalten wurden; hier war es mehr ein Schauspiel, an dem die Personen, die Rang und Namen hatten, teilnahmen. Die Schulprüfungen in der Dorfkirche waren einfach und schlicht; ihnen fehlte jeder Pomp, weil das Geld fehlte.

Der Schulmeister und der Pfarrer wußten genau, worauf der Dechant bei der Prüfung großen Wert legte und die er bei der Prüfung bevorzugte. Der Kapitelbote brachte eines Tages die schriftliche Mitteilung vom Dechant, in der dieser den Tag der Schulprüfung bestimmte. Manchmal stand nur eine kurze Zeit dem Schulmeister zur Verfügung, um den Stoff mit den Schülern vorzubereiten. Es galt ja auch den guten Ruf der Schule in der Dorfgemeinde und in der Umgebung zu wahren und nicht in ein schlechtes Licht zu bringen. Die Stellung des Schulmeisters hing oft mit einer Schulprüfung zusammen, deshalb arbeitete er auch recht fleißig in diesen Tagen. Es mußte alles klappen wie eine militärische Parade. Auch das Schulgebäude mußte hergerichtet und bestehende Fehler ausgebessert werden. Die Fenster wurden geputzt, Kot und Schmutz vor der Schule entfernt und das Klassenzimmer gründlich gereinigt.

In der Kirche besorgten diese Arbeit der Pfarrer und die Kirchenväter; nun herrschte überall Ordnung und man hoffte, daß der Dechant zufrieden sein wird und nichts aussetzen kann. Vielleicht gibt es sogar eine Belobigung durch den hohen Herrn, hoffte der Pfarrer. Vor dem Hochaltar standen mehrere Sessel und 2 Tische; auf dem einen lagen die Schriftproben der Kinder, auf dem anderen die Prämien, das Buch der Ehre und das der Schande. Die Schriftproben hatte zuvor noch der Schulmeister durchgesehen und die schlechten verschwinden lassen. „Die Welt muß beschwindelt werden“ galt schon damals auch in der Dorfschule.

Am Tag vor der Prüfung belehrte der Schulmeister noch die Kinder: sie sollten die Schuhe putzen, den Kopf gründlich waschen, die Haare einfetten und kämmen, das Sonntagsgewand anziehen, den Mund ausspülen, Zimt, Gewürznelken oder Kümmel kauen, damit der üble Mundgeruch verschwindet, rechtzeitig am Abend schlafen gehen, daß sie frisch und munter bleiben und einen hellen Kopf bekommen. Einen Versager bei der Prüfung dürfe es nicht geben, sonst droht am folgenden Tag in der Schule der Stock.

Am Tage der Prüfung schaute die Mutter ihre Kinder an, ob alles in Ordnung ist, damit sie ihr keine Schande machen. Auch der Schulmeister musterte das äußere Aussehen der Schüler; dann gingen sie paarweise in die Kirche, manchmal holten sie den Dechant vom Pfarrhof ab und begleiteten ihn ins Gotteshaus, wo schon viele Eltern erwartungsvoll in den Bänken saßen, um der Prüfung beizuwohnen; auch der Dorfrichter und die Geschworenen saßen auf ihren Stühlen neben dem Hochaltar; es herrschte nun festliche Stimmung in der schlichten Dorfkirche an diesem Tag. Auf einem weißgedeckten Tisch befand sich für den Dechant ein Blumenstrauß als Willkommen-Gruß. Daneben sah man die 2 Bücher u. z. das Buch der Ehre in rotledernem Einband mit Goldschnitt und mehrere Prämien für die besten Schüler. Das Buch der Schande war einfach gebunden; in dieses wurden die faulen, ungezogenen Kinder eingeschrieben, die dem Pfarrer und Schulmeister große Sorgen machten. Daneben lagen Heiligen-Bilder und Prämien für die besten Schüler.

Nach dem Gottesdienst begann die Prüfung. Der Dechant blätterte zuvor in den Schriftproben der Schüler; der Dechant konnte sich sofort ein Bild von der Arbeit des Schulmeisters machen. Die Kinder standen im Halbkreis um den Hochaltar. Ihr Herz klopfte vor Aufregung und angstvoll blickten sie zu dem strengen Herrn, der die Fragen aus dem Katechismus und der Bibel stellte. Mancher Schüler stotterte und dachte angestrengt um die richtige Antwort nach; denn die ungewohnte Umgebung und die Männer der Gemeindevertretung verwirrten die Kleinen; oft fing das gerufene Kind vor Angst zu weinen an. Der Dechant tröstete es aber mit sanften Worten und sprach ihm Mut zu. Doch konnten die Gerufenen gleich die richtige Antwort auf die Frage geben; es klappte alles zur Zufriedenheit des Dechanten, es ging oft wie am Schnürl.

Nach der Prüfung kam die Verteilung der Prämien, der Bilder und das Einschreiben in die 2 erwähnten Bücher. Der Dechant schritt zum Tisch, nahm die Gansfeder, tauchte sie in das Tintenfaß und rief mit lauter Stimme: „In das Buch der Ehre wird wegen besonderen Fleißes, guter Aufführung und Sitten sowie über das gute Wissen und Können als erster Prämiant eingetragen der ...;” nun folgten die anderen, die dieser hohen Ehre für würdig befunden wurden. Während der Dechant die Name der Aufgezeichneten in das Buch der Ehre einschrieb und die Prämien verteilte, spielten die Musikanten auf dem Orgelchor ein feierliches Intrade mit Trompeten, Pauken und Trommel, wie ein solches nur an Festtagen vor dem Gottesdienst gespielt wurde. Der Prämiant trat vor den Dechant, übernahm die Auszeichnung und küßte die Hand des hohen Herrn. Der Schüler vergaß zeit seines Lebens nicht diesen Tag und war auch stolz auf die Ehre. Auch die Mutter, die unter den Zuhörern in einer Kirchenbank saß, freute sich und wischte eine Träne der Freude aus ihren Augen.

Es war kein Wunder, wenn der Prämiant den Neid und die Bosheit der Mitschüler erregte, oft machten sie ihn lächerlich, beschimpften und schlugen ihn. Im Dorf wurde der Prämiant von den Großen geehrt; sie lobten ihn und drückten ihm die Hand, wenn sie ihn auf der Straße sahen. Manche aber streuten üble Nachreden über ihn aus, besonders von Eltern, deren Kind nicht gelobt und ausgezeichnet wurde. Der Pfarrer und der Schulmeister bekamen auch ihren Teil; man warf ihnen Unrecht, Protektion der besseren Kinder und mangelnde Erziehung in der Schule vor.

Nach der Prüfung hielt der Dechant eine kurze Ansprache an die Kinder, lobte die guten und braven, tadelte die faulen und schlechten, ermahnte alle, fleißig zu sein, den Eltern eine Freude zu machen und die Schule nicht zu schwänzen; was sie lernen, brauchen sie einmal im späteren Leben. Nach der Prüfung gab der Pfarrer den Gästen eine Jause, bei der der Schulmeister als Kellner und Speisenaufträger wirkte.

Sehr bald wurden Stimmen laut, daß die Schulprüfungen nicht mehr stattfinden sollten, andere wieder waren dafür und meinten, daß die Prüfungen einen hohen erzieherischen Wert in der Schule besäßen. Denn es sei Aufgabe der Schule, den Ehrgeiz sowie den Fleiß der Schüler zu wecken und zu fördern. Dies stellte auch der Dichter A. Stifter für Ober-Österreich fest, als er mehrere Jahre die Leitung des Schulwesens in diesem Lande führte.

Der Dechant gewann einen Einblick in das Schulwesen des Dorfes, in die Haltung der Bewohner zur Schule und in das Wissen und Können des Schulmeisters, dessen Wissen oft recht mangelhaft war, weil Staat und Kirche keine Anstalten für die Vorbildung des Lehrerstandes erbauten und einrichteten. Die Fehler und Mängel, die der Dechant bemerkte, besprach er mit dem Schulmeister unter 4 Augen. Die Öffentlichkeit durfte nichts erfahren, damit der Ruf der Schule nicht in Gefahr komme. Der Dechant fragte den Dorfrichter um seine Wünsche und Ansichten, machte ihn auf die Bauschäden der Schule und auf andere Fehler aufmerksam, die er ausbessern sollte.

Der Dechant verfaßte einen schriftlichen Bericht über die Visitation und schickte ihn nach Wien an das Konsistorium. Diese Berichte geben uns heute einen guten Einblick in die Schulverhältnisse unserer Heimat in der Vergangenheit. Die Neuschule hielt an der Schulprüfung in der Kirche fest, lehnte aber die Musik, die Prämien, das Buch der Ehre und das der Schande ab. Nach 1869 beschränkte sich die Visitation auf das religiöse Wissen der Kinder, nicht auf die anderen Unterrichtsgegenstände. Bei den Prüfungen fehlte oft nicht der Humor und es gab lustige Szenen, die zum Lachen Anlaß gaben. So fragte in Gaweinstal der Dechant um die Todsünden. Das Mädchen, das gerufen wurde, wußte aber nur sechs. Dann wußte es nichts weiter. Der Dechant wollte es durch Zureden auf die 7. Todsünde führen und meinte: „Denk ein wenig nach! Die Leute begehen diese Sünde und nachher bereuen sie dieselbe und sagen, hätte ich doch diese Sünde nicht begangen.“ Das Kind sagte laut: „Siebente, die Ehe“. Ein Gelächter erfüllte die Kirche, selbst der Dechant lachte mit.

Nach der Jahrhundertwende unterblieb die Prüfung in der Kirche, sie fand in der Schule statt, die Eltern haben da keinen Zutritt.

Meine Großmutter erzählte mir oft von der Schulprüfung von 1867; sie war Prämiant und konnte sich auf die Einzelheiten gut erinnern; es war für sie ein Freudentag, den sie nicht vergaß im späteren arbeitsreichen Leben.

Es wäre zu begrüßen, wenn sich in einer Schule oder in einem Pfarrarchiv ein Buch der Ehre und ein Buch der Schande fände; ein Heimatmuseum würde sicher die alten Bücher vor der Vernichtung bewahren.

Veröffentlicht in: „Heimat im Weinland“, Heimatkundliches Beiblatt zum Amtsblatt der Bezirkshauptmannschaft Mistelbach. 1965, S. 166 + 167

Eine alte Schulprüfung

Schule und Kirche waren früher enge verbunden, da ja der Ortspfarrer die Aufsicht über den Unterricht besaß. Nichts geschah ohne seine Einwilligung und der Lehrer hatte immer dem Brauche und den Gewohnheiten seiner Vorgesetzten Rechnung zu tragen. Dazu gehörte auch die Schulprüfung am Ende des Schuljahres. Uebernommen wurde diese Einrichtung von den Jesuiten, die großen Wert auf solche öffentliche Prüfungen legten, die mit großem Aufwand und Pomp ein sehenswertes Schauspiel waren. Alles, was Rang und Namen hatte, war dazu eingeladen. So eine Prüfung war in einer Jesuitenschule ein schönes Bild; alles ging wie an einem Schnürl: die Antworten folgten rasch auf die Fragen. Diese Prüfung hob das Ansehen und den guten Ruf der Schule.

Auch in den Volksschulen wurden derartige Schlußfeierlichkeiten abgehalten. Der Kapitelbote brachte vom Dekanate die schriftliche Anordnung dem Schulmeister, der auch sofort an die Arbeit ging. Es waren recht saure Wochen für die Kinder und für den Lehrer, der sich alle Mühe gab, damit die Schule nur Lob erntete. Er wußte, worauf der Dechant besonderen Wert legte. Das übte er fleißig.

Einen oder zwei Tage vor der Prüfung gab es eine Reihe von Vorbereitungen. Kränze wurden geflochten. Die Kinder brachten Blumen. Stühle und Tische trugen die Knaben in die Kirche, wo meistens die Prüfung stattfand. Die Schriftproben legte der Schulmeister schön zusammen, die gefälligen obenan, die sehr schlechten ließ er verschwinden, da sie ja nur den guten Eindruck der Schule herabsetzen konnten. Den Kindern wurden verschiedene Belehrungen gegeben: „Putzt euch ordentlich die Schuhe! Erscheinet im Sonntagsgewand! Die Haare ölt und fettet gut ein, daß sie geglättet aussehen! Den Mund spült ordentlich aus, kaut Zimt, Gewürznelken oder Kümmel, damit der Atem wohlriechend sei! Legt euch am Abend bald in das Bett! Jeder antworte laut und deutlich! Wehe, wenn einer nichts weiß oder stecken bleibt!“ Den Kindern klopfte das Herz, da ja meistens die Eltern als stille Zuhörer in den Bänden saßen und der Prüfung aufmerksam folgten. Es war ja ein öffentliches Gericht und manche Mutter hatte mehr Angst als das Kind.

Zur festgesetzten Stunde kamen am Prüfungstage die Kinder in die Schule. Noch einmal musterte sie der Schulmeister, ob ihr Aeußeres auch dem hohen Tage entspricht; dann bewegte sich der Zug zur Kirche, die festlich geschmückt war. Die Großen holten den Dechant vom Pfarrhofe ab und geleiteten ihn ins Gotteshaus, wo nach einer Messe die Prüfung beginnen sollte. Während der Dechant in der Sakristei sein Frühstück verzehrte, stellten die älteren Knaben Tische und Sessel zum Altar. Auf dem einen stand ein Glas voll Blumen, das sich nach beendeter Schulprüfung der Dechant mitnahm; auf den anderen Tischen lagen die Musterschriften, das Buch der Ehre, das mit rotem Leder eingebunden war, und daneben das Buch der Schande, in das die schlechten Schüler eingeschrieben wurden. Auf einer Bank bemerkte man die Prämien für die besten Schüler: Erbauungs- und Gebetsbücher und Bilder der Heiligen – die der Jungfrau Maria und des heiligen Aloisius überwogen.

Der Dechant setzte sich auf seinen Ehrensitz und ließ sich zuerst die Schriftproben reichen. Mit wohlgefälligem Lächeln blätterte er in den Heften, während der Dorfrichter und die Geschworenen streng nach der Rangordnung sich still auf den Sesseln niederließen und der Schulmeister die Kinder in einem Halbbogen um sich aufstellte.

Aengstlich blickten die Kleinen zu dem gestrengen Herrn, der auch manchesmal eine Frage stellte. War aber der Schulmeister „gut angeschrieben“, so ließ ihn der Dechant allein prüfen. Im anderen Falle verstand es der hochwürdige Herr durch seine Fragen den Zuhörern begreiflich zu machen, daß der Schulmeister sein Amt nicht genau nehme. Es war eben die alte Schule der Konkordatzeit, wo mancher aufrechte Charakter viele Bitterkeiten geduldig hinnehmen mußte, wie es ja heute noch der Fall ist, da die allmächtigen Parteien regieren. Das Hauptgewicht legte man damals auf das Gedächtnis. Die Kinder wußten da einen ungeheuren Stoff und meine Mutter, die mir oft diese Schulprüfungen schilderte, konnte noch als 60jährige Frau das lange Gedicht „Eine Reise durch Europa“ auswendig.

War die Prüfung beendet, so erfolgte die feierliche Verteilung der Prämien. Der Dechant erhob sich recht geräuschvoll und schritt zu dem Tische, auf dem das Ehrenbuch lag, nahm die Gansfeder und verkündete mit lauter Stimme: „Der erste Prämiant ist die Schülerin N. N.“ Auf dem Musikchor schmetterten die Trompeten ein Intrado, Pauken wirbelten, während der Prämiant zum Dechant trat, ihm die Hand küßte und das Geschenk in Empfang nahm. Gleichzeitig wurde der Name des Kindes in das Ehrenbuch eingeschrieben. Dieser Vorgang wiederholte sich öfters, soviel Prämien vorhanden waren. Das Buch der Schande hielt der Dechant in die Höhe, legte es aber wieder zur Seite, weil der Schulmeister versicherte, daß im heurigen Jahr keine schlimmen Kinder waren. Er durfte keine angeben, sonst wären ihm in den nächsten Wochen die Fensterscheiben zur Nachtzeit von „unbekannten Tätern“ eingeschlagen worden. Prämiant zu sein, war eine hohe Ehre für den Schüler und für die Eltern. Doch regte sich auch der Neid in dem Dorfe und man warf dem Schulmeister häufig Parteilichkeit vor. Die sich zurückgesetzt fühlten, waren nicht ruhig und streuten verschiedene Verdächtigungen aus, die das Ansehen der Schule schädigten. Kein Wunder, wenn Stimmen laut wurden, die verlangten, daß die Schulprüfungen mit ihrem Pomp verschwinden müssen, da sie Aerger und Verdruß erregen und keinen erzieherischen Wert haben.

Nach der Prüfung gab der Pfarrer des Ortes gewöhnlich eine Mahlzeit, bei der häufig der Schulgehilfe als Kellner und Speisenträger tätig war. Dafür erhielt er die Reste, die vom Essen übrig blieben und die er mit nach Hause nahm. War es doch eine kleine Beihilfe für seine karge Entlohnung und so gute Speisen sah er das ganze Jahr nicht auf seinem Tisch.

Als das Reichsvolksschulgesetz in Kraft trat, hörten die Schulprüfungen auf. An vielen Orten waren sie längst abgebaut. Heute leben sie in der Erinnerung der alten Leute und vielleicht hat noch manche Schule das Buch der Ehre oder das der Schande in einem alten Kasten aufbewahrt. In den Religionsprüfungen besteht noch ein matter Schimmer von den Schulprüfungen aus der Urgroßväterzeit weiter. Sonst ist die Neuschule anspruchslos, meiden den Festesschmuck und Festesglanz; doch gibt es auch Beispiele dafür, daß man heute prunkhafte Schlußfeiern veranstaltet, weil die besonders zum Gemüte des Volkes sprechen, das ja sehr stark an den Aeußerlichkeiten hängt.

Handschriftliche Ergänzungen zum Artikel "Eine alte Schulprüfung"

Manche Schulen begnügten sich dann nur mit dem "Buch der Ehre", so z. B. Poysdorf. Im Jahre 1815 spendete ein solches der Schulaufseher Karl Gabath. Auf der ersten Seite lesen wir: "Denkmal der Ehre für diejenigen Schüler und Schülerinnen der hiesigen Schule, welche sich durch ihr musterhaftes Betragen in Fleiß und Sitten vor anderen ausgezeichnet haben, deren Namen zum bleibenden Andenken in diesem Buche verewigt zu werden verdienen”. Eingeschrieben wurden 4 - 6 Kinder der zweiten und dritten Klasse. Da finden sich folgende Namen: Adelmeiner, Asperger, Autriet, Axter, Bauernfeind, Balzer, Barisch, Beinhofer, Berndl, Beck, Bergmann, Berger, Brunner, Böshönig, Boyer, Dobler, Donau, Ebenauer, Ebinger, Edelmann, Ernst, Felzl, Ferner, Fleischer, Fiby, Freudenreich, Fritsch, Fröschl, Gabath, Gebhart, Glaser, Gmeinböck, Gras], Griechbaum, Gruber, Hammerler, Haimer, Hanny, Hadinger, Hauser, Hausner, Heger, Heindl, Hipfinger, Hofmann, Hold, Hutter, Huber, Hirtl, Jandl, Kasparek, Kern, Klein, Kolb, Korsan, Kraker, Kuttler, Lackner, Langer, Lechl, Lewitsch, Lengauer, Lewohl, Leinberger, Leiwolf, Lindenbauer, Loley, Luft, Madi, May, Mattner, Mayer, Morokutty, Muck, Ofner Oppenauer, Pfeffer, Piller, Pöltinger, Pointner, Prinz, Rieder, Romanek, Russo, Schinhan, Schindler, Scherzer, Schodl, Schuckert, Schamann, Schreiber, Schwayer, Schultes, Sladky, Sonntag, Sauly, Sinnreich, Schreder, Stadibauer, Steffl, Steiner, Stoyber, Spieß, Strahammer, Schwarz, Schiel, Steirer, Tamerus, Tatzber, Taubenschuß, Thalhammer, Tillich, Tögl, Vock, Wilfing, Wild, Winkler, Wimmer, Weisböck, Wolfram und Wunsch.

Mit dem Jahre 1868 hören die Einschreibungen auf. Der Katechet Karl Schwehla hat noch im Jahre 1884 einige Namen dazugefügt. Seit dieser Zeit stand das "Buch der Ehre" nicht mehr in Verwendung und liegt im Archiv des Pfarrhofes.

Veröffentlicht in: „Niederösterreichisches Lehrerblatt“ Nr. 11, 15. 1., S 174; „Deutsche Heimat“, Sep. S. 27 - 28, bis Dez.

Eine Mühle in Asparn a. d. Zaya

Die Mühlen waren früher im Wirtschaftsleben der Heimat das, was heut die Fabriken sind. Infolge des Mühlzwanges hatte jede Mühle, deren es an der Zaya um 1800 – 32 gab, ein festes gesichertes Einkommen, sodass die Müller wohlhabende Leute waren. Die Gebäude zeigten eine solide Bauweise und die Einrichtung entsprach immer dem Zeitgeiste. Kein Wunder, wenn die Grundherren solche Mühlen kauften, sobald sie zum Ankauf angeboten wurden. Ein undatiertes Schreiben schildert die Beschaffenheit einer Mühle in Asparn, die unter dem Markte lag.

1. Der Mühlschlag mit 3 zugerichten Gängen und der Müllerswohnung, 400 fl Bestand, 50 fl zur Erhaltung des Werkes = 9000 fl.
2. Ein Gebäude, gleich einem Schloß, mit schön eingerichteten Zimmern, einem Saal bei der Erde, nebst Kammer, Kuchel, Keller, Stall, in den 30 Stück Rindvieh gestellt werden können = 3000 fl.
3. Neben der Straß ein kleines Wirtshäusel mit Kuchel, Zimmer, Roßstall und Keller = 1000 fl.
4. Eine schön gezierte wohlgebaute Florianikapelle; alle Jahre wird der Gottesdienst am Festtag solemniten gehalten; dazu erscheinen auch sechs Prozessionen.
5. Eine Weißgerberwalke = 600 fl.
6. 25 Joch Äcker à 20 fl = 520 fl.
7. Grasgarten und Wiesen 2 Tagwerk = 50 fl.
8. 1 ½ Joch Holzäcker = 200 fl.
9. Nutzen von dem Rind- und Schweinevieh = 1000 fl.

 Summe 15.370 fl.

Wie dieser Akt in die Wilfersdorfer Akten gelangte und welchen Zweck er hatte, ist unbekannt. In der rechten oberen Ecke steht mit Bleistift geschrieben: 17 . . .

Quellen:

Herrschaftsakte Wilfersdorf im Hausarchiv des Fürsten Liechtenstein.

Eine Wallfahrt nach Mariazell in alter Zeit

Es ist ein geheimnisvoller Wandertrieb, der den Menschen hinauszieht in die Ferne zu den Gnadenstätten, zu den Kirchen und Kapellen, die bei unserem Volke seit jeher in hohem Ansehen standen. Unsere heidnischen Ahnen liebten die einsamen Bergeshöhen, die stillen Waldwiesen und die dunklen Wälder. Mit Ehrfurcht und Ergriffenheit beteten sie das Göttliche in der Natur dort an, wo es sich ihnen in besonderer Schönheit offenbarte. Sie bauten keine Kirchen, sondern verehrten ihre Götter in der freien Natur, auf einer Waldwiese, auf einem Berge oder unter dunklen Waldbäumen. Diese Naturliebe blieb unserem Volke erhalten bis zum heutigen Tage. Ueberall, wo Gnadenstätten und Wallfahrtsorte bestehen, liegen sie in einer herrlichen Landschaft, in einer entzückenden Gegend, die allein schon auf das sorgenvolle Menschenherz so wohltuend wirkt.

Die Verehrung der Heiligen unterliegt auch zum Teil dem Zeitgeiste und der Geschichte. Die Pestheiligen (Sebastian, Rochus und Rosalia), die Viehpatrone (Leonhard und Veit), die Schutzpatrone der Hirten (Stephan und Wendelin), und der heilige Jakob (der Beschützer aller Pilger) sind heute vergessen. Dafür ist die Marienverehrung in den Vordergrund getreten. In ihr erblicken wir den Zauber und die Innigkeit altdeutscher Liebfrauenverehrung. In den Tagen der Gegenreformation nahm sie bei uns einen gewaltigen Aufschwung. Da war es besonders Mariazell, das zu ungeahnter Größe und Bedeutung gelangte. Hierher kamen Pilger aus den Ländern der alten Habsburgermonarchie. Die beiden Kaiser, Ferdinand II. und Ferdinand III. waren eifrige Marienverehrer, sie waren ja auch die Männer, die alle Andersgläubigen verjagten und selbst vor Gewalt nicht zurückschreckten, um Oesterreich katholisch zu machen. Sie förderten die Marienverehrung und pilgerten selbst häufig nach Mariazell. Als nach der Schlacht am Weißen Berge (1620) in Prag die Rebellen der Sudetenländer hingerichtet wurden, weilte der Kaiser Ferdinand II. (1614 bis 1637), an der Gnadenstätte und betete um eine glückliche Sterbestunde für die Unglücklichen.

Und was damals der Kaiser tat, mußte das Volk ebenfalls machen. Das Wallfahren wurde Mode. Die Straße, die von Wien zu dem Gnadenorte führte, hieß allgemein die „heilige Straße“. Lilienfeld, Annaberg, Josefsberg und Mitterbach. Hier zogen unzählige Pilger im Laufe der Zeit und es entstanden an dieser Straße die vielen Marienkirchen, Oelberge, Kalvarienberge, Kapellen, Urlauberkreuze, Bildstöcke und hl. Stiegen, die alle aus dem religiösen Zeitgeiste jener Tage hervorgingen. In der Zeit des Barockstiles zeigte die katholische Kirche bei uns die Macht und den Sieg über das Luthertum in glanzvollen Bauten, Kirchen und Klöstern. Diese äußere Pracht, die Wallfahrten, Prozessionen und der feierliche Gottesdienst waren ein besseres Propagandamittel für die Kirche, als die Ausweisungen, Verfolgungen und militärischen Exekutionen gegen die Protestanten.

Die Gemeinde Poysdorf verlobte sich im Pestjahr 1679 der Muttergottes von Mariazell und unternahm alle Jahre eine Wallfahrt. Jedes Haus mußte wenigstens einen Teilnehmer beistellen. Die Auslagen bestritt man in der Weise, daß man im Herbste Most sammelte, ihn im „Zellerkeller“ einlagerte und später verkaufte. Dieser Keller bestand bis in die Zeit Kaiser Josefs II. (1780 bis 1790). Die Leute bereiteten sich schon einige Tage vorher auf die weite Reise vor. Kleider, Wäsche, Geselchtes, Brot, eine Flasche Wein und Unschlitt für die wunden Füße wurden mitgenommen. Das Geld verwahrte jeder am Körper, da es erst an der Gnadenstätte ausgegeben wurde. Mehrere Fuhrleute wurden aufgenommen, die das Reisegepäck der Pilger zu führen hatten. Sie wurden auch dafür bezahlt.

Am Tag nach der Abreise wohnten alle Wallfahrer dem Gottesdienste bei und zogen dann auf der Bundesstraße fort. Die Priester gaben ihnen das Geleite bis zum heutigen Zellerkreuz, hier wurde ein Lied gesungen, die Pilger eingesegnet und nun zogen sie allein weiter. Auf der Erdbergerhöhe blieb der ganze Zug stehen, und grüßte die Heimat mit einem Liede und nahm Abschied von ihr. Heute steht dort noch das Urlauberkreuz. Die Wagen waren schon weggefahren und warteten in der ersten Station. Die Lieder, die ein Mann vorsang, waren auf losen Blättern gedruckt und wurden viel später gesammelt. Es sind einfache Volkslieder, die Sprache ist kräftig, manchmal etwas unbeholfen. Die Verfasser sind unbekannt.

Fest schritten die Wallfahrer auf der staubigen Straße dahin. Heiß brannte die Sonne auf sie nieder, manchmal wurden sie auch naß. Doch sie achteten weder auf Wind noch auf Wetter. Abwechselnd wurde gesungen und gebetet. Lärm und ausgelassene Fröhlichkeit waren verboten. An der Spitze gingen die kräftigen Fahnenträger. Vom frühen Morgen bis am Abend marschierten die Pilger. Geld wurde wenig ausgegeben. Die Frauen kochten das Essen, es war meist eine Einbrennsuppe. Man schlief in den Scheunen der Bauern oder in Häusern. Burschen, Jungfrauen, Männer und Frauen gingen miteinander, strenge schaute der Vorbeter auf Ordnung. Alle bemühten sich, die Beschwerden ohne Murren zu ertragen und empfanden jede Erleichterung als eine Sünde. Wer plötzlich krank wurde, fuhr auf einem der Wagen mit.

Kamen sie zu dem ersten Urlauberkreuz, von dem man die Gnadenstätte erblickte, dann kniete alles nieder; mit einem Liede begrüßten die Wallfahrer den Gnadenort, legten hierauf die besseren Kleider an, die Mädchen lösten die Haare auf, ließen sie über die Schulter fallen und schmückten das Haupt mit einem grünen Kranze. Beim zweiten Urlauberkreuz erwartete sie ein Priester von Mariazell. Singend und betend zogen sie in den Gnadenort ein; begaben sich zuerst in die Kirche, wo alle eine Zeitlang im stillen Gebete verharrten. Am Abend, wenn es dunkelte, ging eine Lichterprozession dreimal um die Kirche.

Die nächsten Tage waren der Ruhe und der frommen Andacht gewidmet. Die Pilger spendeten der Kirche Kerzen, zahlten Messen, opferten Wachsfiguren und Schmucksachen, die in der Schatzkammer hinterlegt wurden, beschenkten reichlich die Bettler, kauften Andenken für die Angehörigen, tranken das heilkräftige Wasser, wuschen sich damit Gesicht, Hände und Füße und nahmen auch eine volle Flasche mit nach Hause. Im Waldesschatten ruhten sie aus, vergaßen auf einige Stunden all den Kummer und die Sorgen des Alltages, genossen die Ruhe und den Frieden und blickten voll Bewunderung auf die herrliche Gebirgswelt der Umgebung von Mariazell.

Das Kreuztragen im Bußgewande war unter Maria Theresia verboten worden, ebenso das Geißeln, das in einem besonderen Raume stattfand.

Schnell vergingen die paar Tage und die Pilger mußten an die Heimkehr denken. Sie nahmen Abschied von der Gnadenstätte, ein Priester begleitete sie wieder bis zum ersten Urlauberkreuz. Beim zweiten grüßten sie zum letzten Male mit einem Lied und einem Gebet den Gnadenort, kleideten sich wieder um und zogen auf derselben Straße heimwärts. Genau wurde die Marschordnung eingehalten, weil man zur festgesetzten Zeit wieder zu Hause sein wollte. Die Heimkehr war nicht mehr dem frommen Lied und dem Gebete gewidmet, eine fröhliche Stimmung ergriff alle Herzen, man lachte und scherzte und die Jugend mußte oft vom Vorbeter zurecht gewiesen werden. Es gab oft unliebsame Störungen und ärgerniserregende Auftritte, so daß Kaiser Josef II. die Wallfahrten verbot. Doch wurde das Verbot nicht gehalten.

Die Angehörigen gingen den Wallfahrern bis auf die Erdbergerhöhe entgegen. Hier begrüßten sie ihre Heimat wieder mit einem Gebet und einem Lied; beim Zellerkreuz erwartete sie ein Priester und eine große Menschenmenge, welche die Pilger in die Kirche begleitete. Ein Mädchen übergab dem Priester vor dem Urlauberkreuz ein Bild von Mariazell, dabei sagte es einen kleinen Spruch auf, machte eine tiefe Verbeugung und hing ihm mit den Worten „Einen schönen Gruß von der Mutter Gottes in Mariazell“, das Bild um den Hals. Damit war die Prozession beendet; der Vorbeter mußte noch die Rechnung legen, was an einem anderen Tage geschah. Eine Zeitlang war die Wallfahrt das Tagesgespräch im Markte. Die Teilnehmer erzählten, was sie gesehen und erlebt hatten, sie wußten viele Neuigkeiten aus den Ortschaften, durch die sie gewandert waren. Die Angehörigen hörten aufmerksam den Berichten zu; war es doch in jener Zeit die einzige Zerstreuung und die einzige Möglichkeit, daß ein Bürger ein Stück der Heimat sehen konnte.

Im Zeitalter der Bahnen gerieten die Prozessionen nach Mariazell in Vergessenheit; die „hl. Straße“ verödete, die Urlauberkreuze stehen wohl noch, doch nur wenige wissen den Zweck und die Bedeutung dieser Bildstöcke. Nicht mehr auf Schusters Rappen pilgert man heute zu dem „österreichischen Mekka“, man benützt die Eisenbahn oder das Postauto, das uns schnell an die Gnadenstätte bringt. Letzteres benützt die alte, heilige Straße und führt im raschen Fluge die Leute durch jene Orte, durch die einst unsere Ahnen singend und betend langsam und bedächtig pilgerten.

Veröffentlicht in: „Deutsche Heimat“, 1928

Eine Weingartenschau

Es ist ein alter Brauch, die Weingärten zu beschauen und ihren Stand sowie ihr Aussehen zu kontrollieren. Früher war es die Aufgabe der Grundherren und der Bergmeister, welche die Arbeit der Bauern überwachten, jeden liederlichen und nachlässigen Hauer sofort rügten oder gar straften und so dafür sorgten, daß ein guter Wein wachsen mußte. Diese Weingartenschau hatte mehr einen amtlichen Charakter, die den Bauer ausschaltete. Trotzdem pflegte er aus eigenem Antriebe in der freien Zeit seine Weingärten zu besichtigen. Er tat und tut es noch heute aus einem inneren Drang heraus. Die beste Zeit ist dafür der Herbst, und zwar vor der Lese. Da unternimmt mancher Bauer einen Rundgang durch seinen Besitz, um mit Ruhe und Muße das Ergebnis seiner Jahresarbeit zu sehen. Eine stille Freude erfüllt seine Brust, wenn er daran denkt, wieviel Mühe und Arbeit es gekostet hat, um die Weingärten so weit zu bringen, daß sie eine ergiebige Lese liefern. Er weiß aber auch, daß seine Arbeit umsonst wäre, wenn nicht die Natur und die Witterung mithelfen würden. Bei einer solchen Weingartenschau rühmt sich der Bauer mit Recht, daß er mit seiner Arbeit auch die Pflicht gegenüber der Allgemeinheit und dem Staate erfüllt hat und daß seine Mühe und seine Sorge uns den edlen goldenen Tropfen schenken.

Zu dem Rundgang wählt er mit Vorliebe einen Sonntag-Nachmittag, wenn der Sommer zu Ende geht und der Herbst mit seinen stimmungsvollen Tagen den Hintergrund dazu gibt. Da sind die Weingärten hergerichtet, geschert und neben dem Wegrande ausgerecht; die Ortsstöcke hat der Bauer mit Kalk bespritzt und den „Fürhag“ vom Grase und Unkraut gesäubert. Auf dem höchsten Punkt des Weingebirges steht die Hüterstange mit dem „Donarbesen“ geschmückt. Der Hüter waltet eifrig seines Amtes und hält Ausschau über das „Biri“, ob sich vielleicht jemand an fremdem Gute vergreifen will. Fruchtschwer hängen die Trauben an den Stöcken und versprechen eine ausgezeichnete Lese. Die Äste der Obstbäume biegen sich unter der Last der rotbackigen Äpfel und goldgelben Birnen, die Pfirsichbäume drohen zusammenzubrechen und mußten rechtzeitig gestützt werden. Zwischen den Weingärten leuchtet das zarte Grün der Saatfelder auf, die schon für das kommende Jahr bestellt sind.

Es sind stille Herbsttage, welche die Fluren mit einem sonnigen Glanze umgeben und die ganze Natur in ihrer Goldfarbenpracht noch einmal aufleuchten lassen, bevor der Spätherbst mit seinen kalten Stürmen und der feuchten Witterung alles zerstört. Wer möchte da nicht bei einer Weingartenschau mitgehen und die Freuden mitgenießen, wenn er auch keinen Weingarten besitzt und kein Feld sein Eigentum nennt; schon der Rundgang durch die herbstliche Landschaft der Heimat ist ein Genuß an einem schönen sonnigen Herbsttag. Im Bauernhofe ist es still und ruhig. Selbst der Hofhund, der sonst immer, wenn das große Hoftor aufgeht, sofort bellt und an der Kette zerrt, ruht heute in seiner Hütte. Pferde, Kühe, Schweine und Hühner schlafen und rühren sich nicht. Der weite Hof gleicht der Burg im Märchen vom Dornröschen. Ich setze mich neben den Brunnen auf die Holzbank und warte, weil der Bauer ein Mittagsschläfchen hält, das er nach sechs arbeitsreichen Tagen wohl verdient. Es dauert nicht lange, so erscheint er in seinem Sonntagsstaat; ein blaues „Fürta“ hat er umgebunden, in der einen Hand hält er einen festen Gehstock, in der andern eine Tasche, in der „etwas zum Zubeißen“ liegt, denn der Weg ist weit und die frische Luft macht Hunger. Da braucht der Mensch einen Treibstoff in Form von einem Stück Geselchten und einem echten Hausbrot. Beim Hauskeller können wir nicht vorübergehen, ohne ein Gläschen zu kosten. Die Sonne meint es gut, so daß wir den Rock ausziehen und ihn über die Schultern legen. Dieses warme Wetter im September liebt der Weinbauer, da es die Güte des Weines mit jeden Tage verbessert. Darum schiebt er die Lese möglichst weit hinaus.

Wir brauchen nicht weit gehen, da einige Schritte hinter dem Wohnhaus der erste Weingarten liegt, der sich auf der Sonnseite eines Hügels ausdehnt. Er wurde erst vor einigen Jahren ausgesetzt und zeigt ein üppiges Wachstum. Die reifen Trauben glänzen zwischen den grünen und gelblichen Blättern, die ausgiebig bespritzt wurden, und laden zu einer Kostprobe ein, der man nicht widerstehen kann. Der Bauer schreitet langsam und bedächtig voran, hebt die Reben und zerteilt die Blätter, so daß man den reichen Behang der Stöcke sehen und bewundern kann. Er ist zufrieden mit diesem Weingarten, aber auch mit seiner Arbeit; denn er hat zur rechten Zeit gespritzt, fleißig geschert und kein Unkraut oder einen Schädling aufkommen lassen. Es gab keine Maifröste und kein Schauerwetter, die Schädlinge waren kaum zu spüren und die Natur hat „mitgespielt“. Man spürt aus seinen Reden die liebevolle Sorge um seinen Weingarten; die grünen Riesler sind noch nicht reif, sie brauchen noch durch 14 Tage die warme Sonne und werden zum Schluß gelesen. Zuerst kommen die Grauen und Schwarzen dran, die schon recht süß und mostig sind und die einen vortrefflichen Geschmack haben. Der Wein von diesen Trauben hält sich aber nicht lange und wird rasch verkauft. Da ist ein Stock voll „Schmecketer“, die süß sind und einen angenehmen Geschmack haben. Die Grünen erscheinen als wahre „Mugeln“, da sie infolge ihrer Größe in guten Jahren ausgeben. Der Bauer geht zwischen den Stöcken dahin, die in Reih und Glied stehen wie die Soldaten auf dem Exerzierplatz, und zeigt mit berechtigtem Stolz auf die vielen schönen Trauben. Wenn nichts dazwischen kommt, gibt es eine gute Lese, mit der alle zufrieden sein können.

Plötzlich stehen wir auf der Höhe des Hügels und schauen zurück in das weite Tal, in dem sich Siedlung an Siedlung reiht. Klar und hell ist der endlos blaue Himmel, der sich wie eine Riesenkuppe über unsere Heimat wölbt. Die Sonnenstrahlen beleuchten die herbstlich gefärbte Landschaft mit den vielen Weingärten, den leeren Stoppelfeldern und den dunklen Sturzäckern, die sich vor uns schachbrettartig ausbreiten. Es ist ein gesegnetes Bauernland, dem der Weinbau sein besonderes Gepräge verleiht. Weiße Fäden fliegen in der Luft, hängen sich an unsere Kleider, umspinnen die Sträucher und dürren Gräser am Wegrande. Auf der Straße rattert ein Kraftwagen, die mächtige Staubwolke zieht wie eine Rauchfahne über die Felder und verliert sich allmählich in dem warmen Sonnenschein. Dort fährt ein Züglein der Flügelbahn pustend und schnaubend nach Westen, verschwindet in einem Einschnitt und taucht etwas später auf der anderen Seite wieder auf; wie ein schwarzer Wurm kriecht es durch das sonnige Tal. Leute wandern langsam neben dem Poybach zu der Wallfahrtskirche Maria Bründl, die aus dem herbstlich gefärbten Laub der Bäume herausschaut. Laut erklingt der Knall einer Hüterpeitsche, schrille Pfiffe ertönen und eine Schar „Sturn“, die in die Weingärten einzufallen drohten, machen eine Schwenkung und fliegen rasch ab. Still und ruhig ist es hier auf der einsamen Höhe, so daß mir unwillkürlich die Worte des Dichters Uhland einfallen:

„Der Himmel nah und fern,

er ist so klar und feierlich,

so ganz, als wollt’ er öffnen sich,

das ist der Tag des Herrn.“

Wir nehmen Abschied von dem Weingarten und schauen uns einen anderen an, der ganz in der Nähe des Waldes liegt. In dem schattigen Hohlweg, der von Akazien umsäumt ist, herrscht eine grünliche Dämmerung. Auf der Höhe des Weges steht ein rotes Holzkreuz, hinter dem sich ein Weingarten an den anderen reiht. Am Wegrande blühen die letzten Blumen, rote Hetscherln und schwarze Hollunderbeeren glänzen in der milden Nachmittagssonne, Hummeln und Bienen summen um die Blumen, einige Schmetterlinge spielen dort bei dem Holzbrunnen, der frischgepflügte Acker haucht eine trockene Wärme aus. In der Nähe der Reichsstraße bemerken wir Jäger, die sich einen Kirtagsbraten holen. Ausflügler kommen von Falkenstein, denen man die Müdigkeit ansieht. Die Kinder wollen nicht mehr mit und klagen über Durst und Hunger. Ihnen stechen die roten und schwarzen Weintrauben in die Augen. Doch der Vater droht ihnen mit dem Hüter, der mit der Peitsche dort hinter einem Strauche steht, so daß sie ruhig und still des Weges weiter gehen.

Der Weingarten, den wir nun betreten, ist eine Neuanlage — eine Drahtrahmenkultur, die infolge der sonnigen Lage schöne und gesunde Trauben aufweist; man findet fast keine kranken, die schon faulen oder schimmeln. Im Gegensatz zu den Nachbarweingärten ist dieser stark bespritzt worden, so daß das Laub in der Sonne einen bläulichen Schimmer zeigt. Der Bauer deutet immer wieder auf den reichen Behang der Stöcke, auf die Größe und Schönheit der Trauben und ermuntert zum Kosten. Die verschiedenen Sorten, das bunte Farbenspiel der reifen Trauben und herbstlichen Blätter, der gepflegte und reine Weingarten, das erfüllt den Bauern mit stolzer Freude, der man die gerechte Anerkennung nicht verweigern kann. Immer wieder ruft er: „Da schaun S’ her! Da schaun S’ her! Ist das nicht eine Pracht und ein Segen?“ Ich brauche nur schauen, loben, bewundern und kosten.

Am Ende des Weingartens setzen wir uns am Wegrand in das weiche Gras und verzehren langsam den Inhalt der Tasche. Die klare Luft bietet von dieser Stelle aus eine weite Fernsicht gegen Osten, wo Lichtenwarth mit seinem Hutsaulberg und dem Kriegerdenkmal auftaucht. Ganz am Horizont dämmern die Höhenzüge der Karpathen im leichten Nebeldunst. Der Bauer ist plötzlich wortkarg geworden, der nie versiegende Redefluß stockt und nachdenklich überblickt er seinen Weingarten, den die Abendsonne mit einem gedämpften Lichte übergießt. Er denkt an seinen „Buibn“, der selbst bei der Anlage mitgeholfen hat, der die Pflöcke einschlug, die Drähte spannte und die Reben setzte; es war sein Weingarten, den er aber nicht mehr sehen konnte, da er seit Stalingrad vermißt ist und seither kein Lebenszeichen gegeben hat. Tief steht die Sonne im Westen. Die Schatten der Bäume und Sträucher fangen an zu wachsen, so daß wir gezwungen sind, den Rock wieder anzuziehen. Nun geht es heimwärts. Im Gsoltal liegt schon die Abenddämmerung, nur die Hügelkuppen liegen im Schimmer der untergehenden Abendsonne. In der Ferne ertönt der Gesang heimkehrender Kinder: „Näher rückt die trübe Zeit und ich fühl’s mit Beben...“ Wie ein Feuerball versinkt im Westen die Sonne und zeichnet ein dunkles Abendrot am Horizont. Aus den Kaminen der Bauernhäuser wirbelt dichter Rauch. Langsam breitet die Nacht ihre Schleier über das weite Poybachtal; überall blitzen die Straßenlampen auf, als wir den Bauernhof betreten, in dem jetzt ein geschäftiges Leben herrscht. Mit einer kleinen Kostprobe beschließen wir die Weingartenschau und trinken im tiefen Keller ein Gläschen, auf daß der kommende Heurige auch so gut oder vielleicht noch besser werde.

Veröffentlicht in: „Der Winzer“, Folge 8, August 1949, S. 95f

Einwanderer in dem wiederaufgefundenen Bruchstück des ältesten Kirchbuches der Pfarre Poysdorf, NÖ

Bei Aufräumungsarbeiten im Jahre 1932 wurden auf dem Dachboden des Pfarrhofes in Poysdorf, Niederösterreich, einige verstaubte Blätter aufgefunden, die sich bei näherer Untersuchung als Teile eines alten Matrikenbandes erwiesen. Die Blätter haben die Größe unseres üblichen Schreibpapieres und enthalten die Namen der Brautleute, die in den Jahren 1650 bis 1654 in Poysdorf den Lebensbund schlossen. Auffallend und dem Forscher überaus wertvoll ist die Tatsache, daß hier die Herkunft der Brautleute fast überall genau angegeben ist, während sie in den späteren Matriken, die seit 1717 vollständig erhalten sind, sehr oft fehlt. Eine Berufsangabe fehlt, doch waren die Fremden wohl durchwegs Handwerker oder Hauer, die ihr Glück auf diesem Flecken Erde versuchten. Die Namen sind durchwegs deutschstämmig, solche tschechischen oder kroatischen Ursprungs fehlen. Taufen aus dieser Zeit fehlen ganz, Sterbefälle sind nur von 1643 und 1644 eingetragen, doch fehlen hier alle genaueren Eintragungen.

Obgleich nun diese vorerwähnten Bruchstücke des ältesten und zum Großteil leider wohl verloren gegangenen Kirchbuches sehr unvollständig sind, gewähren sie doch einen lehrreichen Einblick in die Frage: Woher stammen die Bewohner dieser Gegend? Der Dreißigjährige Krieg, vor allem die Pestzeit 1645 und der Schwedeneinfall, entvölkerten die Orte, so daß Fremde aus allen Teilen des Reiches herbeikamen, um sich hier anzusiedeln. Daß die Länder der böhmischen Krone an erster Stelle stehen, hat verschiedene Gründe: Der alte Handelsweg von Wien nach Brünn, Schlesien und Polen führte durch unser Gebiet; Kaufleute, Handwerker und Gewerbsleute zogen hier des Weges; mancher blieb da und gründete sich ein Heim. Das Weingebiet hatte wegen der besseren Verdienstmöglichkeit noch immer eine große Anziehungskraft; nicht übersehen dürfen wir die weitverzweigten Besitzungen des Fürstenhauses Liechtenstein, das in Schlesien, Mähren und Böhmen reich begütert war; sie brachten viele Familien und Ansiedler in unsere Gegend. Nur so konnten die schweren Verluste an Menschenleben aus der Zeit des unheilvollen Krieges ausgefüllt werden.

1650

Hans Achster von Wetzelsdorf. Ignaz Thyl, ein Bindergeselle aus Brünn. Andreas Khornberger von Gumpoldskirchen. Matthias Ommersperger von Ottental. Simon Hüller von Stinkenbrunn. Vitus Steynheyl von Mattighofen. Andreas Schmid von Neudorf. Daniel Grazer von Luschdorf. Jakob Bodmer von Fählkirchen in Oberkärnten. Paul Löbitsch von Tannowitz. Vitus Königscher von Olmütz. Christoph Ulm von Böhm-Leibe (Liebau?)

1651

Paul Ablaß von Mähr.-Trübau, Pfarrhofer von Wetzelsdorf. Friedrich Ochster von Wetzelsdorf. Ferdinand Steiner, Trautsonischer Pfister, von Ketzelsdorf. Kramer von Herrnbaumgarten. Michael Sweiger von Seelowitz. Matthias Bergmann von Neisse in Schlesien. Tobias Unterstadler von Salzburg „aus dem Bayerlande“. Bergauer von „Ammais“.

1652

Jakob Bader, Maurer von Weißenbach in Tirol. Georg Kirchel von Lamber „aus der Schlesien“. Wolfgang Ebinger von Walterskirchen. Andreas Rauscher von Tracht in Mähren. Veit Andterle von Herrnbaumgarten. Michael Strichel aus dem Reich. Hans Reißinger von „Schweinitz aus der Schlesien“. Georg Pfarster von Hanau in der Pfalz. Andreas Mähr von Ruppersdorf. Andreas Graf von Böhm.-Waidhofen. Taller aus dem Bayerland. Bartholomäus Roß von „Donnerberg in der Schlesien“. Michael Kholser von Erdberg. Wenzel Halloß von Gitschin in Böhmen. Hans Tsamm von Neu-Ruppersdorf. Jakob Raff von Drasenhofen.

1653

Matthias Rieder von Bullendorf. Hans Lamprecht von Möderitz in Mähren. Hans Pfeiller von Polnisch-Neustadt. Vitus Eyeringer von Prinzendorf. Hans Neudhart von Hörersdorf. Christophorus Edelmann von Falkenstein. Friedrich Härtl von Reichsstadt in Böhmen. Thomas Wanderko von Klein-Nemschitz in Mähren. Valentin Bahr von Herrnbaumgarten. Hans Schwarz von Böhmisch-Krut. Christoph Berchtold von Stockerau. Philipp Andtreich von Hüttendorf. Matthias Schaz von Herrnbaumgarten. Lorenz Friz, Binder „von Bürchlin in Steiermark“. Georg Reichert von Skutsch in Mähren. Jakob Oesterhueber von Klosterschewer in Bayern. Matthias Hartl von Walterskirchen. Stephan Koch von Langenlois.

1654

Tobias Schmidt von Senftenberg in Schlesien. Simon Grech von Neumühl in Mähren. Hans Walksomann von Zlabing (Zlabern?). Thoman Schulz von Schlesien. Mert Michtner von Landskron in Mähren. Mert Klaus von „Neyerstorff in der Schlesien“. Bartholomäus Steyner von Straßburg in Kärnten. Matthias Oppler von Mähr.-Trübau. Georg Kastner von Hörersdorf. Christoph Fröhlich von „Schweinitz aus der Schlesien“. Georg Branisch von „Greninkh aus der Schlesien“. Christoph Keißler von „Kauffing aus der Schlesien“. David Grienthaler, ein Nagel- und Sichelschmied von Lostein aus Steyer ob der Enns. Bartholomäus Frädl von „Leitomischl in Schlesien“.

Hier brechen die Aufzeichnungen ab; auf einigen Blättern sind noch die Verstorbenen von 1643 und 1644 verzeichnet, auch da fehlen ganze Monate.

Auffallend ist noch die Tatsache, daß vielfach die Einheimischen ihre Braut aus anderen Gemeinden holten; dies ist für die Blutauffrischung von hohem Werte, während einzelne Gemeinden in der Umgebung das Gegenteil taten. Man holte sich die Braut von Neudorf, Stronsdorf, Mistelbach, Waltersdorf, Ruppersdorf, Hadersdorf, Palterndorf, Pottenhofen, Feldsberg, Eichenbrunn, Ober-Schotterlee usw. Der Sebastian von Mengen zu Trösselhof und Froschmühl heiratete 1652 am 5. November die wohledle und tugendreiche Jungfrau Rosina Ludmilla von Birgenau, die Tochter des Wasser- und Bruckenmaut-Inspektors von Birgenau in Stein. Der Ratsbürger Valentin Pacher nahm die Marie Kreuzer von Asparn a. d. Z. zur Frau.

Viele der angeführten Namen und ihre Familien sind heute ausgestorben. Auf unserem heißumstrittenen Boden zeigt sich eben der Auf- und Abstieg, der Kampf und die Niederlage besonders deutlich. Es ist ein ewiges Kommen und Gehen, ein Auftauchen und Verschwinden, was in den Matriken zur Darstellung kommt. Leider beginnen sie für Poysdorf erst mit 1717, die früheren sind bis auf das erwähnte Bruchstück verlorengegangen.

Veröffentlicht in: „Der Wegweiser“, 1935, S. 83 - 85

Erdgeschichte

Millionen von Jahren hat es gedauert, bis die Erde sich aus dem flüssigen Feuerball zur festen Gestalt entwickelte, Millionen Jahre sind verstrichen, bis die ersten Spuren von Lebewesen entstanden, weitere Millionen Jahre sind vergangen bis zu den ältesten Spuren der Tiere, die jetzt in Versteinerungen vorliegen. In ein geheimnisvolles Dunkel ist diese Urzeit gehüllt, Sagen und Märchen behandeln die Entstehung der Erde, die Schöpfungsgeschichte, sie gleichen im großen und ganzen einander, so lohnt sich z. B. die christliche, besser gesagt die jüdische Schöpfungsgeschichte, an die babylonische und assyrische. Auf dem Gebiete der Kosmogenie = Schöpfungslehre kommen Religion und Wissenschaft in Streit; toter Glaube, starres Festhalten an dem leeren Buchstaben ist der ersteren eigen, Forschen, Vergleichen der letzteren. In einem Punkt sind aber alle einig, dass der Mensch die Krone der Schöpfung ist; er zeichnet sich durch seinen geraden Gang, durch seinen freien, intelligenten Blick, durch seine hochentwickelte Sprache, durch seine kunstvolle Hand und durch seinen Forschungsgeist aus, der nicht stehen bleibt bei dem vom Vater Ererbten, sondern weiter strebt zur höheren Kultur; nicht zu übersehen ist sein Glaube, der entsprechend seiner Kultur verschiedene Formen annimmt. (Fetischanbeter, Feuer-, Wassertiere , Naturkräfte, Gestirnanbeter, Glaube an einen Gott), sein Familienleben, das den „Herden“ der Tiere entspricht ; die Familie ist die Grundlage des Staates, der Wetteifer der einzelnen Familien spornte ihre Tätigkeit, ihre Erfindungsgabe an; ihre Gesittung begann mit dem Gebrauch des Feuers, das vom Tier gefürchtet war, das Feuer ist die Mutter jeder höheren Civilisation, es begünstigt den Gesellschaftstrieb, es ist der Mittelpunkt der Freuden am häuslichen Herd, es ist ein treuer Gefährte des Menschen und hilft ihm bei seiner Arbeit, es entwickelt und fördert den Kunstsinn, es ist beinahe die Quelle des Handwerkes, der Kunst, es ist der Schlüssel zu den wichtigsten Erfindungen; es dient zum Kochen, zum Roden des Waldes, zum Ausbrennen des Baumstammes für einen Kahn, zum Spitzigmachen der Pfähle und Spieße, zum Verscheuchen des Raubwildes, zum Bändigen des Metalles, es zwingt ihn zum Bau der Wohnungen, da durchs Feuer der Mensch verzärtelt wurde. Die Wohnung legte er mit Vorliebe bei fließenden Gewässern, sonst in Höhlen oder auf hohen Bäumen an. Häuser, die in Seen oder Sümpfen z. B. am Hallstädter-, Genfer-See, im Laibacher Moor waren, nannte man Pfahlbauten. Sie schützten den ursprünglich wehrlosen Menschen gegen die Tiere, mit denen er ohnedies einen schweren Kampf auszufechten hatte. Der Gebrauch von Haustieren ist manchen Völkern z. B. den Ureinwohnern Amerikas fremd, den Indogermanen, die ja für die Natur ein offenes Auge hatten, schon frühzeitig bekannt. Die Kleidung des Urmenschen entsprach nicht dem Bedürfnis, vielmehr dem Schmuck und der Zierde, denn der Körper war ja zur Genüge abgehärtet. Der Schmuck war eine Auszeichnung, ein Zeichen des Reichtumes, der am Körper am sichersten war; neben Narben kamen Verstümmelungen aller Art vor; so wurden z.B. die Vorderzähne abgefeilt, Fingerglieder abgehackt, Lippen, Nase, Ohrlappen durchgebohrt, das Haar in Büscheln zusammengebunden. Je niedriger die Kulturstufe eines Volkes, desto mehr Schmuck und Zierde, desto mehr Tätowierungen. Die Waffen entsprangen den menschlichen Gliedmaßen: die Faust ist das Vorbild der Keule, Zahn und Zahnreihe das des Meisels und der Säge, der Finger mit dem scharfen Nagel das des Bohrers. Darum sind bei allen Völkern die Waffen gleich, wie bei den Bienen der Wabenbau; sie machen auch bei allen Völkern die gleichen Entwicklungsstufen durch. Die verschiedenartige Wohlhabenheit und Bodenausnützung regte den Menschen zum Tauschhandel und Völkerverkehr einerseits, zum Krieg und Raub andererseits an. Die mangelhafte, einseitige Bodenausnützung nur für Weiden zwang die Völker zu wandern. Diese Wanderung ist eine allmähliche oder eine jähe, rasche. Letztere treffen wir im 4., 5. Jahrhunderte, erstere sehen wir in der Gegenwart, indem die einzelnen Völker immer gegen Westen drängen; eigenartig ist der Drang nach dem Westen, da ja auch die heutige Auswanderung sich gegen Westen erstreckt, nie aber gegen Osten.

Seit welcher Periode der Mensch auf der Erde lebt, wissen wir nicht genau; die ältesten Spuren fanden sich in der diluvialen Periode = quartäre Periode nach der ersten großen Eiszeit; denn man findet den Menschen häufig mit Rentieren u. anderen nordischen Tieren. Diese Zeit nennt man die ältere Steinzeit = paläolithische Zeit. Damals machte der Mensch sein Werkzeug aus Holz, Steinen, Knochen und Horn, sie waren ungefüge, roh, entbehrten jeden Schmuckes, jeden Schliffes; Ackerbau und Viehzucht kannte man noch nicht. Er jagte die Tiere der Voreiszeit: die Mammuts, Höhlenbären, Urochsen, Wisents, Renntiere. Später verstand er, seine Waffen zu glätten, sie mit Bildern zu schmücken. Anfänglich wohnte er im Freien, besonders in der Zeit vor der ersten Eiszeit; denn da war es ziemlich warm, da Sibirien eine Durchschnittstemperatur wie das heutige N. Afrika hatte; in und nach der Eiszeit wohnte er in Höhlen, die er den Tieren streitig machte. Das Aussehen der ersten Menschen aus der diluvialen Periode ist dem heutigen ähnlich. Der Neander-Schädel bei Düsseldorf, die Schädel in Belgien, Frankreich, Böhmen und Mähren geben uns das Zeugnis, dass der diluviale Mensch wohlgebildet war, der sich von dem heutigen nicht sonderlich unterschied. Das affenartige Aussehen vermissen wir vollständig. Die Zeit, in der der Mensch sein Werkzeug zu glätten verstand, nennt man neolithische Periode. Das Glätten lernte der Mensch von dem Rollkiesel. In dieser Zeit hat er sich auch Haustiere gezähmt. Amerika hatte bis zu seiner Entdeckung nur den Hund, Asien dagegen beinahe alle; dazu baute er Weizen und Gerste, später (in der Bronzezeit) kamen Hafer und Roggen dazu. Nicht Viehzucht bildete den Haupterwerb, sondern die Jägerei. Ein eigenartiges Leben führten die Küstenbewohner von Skandinavien; die Küchenreste und Abfälle haben sie zu großen Haufen aufgetürmt, die oft 3 m hoch, 300 m lang und 100 m breit sind. Im Gebirge wohnte der Mensch in Höhlen, die er erst in der geschichtlichen Zeit verließ, um sich feste Wohnungen zu bauen. Neben Höhlen, Pfahlbauten kommen auch schon rundliche Hütten vor, die ganze Dörfer bildeten. Diese Hütten standen in Erdwällen. Die großen Erdhaufen, die man in N.Ö. im Viertel unter dem Manhartsberg findet, heißen Tumuli-Hausberge; diese waren wahrscheinlich Opferstätten oder Wohnsitze eines Häuptlings. Die Leichen wurden in Gräbern bestattet, dem Toten wurden allerlei Schmucksachen beigelegt, Waffen, Nahrung, weil man an ein Weiterleben nach dem Tode glaubte. In Frankreich findet man gewaltige Felsengräber, dolmen = Hünengräber. Die Zeit der Hünengräber, Hausberge heißt megalithische = 1500 – 1000 v. Ch., die neolithische von 3000 – 1500 v. Ch. Alle Kulturvölker Europas stammen von einem einzigen Volke – die Arier – ab. Die Arier wohnten im Gebirge, fern vom Meere, unbekannt mit Ackerbau, und nur mit Viehzucht; die Schafe, Rinder, Schweine und Ziegen wurden von Hunden bewacht; das Fleisch der Rinder verzehrten sie, in ihre Felle kleideten sie sich, aus ihren Knochen machten sie Waffen und Werkzeug.

Das Vieh vertrat auch im Handel das Geld, im Krieg verstümmelten sie ihre Gefangenen, Greise und Kranke gingen von selbst in den Tod, in der Ehe herrschte der Frauenraub; Tätowierungen kennzeichnen die Mitglieder adeliger Familien, da sie ein träges Hirtenleben führten, blieben sie hinter den ackerbautreibenden Völkern, die in der Ebene wohnten, weit zurück. Diese Völker waren die Semiten, die in den fruchtbaren Ebenen am Nil, am Jordan, am Tigris wohnten; als Ackerbauer entwässerten sie das Land, legten Kanäle an, rodeten Wälder aus, beuteten die Erdschätze aus, benützten die Flüsse zur Schiffahrt, verkehrten mit anderen Völkern, schlossen Handelsverträge, legten Städte an (= natürlicher Schutz des ebenen Landes), zeichneten historische Ereignisse auf, besaßen eine eigene Schrift, hatten Maße, Münzen und Gewichte, beobachteten die Gestirne. Der Ackerbau war ein Segen für die Menschheit; die mühevolle, schwere Arbeit, die Not zwang den Menschen zu Erfindungen; sparsam und haushälterisch hielt er das Seine zurate; das Hirtenleben war ein Fluch, heimatlos zog er umher, die leichte Arbeit verwöhnte den Mann, der einen unwiderstehlichen Hang zur Faulheit hatte, dafür war sein Gemütsleben ein inniges, tiefes, phantasievolles; ihm verdanken wir die schönen, sinnigen Lieder, Gesänge, die dem Ackerbau fehlen, der einen nüchternen, praktischen Sinn zeigte, der aber trotzdem auf dem Gebiete der Kunst und Poesie auch Beachtenswertes schuf. Aus Ziegeln bauten die Semiten Paläste, schmückten sie mit Zieraten. Die hohe Kultur wurde ihnen verhängnisvoll, denn die Perser eroberten das Land. Von den Semiten kam die Kultur durch die Phönizier zu den anderen (Griechen u. Römer). Die überholten die Semiten um ein Beträchtliches u. z. die Griechen in Kunst und Wissenschaft, die Römer im Rechtswesen und in der Staatsverwaltung. Großes haben die Semiten des Altertumes geleistet, sie haben die Grundlage zur heutigen Kultur gelegt, sie sind die Pioniere gewesen, die für die moderne Kultur so Wichtiges geleistet haben.

*Pfahlbauten* gibt es in der Schweiz (160), in Italien (N. 36) in Österreich (Mond S., Atter S., Traun S.; Laibacher Moor). Die Pfahlbauten waren ganze Dörfer und Flecken, von vielen Bewohnern besiedelt; die Pfahlbauten Österreichs stammen aus der Steinzeit, da sie nahe beim Ufer lagen, die Italiens der Bronzezeit, da sie im weiten See draußen lagen. Der Verbindungssteg vom Land war 10 bis 200 m lang, 6 m breit. In N. Italien finden sich neben Pfahlbauten noch Terramaren = rechteckige Hügel von 3 – 5 m Höhe, 200 m Länge, 100 m Breite, ringsherum war ein Schutzwall, ein Graben, im Inneren waren Wohnungen auf einem Holzrost, sie waren Viehzüchter. Die Terramaren liegen am rechten Ufer des Po (68 von 80) u. gehören der Zeit 1500 – 1000 an. Auf die Steinzeit folgte die Kupferzeit, die Bronzezeit, die Eisenzeit. Diese Zeitabschnitte finden wir auf der ganzen Erde, allerdings nicht in derselben Zeit. Bei den Tschuktschen wurde das Eisen erst im vorigen Jahrhundert eingeführt (N. Asien). Die Südsee Insulaner und Völker Sibiriens mussten aber teilweise schon früher den Gebrauch des Eisens gekannt haben, auf Tabak, Schnaps und Eisen sind diese Völker heute noch ganz versessen. Amerika kannte bis 1492 das Eisen überhaupt nicht. In S. Amerika und Inner-Afrika leben heute noch Völker, die erst in der Steinzeit leben, die ihr Werkzeug aus Stein und Holz machen. Nach den griechischen Ausgrabungen war die

Stein- u. Kupferzeit 3000 – 2500 v. Ch.

Bronzezeit 2500 – 1500 v. Ch.

Eisenzeit um 1000 v. Ch.

Bronze und Eisen kamen von dem Orient nach Europa. Die erste Eisenzeit nannte man die Hallstadt-Periode, weil man hier bei Hallstadt eine Menge Sachen fand. Diese Fundgegenstände zeigen sehr deutlich orientalischen Stil. Die Fundgegenstände stammen aus dem Jahre 500 v. Ch. Die La Tene Periode, sogenannt nach einer Stelle beim Dorf Marin am Nordende des Neuenburger Sees in der Schweiz. Während in der Hallstadt-Periode noch Bronze neben Eisen vorkommt, ist in der La Tene Periode nur mehr Eisen. Diese Periode beschränkt sich mehr auf N. Deutschland. Die La Tene Periode ist der Übergang von dem Barbarentum zur eigentlichen Kultur.

„Nur Dämmerung ist unser Blick“.

Diese Worte Herders gelten auch auf die Völkerkunde, d. i. die Kenntnis der einzelnen Völker; Sagen, Märchen und Fabeln hüllen gleich einem Nebel die Urgeschichte der einzelnen Völker ein; undurchdringlich ist oft dieses Märchensystem, das in der Regel einen mehr oder weniger religiösen Inhalt hat; diese Sagen haben auch bei den einzelnen Völkern eine große Ähnlichkeit einerseits, anderseits bemerken wir einen Aufbau, eine Weiterentwicklung z. B. bei den Assyriern, Babyloniern, Phöniziern, Griechen. Durch den Verkehr kamen die Völker in nähere Berührung, ein geistiger Austausch ihrer Errungenschaften fand statt. Gefördert wurde die Entwicklung eines Volkes durch äußere (a), innere (b) und soziale Kräfte.

1. Klima: Das kalte nordische Klima mit dem ewigen Winter drückt den Völkern des Nordens einen einförmigen, ärmlichen Charakter auf, der jede geistige Entwicklung lähmt. Die heißen Tropen erschlaffen den Menschen, der mühelos alles, was er braucht, von der Natur erhält. In den Tropen finden wir energielose, träge Leute; in der gemäßigten Zone übt der Wechsel der Jahreszeiten einen wohltuenden Einfluss aus; anfangs Nomadenvölker, später Kulturvölker (sesshaft, friedlich gesinnt). Der Wohnort selbst ist entscheidend für die weitere Entwicklung des Volkes; die Nähe des Meeres, große Flüsse und Seen erzeugen Handelsvölker (Phönizier) der fruchtbare Boden Ägyptens u. Mesopotamiens erzeugte tüchtige Ackerbauer, Gebirgsbewohner sind Viehzüchter, die starr und steif an ihrem Besitz festhalten; sie wohnen in Hütten aus Holz oder Stein, der Bauer im Tiefland baut Ziegelhäuser; der Nomade hat kein Haus, er lebt wie ein Tier im Dunkel des Waldes auf Bäumen gleich einem Vogel, in der weiten Ebene wie ein Hase, in den Höhlen der Berge gleich einem Raubtier. Pflanzen, Tiere u. Minerale stehen dem Menschen sehr nahe, sie begünstigen oder verhindern die Weiterentwicklung. Mit Scheu und Furcht meidet z. B. der Mensch den Urwald, das Hochgebirge; die Römer blieben dem deutschen Urwaldgebiete fern, ebenso dem wilden, zerklüfteten Hochland von Persien. Pflanzen u. Tiere kleiden und nähren den Menschen, sie dienen ihm zum Feuermachen, zu Werkzeugen, Geräten, Nahrungsmitteln (Milch, Käse, Butter); aus den Tierfellen machte er sich Kleider, aus den Zähnen Schmucksachen, aus den Knochen Waffen, Geräte; einzelne verwendet er als Diener, z. B. den Hund (= Wächter bei Hirten, Gefährte des Jägers), Kamel, Pferd, Rind, Lama. Von den Mineralen erwähne ich zunächst den Stein (= Waffe), Kupfer, Eisen, Salz (Nahrungsmittel), Tonerde (Töpfe, Krüge). Die Minerale trieben den Menschen zum Tauschhandel, der seinerseits die Völker näherte, sodass sie ihre Kultur gegenseitig austauschten.
2. Die inneren Entwicklungskräfte der Völker sind verschieden, sie beziehen sich auf Geschicklichkeit, Körperkraft, Arbeitslust, geistige Sinnesschärfe. Der einzelne Mann vermag nichts, seine Arbeit ist unfruchtbar, wenn sie nicht von der Gesellschaft, von den Mitmenschen aufgenommen wird. Ein Hemmnis in der menschlichen Gesellschaft sind die Beschränkung der Kinderzahl, der Kindermord, die Greisentötung, ein wichtiges Förderungsmittel ist die Arbeitsteilung, die Völkerberührung durch Handel, Verkehr und Krieg.

# Ernährung

Der Mensch ist ein Allesesser, Pflanzen, Tiere, ja sich selbst verschmäht er nicht, den Menschenfraß nennt man Kannibalismus; schon in den ersten Zeiten finden wir Speiseverbote; einzelne Tiere gelten als unrein, andere schont man als Stammenstiere, andere sind Fetische. Neben Trinkwasser, ohne welches der Mensch nie leben kann, finden wir in den ältesten Zeiten Berauschungsgetränke, die meist aus Pflanzen gewonnen wurden. Der Mensch ist ein schlafendes Wesen, dieser Schlaftrieb zwang den Menschen, eine geschützte Behausung aufzusuchen; die Urmenschen waren Langschläfer. Gleich den Tieren der Wildnis lagen die Menschen in den Zelten beisammen; die Alten mit den Waffen in der Hand, die Kinder um sie, recht nahe aber, um es warm zu haben. Was uns besonders auffällt, ist die strenge Rücksicht auf die Geschlechter, die wir heute noch bei den Malayen, Polynesiern antreffen, die z. B. Junggesellenhäuser besitzen.

# Pfahlbauten

1853/54 war ein kalter trockener Winter in der Schweiz. Die Spiegel der Seen senkten sich und da zeigten sich im Züricher See Reste von Pfahlbauten. Solche fand man dann noch in vielen Seen der Schweiz, bei Laibach, Olmütz, im Neusiedler See.

Zweck der Pfahlbauten ist unklar, noch nicht gelöst.

1. Schutz der Menschen. Die Pfahlbauern konnten eine Belagerung aushalten, da sie Trinkwasser und Fische hatten.
2. Schutz vor Tieren, im Winter wurde die Eisdecke am Rande des Sees eine weite Strecke eingeschlagen. Dann wählte man gern solche Seestellen, wo das Wasser tief und bewegt war. Da gefror es nicht so leicht.
3. Gesundheitlich war die Wohnung einwandfrei. Der Wellenschlag nahm den Unrat mit, er verhinderte das Faulen der Stoffe, die Ausdünstung. Es war eine Art Kanalisation so ein Haus auf dem Pfahlrost.
4. Schutz vor Nagetieren. Die Pfahlbauten waren Speichervorräte u. gegen Feuer geschützt.
5. Schutz vor Hochwasser und Überschwemmungen, denen die Uferbauten ausgesetzt waren. Darum der hohe Unterbau.
6. Nachtwohnungen.
7. Pfahlbauern waren ein Fischervolk.

Das Holz zu den Pfahlbauten lieferten die Urwälder, an denen Europa damals noch so reich war und die von den Römern (Cäsar, Plinius) als ein Wunder bestaunt wurden. Diese Riesen fällen, sie behauen, in den See hinausschaffen, da einzurammen war für damals eine staunenswerte Arbeit u. sie setzt Intelligenz der Arbeiter voraus. Vertieft man sich in jene graue Vorzeit, in die Tage der Pfahlbauten, so muss man staunen ob der Kultur jener Zeit, ob der großen Fortschritte, welche die Menschheit schon gemacht hatte. Das düstere Bild, welches man gewöhnlich von jener Zeit entrollt, schwindet und macht den heiteren Szenen Platz, die Homer in seiner Ilias im XVIII. Gesang bei der Beschreibung des Schildes, den Achilles vor dem Kampfe mit Hektor erhielt. Er schildert da Kulturszenen, die wir noch heute bei uns beobachten können: der säende und pflügende Bauer, die Getreideernte, eine Ausmessung des Feldes, eine Gerichtssitzung u. s. w.

Friedlich war jene Zeit, wo der völkermordende Krieg noch etwas Unbekanntes war, wo im besten Falle ein Streit mit dem Nachbar oder ein blutiger Kampf mit Tieren die Gemüter erregte. Der Mensch jener Tage war eben noch damit beschäftigt, die Natur sich dienstbar zu machen. So wie kleinere Tiere den großen folgen (Schakale den Löwen) so folgten auch schwache Tiere dem Menschen, dem großen Jäger, blieben in seiner Nähe. Der Mensch benutzte sie, richtete sie ab zu eigenen Zwecken. Der Hund ist schon in den Pfahlbauten zu treffen u. z. als Spitz, der das Haus bewacht u. dessen Urahne der Schakal war, und der Schäferhund, der die Herde bewacht. Er stammt vom Wolfe ab. Die Pfahlbauern hatten Viehherden, die Bewohner Dänemarks, von denen die großen Abfallhaufen noch heute anzutreffen sind, hatten keine Haustiere. Unsere Pfahlbauern begannen erst mit der Zähmung der wilden Rinder, Schweine und Schafe. Das Pferd war ihnen noch nicht bekannt, ebenso wenig die Katze und der Esel, die von Ägypten viel später kamen. Hühner, Enten, Gänse gehörten damals nicht zu den Haustieren, wohl aber die Ziege. Mit der Hauswirtschaft, mit den Haustieren begann für den Pfahlbauer eine neue Zeit; er wurde ein sesshafter Ackerbauer, der auch die Pflanzen in den Bereich seines Nützens zog. Der Mensch der Pfahlbautenzeit ackert, sät, erntet Korn, Weizen, Hirse, Bohnen, Linsen; er mahlt das Korn, bäckt Brot, er kennt den Mohn, füttert die Schweine mit Eicheln, presst aus Bucheckern Öl, zieht Apfelbäume, baut den Flachs an (Hanf war noch unbekannt ). Er kennt das Flachs brechen, Hecheln, die Spindel, das Spinnen, Weben und Färben. Die schwarze Farbe gewann er aus der Kohle, die rote aus dem Roteisenstein. Man fand in den Pfahlbauten Garnknäuel, Fransen, Quasten, Gewebe, geflochtene Körbe. Die wurden mit Erde beschmiert, um sie zum Wassertragen zu verwenden. Vielleicht verbrannte ein derartiger Korb, die Tonscherben führten den Menschen zum irdenen Topf. Jetzt konnte man kochen. Ein neuer großer Fortschritt in der Kultur. Seinen Schönheitssinn offenbart der Pfahlbauer in den irdenen Töpfen: wir finden Zierformen wie das Dreieck, Quadrat, Trapez, Parallele, Kreuz, Kreisformen, Mäander, Wellenlinien. Das Öl der Buchecker erhellt seine Wohnung, wenn die Sonne hinter den fernen Bergen verschwand. Durch den Gebrauch des Tones kam der Mensch mit den Gesteinen der Erde in Berührung, er lernte die Metalle u. z. das Kupfer zuerst kennen. Die Steinwerkzeuge hatten schon eine zierliche Form angenommen, als das Kupfer aufkam. An Kupfer ist aber Mitteleuropa arm. Es ist wohl richtig, dass das Kupfer durch Händler anfangs zu den Pfahlbauern kam, ebenso auch die Bronze. Der Handel muss damals schon geblüht haben; wir wissen, dass die Phönizier weite Handelsreisen unternahmen, dass sie an die Ost= und Nordsee kamen. Führte doch so ein Handelsweg nicht weit von uns – die Bernsteinstraße – auch den Bernhardspass und Gotthard überschritten sie. Zur Bronzezeit standen die Pfahlbauten in höchster Blüte. Wir sehen stattliche Gebäude, Reinheit in den Wohnungen, die Leute tragen Flachshemde, Röcke aus Schafwolle, Kopfbedeckungen, Fußbekleidungen; in den Haaren stecken Nadeln, an den Armen sehen wir Ringe, um den Hals Ketten. Im Vorhof grunzt das Schwein, blökt das Schaf, meckert die Ziege, bellt der Hund. Am Ufer wogt das Getreide, der Bauer ackert mit den Rindern, die Frau webt das Garn und die Kinder spielen mit Kugeln, wie man solche gefunden hat. Ihr Körperbau ist normal, der Kurzkopf war anfangs vorherrschend, später nahmen die Langköpfe zu. Ihre Toten bestatten sie in der Erde, nicht im Wasser. Der Leichnam wird in hockender Stellung (die Beine am Leib angezogen wie beim Kinde im Mutterleib) der Mutter Erde übergeben. Später wird der Tote in eine Steinkiste gelegt, damit sein Geist nicht umgehe. Diese Steinkiste entwickelt sich mit der Zeit zu großen steinernen Totenhäusern, wie sie uns in den Hühnengräbern, Dolmen, Menhirs und Stonehenge in England entgegentreten. Vielleicht sind diese gewaltigen Denkmäler auch Denksteine der Steinzeit, die den Menschen durch Jahrtausende begleitet hat u. die jetzt dem Eisen weichen muss.

Steinzeit, Kupfer- und Bronzezeit hat Pfahlbauten, mit Beginn der Eisenzeit schwinden sie. Die Stein-, Kupfer- und Bronzezeit reicht bis zum Jahre 1500 v. Ch. Mit dem Eisen kam eine neue Epoche in der menschlichen Kultur, eine Zeit der Erfindungen und Entdeckungen, eine Revolution in geistiger Hinsicht, der Anbruch der historischen Zeit. Die hat die Pfahlbauten weggefegt, Kampf, Krieg, Völkerwanderung sind der Abschluss der Pfahlbauten. Ihre Friedensarbeit war Zähmung der Haustiere, Ackerbau, Töpferei, Weberei, der Geist beschäftigte sich mit den Fragen des Todes, des Jenseits, der Mensch lebt gesellig in Dörfern und Ortschaften.

Die Hallstadt-Periode kennt keine Pfahlbauten im wahren Sinne des Wortes. Wohl gibt es auch in dieser Periode Pfahlbauten, doch sind es befestigte Plätze, Garnisonen, oppida, wie sie die Römer nannten. In ihnen wohnten nicht friedliebende Menschen, stieg kein Duft von Korn oder Weizen empor, an Stelle der blökenden Schafe, der grunzenden Schweine klirrten eiserne Waffen.

# Eiszeiten

Schon Goethe bemerkte auf seinen Reisen durch Thüringen Felsblöcke, die von fremden Bergen u. z. aus Skandinavien stammen. Wie die daher gekommen sind, erklärte er sich ganz richtig: „Die Gletscher Skandinaviens reichten einst bis nach Mitteldeutschland, an die Sudeten, Lysa Gora, Rokitnosümpfe, zur Wolga und bis zum Ural.“ 6 000 000 km² groß war die Eisfläche. Überreste aus jenen Eistagen sind die Moränen in S. Deutschland, Findlingsblöcke in N. Deutschland, die Seen N. Deutschland und Skandinaviens, die Pflanze Linnara borealis im Riesengebirge. Sie stammt von Skandinavien und wurde durch die Gletscher der Eiszeit zu uns gebracht.

Alluvium, Diluvium Tertiär /Kreide, Jura, Trias / Mittelalter Perm

Jetzt Eozän Karbon (Steinkohle)

 Oligozän Devon

 Miozän Silur

 Pliozän Kambrium

 Algonkium

Man rechnet mehrere Eiszeiten; im Kambrium , im Perm, im Dilivium sogar drei mit den Interglazialzeiten. Vor der diluvialen Eiszeit liegt die tertiäre Wärmezeit. Da herrschte auf Grönland und Spitzbergen ein subtropisches Klima, da wuchsen bis 82° n. B. Zypressen, Haselnuss, Eiben , Taxus, Mammutbäume von Turmhöhe, reich war die Tierwelt mit den längst ausgestorbenen Kolossen.

Eiszeit, Kälte- und Wärmeschwankungen in der Geschichte unserer Erde bilden gerade in den letzten Jahrzehnten eine wichtige Streitfrage, die viele Gemüter erregte und viele Erklärungen fand. Kälte und Wärme wechselt auf der Erde, das steht fest. Wo ist aber der Grund für diese Erscheinung?

1. Früher sei die Erde eine Sonne gewesen. Warum sind dann aber die Schwankungen, warum wird jetzt das Klima wärmer, warum erkennt man nicht an den Urgesteinen das Ausstrahlen der alten Erdhitze??
2. Eugen Dubois – der auf Java die Knochen eines halb affen – halb menschenhaften Wesens fand, sagt: die Sonne sei im Erkalten, früher sei sie blau gewesen, dann gelb und jetzt rot. Die blaue Sonne erzeugte große Hitze, in den Übergangsstadien von blau nach gelb, bzw. von gelb nach rot liegen die Eiszeiten. Wir haben die rote Sonne, die also immer mehr erkalte. Warum nimmt aber das warme Klima gegenwärtig zu? Wie können Cypressen und andere Bäume in der Polarnacht Chlorophyll erzeugen? Die Sonnenflecke, die für ein Erkalten der Sonne sprechen, treten in 11 Jahren periodisch mehr oder weniger stark auf. Sie haben auf Witterung, Erdmagnetismus und Polarlicht einen großen Einfluss. In neuerer Zeit neigt man der Ansicht zu, dass die Sonnen= flecke Zeichen einer größeren Wärmeentwicklung seien. Dies meint der Schwede Arrhenius
3. Die Erde bekäme Wärme von einer 2. Sonne. Wo steckt sie? Wo sind ihre Überreste, falls sie untergegangen ist? Oder wäre Merkur eine alte Sonne, die heute zum Planeten herabgesunken ist? Zu kühn ist dieser Ideengang.
4. Präcession: = Verschiebung des Frühlingspunktes auf der Ekliptik. In jeder Präzessionsperiode häufe sich einmal Im N., einmal im Süden das Polareis. Jetzt sei es um den Süd-Pol, darum ist da alles voll Eis; das ziehe aber auch den Schwerpunkt der Erde an sich; darum fließe das Wasser gegen den Südpol, tauche alles Land unter und der Nordpol werde frei, Länder tauchen empor. Jeder Wechsel der Eiszeit gehe mit einer „Sintflut“ Hand in Hand, die Wasser stürzen gegen jenen Pol, der das Schwerezentrum bekommen soll, reißen alles mit. In 6300 Jahren erfolgt der neue Einbruch.- Darum baue Archen und Luftschiffe! Der Vater dieser Theorie ist der Pariser Mathem. Professor Arhe´mar Josef, 1842 erschienen. Wie viele Eiszeiten hätten wir dann schon? Sollte das Bisschen Eis am Südpol schon eine Eiszeit ausmachen? Wie kann das Eis den Schwerpunkt der Erde verlegen? Die diluviale Eiszeit war bipolar = N. und S.Pol lagen weit unter Eis.
5. Die Exzentrizität der Erdbahn hat Einfluss auf die Rotation und diese auf das Klima. Starke Rotation ziehe die Erdmassen zum Äquator, dahin fließe auch das Wasser von den Polen ab, es entstehe Kälte und Eis. Umgekehrt: langsame Rotation ziehe die Erdmassen und das Wasser zu den Polen, es entstehe Wärme. Im Alt-Tertiär und Kreide staute sich das Wasser am Äquator und es fehlen die Eiszeiten.
6. Die schiefe Stellung der Erde wechsle; vielleicht war sie einmal gerade wie noch heute beim Jupiter, einmal war sie mehr schräge. Darnach ändere sich auch die Lage des Äquators, ebenso der Pole. Da ließe sich die Eiszeit erklären. Hat aber der N. Pol ein warmes Klima, so muss der S. Pol auch ein warmes Klima haben und umgekehrt. Wie entstehen aber solche Polverschiebungen? Da hat man entdeckt, dass auch die Polhöhe schwankt (1830 in Berlin). Über den Pol und den Äquator ziehen immer neue Länder, neue Meere. Am Pol tauchen die Länder aus dem Meere (Abplattung) am Äquator sinken sie unter Wasser. Die Erdteile pendeln periodisch auf und ab um eine Achse, die von Mittelamerika nach Hinterindien geht. Diese Erscheinung nennt man Pendulation. Daraus erklärt es sich, dass die Länder um die Pendulationsachse alte Kulturzentren sind, dass sich hier Tiere und Pflanzen vorfinden, die in anderen Ländern zugrunde gingen. Peru, Mexiko, China, Hinterindien sind die von der Pendulation verschonten Länder, hier erwuchs schon in grauer Vorzeit eine hohe Kultur, hier finden sich auch noch viele Übergangsformen zwischen den einzelnen Tiergattungen. Europa pendelte einmal nord-, einmal südwärts. Auf der Wanderung nach Norden taucht Land aus dem Meere, auf der Wanderung nach Süden überwiegt das Wasser. Die Polarnacht mit ihrem Dämmerschein ist auch gelöst; Spitzbergen und Grönland lagen mehr südlich, deshalb konnten Palmen, Cypressen u. a. Bäume gedeihen. Diese Länder im Norden hatten damals keine Polarnacht. Der Vater dieser Ideen ist der Dresdener Ingenieur Reibisch. Warum hatte aber N. Amerika auch eine Eiszeit, als Europa unter den Gletschern lag? Die amerikanische Eiszeit gehört dem Tertiär, unsere dem Diluvium an. Dann müssten wir auch die Tiere der Eiszeit (Mammuts, Moschusochsen) im Tertiär in N. Amerika finden, was aber nicht stimmt, denn im Tertiär leben auf den Wiesen und Steppen N. Amerikas große Scharen nicht eiszeitlicher Säugetiere. – Wie konnte Indien vergletschern, da es doch nahe bei der Pendulationsachse liegt?

Der Leipziger Professor Simroth sagt: die Erde pendelte im Altertum polar im Mittelalter äquatorial, im Tertiär polar und jetzt wieder äquatorial. Diese Pendulation rühre von einem Stoß, den die Erde einst von einem Urmond erhielt, der in die Gegend des heutigen Afrika fiel. Diese Idee grenzt an Jules Verne und Simroth gab sie selbst später auf.

P. Kreichgauer in St.Gabriel-Mödling sagt: die Erdrinde verschiebe sich auf dem Erdkern, die Länder gleichen schwimmenden Eisbergen, die auseinander reißen. Dazwischen sammle sich das Meer. Grönland ist von Amerika, S. Amerika von Afrika losgerissen.

Wir wissen, dass die Äquatorialströmungen nach Westen drängen, sich in den Antillen stauen und als Golfstrom nach Europa wandern. Wäre N. und S. Amerika getrennt, so fänden die Strömungen einen Ausweg und der Golfstrom bliebe aus. Nun war im Diluvium Grönland, Island und N. Europa verbunden. Der Golfstrom konnte nicht nach Europa kommen, daher die Vereisung. Im Tertiär bestand zwischen N. und S. Amerika ein offenes Tor, durch welches der Golfstrom floss. Die Eiszeit Europas wäre gelöst – aber die N. Amerikas, Indiens, Afrikas, die tertiäre Wärme, die Lichtfrage.

Kohlensäuere Theorie: Die Kohlensäure in der Luft regelt die Wärme. Ist mehr Kohlensäure in der Atmosphäre, dann ist es wärmer auf der Erde. Fehlt Kohlensäure, dann ist es kälter. Nehmen wir der Luft die Kohlensäure, so sinkt die Temperatur der Erde um 21°. Woher kommt das Mehr oder Weniger der Kohlensäure? Vulkane, Kohlensäurequellen = Mofetten genannt, erzeugen Kohlensäure. Mit der Kohlensäure geht die Wärmeperiode, Tierreichtum, üppiger Pflanzenwuchs, Bodenentwicklung, Verwitterung der Felsen. Das alles bedarf Kohlensäure, die wird der Luft entzogen. Die Verminderung von Kohlensäure führt uns zum Klimasturz, zur Eiszeit. Auch heute arbeiten die Vulkane in erhöhtem Maße; Pompei, Martinique, die Java Insel geben Zeugnis davon. Der Atmosphäre wird Kohlensäure zugeführt. Darum nimmt die Temperatur zu; milde Winter, Regenreichtum ist die sichtbare Folge. Vielleicht kommt wieder die Zeit, wo Palmen, Cypressen am Donaustrande gedeihen, Löwen und Tiger Wald und Flur bevölkern; hinfällig ist die Klage der Menschen, dass der Kohlenvorrat der Erde schwindet; mag er schwinden, wir sehen dem tropischen Klima entgegen. Allerdings wird es noch eine Weile dauern, bis diese – jetzt sehr ersehnte – Zeit kommt. Von der letzten Eiszeit trennen uns 30 000 Jahre, bis zum ersehnten Tropenklima in Mittel-Europa werden noch 2 Millionen Jahre vergehen. Unterdessen sind die Alpen abgetragen, verwittert. Die Kohlensäure-Idee stammt von Svante Arrhenius (geboren 1859, Univ. Prof. in Stockholm, Chemiker von Ruf) und dem Breslauer Geologen Fritz Frech.

* Wie entstehen grüne Wälder in der Polarnacht?
* Wie entstand die Perm Eiszeit – als Vulkane, Gebirge, Verwitterung fehlten?
* Vulkanausbrüche erzeugen aber auch Wasserdampf, Regen, Schnee und Eis.

8 Ideen zur Erklärung der Eiszeit erwähnte ich; sie verblüffen uns im ersten Augen= blick, enthalten aber doch genug Widersprüche oder offene Fragen. Trotzdem müssen wir vor den Forschern und Gelehrten Achtung haben, die bemüht sind, uns in das Reich der Erkenntnis zu führen. Haben wir auch noch nicht volle Klarheit, so sind wir doch auf dem Wege zu ihr. Jedes Vorwärtsstreben bringt uns neue Rätsel, neue Verwirrungen. Die Eiszeitfrage seit den Tagen Goethes wurde eingehend bearbeitet, wir stehen um ein hübsches Stück weiter und dem Menschenhirn wird es sicher auch gelingen, diese Frage zu enträtseln und in das Geheimnis der Eiszeit ganz einzudringen. Ein großer Schritt ist dann getan, wenn wir die Beschaffenheit der Pole genauer kennen.

Erdkunde-Unterricht in der Konkordatschule

Die Realien wurden in der alten Schule vor dem Jahre 1869 recht stiefmütterlich behandelt. Die Erdkunde besprach man nach dem folgenden Gedicht, das die Kinder zum größten Teil auswendig lernten. Wer es vollständig beherrschte, wurde nach der Schulprüfung in das „Buch der Ehre“ geschrieben. Das Gedicht ist mit Erlaubnis des Schriftstellers Dr. Anton Sternad-Zögtau (Nordböhmen) der Monatsschrift „Unsere Heimat“ entnommen. Es lautete:

“Wollt ihr mit durch Europa reisen,

so kommt, ich will den Weg euch weisen.

Ich komme vom Atlantischen Meer

gerade mit dem Dampfschiff her.

Darum ist es wohl für uns am besten,

wir fangen gleich hier an im Westen.

Seht auf die Kart, ihr Leute all!

Das erste Land heißt Portugal.

Warum ist hier, das wißt ihr schon,

die Hauptstadt drin heißt Lissabon.

Setubal trocknet Salz am Meer,

der Portwein kommt von Porto her.

Daneben ist das größere Spanien,

da gibts Pomeranzen und Kastanien,

Oliven, Feigen und Zitronen,

in solchem Lande ist gut wohnen.

Bei Malaga gibts guten Wein

und Schafe in der Wolle fein.

Das Klima ist gesund und warm,

Doch sind die Leute faul und arm.

Die Hauptstadt mitten in dem Land

wird, wie ihr wißt, Madrid genannt.

Im Süden stellt sich Gibraltar

als Vorgebirg und Festung dar.

Und Cadir, eine feste Stadt,

am Meere starken Handel hat.

Hoch türmen sich die Pyrenäen

und über diese muß man gehen

nach Frankreich, wo viel Obst, Wein

und Oel gedeiht; auch fließt der Rhein

an seinen Grenzen und gewiß

kennt ihr die Hauptstadt schon: Paris,

wo sich die Welt so lange dreht,

bis auf den alten Fleck sie steht.

Marseille hat Handelszweige,

Lyon die schönsten Seidenzeuge.

Das Meer im Norden ist ganz schmal

und hat den Namen: der Kanal.

Ins Schweizerland geht nun die Reise,

wo stets bedeckt mit Schnee und Eise

die Alpen sind. Da steigen wir

hinauf ins hohe Bergrevier,

wo Hirten ihre Weisen, blasen

und auf den Matten Kühe grasen,

wo uns an manchem Abgrund graut

und man in sehr viel Seen schaut.

Das Land mit zwanzig zwei Kantonen

In welchem Tells Urenkel wohnen

Die größten Städte darin sind: Bern,

Genf, Basel, Zürich und Luzern.

Wir sagen nun der Schweiz ade

und reisen auf den Bodensee

und weiterhin dann auf den Rhein,

um in Deutschland bald zu sein.

Die Donau, Weser, Oder, Elbe

als größere Flüsse hat dasselbe.

Von einem Staat in den andern

laßt uns mit frohem Mute wandern.

Zuerst ins Großherzogtum Baden,

wo alle Früchte wohl geraten.

Im Rheintal ist ein reges Leben,

dort wächst Tabak und edle Reben;

wir fahren mit der Eisenbahn

in seiner Hauptstadt Karlsruh an.

Wir steigen auf des Schwarzwalds Höhen,

um jetzt nach Württemberg zu gehen,

vom biedern Schwabenvolk bewohnt;

der König hier in Stuttgart thront.

Vom Neckar ist die Landschaft mitten

und von der Donau auch durchschnitten.

Gehoben ist die Landwirtschaft,

auch wächst hier Obst und Rebensaft.

 Wenn wir fort auf der Donau steuern,

sind wir im Königreiche Bayern.

Da treffen wir ein gutes Bier

und Kraut und Schweinefleisch gibt es hier.

Dort wechseln große Gerstenfelder,

Hopfengärten und Tannenwälder.

In seiner Hauptstadt München sehn

wir manches schöne Kunstwerk stehen.

Gewerbefleiß blüht in Augsburg sehr,

in Nürnberg, Fürth und anders mehr.

Der Donaustrom bringt uns sogleich

bei Passau hin nach Oesterreich.

Wir fahren schnell vorbei nach Linz,

nach Wien, des Kaisers Residenz.

Da gibt es viele Lustpartien,

Vergnügungsorte, Harmonien.

Das Wiener Volk ist lebensfroh

und nirgends noch gefiels uns so.

Wien ist die allergrößte Stadt,

die Deutschand aufzuweisen hat.

Auch Triest ist uns wohlbekannt

als Hafenstadt in Süddeutschland.

Oesterreich besteht aus vielen Teilen,

die wir im schnellen Zug durcheilen.

Zuerst das Erzherzogtum Oesterreich

an Salz, Safran und Reben reich,

Tirol mit seinen guten Schützen

In Tälern und auf Alpenspitzen.

Als Hauptstadt Innsbruck wird genannt,

Tiroler Treue ist bekannt.

Was werd ich in Illyrien finden?

Quecksilber in der Erde Schlünden

und einen See – hörs einmal an

in dem man fischen und auch ernten kann.

Stahl und Eisen liefert Steier

Rosse und Wein voll edlem Feuer.

Willst du des Landes Hauptstadt sehn,

da heißts, nach Graz behende gehen.

Vergaßest du aufs Land der Böhmen,

dann müßtest du dich wahrlich schämen;

denn dieses Land mit der Hauptstadt Prag

hat Wichtiges mehr, als ich sagen mag:

an Körnern, Obst und Granaten reich

kommt ihm kein anderes an Hopfen gleich.

Und wer den böhmischen Wein schon gemessen,

wird sicher aufs böhmische Glas nicht vergessen

und wer dieses hat oft gesehn,

mag später nach Teplitz und Karlsbad gehn.

Was weißt du von Mähren und Schlesien zu sagen?

Dort magst du nach Weizen, hier nach Leinwand fragen.

Brünn ist die Hauptstadt in jenem Land

Troppau und Teschen wird hier genannt.

Wohl zählt Oesterreich noch andere

Länder, doch weil sie nicht stehen im deutschen Verbande,

so kommen wir in diese erst zum Schluß

und sagen ihnen bis jetzt unsern Gruß.

Jetzt wird das Erzgebirge erstiegen,

wo reiche Silberstufen liegen.

Dann gehts hinab ins Sachsenland,

wo Dresden an der Elbestrand

die Residenz des Königs ist; dort

weilen wir aber nur kurze Zeit und eilen fort

auf Leipzigs Messen,

wobei wir Meißen auch nicht vergessen.

Viel Leute hat Sachsen auf engem Raum,

der Boden nährt sie alle kaum

und mancher verdient nur bitter und herbe

sein Brot bei diesem oder jenem Gewerbe.

Wenn wir von hier nach Norden reisen,

so kommen wir ins Land der Preußen;

die Residenz des Königs ist Berlin,

eine Stadt herrje, so groß als Wien

mit vielen Sehenswürdigkeiten,

die manch Vergnügen uns bereiten;

Doch aufgepaßt und seid nicht blind

und hütet euch vor dem preußischen Wind!

Das meiste Land ist flach und eben,

gut angebaut, doch viel Sand daneben,

im ganzen rauher, nur an dem Rhein

ists wärmer und gibt guten Wein.

Fabriken blühen und Maschinen,

die uns mit Waren wohl bedienen

z. B. Barmen, Elberfeld

und Köln bekannt in aller Welt.

Fast hätten wir die beiden Hessen

und Sachsen Herzoge vergessen;

jetzt aber reisen wir sogleich

noch in ein deutsches Königreich.

Hannover ists, wohin wir kamen

die Hauptstadt hat den gleichen Namen.

Am deutschen Meere liegt Oldenburg

und an der Ostsee Mecklenburg.

In allen diesen ebnen Landen

wird plattdeutsch nur vom Volk verstanden.

Hamburg ist eine freie Stadt,

dergleichen Deutschland drei noch hat.

Sie heißen: Frankfurt, Lübeck, Bremen,

wo wir von Deutschland Abschied nehmen.

Wir wandern an der Nordsee Strand.

Dort liegt das niedrige Holland,

durch Dämme gegen Meereswogen

geschützt, vom Rheinstrom durchzogen,

der oft sich teilt und langsam fließt

und sich in die Nordsee ergießt.

Ergiebig ist der Heringsfang

Schon viele hundert Jahre lang.

Die Hauptstadt (Amsterdam) steht auf eichenen Pfählen

und ist durchschnitten von Kanälen.

Des Königs Residenz ist Haag

in einer angenehmen Lag.

Windmühlen sind auf allen Höhen

in diesem flachen Land zu sehen;

auch Tulpenzwiebel sind zu finden

in voller Pracht die Hyazinthen.

Nun wollen wir nach Süden ziehen

ins handelsreiche Belgien,

wo man geschwind per Eisenbahn

auf allen Seiten reisen kann

Schon sehn wir Brüssel und sind froh,

nicht weit davon liegt Waterloo.

Dort ward besiegt Napoleon

von Blücher und von Wellington.

Auf! Rüstet euch zur Reise geschwind,

es bläst ein frischer Morgenwind.

Dort liegt das Schiff am Nordsee-Strand,

die Reise geht nach Engeland.

Ein Dampfer bringt im schnellen Lauf

die breite Themse uns hinauf

nach London, wo drei Millionen

Menschen in Hütten und Palästen wohnen.

In Nebel ist die Stadt gehüllt,

Englands Maschinen und Fabriken,

die Fabrikanten nur beglücken;

denn es gibt viele Bettelarme

und Elend, darüber sich Gott erbarme!

Birmingham hat in Stahl und Eisen

sehr viel Fabriken aufzuweisen;

Manchester ist die erste Stadt,

die Stoffe von Baumwolle hat.

Vereint wird England und Schottland

stets Großbritannien genannt.

Die Hauptstadt Schottlands – sehet dort

In Edinburgh am „Firth of Forth“.

Nach Irland jetzt der Weg uns führt,

das auch von England wird regiert:

des Landes Hauptstadt ist Dublin,

viel Bettler hats im Lande drin.

Die Insel, die wir ferne sehn

von Rauch bedeckt im Eismeer stehn,

heißt Island, wo der Hekla Feuer

auswirft, dort ist es nicht geheuer.

Drum segeln wir in guter Ruh

dem Lande Dänemark nur zu.

Auf einer Insel, laßt euch sagen,

liegt seine Hauptstadt Kopenhagen.

Vom Meere ist das Land umschlungen,

Holstein gehört zum deutschen Bund

und Meerengen sind der Belt und Sund.

Und hier das Meer im Norden hat

plattdeutsch den Namen Kattegat (Katzenpaß)

Jetzt nehmt die Pelzhandschuh zur Hand!

Wir reisen in ein kaltes Land;

denn gegen Norden ist gelegen,

es ist das Königreich Norwegen.

Der Weg führt uns durch Fichtenwälder

und über schneebedeckte Felder

zu steilen Meeresfelsen hin,

wo Eidergänse zahlreich ziehn,

auch gibt es Wölfe da und Bären,

drum laßt am Nordkap uns umkehren

Dort ist es zehn Wochen lang

Der Winter Nacht, das macht uns bang;

zurück nach Christiania,

der Hauptstadt stehn, schon ist sie da!

Auch wollen wir die Seestadt Bergen

als erste Handelsstadt uns merken.

Wenn wir die nächste Route wählen,

so geht es über die Kjölen,

ein Waldgebirge, hinab nach Schweden,

wovon sich manches ließe reden.

In Stockholm kehren wir jetzt ein,

das muß des Landes Hauptstadt sein,

das mit Norwegen wird regiert

und Eisen, Kupfer, Holz ausführt.

Das Renntier gibt den armen Lappen

Milch, Fleisch und warme Pudelkappen.

Man spannt es in den Schlitten ein

und fährt dann über Stock und Stein;

es nährt sich vom isländischen Moos

und ist fast wie ein Hirsch so groß.

Wir reisen nach kurzer Ruh

dem Kaisertum Rußland zu.

Doch müssen wir zu Schiff vorher

und segeln übers Baltische Meer

und kommen auf der Revo dann

in Petersburg der Hauptstadt an.

Moskau liegt mitten in dem Land,

bekannt durch seinen großen Brand.

Odessa an dem Schwarzen Meer

blüht auf und wächst durch Handel sehr.

Hier ist die schöne Lombardei,

im Süden fließt der Po vorbei.

Venedig ist erbaut am Meer

und Mailands Dom gefällt uns sehr.

Kein anderes Land von Oesterreich

ist diesem wohl an Schönheit gleich.

Fort nach Toskana, wo Florenz

ist, des Großherzogs Residenz;

ein schönes Land am Flusse Arno

wird mit der Handelsstadt Livorno.

Dann kommt man in den Kirchenstaat,

wo es noch viele Klöster hat.

Der Papst hat seinen Sitz zu Rom,

dort steht noch manches Altertum.

Wir kommen auf der Reise sodann

im Königreich Neapel an.

Neapel ist die größte Stadt,

die unser Land zu zeigen hat.

Hier ists schön, hier möchte ich bleiben!

Doch nein —; denn freche Räuber treiben

ihr Handwerk hier und Lazaronen

als Bettler in Neapel wohnen.

Vesuv speit manchmal Feuerflammen

und Häuser stürzen oft zusammen

und töten alles, was nur lebt,

wenn sich unverhofft die Erde bebt.

Dazu gehört Sizilien,

nicht fern ist Sardinien,

das Land mit faulen, rohen Sarden.

Auch kennt ihr die Slawoyarden;

die leben in den Alpen hier

und zähmen manches Murmeltier.

Dort ist die große Insel Korsika.

Die größte Stadt heißt Bastia.

Ajaccio ist, ihr wißt es schon,

der Geburtsort des Napoleon.

Frisch auf, die Segel ausgespannt,

Matrosen fort nach Griechenland!

Wir lassen gastlich uns bedienen

dort mit Korinthen und Rosinen.

Die Türken trinken keinen Wein;

drum trocknen sie die Trauben ein.

Morea winkt uns schon von fern,

doch wären nach Athen wir gern,

der Hauptstadt, die aus alter Zeit

noch Spuren ihrer Herrlichkeit

von Marmor u. dgl. hat.

Dort steht sie schon die Musenstadt.

Aus Archipels klaren Wellen

erreichen wir die Dardanellen

und das Meer von Marmora,

bald ist das Ziel der Reise da.

Beschleunige den Weg verdoppelt

O Schiff den Lauf! Konstantinopel,

die Hauptstadt der Türken, liegt dort.

Wir landen an dem sichern Port,

wo viele bunte Flaggen wehn;

auch sehen wir auf den Moscheen

des goldnen Halbmonds hellen Glanz;

bezaubernd ist der Anblick ganz.

Wir treten in die Stadt behende

und kehren bei den Türken ein.

Hier ist die Wanderschaft zu Ende,

hier muß Europas Grenze sein.

Veröffentlicht in: „Niederösterreichisches Lehrerblatt“, 1932, Juni S. 330, Juli S. 348, Aug. S. 366, Okt. S. 22

Erinnerungen an den Krieg 1866

Ludwig Ferdinand, ein Hauer aus Poysdorf, wurde 1863 in Zistersdorf für kriegsdiensttauglich erklärt und rückte noch im gleichen Jahre zum Infanterie-Regiment Nr. 4 nach Arad in Ungarn ein, wo er seine Ausbildung erhielt; ein unstetes Wanderleben führte ihn durch viele Gemeinden Süd-Ungarns, weil damals der Staat noch nicht genug Kasernen für das Militär besaß.

Als die Kriegsgefahr im Jahre 1866 immer näher rückte, verließen die Deutschmeister Ungarn und fuhren mit der Bahn nach Weißkirchen in Mährern, wo den Soldaten ein herzlicher Empfang durch die Bevölkerung zu teil war. Am 28. Mai erhielten die Soldaten den Befehl zum Abmarsch nach Böhmen. Das weite Land prangte im Frühlingsschmuck, die Obstgärten glichen einem weißen Blütenmeer, die wogenden Saaten, die üppigen Wiesen und dunkelgrünen Wälder leuchteten im Glanze der warmen Sonne – kein Wunder, wenn manchem Krieger das Herz blutete bei dem Gedanken, dass er all die Schönheit und Herrlichkeit nur mehr kurze Zeit genießen dürfte. Mit klingendem Spiel verließ das Regiment die freundliche Stadt, begleitet von den Segenswünschen der Bewohner und marschierten auf der staubigen Straße gegen Olmütz.

Diese Stadt war damals eine gewaltige Festung, die schon ein recht buntes Kriegsbild dem Fremden bot. Die Vorwerke, die Schanzen und Lagerwerke waren für den Kampf gerüstet; Bäume und Sträucher hatte man umgehackt, einzelne Häuser waren niedergerissen worden, damit die Festungsgeschütze einen freien Ausschuss hatten. Die Stadt glich einer Riesenkaserne; von allen Seiten strömte Militär herbei, lange Wagenreihen führten Heu, Stroh und Lebensmittel heran, Bauern und Bürger verließen mit ihrer Habe die Festung, da man „unnötige Fresser“ bei einer Belagerung nicht brauchte.

Der Oberbefehlshaber Benedek selbst war in Olmütz und besichtigte das Deutschmeister-Regiment, das 3 Tage hier in der Festung rastete, um dann über Littau nach Mährisch-Trübau zu marschieren. Da man hier einen Vorstoß des Gegners über Glatz-Grulich befürchtete, wurden die Gewehre scharf geladen. Zu einem Zusammenstoß kam es nicht, das Regiment zog weiter nach Böhmen. Heiß brannte die Sonne; die Soldaten schwitzten und mancher, der den Anstrengungen nicht gewachsen war, brach zusammen unter der schweren Last, die er auf seinem Rücken schleppte. Kein Wunder wenn jeder während einer Rast musterte und ausräumte, Bürsten, Putzsachen und Knopfgabeln usw. wegwarf, um den Tornister leichter zu machen.

Auf allen Straßen erblickte man Militär; in den Ortschaften, auf freiem Felde lagen die Soldaten, rasteten, kochten, oder schliefen, um neue Kräfte zu sammeln. Hitze und Trockenheit war Allen lieber als das Regenwetter, das jedes Weiterkommen bedeutend erschwerte. Oft waren die Straßen mit Wagen und Kanonen angefüllt, dass die Fußsoldaten im Graben oder auf den Feldern gehen mussten. Regnete es noch, dann war ein solcher Marsch eine Marterei für die Menschen, die ohnedies durch das unregelmäßige Essen und durch einen mangelhaften Schlaf stark hergenommen waren.

In der Nacht gelangten die Deutschmeister nach Josefstadt, das eine Festung zweiten Grades war. Hier befand sich soviel Militär, dass das Regiment sich nur in 2er Reihen langsam durchwinden konnte durch die Wagen, Kanonen und Zelte. Auf den Feldern brannten Lagerfeuer, Kommandorufe hörte man, Offiziere suchten fluchend und schimpfend ihre Abteilungen, Ordonnanzen ritten durch die Menschenknäuel, alle Sprachen konnte man da vernehmen und in der Tiefe rauschte die Elbe, die durch die Festung durchfließt. Über die Erdwälle ragten die Kanonen in die dunkle Nacht, Wachposten marschierten auf und ab, man erwartete jede Stunde den Gegner und vorbereitet war man zu dem Kampfe, der jeden Augenblick losbrechen konnte. Im Nordwesten überzog ein blutigroter Schein den Nachthimmel, ein Zeichen des erbitterten Ringens; am nächsten Tage hörten die Truppen zum ersten Mal den fernen Kanonendonner, Verwundete und Kranke führte man in Wagen zurück ins Hinterland.

Bei Nachod am Wenzelsberg wurde das Regiment eingesetzt. Ein schlichtes Kirchlein stand auf der Anhöhe, um die ein heftiger Kampf tobte. Die Kapelle wurde zusammengeschossen; die Kugeln pfiffen, die Musik spielte einen flotten Marsch, die Fahnen flatterten und die geschlossenen Abteilungen stürmten aufeinander los. Die Österreicher mussten zurück, es gab kein Halten, da der Gegner mit aller Wucht nachdrängte. Durch 8 Stunden stand unser Ludwig im Feuergefecht; da kam der Befehl zum Rückzug, eine Kugel verwundete ihn am linken Oberschenkel; neben ihm lag ein Bayer mit zerschossenem Arm. Die Preußen kamen, verbanden rasch die Verwundeten, legten sie auf Einspänner und fort ging es bis Königinhof, das mehr einem überfüllten Spital glich. In allen Häusern lagen die Verwundeten und Kranken, denen von Freund und Feind die erste Hilfe geleistet wurde. Ludwig befand sich mit dem bayrischen Kameraden einige Tage im Pfarrhof. Mit einer Einbrennsuppe, mit Brot und Speck stillte er seinen Hunger; dann ging es weiter auf der staubigen Straße. Eine lange, lange Kolonne von Wagen gleich einer Riesenschlange schob sich langsam gegen die hohen Berge, die ganz in der Ferne auftauchten; durch Orte, durch dunkle Wälder, durch wogende Saaten und frischgemähte Wiesen fuhren sie dahin. Dann kam eine weite Ebene, die fast endlos schien; endlich an einem Sonntag bemerkte man in der Ferne eine große Stadt. Es war Breslau. Bei einer Kirche blieben die Wagen stehen, eben war der Gottesdienst aus und die Andächtigen wetteiferten miteinander in der Pflege der Verwundeten. Der Verband wurde erneuert, Speise und Trank ausgeteilt und die Leichtverwundeten zum Bahnhof gebracht, wo sie in Waggons auf Stroh gelegt wurden.

Es ging nach Berlin, wo der Zug in der Nacht ankam. In Breslau waren nur die Schwerverwundenten geblieben. Ludwig kam in ein geräumiges Kloster, das einen großen schönen Garten besaß. Hier konnte er mit Hilfe eines Stockes herumgehen; dem Kameraden war der Arm abgenommen worden. In der Früh erhielten die Leute einen ungezuckerten Kaffee und eine Semmel, um 9 Uhr ein Glas Bier und ein „Butterbemmchen“, zu Mittag Fleisch und Suppe ohne Zuspeis, um 4 Uhr einen Kaffee und eine Semmel. Dies war auch zugleich das Nachtmahl. Die Österreicher fühlten gar nicht, dass sie in Gefangenschaft waren. Ab und zu erschien ein hoher Besuch, die Königin, ein General usw., die sich mit den Soldaten in ein Gespräch einließen. Ludwig erhielt ein Bild von der Königin und ein evangelisches Gebetbuch zur Erinnerung an seinen Berliner Aufenthalt.

Unterdessen war der Friede geschlossen worden. Die Gefangenen fuhren in einem Zuge über Breslau nach Oderberg, wo die Österreicher und Ungarn getrennt wurden. Erstere kamen nach Linz, letztere nach Preßburg. Weil Ludwig durch seine Verletzung nicht mehr felddiensttauglich war, wurde er aus dem Heeresverbande entlassen. Es war ein sonniger Herbsttag, als er mit einem Schiff nach Klosterneuburg fuhr, von wo er über Wien und Korneuburg in seine liebe Heimat zurückkehrte. Gesund und frisch hatte er Poysdorf verlassen, als Kriegsbeschädigter kam er heim; dennoch war er froh, als er seine Angehörigen sah und ihnen die Hand drückte.

Das Schicksal hatte ihn glücklich durch den Krieg geführt, es hat ihm ein hohes Alter geschenkt, sodass er noch das seltene Fest der diamantenten Hochzeit im Kreise seiner Lieben feiern konnte. Trotz seinen hohen Alters erinnerte er sich noch genau an die schweren Tage von Nachod und Königgrätz und erzählte gerne seine Erlebnisse aus dem Kriegsjahr 1866. Im Jahre 1933 berief ihn der Allmächtige zur „Großen Armee“ ein.

Erinnerung an Flitsch

Es war im Kriegswinter 1915/16, allerdings weiß ich nicht mehr in welchem Monat. Wir standen mit unserem 24 cm-Mörser im Flitscher Becken, hinter einem Berghang in geschützter Stellung.

Knapp oberhalb befand sich in einer Baracke das Artillerie-Gruppenkommando unter Major Schrenzl.

Eines Nachts hatte ich Batteriewache, mußte also Posten stehen und zwar in der Zeit von fünf bis sieben Uhr früh.

Da es kalt und ohnedies nichts los war, adjustierte ich mich erst gar nicht, sondern setzte mich ohne Mantel, Kappe und natürlich auch ohne Gewehr (Stutzen) in den warmen Telefonunterstand, wo mein Kamerad Seppl Kraft aus Hüttendorf bei Mistelbach seinem Telefondienst nachkam. Wir rauchten und plauderten gemütlich, als der Seppl plötzlich im Telefon etwas hörte, und wir spitzten die Ohren. An der sonst völlig ruhigen Front gab es momentan eine kurze, wilde Schießerei, vermutlich durch eine vorgetriebene Patrouille verursacht. Daraufhin brüllte der Abschnittskommandant, ein Oberstleutnant, mit den Worten ins Telefon: „Was ist denn los, warum wird denn dort geschossen?“ „Weil Kriag is, Du Tepp,“ schallte es aus einem der Feldtelefone lakonisch zurück. Darob großes Gelächter in allen Telefonen, aber der Urheber dieser „volkstümlichen“ Antwort konnte freilich nie eruiert werden. Doch dies nur so nebenbei.

Kurz nachher stieß mich der Seppl an und sagte: „Hörst nix, da sucht jemand den Posten, geh aussi, i glaub, des is der Major!“ Ich warf meinen Tschik weg und war auch schon draußen. Oh du Schreck! Da kommt tatsächlich der Major angestapft, fuchtelte mit einer Taschenlampe herum und rief nach dem Posten. Hinter ihm sein „Pfeifendeckel“ Johann und unser Koch Pepi Wunderbaldinger aus Wien, die mir mit unmißverständlichen Gesten zu verstehen gaben, daß ich wohl übergeschnappt sein muß, mich vom Posten entfernt zu haben. Blitzschnell überlegte ich, stellte mich in meiner unmöglichen Verfassung vor dem Gefürchteten auf und meldete mich als der gesuchte Posten!

„Sooo? Und da kommen Sie sooo daher? Was ist heute für Feldruf?“ „Keiner, Herr Major“. „Und Losung?“ Auch keine, Herr Major!“ „Aha, da glaubten Sie also, daß Sie nicht kontrolliert werden konnten?“ Worauf ich natürlich nicht mit „Jawohl“ antworten konnte, weil ja sonst mein Vorsatz sofort verraten gewesen wäre. Der „Pfeifendeckel“ mußte bei der Gruppe nachfragen wegen Feldruf und Losung. Kam zurück und meldete dem Major: „Herr Major, is heite kane Feldruf und kane Losung“. Da drehte sich der Major um und stapfte mit seinem Stock weiter. Ich aber baute mich vor ihm auf und erbat weiteren Befehl. Fast freundlich erwiderte er: „Sie können abtreten, versehen Sie aber in Hinkunft Ihren Dienst anständiger!“ Und schon war ich vorschriftsmäßig adjustiert und stapfte den Rest meiner Zeit in der Batterie auf und ab. Was unterdessen in mir vorging, kann sich jeder Soldat denken.

Am frühen Vormittag kam auch schon mein „Aufführer“, Vormeister Salaba und fragte: „Franzl, wo worst Du heit bei die Nocht?“ Er war nämlich Tscheche, und als ich mich dumm stellte, meinte er: „Waß i eh scho, und Feuerwerker Turetschek waß a scho, daß bist gsessen bei Kraft Seppl in Unterstand und Major hot di gsucht!“

Nach der Manage kam Turetschek zu mir, hielt mir eine sanfte Predigt und teilte mir mit, daß er die Sache beim Hauptmann auf Grund meiner guten Beschreibung wieder gleichgebogen habe. Wobei er hinzufügte: „Sie haben Glück, denn heute Nacht war tatsächlich weder Feldruf noch Losung.“ Worauf ich offenherzig erwiderte: „Eben deshalb, weil ich das wußte, saß ich ja im Unterstand, was der Major weder sah, noch wußte.“

Feuerwerker Eduard Turetschek, von Beruf Kunstschlosser und ein echter Wiener, fand später durch eine Lawine den Tod. Es war in der Stellung auf dem „Naßfeld“ bei Tröpolach, geschah am Freitag, dem 13. 12. 1916, und 13 Mann wurden verschüttet. Turetschek wurde ins Tal hinuntergeschleudert, und seine Leiche konnte erst nach der Schneeschmelze im Juni 1917 geborgen werden. Ehre seinem Andenken!

Veröffentlich in: „Südmährisches Jahrbuch“, 1969, S. 142f

Erinnerungen eines Königgrätz-Veteranen

Am 26. Februar 1842 erblickte Martin Eisenhut in Alt Ruppersdorf das Licht der Welt. Wie er 20 Jahre alt war, ging er nach Laa a. d. Thaya zur Stellung; da er als tauglich befunden wurde, rückte er zum 4. Infanterieregiment nach Korneuburg ein. Statt aber nach drei Jahren heimzukehren und das Fleischhauergewerbe zu betreiben, mußte er nach Böhmen in den Krieg. Man träumte damals von einem Spaziergang nach Berlin und dachte an gar keine größere Kampfhandlung. Mit der Nordbahn fuhr das Regiment über Lundenburg nach Böhmen; anstrengende Märsche folgten, heiß brannte die Sonne auf die staubreichen Straßen, auf denen ein kriegerisches Bild zu sehen war; die verschiedenen Truppen strebten vorwärts, Reiter, Fußsoldaten, Artillerie, Fuhrwerke und flüchtende Bauern, die gegen Süden zogen, belebten die Verkehrswege. Manchmal hörte man in der Ferne den Kanonendonner, sah am Abend den Nachthimmel blutrot aufleuchten von brennenden Häusern, vernahm wenig trostreiche Berichte von den kleineren Gefechten und konnte an den Verwundeten, die zurückbefördert wurden, die verheerende Wirkung der preußischen Zündnadelgewehre sehen.

Bei Nachod kam das 1. Infanterie Regiment in den Kampf, der mit einer Niederlage endete. Die Oesterreicher gingen zurück, die Verwundeten blieben auf dem Felde liegen; niemand kümmerte sich um die Unglücklichen, unter denen sich auch unser Eisenhut befand. Ein Schuß hatte ihn an der rechten Schulter verletzt, die Kugel war unter dem Schulterblatt herausgetreten und hatte das Schlüsselbein zerrissen. Soviel Kraft besaß er noch, daß er sein Taschentuch herausnahm und auf die Wunde drückte, damit der Bluterguß aufhörte. Nicht weit von ihm lag ein Poysdorfer Kamerad Oppenauer, der schwer verletzt war; diesen quälte eine furchtbarer Durst und er schrie um einen Schluck Wasser; doch vergebens war sein Klagen und Jammern; es kam keine Hilfe und Rettung. Der Blutverlust hatte den Eisenhut so geschwächt, daß er nicht die Kraft besaß, um aufzustehen; öfters versuchte er es, doch fiel er wieder um. Die Glieder taten ihm weh, die Wunde brannte, er spürte Hunger und Durst; da überkam ihn eine große Traurigkeit, weil er sich sagte, daß er hier elend zugrunde gehen müsse.

Im letzten Augenblick zeigte sich doch die Rettung; die Reserve der Preußen erschien und folgte langsam den kämpfenden Truppen. Ein Mann bemerkte den Hilflosen und schob ihm schnell einen Tornister unter den Kopf, damit er besser liege; ein Offizier bot ihm die Feldflasche an; doch Eisenhut zögerte, da er ein Gift vermutete. Da machte der Offizier selbst einen Schluck; jetzt trank der Verwundete und stärkte sich ordentlich. Voll kindlicher Rührung und Dankbarkeit ersuchte er den ritterlichen Gegner, er möge sich aus dem Tornister ein Geld nehmen, wo er 12 fl verborgen hatte. Doch der Preuße entgegnete: „Ich nehme kein Geld, ein Preuße läßt sich seinen Liebesdienst nicht bezahlen“.

Drei Tage blieb Eisenhut hier liegen; schon längst hatte er jeden Gedanken auf Rettung aufgegeben. Willig ergab er sich in sein Schicksal. Da erschienen am dritten Tage tschechische Bauern, die das Schlachtfeld absuchten. Viele Verwundete waren schon gestorben, für sie kam die Rettung zu spät. Den Eisenhut luden sie auf einene Wagen und fuhren mit ihm zurück. Er bat die Leute, sie mögen ihn nicht nach Josefstadt befördern, da es dort sehr schlecht sei; so kam er in ein Schloß, wo er verbunden und gelabt wurde. Ein Mann fragte ihn, ob er zu Fuß ein Stück gehen könnte; das war aber unmöglich. Da erbarmte sich seiner ein Kaufmann, der ihn mit in seine Wohnung nahm. Hier blieb er 17 Wochen; ein Schustergeselle verrichtete bei ihm die Samariterdienste, pflegte ihn und erfüllte alle seine Wünsche. Essen und trinken konnte er, was er wollte. Die einfache Kost, das reine Quartier und die aufmerksame Pflege trugen viel dazu bei, daß er sich rasch erholte. Zwei Mädchen aus einem Pfarrhofe erschienen ab und zu an seinem Bette, fragten nach seinem Befinden und brachten ihm Blumen.

Wie er ausgeheilt war, kehrte er zum Kommando zurück, wo man nicht wenig über ihn staunte. Man hatte geglaubt, daß er tot sei und ihn als „vermißt“ bezeichnet. Mit der Bahn fuhr er nach Wien zurück und hier machte er einen Fehler, den er durch das ganze Leben bereute. Er vergaß, zuerst sich genau zu erkundigen, wie die Sachlage auf dem Kriegsschauplatz stehe; da er meinte, der Krieg werde noch lange dauern, ließ er sich den Abschied geben und verlor so den Anspruch auf eine Invalidenrente, die ihm doch sicher gebührt hätte. Beim Regiment machte ihn kein Mensch auf diesen Fehler aufmerksam. Es nützte auch nichts, daß er nach einiger Zeit freiwillig zum Militär einrückte. Später, als er schon in Poysdorf war, bemühte sich ein Arzt, ihm die Invalidenrente zu verschaffen; doch alles war umsonst. Die Wunde aber eiterte, schmerzte und heilte nicht zu.

In Poysdorf eröffnete er ein Fleischhauergeschäft. Damals war die Viehzucht in unserer Gegend recht unbedeutend. Wollte man gutes Schlachtvieh haben, so mußten die Fleischhauer nach Mähren oder in die Slowakei gehen. Die Märkte von Branowitz – südlich von Brünn – hatten einen guten Ruf. Hier holte sich Eisenhut das Schlachtvieh; jede Woche fuhr er nach Wien, wo er sein Fleisch verkaufte. Im Winter ertrug er die Kälte; oft kam er ganz starr und steif nach Hause; doch Ruhe gönnte er sich nicht. Unverdrossen und fleißig war er um sein Geschäft besorgt. Der Verdienst war gering; zahlte man doch einem Fleischhauergesellen damals im Monate nur 6 fl. Die Wunde hinderte ihn in der Ausübung seines Berufes, ständig trug er gezupfte Leinwand bei sich, die er ab und zu auflegte. Manchmal verzagte er fast, weil ihm auch die Aerzte nicht helfen konnten.

Einen gewissen Schimmer von Romantik umgaben aber seine Vieheinkäufe in der Slowakei; hier war das „gelobte Land“ für die Fleischhauer, weil sie das Vieh billig einkaufen konnten. Gelang es ihnen dann noch, die Tiere unauffällig über die March zu schmuggeln, dann hatten sei einen reichen Gewinn. Bei diesem Schmuggel halfen auch die Slowaken mit und sie besaßen darin eine große Hebung und Fertigkeit. Einmal hatte er mit seinen geschmuggelten Tieren glücklich Alt Lichtenwarth erreicht, da setzte er sich am Straßenrande nieder und schlief vor Müdigkeit ein. Wie er erwachte, sah er keine Tiere. Schnell eilte er nach Hausbrunn, wo er die Kühe und Ochsen einholte, die heimkehren wollten. Ueber die March brachten die Fleischhauer die Tiere zur Nachtzeit, während einige Slowaken die Grenzwächter in einem Gasthause mit Bier und Wein bewirteten. Immerhin war es ein großes Wagnis, solche abenteuerliche Fahrten zu unternehmen. Darum mußten die Fleischhauer auch die tschechische oder slowakische Sprache verstehen; die Kinder gingen deshalb auf ein oder zwei Jahre „auf den Wechsel“, d. h. man schickte sie in eine slowakische Gemeinde, so wie die Schule besuchten und die fremde Sprache lernten.

25 Jahre eiterte die Wunde, sodaß Eisenhut längst die Hoffnung auf eine Genesung aufgab. Da erteilte ihm seine zweite Frau auf dem Sterbebett den Rat, er möge das schöne Kreuz – sein Brautgeschenk – bei Maria Bründl opfern. Er tat es nicht, sondern schenkte es seiner Heimatgemeinde nach Alt Ruppersdorf. Nach einiger Zeit verheilte die Wunde.

Die letzten Lebensjahre verbrachte der Greis bei seinem Sohne; gerne erzählte er seine Erinnerungen, seine Kriegserlebnisse und sein mühevolles und arbeitsreiches Leben. 1933 erlöste ihn der Tod und er rückte zur „großen Armee“ ein als letzter Königgrätzveteran der Heimat.

Ernte im Weinland

Ein Getreidefeld im Juni ist immer ein hoffnungsvoller Anblick, der jedem Naturfreund das Herz höher schlagen läßt, umsomehr einem Bauern, der mit einem gewissen Stolz „sein Feld“ betrachtet. Vergessen ist all die schwere Arbeit, alle Sorge und aller Kummer, den er bei einem aufsteigenden Gewitter an einem heißen Tag hatte. Denn nichts fürchtet er um diese Zeit so sehr als ein Schauerwetter, das in einigen Minuten all seine Hoffnungen begräbt.

Schwer neigen sich die vollen Ähren und erheben sich gleich wieder, wenn ein warmer Wind talaufwärts streicht. Da gleicht ein Kornfeld einem wogenden Meere, das im Schimmer der Sommersonne aufleuchtet und wieder verdunkelt wird, wenn ein Wolkenschatten langsam über Hügel und Tal gleitet. Hummeln und Bienen summen im nahen Kleefeld, Grillen zirpen und in der Ferne schlägt eine Wachtel. Etwas Geheimnisvolles liegt da in der weiten Natur, das schon unsere Ahnen fühlten. Denn sie erblickten in dem wogenden Ährenfeld Geister und Dämonen. Es war dies das gefürchtete „Troadmannl“, das gerne kleine Kinder einfing und nicht mehr losließ.

Schon zu Pfingsten achtet der Bauer auf Wind und Wetter, das ihm die Erntezeit andeutet; denn eine alte Bauernregel lautetet: „Sonnige Pfingsten – goldene Ernte“ oder „Lichte Pfingsten – schwere Ernte“ oder „Auf den Juni kommt es an, soll die Ernte wohl bestahn.“ Neigen sich die vollen Ähren zur Erde, so wollen sie den Bauern grüßen, der beim Feld vorübergeht. Stehen sie gerade, dann blickt er sorgenvoll über das Ackerland, weil er weiß, daß die kommende Ernte nicht seinem Wunsch entspricht. Regenwetter zu Maria Heimsuchung verheißt eine schlechte und nasse Erntezeit. Der Juli soll trocken und heiß sein. Vorüber sind Tanz und Unterhaltung, da in der Erntezeit die Geigen genau so schweigen müssen wie im Advent. Die „Bromusik“ war die letzte Tanzunterhaltung im Dorfe in den Tagen, da der Bauer die Kleebrache umackerte.

Nach den alten Dorfrechten sollten sich die Bauern um diese Zeit nicht gegenseitig die Arbeitskräfte abreden. Die Dienstboten besaßen da kein Kündigungsrecht; wer den Bauernhof verließ, erhielt keinen Jahreslohn ausbezahlt. In der Erntezeit war jede Nachtarbeit, wie Binden, Mähen und Aufstellen von Häuferln untersagt. Der Halter durfte die Weidetiere auf die abgeernteten Felder treiben (1660).

Die Ernte beginnt gewöhnlich im Weinlande anfangs Juli; denn das Volk sagt: „Kilian (8. Juli) stellt die Schnitter an.“ Im Marchfelde kann man oft schon zu Peter und Paul (29. Juni) Mandeln sehen. Zu lange wartet der Weinbauer nicht zu, weil er sich an den Satz hält: „Das Korn muß man in der „Güll“ mähen“, d. h. wenn es noch nicht hart ist.

Im Weinlande wartete man früher auf die mährischen Schnitter, die von Hohenstadt, Trübau und Brodek bei Proßnitz kamen und die auch ihre Hilfskräfte mitbrachten. Sie besaßen eigene Sensen, „Haferzeug“, das war eine Sense mit Reff und Spießen, die den Schwaden schön zur Seite legten, so daß ihn der Abraffer oder Wegnehmer bequem mit der Sichel fassen konnte. Die Schnitter waren fleißige, ehrliche und sangeslustige Leute, die schon ihre Bauernhäuser hatten und Hausbrauch wußten. Sie übernahmen die Arbeit „im Akkurd“ und mähten von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang. 1735 zahlten die Weinbauern für eine Gwanten-Joch Acker an Schnitterlohn 2 fl. 15 kr. (1 Metzen Weizen kostete 1 fl. 12 kr., Korn 42 kr., Hafer 30 kr., Linsen 45 kr., Gerste 30 kr. und Brein 45 kr.). 1768 betrug der Lohn 2 fl. 20 kr. (1 Eimer Wein 1 fl. 30 kr., eine Melkkuh 5 fl., 1 Metzen Hafer 45 kr.). Der Bauer gab ihnen Speise, Trank und Unterkunft. Am Sonntag ruhten sich die Schnitter aus; die Frauen wuschen die Wäsche und nähten an ihren Kleidern. Nachmittags tanzten sie in einer Scheune zu den Klängen einer Handharmonika. Dazwischen sangen sie Lieder aus ihrer grünen Waldheimat, erzählten Geschichten und lustige Schwänke, denen auch die Ortsbewohner gerne lauschten. Man mußte staunen, wie dieses bescheidene Völkchen die Freizeit unterhaltend und anregend zu gestalten wußte. Am Montag standen sie wieder auf dem Getreidefeld und mähten fest drauf los.

Ein Erntetag im Weinlande – tausend fleißige Hände regen sich, um die Feldfrüchte rechtzeitig unter Dach und Fach zu bringen. Heiß strahlt die Sonne vom dunkelblauen Himmel, keine Wolke ist zu sehen, kein Lüftlein regt sich, hell klingt ab und zu die blitzende Sense, wenn sie der Mäher wetzt; das ist für ihn eine kurze Ruhepause zum Verschnaufen, mit dem Hemdärmel wischt er sich den „Schwitz“ aus dem Gesichte und mäht wieder weiter, um nicht ein großes Stück zurückzubleiben. Auf dem Rückweg stärkt er sich gründlich an dem Haustrunk, der im Schatten eines Strauches steht. Erhebt sich endlich ein Lüftlein, dann atmet jeder erleichtert auf, lüftet den Hut und das schweißdurchtränkte Hemd; die Abnehmerin richtet sich einmal auf, streckt sich und dehnt sich und trocknet sich das Gesicht mit der blauen Schürze. Gegen Mittag steigt die flimmernde Hitze aus dem trockenen Stoppelacker und zittert über die Garben und Mandeln, Glocken klingen in der Ferne, eine Peitsche knallt aus dem grünen Hohlweg, wie ein schwarzer Wurm kriecht ein Züglein talaufwärts durch die lachenden Fluren, vollbeladene Getreidewagen rollen auf den staubigen Wegen dem Dorfe zu, verschwinden dort in dem grünen Wäldchen und kommen nach kurzer Zeit wieder zum Vorschein. Leise singen die Telegraphendrähte an der Reichsstraße ihr eintöniges Lied, das nur von den Kraftwagen unterbrochen wird, die den Staub hoch aufwirbeln lassen. Kein Vogel ist zu sehen, keine Grille zirpt im dürren Gras und kein Schmetterling gaukelt über das rotleuchtende Kleefeld.

Nun erscheint der Essenträger, nach dem die Schnitter schon etliche Male ausschauten; denn ihr Hunger ist bei der schweren Arbeit leicht verständlich und genau so bekannt wie der der Drescher. Das weiß die Bäuerin daheim und hat auch dementsprechend aufgekocht. Hinter dem schattigen Strauchwerk lagert sich die Gruppe um den Korb; Teller klirren, Löffel werden herumgereicht und schweigend „haut“ jeder ein, um wieder Kraft und Ausdauer zu bekommen, dazwischen kreist die große Weinflasche, aus der jeder einen tüchtigen Zug macht; denn in der Heimat müssen die Leute den Wein entbehren, auch das Fleisch ist bei dem kargen Lohn höchstens eine Sonntags- oder Feiertagsspeise; deshalb fahren sie gerne „ins Österreichische“ zu den Weinbauern, um ihnen das Getreide zu schneiden. In ihren Augen war das Weinviertel das Land, wo Milch und Honig floß.

Nach dem Essen „tunkt“ jeder eine Stunde und bald schnarcht der eine oder andere. In der Hitze der Mittagszeit ruht die Arbeit. Bevor sie wieder antreten, dengeln sie ihre Sensen und bessern vorhandene Fehler aus. Ein Rundblick über das weite Tal zeigt ihnen die Arbeit der anderen; da liegen ganze Breiten voll Häuferln und Garben, die schnurgeraden Mandelreihen wachsen nur so aus der Erde. Diese Arbeit macht der Bauer gewöhnlich selbst mit seinen Leuten und stellt die „Eilfer“ genau in die Mitte des schmalen, aber langen Feldes. Ein reger Wetteifer herrscht bei den Bauern eines Dorfes, da oft jeder der erste sein will. Manchmal macht aber das Wetter einen Strich durch die Rechnung der Schnitter; ist es sehr „brutig“ und schwül, dann kommt ein Ungewitter. Die Leute merken es sofort in der Natur: die Sonne sticht, die Fliegen und Mücken sind „sekkant“, die Schwalben kreisen im Tiefflug um die Menschen und Tiere, am Horizont zeigt sich im Wetterwinkel eine dunkle Wand, die immer größer wird. Plötzlich erhebt sich ein Wind, der die „Walln“ zerreißt, daß die Halme im Kreise herumwirbeln, Mandeln stürzen um und auf den Feldwegen steigen Staubwolken auf, Blitze zucken und der Donner rollt. Schnell holen sich die Arbeiter ihre Kleider und eilen in die nahe Weingartenhütte, um sich in Sicherheit zu bringen. Der Regen gießt in Strömen, in den Furchen und Gräben fließen die schmutzig-gelben Bächlein talabwärts, jede Arbeit ruht. Doch dauert das Unwetter nicht lange. Die Wolke zieht gegen Osten ab und der blaue Himmel erscheint wieder. In der Ferne sieht man einen Regenbogen. Hat der Regen nicht viel gemacht, so kann die Arbeit nach 1 bis 2 Stunden weiter gehen.

Gefehlt ist es, wenn „im Arnt“ ein Schlechtwetter eintritt, das längere Zeit anhält; dann wachsen wohl im Walde die Schwämme, aber das Getreide und vor allem das Körndl leiden Schaden. Deshalb sagt eine Bauernregel „Viel Schwammer – viel Jammer.“

Die Schnitter bleiben draußen, so lange sie nur etwas sehen. Zu Margareta (20. Juli) soll schon die Gerste gemäht sein und zu Magdalena (22. Juli) stehen gewöhnlich die Weizenmandeln. Die Mandeln bleiben etwas länger stehen, damit sie gut austrocknen. Ist das Feld abgerecht, so kann der Knecht schon „halmen“, d. h. seicht ackern. Rasch ändert sich nun das Bild der Heimatflur, die mehr den Herbstcharakter zeigt, wenn der Hafer geschnitten ist. Die Fremden haben ihre Arbeit geleistet, sie erhalten ihren Lohn, dazu 2 bis 3 Laib Brot und Wein. Damit kehren sie in ihre Heimat zurück, wo erst die Ernte beginnt.

Das Hereinführen der Feldfrucht besorgt der Bauer mit dem großen Leiterwagen, in den er eine Plache einbreitet, damit nicht die Körner auf den Acker fallen. In Herrnbaumgarten schmücken die Leute die letzte Getreidefuhr mit grünen Zweigen und Ästchen, die sie in die Garben am Rande einstecken. Mitten in dem frischen Grün sitzen der Knecht und die Magd, die laut juchzen und singen, weil die Ernte beendet ist. In Wilhelmsdorf wird das Getreide gleich gedroschen und dann vereinigt der „Schnitterhahn“ die Bauernfamilie und die Hilfskräfte. Ein besseres und reichliches Essen kommt auf den großen Küchentisch, der Wein darf nicht fehlen. In den letzten Jahren zeigen sich bescheidene Ansätze eines bodenständigen Brauchtums wie Erntekranz und Erntedankfest.

Noch um 1890 war in Poysdorf der Gebrauch der Sichel bei dem Getreidemähen zu finden, 1903 schnitt man noch damit Gerste. Damals tauchten bei größeren Bauern die ersten Maschinen (Grasmäher) auf. Von 1914 an erschienen nicht mehr die mährischen Schnitter; dafür stellten sich nach dem ersten Weltkrieg Burgenländer und Slowaken ein. Diese waren nicht wenig erstaunt, daß bei uns kein „Aldomas“ (Erntehahn) stattfindet. 1923 sah man in Poysdorf die erste Getreidemähmaschine und 1942 die erste Bindemaschine; sonst ist die „Sengst“ allgemein gebräuchlich. Sie heißt noch „Waderl“, in Hausbrunn „Wachler“ und in Falkenstein „Mahderzeug“. Manchmal sieht man auch Sensen mit einem kleinen Rechen seitwärts, „Gaberln“ genannt. Die Strohbandeln sind in „Buschen“ zu 55 Stück zusammengebunden; in Falkenstein zählt ein „Bunkel“ 65 Bandeln. Die Zahl der Garben bei den Mandeln ist nicht gleich; in Poysdorf stellt man Elfer auf, in Falkenstein Neuner und Dreizehner, in Alt-Ruppersdorf Vierzehner, in Hausbrunn Fünfzehner, in Poysbrunn beim Korn Dreizehner, bei der Gerste Elfer und beim Hafer Neuner. Die Herrschaften halten sich nicht an diese bäuerlichen Mandeln, sondern stellen die Garben in Puppen und Häuferln zusammen. Statt der Strohbandeln benützen die Bauern seit einigen Jahren die Schnüre, „Jutebandeln“, die sehr praktisch sind.

Veröffentlicht in: „Der Winzer“, Ausgabe Juni 1948, Folge 6, S. 71 + 72

Falkenstein und seine Ruine

Eine Perle, ein Kleinod im Weinviertel ist der Markt Falkenstein. Still und ruhig wie im Dornröschenschlaf liegt der kleine, uralte Ort zwischen den Hügeln, an deren Abhängen grüne Saatfelder, Obst- und Weingärten, dunkle Tannenforste und lichtgrüne Laubwälder sich dahinziehen. Weiße Straßen und Feldwege durchschneiden das wohlgepflegte Landschaftsbild; auf schroffen, kahlen Felsen thront die Ruine, von der man eine weite Fernsicht genießt weit hinein nach Mähren und nach Osten, wo einzelne Orte der Slowakei und die Kette der Karpathen deutlich zu sehen sind. Schön ist Falkenstein im Frühling, wenn die Getreidefelder im Lenzwinde wogen, die Obstbäume im schneeweißen Schmuck dastehen, wenn im lichtgrünen Laubwald die Maiglöckchen blühen und duften, wenn in den „Rosenbergen“ der Wein an den Stecken sich emporrankt, wenn der Kuckuck ruft, die Lerche trillert und die Amsel ihre hellen Weisen durch das friedliche Tal schmettern läßt. Neues Leben erwacht überall, nur die grauen Mauern der Ruine schauen traumverloren herab; Zeugen einer längst vergangenen Zeit sind sie und die Geschichte der Ruine wollen wir in den folgenden Zeilen entrollen.

Zur Römerzeit wohnten hier die Quaden, ein germanischer Stamm, der den Römern viel zu schaffen machte. Ihnen gelang es nach schweren, erbitterten Kämpfen, dem Römerreich den Todesstoß zu versetzen, denn mit dem Falle Carnuntums, das die Quaden im Jahre 374 zerstörten, stürzte das Römerreich zusammen. Vorübergehend hatten die Römer um 170 n. Chr. das linke Donauufer bis Stillfried und den Leiser Bergen besetzt, waren sogar an der Waag flußaufwärts bis nach Trentschin gekommen, wo eine Inschrift am Burgfelsen Zeugnis gibt von der Anwesenheit der Römer, beaufsichtigten den Handel, den Verkehr und die Versammlungen der Quaden. Die Tumuli (Gräberstätten) und die Hausberge (Festungsanlagen) sind noch Ueberreste aus der Quadenzeit. Die Völkerwanderung hat das Weinviertel zu einer Wüste gemacht, doch sind Reste der alten Quaden hier zurückgeblieben in einzelnen versteckten Tälern und Winkeln des Landes. Die Ostmark Karls des Großen nahm hier keinen nennenswerten Einfluß. Das Land war noch zu entlegen und die Slawen beunruhigten es zu stark von Mähren aus, wo zur Zeit der Christianisierung durch Cyrillus und Methodius die nationalen Wogen dieser jungen Nation ziemlich hochgingen (um 803 n. Chr.). Denn da gab es Reibereien zwischen dem Bischof von Passau und dem Apostel Methodius, die deutschen Priester wurden aus Mähren verjagt, kehrten aber unter Swatopluks Nachfolger wieder zurück, hoben die altslawische Liturgie auf und erlangten einen führenden Einfluß im Lande. Die Magyaren, die 895 erschienen, verwüsteten die Gegend in schrecklicher Weise: Orte verschwanden, Kirchen und Ansiedlungen verfielen, die Bewohner flohen nach Norden, Ruinen standen da und die Felder lagen brach. Da wurden die magyarischen Horden im Jahre 955 am Lechfelde vom deutschen Kaiser Otto I. vernichtet. Er gründete zwischen Enns und Melk eine zweite Ostmark, deren Grenzen allmählich bis zur March und Leitha vorgeschoben wurden. Diese Mark war ein Pufferstaat gegen Osten und zur Sicherung des Landes wurden neue Bewohner aus Süddeutschland, besonders aus Bayern, berufen. Diese fränkische Kolonisation knüpfte in ihrem Wesen an die karolingische an. Die Kirche, Klöster und Adeligen sind die Hauptträger. Die Bistümer Passau, Regensburg und Freising leisteten sehr viel und ließen die Klöster anfangs nicht aufkommen. Selbst untereinander rivalisierten sie, zum Beispiel Passau und Salzburg. Passau wollte sogar nachweisen, daß Mähren seit jeher zum Bistum Passau gehörte. Die Franken waren die besten Kolonisten. „Fränkische Staats- und Lebenselemente durchschlangen und umschlangen das ganze Abendland“, sagt Giesebrecht in der „Geschichte der deutschen Kaiserzeit“. Siedlungen, Festungen und Burgen erstanden in großer Menge in dem offenen Gelände des Weinviertels. Schon vor Leopold d. Hl. bestand der Ort Falkenstein und eine Pfarre, deren Patron der Landesherr war. Eine genaue Angabe, wann die Burg erbaut wurde, läßt sich nicht festsetzen. Sie war ein Lehen der Landesfürsten; daher wechselte sie oft die Besitzer, was für die umliegenden Orte — man nannte sie alle kurz „Grafschaft Falkenstein“ — von großem Nachteil war. Die Pfarre von Falkenstein ist die älteste in der Gegend und alle Orte der Grafschaft: Poysdorf, Poysbrunn, Drasenhofen, Steinabrunn, Ottental und Wildendürnbach gehörten nach Falkenstein. Die Bewohner begruben die Toten hier, dies verrät die große Friedhofsanlage und die vielen, vielen Gebeine im Karner, den man vor zwei Jahren geöffnet hat. Die Pfarrer von Falkenstein genossen ein hohes Ansehen am Hofe der Babenberger in Wien. Sie waren Ratgeber, Marschälle der Herzoge, begleiteten sie auf den Reisen nach Deutschland und zogen mit ihnen in die Kämpfe. Der erste Abt von Klosterneuburg war ein Falkensteiner Pfarrer, einer war Notar Leopolds VI., einer Arzt Albrechts I. und einer Kanzler Friedrichs mit der leeren Tasche.

Die Ritter übten auch die Gerichtsbarkeit aus; der Pranger stammt aus dem Jahre 1147, und der Galgenberg, der südlich von der Gemeinde liegt, dürfte die Stätte des Hochgerichtes gewesen sein. Im Rathaus war die Folterkammer, wo man die Hartgesottenen Sünder zum Geständnis zwang. Das 11. und zum Teil auch das 12. Jahrhundert war eine noch recht unsichere Zeit; Einfälle und Kämpfe mit den Tschechen und Magyaren, das Räuberunwesen veranlaßte die Bewohner, stets auf treuer Wacht zu stehen und nie das Schwert aus der Hand zu legen. Der Weinbau und der Weinhandel wurden für die Bewohner die Quelle des Wohlstandes. Um 1147 wird das Gemeindegasthaus erwähnt. Der Bauer jener Tage war wohlhabend und viel freier als im 14. und 15. Jahrhundert. Bei Falkenstein lag noch das Dorf Schirnesdorf; es ist dies eine verschollene Siedlung, deren Lage man gar nicht weiß; Neill vermutet sie gar bei Steinabrunn. Das Stift Klosterneuburg und das Kloster St. Clara in Wien besaßen mehrere Weingärten um Falkenstein. Das Weinbergtaiding von Falkenstein genoß hohes Ansehen in ganz Niederösterreich und Südmähren. Es war dies eine Art Volksrecht, das Gesetze, Bestimmungen und Anordnungen betreffs des Weinbaues gab und Streitfragen entschied. So bestimmte es den Beginn der Weinlese, die Befugnisse der Weinhüter und regelte den Weinverkauf. Jeder Gastwirt mußte zuerst in der Gemeinde den Wein einkaufen. War der einheimische Wein verbraucht, dann durfte er auswärts kaufen. Nach Falkensein kamen auch tschechische Anfragen aus Mähren, die aber nicht beantwortet wurden, da man ,,in Falkenstein nur deutsch spricht und schreibt“.

Ein Nachteil — wie schon erwähnt wurde — für die Burg und den Markt war es, daß die Grafschaft Falkenstein ein Lehen war, das der Landesfürst vergab. Die Burgherren waren oft lange Zeit fern von Falkenstein; sie begleiteten die deutschen Kaiser und die österreichischen Herzoge auf ihren Fahrten und zogen mit nach Rom und ins Morgenland. Gegen Ende des 14. Jahrhunderts saßen „Pfleger“ (Verwalter) auf der Burg, die rasch wechselten. Es war ja die Zeit gar nicht günstig für die Ritter und den Landadel. Die Märkte und Städte strebten in die Höhe, entwickelten sich und wurden wohlhabend. Falkenstein lag abseits der großen Handelsstraße Wien — Mistelbach — Poysdorf — Feldsberg — Mähren. Gerade diese Orte zogen aus dem Handel und Verkehr Nutzen und Vorteile. Schon 1380 war Poysdorf ein bedeutender Ort, hatte sogar schon eine Pfarre. Um diese Zeit saß in Falkenstein Hans von Liechtenstein, ein echtes Kind seiner Zeit, ein kampflustiger, habgieriger Edelmann, ein Bauernschinder, der sich nicht scheute, die Kirchengeräte, wie Meßgewänder, Bücher, Kelche und dergleichen zu verkaufen und die Burgkapelle zu einem Gefängnis einzurichten. Ihm dienten Raub und Betrug als Erwerb. Er behandelte wohl die Bauern gar schlecht, weil sich sogar der Landesfürst ihrer annahm. Er mußte die Grafschaft Falkenstein zurückgeben. Die Nachfolger hatten auch kein Glück. Unsere Heimat machte eben in jenen Tagen die furchtbarste Krisis mit. Der Landesfürst hatte kein Geld und kein Ansehen, von den Lehen verlangte er einen hohen Pachtzins, die Adeligen plagten die Bauern durch hohe Abgaben. Kriege mit den Ungarn unter Corvinus, das Räuberunwesen des Pangratz von Holitsch und des Johann von Böttau, Hochwasser, Mißernten, Hungersnot und Pest, die Goldverarmung und die schlechten Handelsbeziehungen brachten es mit sich, daß ganze Dörfer verödeten. Die Leute verließen Haus und Hof und zogen in die Fremde.

„Sengen und Rauben ist keine Schande, es tun’s die Besten im Lande“, heißt ein Spottvers aus jenen Tagen.

Auf Hans von Liechtenstein folgte Freiherr von Tyerna, auf den kam Ulrich von Eitzing, Johann Schnaidpeckh, der Kanzler Maximilians I., und endlich Sebastian Pemphling.

Das Mittelalter schied im Zeichen des Sturmes und die Neuzeit begann mit Kampf und Sturm. Im Jahre 1538 übernimmt Hans von Fünfkirchen die Grafschaft Falkenstein. Unter ihm begannen die religiösen Wirren. Er selbst war Wiedertäufer und schützte seine Glaubensgenossen, die in unserer Heimat in Mehrheit waren.

Falkenstein war die Hochburg der Wiedertäufer, die, aus Tirol vertrieben, hier im Weinviertel und in Südmähren freundliche Aufnahme fanden. Im südlichen Mähren hießen sie nach dem Tiroler Jakob Huter aus dem Pustertal die Huterischen Brüder. Sie gründeten Gemeinden auf kommunistischer Grundlage, waren fleißig, ehrlich und arbeitsam und erfreuten sich des Schutzes der Adelsfamilien der Dietrichstein, Kaunitz, Zierotin u. a. Diese Wiedertäufer sind nicht zu verwechseln mit den Wiedertäufern von Münster, deren Leben und Treiben Robert Hamerling im „König von Sion" so treffend beschreibt. Die Huterischen Brüder wollen die Kirche, wie sie zur Apostelzeit bestand, erstehen lassen; Frieden, Ruhe und Entwicklung war ihre Losung. Kein Krieg, kein Militär, keine Steuern für Kriegszwecke, keine Gasthäuser sollte es in einer Brüdergemeinde geben. Da sie Ruhe und Ordnung in den Gemeinden einführten, ließ man ihnen freien Lauf in ihrer Arbeit. 86 Gemeinden gründeten sie in Südmähren; nach der Schlacht am „Weißen Berge“ verschwanden sie aus Mähren und nur der in einzelnen Gemeinden vorkommende Name „Brüderhof" erinnert an die einstigen Wiedertäufer. Hans von Fünfkirchen ließ in die Burgkapelle altes Gerümpel werfen; Altäre und Bilder wurden verbrannt, Meßgewänder und Kirchengeräte verkauft. Der Falkensteiner Pfarrer Woischi war selbst ein Wiedertäufer; er stritt in handgreiflicher Weise mit dem Passauer Offizial und büßte seine Freveltaten auf Greifenstein, wo er eingekerkert wurde. Aus der Steinabrunner Kirche ließ Hans von Fünfkirchen einen Getreidespeicher machen, aus dem Pfarrhof ein Bräuhaus. Die umliegenden Gemeinden waren protestantisch; denn die Gutsherrn förderten auf jede Weise die Reformation, und Feldsberg und Loosdorf waren. im Weinviertel die lutherischen Hochburgen. Um 1600 setzte die Gegenreformation ein, die recht bald Wiedertäufer und Protestanten zur katholischen Glaubenslehre zurückgewann.

1571 erhielt die Grafschaft Falkenstein das Grafengeschlecht der Trautsohn, die aus Rovreit in Südtirol stammten, und streng katholisch waren. Sie standen mit den Habsburgern auf gutem Fuß, meist lebten sie in Wien in der Umgebung des Kaisers. Ein Trautsohn war Bischof in Wien. Graf Sixt Trautsohn ließ 1621 in Falkenstein Münzen schlagen. Gleich zu Beginn des Dreißigjährigen Krieges wurde die Grafschaft Falkenstein arg mitgenommen. Ferdinand II. sah sich gezwungen, den Untertanen der Falkensteiner Herrschaft auf drei Jahre die Landesumlage wegen des während der Rebellion erlittenen Schadens zu erlassen. Im April 1645 kamen die Schweden unter dem Generalmajor Montaigne nach Falkenstein. Sie waren in Mistelbach und Wilfersdorf; in Poysdorf hoben sie eine hohe Kriegssteuer ein, benützten die neuerbaute Kirche als Pferdestall, taten aber der Gemeinde und den Bewohnern nichts zuleide. Von April bis August 1645 blieben die Schweden in Falkenstein und hielten die Burg besetzt. Am 30. August erstürmte der Verteidiger Brünns, Souchez, die Feste. Die Schwedische Besatzung erhielt freien Abzug und marschierte nach Schlesien ab. Es ist unrichtig, wenn es heißt, die Schweden hätten diese Burg zerstört. Schon 1632 erscheint sie als Ruine. Als 1672 M. Vischer die Feste malte, war der Teil rechts vom Turm bedacht, also bewohnt, während der linke Teil ein ruinenhaftes Aussehen hatte. Durch die Schwedenkämpfe litt besonders der rechte Teil und die Mauer gegen Drasenhofen dürfte zerstört, dann aber wieder aufgebaut worden sein. Man erkennt noch genau die ausgebesserten Teile. Da fand ich sogar im Jahre 1922 einen Ziegel, der das Hakenkreuz trug. Die Anlage der Burg war so, daß die Hauptachse von Südwesten nach Nordosten verlief. Die Feste hatte mehrere Tore und Höfe; der Turnierplatz war auf der Südostseite, wo noch heute die „Ruinenfeste“ der Gemeinde abgehalten werden. Die Stallungen, die Burgkapelle, der Rittersaal und Teile des Wehrganges sind noch gut zu erkennen.

Um 1740 beginnt eine schwere Leidenszeit für Falkenstein. Ungarische Truppen ziehen nach Böhmen, um hier gegen Friedrich Il. den Großen, zu kämpfen. Die Gemeinde muß Heu, Stroh, Hafer und Wein liefern. Marode, Kranke und Verwundete lagen in den Bauernhäusern Falkensteins, da man in jener Zeit keine Feldspitäler kannte. 1742 kamen die Preußen nach Falkenstein, legten der Gemeinde eine Kriegssteuer von 1000 Gulden auf und drangen dann weiter bis Korneuburg und Mistelbach vor. 1792 erhielt Fürst Auersperg Falkenstein und Poysbrunn.

Still und ruhig wurde es auf der Burg, die immer mehr und mehr verfiel. Der Gutsherr wohnte im Schloß Poysbrunn, das 1760 mit Lindenalleen und Baumpflanzungen nach niederländischem Muster erbaut wurde. Die damals verkehrsreiche Poststraße Wien — Brünn wich Falkenstein aus, das keinen Anteil nahm an dem Verkehr und an dem Handel jener Tage. Poysdorf zum Beispiel zog große Vorteile aus der Reichsstraße. Die Bauern leisteten den Kaufleuten Vorspann bis zu der Anhöhe, die heute noch „Ausspann“ heißt. Die Gasthöfe waren oft derart überfüllt, daß die Poysdorfer, die am Abend gern Bier oder Wein im Gasthause getrunken hätten, keinen Platz fanden und nach Hause oder in einen Keller gehen mußten. Und was verdienten die Handwerker, wie Schmiede, Wagner, Tischler, Riemer? Falkenstein verfiel in einen Dornröschenschlaf, die Tage des Glanzes waren vorüber. Im Jahre 1800 besitzt die Familie Bartenstein die Herrschaft; von ihr bekam sie im Jahre 1860 der Graf Vrints. Die Fünfkirchner ruhen in der Kirche zu Poysbrunn, die Trautsohns in der Michaelerkirche in Wien und die Bartenstein haben die Gruft im Friedhof zu Falkenstein. 1866 sind 200 Offiziere und 2000 Mann preußisches Militär einquartiert. Schon um 1750 wurden die Wälder um Falkenstein zum größten Teil gefällt, weil damals eine große Nachfrage nach Holz war. 1869 müssen die Wälder wieder große Mengen Holz für den Bahnbau nach Staatz und Grußbach liefern.

Der gewaltige Aufschwung unserer Heimat in den letzten Jahrzehnten ließ unseren Markt unberührt. Ehedem der Hauptort der ,,Grafschaft Falkenstein“, von wo die Fäden der geschichtlichen Entwicklung unserer engen Heimat ausgingen, von wo die Geschichte der umliegenden Dörfer durch Jahrhunderte gelenkt und geleitet wurden, ist es heute mehr ein verlassenes Stiefkind der Zeit. ,,Undank ist der Welt Lohn“, heißt es. Reichsstraße, Dampflok, Telegraph und Telephon meiden den alten Markt. Nur im Sommer, wenn alles blüht und duftet, dann strömt unsere Jugend von den umliegenden Ortschaften unter der Führung ihrer Lehrer nach Falkenstein, steigt empor zur Ruine und die Bilder der längst vergangenen Ritterzeit werden im Herzen der Knaben wach; sie denken an Turniere, hören Schwertergeklirr, Rossegewieher, Trompetensignale, denken an das Leben im Rittersaal, an fahrende Sänger, die von den Nibelungen und der Gudrun erzählen und singen, sehen die dunklen Kellergewölbe, das Burgverlies, den Kerker auf Nimmerwiederkehr, und die Augen glänzen und träumen: es war einmal, verklungen ist alles und verrauscht im Strom der Geschichte, stumm sind die kahlen Mauern; andere Menschen, andere Zeiten. Unten im Markte pulsiert neues Leben, die Kraft unseres Volkes ist unverwüstlich. Sie gleicht einem ewigen Brunnen, aus dem immer neue Kräfte und neues Leben hervorquellen.

Veröffentlicht in: „Deutsche Heimat“, 1924, Seite 104ff; „Mistelbacher Bote“, 1925

Falkenstein

Auf einem steilen zerklüfteten Felsen steht die Ruine Falkenstein. Früher einmal war diese stolze Burg ein mächtiges Bollwerk und ein treuer Beschützer unserer Heimat. Die Anhöhe, auf der die Ruine steht, gehört zu den „Klippen“, die in weitem Bogen von der Donau bis nach Mähren reichen und aus Jurakalk bestehen. Einst … hier, wo sich heute das Auge nicht genug satt sehen kann an Wein- und Obstgärten, an blumigen Wiesen und wogenden Saaten, an grünen Laub- und Nadelwäldern, das tertiäre Meer, das sich bis zum Waldviertel erstreckte und eine sehr reiche Tierwelt besaß. Mehr als .. 000 verschiedene Lebewesen gehören der Jurazeit an und in den Sandgruben und Steinbrüchen unserer Heimat finden wir genug Muscheln und Schnecken aus jener fernen Zeit. Da erwähne ich nur die Diceraten - „Hörndln“ nennt sie das Volk -, die Fische mit den bohnenförmigen Mahlzähnen und die mächtigen Austern.

Als das Meer langsam zurückwich, floß die …donau mit ihren vielen Armen durch unsere Heimat. Der Hauptarm hatte die Richtung Krems – Laa und unser Poybachtal ist einer der vielen Donauarme. Der Schotter und das Geröll, das die Donau zu uns brachte, sind Urgesteine, während das Kalkgeröll durch die Brandung des Meeres entstand. In der Steppenlandschaft, die sich nun entwickelte, kamen Tiere wie z.B. das Mammut mit dem rotbraunen Zottelpelz, das Nashorn, die Höhlenhyäne und viele andere, deren Knochen und Zähne man heute noch findet. Gewaltige Stürme aus der Richtung West und Nortwest brachten den fruchtbaren Löß, der heute die Grundlage für den Wein- und Ackerbau darstellt. Die Berge um die Ruine sind zum Teil mit Wald bedeckt und haben gutes Quellwasser in großer Menge. Die Stadt Laa bezieht ihr Trinkwasser von dem Westabhange, in Alt-Ruppersdorf und beim Buchenbrunnen kommt vorzügliches Wasser zum Vorschein. Die Bäche, die hier entspringen, sind bei längerer Regenzeit sehr gefährlich, da sie Felder, Wiesen und Ortschaften überschwemmen. Ob im Inneren der Felsen auch Höhlen sind, ist heute noch nicht erforscht.

Für Burgen eigneten sich die „Klippen“ ausgezeichnet, da sie einen weiten Ausblick bieten und nicht leicht ausgehungert werden konnten. Die tiefen Brunnen lieferten genug Wasser und unterirdische Gänge, die heute eingefallen sind, ermöglichten eine Zufuhr von Lebensmitteln.

Schon in der vorgeschichtlichen Zeit lebten hier Menschen und zahlreich sind die Funde aus der Stein-, Bronze- und Eisenzeit, die Herr W. Kudernatsch aus Poysdorf hier machte.

Zur Römerzeit wohnten hier die Quaden, ein germanischer Stamm, der den Römern viel zu schaffen machte. Ihnen gelang es nach schweren, erbitterten Kämpfen, dem Römerreich den Todesstoß zu versetzen; denn nach dem Falle Carnuntums, das die Quaden im Jahre … zerstörten, stürzte das Römerreich zusammen. Vorübergehend hatten die Römer um 170 (?) n. Chr. das linke Donauufer weit über Stillfried und den Leiser Bergen besetzt, waren an der Waag flußaufwärts bis nach … gekommen, wo eine Inschrift am Burg… Zeugnis gibt von ihrer Anwesenheit. Sie beaufsichtigten den Handel, den Verkehr und die Versammlungen der Quaden, deren Tapferkeit sehr gefürchtet war. Daraus erklärt sich auch ihr Name, der von dem althd. ….. schlimm, abgeleitet wird. Auch aus dieser Zeit besitzen wir viele Fundgegenstände und …münzen, die zum Teil aus Falkenstein oder aus der nächsten Umgebung stammen.

Die Völkerwanderung hat das Weinviertel zu einer Wüste gemacht, doch sind Reste der alten Quaden hier zurückgeblieben in einzelnen versteckten Tälern und Winkeln … Die Ostmark Karls des Großen nahm hier keinen nennenswerten Einfluß. Das … war noch zu entlegen und die Slaven … es zu stark von Mähren aus, wo zur Zeit der Christianisierung durch Cyrilius und Methodius die nationalen Wogen dieses jungen Volkes ziemlich hoch gingen (um ……). Denn da gab es Reibereien zwischen dem Bischof von Passau und dem …. Die deutschen Priester wurden … verjagt, kehrten aber unter …. wieder zurück, hoben …. Liturgie auf und erlangten einen führenden Einfluß im Lande. Im Jahre 871/72 drangen die Tschechen unter Zwentibald bis zur Donau vor, verwüsteten das Land mit Feuer und Schwert und führten Kinder, Greise und Frauen in die Gefangenschaft.

Im Jahre 895 erschienen die Magyaren und besetzten das weite Land. Sie wurden im Jahr 955 am Lechfeld vom deutschen Kaiser Otto I. vernichtet. Er gründete zwischen Enns und Melk eine zweite Ostmark, deren Grenzen allmählich bis zur March und Leitha vorgeschoben wurden. Diese Mark war ein Pufferstaat gegen Osten und zur Sicherung des Landes wurden neue Bewohner aus Süddeutschland, besonders aus Bayern, berufen. Diese fränkische Kolonisation knüpfte in ihrem Wesen an die karolingische an.

Die Bistümer Passau, Regensburg und Freising leisteten sehr viel und ließen die Klöster anfangs nicht aufkommen. Selbst untereinander rivalisierten sie, zum Beispiel Passau und Salzburg. Passau wollte doch sogar nachweisen, daß Mähren seit jeher zum Bistum Passau gehörte. Die Franken waren die besten Kolonisten. „Fränkische Staats- und Lebenselemente durchschlangen und umschlangen das ganze Abendland“, sagt Giesebrecht in der „Geschichte der deutschen Kaiserzeit“, Siedlungen, Festungen und Burgen entstanden in großer Menge in dem offenen Gelände des Weinviertels. Schon vor Leopold dem Heiligen bestand der Ort Falkenstein und eine Pfarre, deren Patron der Landesherr war. Eine genaue Angabe, wann die Burg erbaut wurde, läßt sich nicht festsetzen. Sie war ein Lehen der Landesfürsten. Daher wechselte sie oft die Besitzer, was für die umliegenden Orte von großem Nachteil war. Die Pfarre Falkenstein ist die älteste in der Gegend und alle Orte der Umgebung; Poysdorf, Poysbrunn, Drasenhofen, Steinabrunn, Ottenthal und Wildendürnbach gehörten nach Falkenstein. Die Bewohner begruben die Toten hier, dies verrät die große Friedhofsanlage und die vielen, vielen Gebeine im Karner, den man vor einigen Jahren geöffnet hat. Dieser Karner war ursprünglich ein Gotteshaus von Falkenstein und hieß „Georgskirche“. Sie gehörte zu den Ältesten des Landes und bestand sicher schon um das Jahr 1041, als die Thayagrenze der Ostmark im Norden gesichert war. Kirche und Burg waren damals noch aus Holz gebaut und dienten den Bewohnern als Zufluchtsort, wenn der Feind das offene Land verwüstete.

Die Pfarrer von Falkenstein genossen ein hohes Ansehen am Hofe der Babenberger in Wien. Sie waren Ratgeber, Marschälle der Herzoge, begleiteten sie auf Reisen nach Deutschland und zogen mit ihnen in die Kämpfe. Der erste Abt von Klosterneuburg war ein Falkensteiner Pfarrer, einer war Notar Leopold VI., einer Arzt Albrechts I. und einer Kanzler Friedrichs mit der leeren Tasche.

Erst in den Kreuzzügen lernten die …. die Bauweise und Befestigungen im Morgenlande kennen und verwerteten das Gelernte in der Heimat. Über die Namen der ersten Burgherren sind wir nicht unterrichtet. Träger des Namens „von Falkenstein“ finden sich in den Urkunden genug; ob dies aber unsere Burgherren waren, wissen wir nicht. Eine Familie mit dem Beinamen „von Falkenstein“ lebte in Wien und eine zweite besaß die gleichnamige Burg Ranariedl in Oberösterreich. Ein … von Falkenstein begleitete den Herzog Leopold (?) VI. im Jahre 1214 an den Rhein, zog mit ihm drei Jahre später ins heilige Land und starb (?) um 1228. An den großen Turnieren, die Minnesänger Ulrich von Liechtenstein im … des Jahres 1227 in Korneuburg, Mistelbach und Feldsberg abhielt, finden wir den … von Falkenstein nicht. Denn Ulrich von Falkenstein war Marschall von Niederösterreich und seine Berufspflichten hielten ihn in Wien am Hofe der Babenberger. Als der Minnesänger Ulrich von Liechtenstein im Jahre 1240 von König Artus von Steiermark aus über … nach Kromau in Mähren reisen wollte, treffen wir in seinem Gefolge einen Ritter … von Falkenstein. Zur Zeit Przemysls Ottokar besaß die Burg Graf Berthold von …burg, der ein Gegner des Königs war, da … auf den Adelstand nicht große Stücke … , denn das Rittertum artete damals aus, plünderte (?) die Bauerngehöfte und beraubte die … .

In Kriegsgefahren diente sie den Bewohnern der umliegenden Orte als Zufluchtsstätte. Unter dem Grafen Johann Franz Trautsohn, der auch Statthalter von Niederösterreich (1642 – 1663) war, kamen die Schweden unter Torstensen in unsere Heimat. Im April 1645 erschienen sie unter dem Generalmajor Mortaigne in Falkenstein, nachdem sie Mistelbach, Wilfersdorf und Poysdorf besetzt hatten. Ueberraschend schnell gelangten sie in den Besitz der Burg, die mit Geschützen versehen war und die einen längeren Widerstand gewiß ausgehalten hätte. Eine Sage erzählt von einem Mädchen, das einen schwedischen Offizier liebte und darum zur Nachtzeit das Burgtor öffnete und die Schweden hereinließ. Zur Strafe wurde sie lebendig eingemauert. Die Schweden wurden dann wieder zurückgedrängt, zogen nach Mähren und verlangten von Olmütz aus eine monatliche Kriegssteuer von Falkenstein bis zum Jahr 1648. Als 1672 M.Vischer die Burg malte, war sie noch bewohnt, nur die linke Seite vom Turm hatte ein ruinenhaftes Aussehen. Bei einem Besuch fand ich vor einigen Jahren einen Ziegel mit einem Hakenkreuz als Marke. Johann Franz Tautsohn ordnete 165. an, daß in allen größeren Gemeinden des Landes sogenannte …martersäulen errichtet werden zum Andenken an den Dreißigjährigen Krieg. Sie trugen die Inschrift: „Lob, Preis und Dank dem Friedensgott, der uns geführt hat aus des Krieges Not!“ Unter ihm erhielten die Juden die Erlaubnis, eigene Fleischbänke zu errichten. Sie taten dies, schlachteten aber Ochsen und verkauften insgeheim das Fleisch, das sie in Butten (?) von Ort zu Ort trugen und verkauften. Das wurde verboten und wer bei dem heimlichen Fleischverkauf erwischt wurde, verlor es und erhielt eine empfindliche Strafe. Das Fleisch bekamen die Armen und die Spitäler. Das Pfund Fleisch kostete 3 Kreuzer. Auch verordnete er, daß alle Fleischhauer einer Zunft (?) angehören müssen und jeder im Besitze eines Lehrbriefes ist. Gegen herumvagierende Geistliche (?) schritt er energisch ein und verbot fremden Ordensgeneralen, die Klöster Oesterreichs zu visitieren. Das Asylrecht der Kirchen und Klöster wurde bedeutend eingeschränkt, da die Verbrecher (?) nur Unfug damit trieben. Unter ihm verlor Niederösterreich den Landesteil, den wir als Burgenland 1918 zurückerhielten. Im Jahre 1683 zogen die Polen unter ihrem König Sobieski hier durch gegen Neudorf, Staatz und Oberhollabrunn. Sie verwüsteten die Fluren, zertraten die Getreidefelder, rissen das unreife Obst von den Bäumen und warfen es weg. Grenzenlos war ihr Hunger, sodaß sie Salat und Gurken verzehrten, ohne das Gemüse zu waschen oder herzurichten. 1685 übernahm Ernst Graf Trautsohn den Besitz der Grafschaft. Er war Bischof von Wien und zeichnete sich durch seine Gelehrsamkeit, durch seine Frömmigkeit und Freigiebigkeit gegen Arme aus. Als er 1702 starb, folgte ihm sein Bruder Franz Eusebius. Sein Bruder Donat lebte in Wien und hatte am kaiserlichen Hof einen großen Einfluß. Er setzte es durch, daß der Erstgeborene des Hauses den Fürstentitel erhielt (im Jahre 1711). Als im Jahre 1720 die Klagen wegen Ueberfälle, Raub und Totschlag nicht aufhören wollten, wurden von Soldaten die hiesigen Wälder durchsucht; denn seit Ungarn wieder zu Oesterreich gehörte, war die Zigeunerplage in unserer Heimat eine ständige Gefahr für die Sicherheit und Ordnung. 1738 besaß Veit Eusebius die Grafschaft. Er war für den geistlichen Stand bestimmt, zog sich aber dann zurück. Er war ein lustiger und heiterer Mann, der sich am Hofe Kaiser Karl VI. großer Beliebtheit erfreute. Im Frühjahr 1742 erschienen die Preußen in Falkenstein und verlangten von dem Markte eine Kriegssteuer von 1000 Gulden. Ihr König Friedrich II. der Große hatte sein Hauptquartier in Seelowitz bei Brünn und seine Reiterei streifte bis Korneuburg, Floridsdorf und ins Marchfeld. Johann Josef Graf von Trautsohn war Erzbischof von Wien und starb 1757. Unter ihm wurde ein großer Teil der Feiertage abgeschafft; er genoß das Vertrauen der Maria Theresia in vollem Umfange und war in seinen Forderungen stets sehr zurückhaltend. Deswegen kam er in den Verdacht eines „heimlichen Protestanten“. Am 1. Juni 1749 rollte der erste Postwagen auf der Reichsstraße von Wien nach Brünn – Olmütz. Die Straße war um 1729 erbaut. Im Siebenjährigen Kriege 1756 – 1763 litten die Gemeinden furchtbar unter den Truppendurchzügen und Einquartierungen. Die Bauern mußten die Kranken und Verwundeten aufnehmen, viel Heu, Stroh, Hafer und Wein liefern und Vorspann leisten.

Der letzte Trautsohn war der Fürst Johann Wilhelm, der 1775 starb. 200 Jahre hatte dieses Geschlecht in Falkenstein, bzw. Poysbrunn gelebt und gewirkt, hatte dem Lande bedeutende Männer geschenkt, darunter 2 Statthalter und 2 Bischöfe. Kaiser Josef II., der sehr oft auf der Reichsstraße gegen Brünn fuhr, nannte sich auf den Reisen „Graf von Falkenstein“. Nach dem Tod des letzten Trautsohn entwickelte sich ein langwieriger Prozeß, der damit endete, daß 1782 die Auersperg die Herrschaft erhielten. Die Burg verfiel immer mehr, der Besitzer wohnte in Poysbrunn, das nach niederländischem Muster mit Linden und Kastanienalleen geschmückt wurde, das aber immerhin ein bescheidenes Dasein führte gegen Feldsberg und Eisgrub. Die Glanzzeit der Adelsherrschaft mit der Robot und den Zehentleistungen durch die Bauern neigte sich dem Ende zu, Handel und Verkehr nahmen auf der Reichsstraße, die 1804 nach englischem Muster ausgebaut war, einen ungeheuren Aufschwung. Ganze Wagenreihen rollten dahin und die Bauern verdienten sich durch die Vorspannleistungen ein hübsches Geld. Noch heute heißt die Anhöhe, wo die Bauern ihre Pferde ausspannten und nach Poysdorf heimkehrten „Ausspann“. Falkenstein hatte keinen Anteil an diesem Verkehr, da es weitab der Reichsstraße lag. Im Jahre 1799 erhielten die Bartensteins die Grafschaft und 1860 die Familie Vrints. Die Bartensteins liegen in der großen Familiengruft, die sich im Friedhof von Falkenstein befindet.

Als im Jahre 1866 die Preußen in unsere Heimat einrückten, wurden auch in Falkenstein 2000 Mann und 200 Offiziere einquartiert. In dem nahen Nikolsburg war das preußische Hauptquartier, in dem sich der König Wilhelm, Bismarck und der Schlachtenlenker Moltke befanden. Die Herren unternahmen häufige Spazierfahrten in die nächste Umgebung. Drei Jahre später lieferten die Wälder der Grafschaft viel Holz für den Bahnbau der Ostbahn nach Staatz und Grusbach. Seitdem verfiel der Markt in einen Dornröschenschlaf, da die Eisenbahn, Post und Telegraph den Ort mieden. Ehedem der wichtigste Ort in der Grafschaft, von wo die Fäden der geschichtlichen Entwicklung unserer Heimat ausgingen, von wo die Geschichte der umliegenden Orte durch Jahrhunderte gelenkt und geleitet wurde, ist es heute mehr ein verlassenes Stiefkind der Zeit.

Hinter dem Friedhof des Marktes führt ein Fußpfad zwischen Sträuchern und Felsen den steilen Bergabhang zum Eingang in die Ruine. Das große Tor ist bis auf eine schmale Pforte zugemauert, der Graben mit Erde eingeebnet und die Zugbrücke abgebrochen. Im Vorhof der Ruine erkennen wir noch die starken Mauern des Wehrganges und den niedrigen Turm, der die erste Brücke und den Eingang schützte. Durch ein zweites Tor, das auch eine Zugbrücke besaß, gelangen wir in einen vierkantigen Raum, der überdacht war. Wir steigen zuerst hinab in den Turnierhof und in den Burggarten, von wo wir einen herrlichen Ausblick auf den Landmann genießen. Steil fallen die Felswände hinab ins Tal; hier verbrachte wohl oft der Burgherr mit seiner Familie die Abendstunden der Sommerzeit. Im Turnierhofe übten sich die Knappen, kämpften miteinander, Speere splitterten und brachen, Schwerter klirrten und unten im Tale mähte der Bauer mit der Sichel das Getreide und stellte es in Mandeln zusammen. Der Turm ist noch gut erhalten und deutlich erkennen wir die Burgkapelle und den Rittersaal. Was könnten diese grauen Mauern erzählen von Seelennot, Herzenskummer und Angst der Burgbewohner, die heiße, innige Gebete zu dem Allmächtigen emporsandten, wenn Kriegsgefahr dräute und feindliche Banden die Orte plünderten. Im Rittersaal verbrachte der Burgherr mit den Seinen die lange Winterszeit, hier erklangen die frohen Lieder der Minnesänger, hier erzählte der Ritter seinen Leuten die Erlebnisse von Kreuzzügen und Heerfahrten nach Italien und nach Deutschland. Heute liegt alles in Schutt und Trümmern und nur schwer läßt sich die Verteilung der Räume angeben. Von der luftigen Anhöhe halten wir Ausschau über die Umgebung, die sich zu unseren Füßen ausbreitet im hellen Glanz der Sommersonne. Ueber den Kirchturm von Klein Schweinbarth blicken wir weit nach Südmähren mit den vielen Ortschaften, die gleich Inseln in den Getreidefeldern liegen. Da sehen wir Bratelsbrunn mit dem Schaflerhof, Guttenfeld, Dürnholz, Neusiedl und die Pollauerberge. Sie sind eine uralte Kulturstätte, da man hier vor einigen Jahren viele Funde von Mammutjägern entdeckte. Im Jahre 1925 erbrachte der Professor Matzura den Nachweis, daß bei Muschau die Römer ein Kastell hatten zum Schutze des Überganges über die Thaya. Die Burgen – Rosenburg und Maidenburg – wurden von den Schweden im Jahre 1645 zerstört. Das Schloß Nikolsburg wird zum ersten Male im Jahre 1218 erwähnt. Es war bis zum Jahre 1560 im Besitze der Herren von Liechtenstein. 1575 kauften es die Dietrichstein, die es noch heute haben. Sehenswert ist der Ahnensaal, die Schloßkapelle, der Thronsaal, die Bücherei (15.000 Bände, 900 Wiegendrucke und zahlreiche Handschriften), das Napoleonzimmer (1805), das Bismarckzimmer (1866) und das große Weinfaß im Keller aus dem Jahre 1643, das 1786 Eimer und 9 Maß faßt. Auf dem heiligen Berge erblicken wir die Sebastianikirche und den Oelberg; hierher pilgerten früher viele Wallfahrer aus Niederösterreich. Versteckt im Grünen liegt das Schloß Fünfkirchen, daneben lugen der Kirchturm von Drasenhofen hervor und einige Häuser von Steinabrunn. Ueber diese hinweg bemerken wir das Flüchtlingslager aus dem Weltkriege, das aber schon nach Mähren gehört. Das Schloß Poysbrunn wird 1405 als „Feste“ genannt; es war ein Besitz des Landesfürsten, die es 1493 der Familie Fünfkirchen in Lehen gaben. In ihrer Hand blieb es bis 1571. Vier Jahre später kaufte das Schloß der Graf Hans Trautsohn. Folgt das Auge dem Laufe des Mühlbaches, der von Poysbrunn gegen Drasenhofen – Steinabrunn fließt, so bemerkt man große Herrschaftsfelder, die bis zum Jahre 1820 Teiche waren. Ueber den Tennau Wald, wo der sagenhafte Vogt von Fünfkirchen begraben wurde, schweift der Blick zum Feldsberger Kinderasyl, zum Theinwald, den der Fürst Karl Eusebius von Liechtenstein (1627 – 1684) durch Fichten und Tannen von Hohenstadt und Eisenberg in Nordmähren zu einem wohlgestalteten Jagdgebiet umgestaltete, bis nach Eisgrub. Aus dem dunklen Grün erhebt sich der schlanke orientalische Turm, ein Meisterwerk des Architekten Josef Hardtmuth. Der Turm ruht auf 500 Erlenpfählen und ist 62 Meter hoch. Die Rauchwolken, die am fernen Horizont aufsteigen, verraten uns die Orte Themenau und Lundenburg. Das rote Dach der Katzelsdorfer Pfarrkirche blickt aus dem Hügellande, der Ort selbst ist wie viele andere im Tale versteckt. Im Osten grüßt uns der Hutsaulberg bei Alt-Lichtenwarth und weit in der Ferne erheben sich die dunklen Höhen der Karpathen, die das Bild im Osten abschließen.

Schön ist der weite Ausblick … in der Maienzeit, wenn die … im Lenzwinde wiegen, wenn die … schneeweißen Schmuck dastehen, wenn im … glöckchen blühen, die Lerchen … Amsel ihre hellen Weisen durch das Tal schmettern läßt. Dann erscheinen … Besucher und Freunde der Burgruine, … die Schulkinder, die unter Führung … hieherkommen und den Berg … um die Heimat, ihre Pracht und Schönheit, ihre Geschichte und Vergangenheit kennen zu lernen. Die Bilder der Ritterzeit leben in den Herzen der Kinder neu auf, sie denken an Turniere, Kämpfe, Schlachten und Belagerung, hören Schwertergeklirr, Rossegewieher und Trompetensignale, denken an fahrende Sänger, die von den Nibelungen, von Siegfried und der Gudrun singen und erzählen, sehen die dunklen Kellergewölbe, den Kerker auf Nimmerwiedersehen und die Augen glänzen und träumen. Es war einmal.

Verklungen ist alles und verraucht im Strome der Geschichte und nur die kahlen Mauern ragen empor zum blauen Himmel, die letzten Zeugen einer vergangenen Pracht und Herrlichkeit.

Keinen Krieg, kein Militär, keine Steuern für Kriegszwecke, keine Gasthäuser sollte es in einer Brüdergemeinde geben. Da sie Ruhe und Frieden in den Gemeinden einführten, ließ man ihnen freien Lauf in ihrer Arbeit. 86 Gemeinden gründeten sie in Südmähren. Nach der Schlacht am „Weißen Berge“ verschwanden sie aus Mähren und nur der in einzelnen Gemeinden vorkommende Name „Brüderhof“ erinnert an die einstigen Wiedertäufer. Hans von Fünfkirchen ließ in die Burgkapelle altes Grümpel werfen. Altäre und Bilder wurden verbrannt, Meßgewänder und Kirchengeräte verkauft. Der Falkensteiner Pfarrer Woisch war selbst ein Wiedertäufer; er stritt in handgreiflicher Weise mit dem Passauer Offizial und büßte seine Freveltaten auf Greifenstein, wo er eingekerkert wurde. Aus der Steinabrunner Kirche ließ Hans von Fünfkirchen einen Getreidespeicher machen, aus dem Pfarrhof ein Bräuhaus. Die umliegenden Gemeinden waren protestantisch. Die Grundherrschaften förderten so die neue Lehre und Feldsberg, Loosdorf und Zistersdorf waren bei uns Hochburgen des Luthertums. Um 1600 setzte die Gegenreformation ein, ihr eifrigster Vorkämpfer war Karl von Liechenstein, der auch vom Kaiser im Jahre 1608 den Fürstentitel erhielt.

1572 verloren die Fünfkirchner Falkenstein, das der Landesfürst dem Grafengeschlechte der Trautsohns gab, die aus Rovreit Südtirol stammten und streng katholisch waren. 1571 war die Burg in gutem Bauzustand, nur das Tor war baufällig. Der Wind hatte großen Schaden gemacht. Hans Freiherr von Trautsohn kaufte 1575 die Herrschaft Poysbrunn und 1578 die Stadtburg in Laa a. d. Thaya. Sein Sohn Paul Sixtus (?) war sein Nachfolger. 1548 war er geboren und stand beim Kaiser Rudolf II. in hoher Gunst. Er setzte vieles bei dem kranken Manne durch, was andere nicht vermochten. Auf diese Weise hat er manches Uebel von dem Lande gehalten und der Kaiser verwandelte den … dieses Hauses in die Grafschaft Falkenstein. Trautsohns besaßen auch in Poysdorf viele Untertanen, die ihnen Robot und Zehent leisten mußten, und die heutige Vogelsangmühle war ihr Eigentum. Noch heute sieht man über dem Einfahrtstor das schöne Wappen dieses Geschlechtes. Das Hufeisen in der Mitte geht auf eine Sage zurück, nach der ein Ahnherr des Hauses sich durch eine List rettete, indem er seinem Pferde die Hufeisen verkehrt aufnagelte und so seine Verfolger täuschte. Der Falke an dem spitzigen Felsen bedeutet den Besitz von Falkenstein, der Steinbock den von Schroffenstein in Südtirol und der schwarze Hahn den …prechenstein (ebenfalls in Südtirol). Als der Burgherr um 1600 in die Ungnade des Kaisers fiel, zog er sich nach Falkenstein zurück, wo er aber nicht wohnte, sondern im Schloß von Poysbrunn. In dem Bruderzwist der Habsburg stand er auf der Seite des Erzherzog Matthias, der ihn 1609 als Statthalter von Niederösterreich nach Wien berief. Er unterhandelte in Horn mit den Protestanten, begleitete den Matthias zur Krönung nach Ungarn und erhielt den Orden vom Goldenen Vliese. 1621 übte er das Münzrecht in Falkenstein aus, ließ hier Münzen prägen und bereicherte sich in der Weise, daß er schlechtes Metall und wenig Gold oder Silber nahm. Das Münzrecht hatte er sich erschlichen und, daß er zu diesem Geschäfte einen Juden als Mitarbeiter nahm, verdunkelte seine Ehre und sein Ansehen. Als Statthalter war er ein tüchtiger Mann, der scharf gegen die abgedankten Söldner einschritt, die unsere Orte überschwemmten und für die Bewohner eine Landplage wurden. Von ihm stammt auch eine Baderordnung, welche die Rechte und Pflichten eines Baders festsetzte. Die Bader waren in früherer Zeit die Aerzte. 1621 starb er und ruht in der Michaelskirche zu Wien.

Gleich zu Beginn des Dreißigjährigen Krieges wurde die Grafschaft Falkenstein arg mitgenommen. Ferdinand II. sah sich gezwungen, den Untertanen der Falkensteiner Herrschaft auf drei Jahre die Landesumlage wegen des während der Rebellion erlittenen Schadens zu erlassen. Die Truppendurchzüge und die Einquartierung der Soldaten wurde damals für die Bauern eine entsetzliche Plage. Die Herrschaftshäuser waren davon befreit. Die Burg in Falkenstein war zwar noch bewohnt, doch sie hatte ihre Bedeutung als Herrschaftssitz verloren.

Quellenangabe:

M. U. Becker: Falkenstein und die Falkensteiner in Niederösterreich

Dr. U. Becker: Das Viertel unter dem Manhartsberg

Dr. B. Bretholz: Geschichte Böhmens und Mährens

Statthalterbuch Niederösterreichs

Wurzbach Konst.: Biograph. Lexikon

Veröffentlicht in: „Mistelbacher Bote“, 1926

Leider konnte dieser Zeitungsartikel aus dem angegebenen Zeitraum in der Nationalbibliothek nicht gefunden werden, daher konnten die auf der vorliegenden Kopie nicht vollständig zu entziffernden Wortteile nicht ergänzt werden.

Familiennamen aus dem großen Waldprozess

Das Verhältnis des Marktes Mistelbach zu der Herrschaft Wilfersdorf, die im Besitz des Fürsten Liechtenstein war, konnte nicht immer ein gutes genannt werden, weil das Selbstbewußtsein und der Eigensinn den fürstlichen Beamten nicht paßte. Die Marktbewohner waren stolz, daß sie ein kaiserlicher Markt waren, nannten sich Bürger und wollten frei sein; sie beachteten oft gar nicht die Anordnungen der Beamten, die ihnen wiederholt erklärten, Mistelbach gehöre zur Wilfersdorfer Herrschaft, die Bewohner müßten ihren Befehlen gehorchen und den Beamten Respekt erweisen.

1665 herrschte im Markte eine erbitterte Kampfesstimmung, weil die Herrschaft den Gemeindewald als ihren Besitz betrachtete. Der fürstliche Hauptmann nannte die Mistelbacher rebellische Köpfe, die vor der Obrigkeit keine Achtung zeigten; sie düngten die herrschaftlichen Felder recht schlecht, wären bei den Robotarbeiten nachlässig, schimpften und verhöhnten die Beamten; ein Bauer stellte sogar den Hauptmann zur Rede, als er ein Weib schlug. Die Mistelbacher standen im Rufe „Ländler” zu sein, d. h. sie waren Rebellen wie die Bauern von Oberösterreich, die sich 40 Jahre vorher gegen die Obrigkeit erhoben hatten.

Mistelbach zählte damals 184 fürstliche Häuser, von denen aber 15 öde waren; davon gehörten 80 den Handwerkern, 27 den Bauern und 62 den Hauern; außerdem gab es noch 40 Pfarrholden.

Am 19. März 1666 begann der denkwürdige Prozeß gegen die Wilfersdorfer Herrschaft wegen des Waldes und der Robot. Die Rädelsführer hießen: Georg Bauer, Wolf Hebert und der Schuster Pambler. Die Mistelbacher begaben sich nach Wien, um dem Kaiser ein Memorial zu überreichen, das 16 Bogen Umfang hatte; der Marktrichter und der Rat gingen mit, nur nicht der Pollinger, der wegen eines Geschäftes nach Wien reiste; ebenso fehlten die 4 Viertelmeister und die 2 Hofwirte, ihre Namen — Georg Hager, Leopold Mendler, Georg Pauer (er war krank), Hans Gageier, Georg Ehmayer, Kaspar Richter, Christoph Dämb und der Marktschreiber Stephan Paumann.

Als die Mistelbacher in die Hofburg kamen, mußten sie warten, weil der Kaiser gerade bei der Vesper war. Bei seinem Erscheinen kniete Georg Bauer nieder und übergab dem Kaiser das Memorial, er blickte hinein; das Gefolge nannte die Mistelbacher Rebellen, landlerische Bauern, etliche zogen sie beim Bart und „injurierten sie Uebel”. Der Kaiser versprach ihnen schriftlichen Bescheid. Die fürstliche Herrschaft verlangte die Namen der Bittsteller, die in Wien waren. Der Markt gab genau die Namen an:

Englmaier Jakob, Hönig Johann, Richter Hans, Wappner Ulrich, Rochenzenter Adam, Riethaller Veit, Lampacher Friedrich, Huber Matthias, Stübholzer Hans, Schröck Georg, Palloch Friedrich, Freißl Martin, Pambler Stephan, Künster Peter, Maier Georg, Schleps Georg, Konrad Wolf, Meier Hans schickte seinen Sohn, Hegenauer Friedrich, Hollinger Georg, Schlinghofferin Barthlme, Ploß Gregor, Bauer Michael, Egger Christian, Kundt Christoph, Mihler Matthias, Freihuber Elias, Rath Thamann, Wegland Kaspar, Köppler Hans, Hilleprant Barthlme, Hausermayer Hans, Koller Philipp, Hueber Paul, Wiener Hans, Neubauer Hans, Stoyber Georg, Eckl Andreas, Nitsch Hans, Pahr Sebastian, Putz Pankraz, Kocherin Kaspar, Bauer Georg war krank und blieb daheim, Schmidt Lorenz, Langer Jakob, Prairsky Andreas, Leuthner Mert, Gupier Andreas, Prukner Matthias, Pilla Artharius, Pirz Nikolaus, Brandstetter Hans, Kollpeinthner Matthias, Kerntler Matthias, Steinbauer Hans, Firnhardt Paul, Keller Georg, Leithner Blasi, Sauber Hans, Schein Hans, Streicher Hans, Hebarth Wolf, Schubarth Paul, Lautner Sigmund, Grämel Jakob, Schucker Barthlme, Oberhofer Paul, Schaller Georg, Lenz Hans, Schinach Christoph, Kleber Georg, Nekam Thomas, Schwanbauer Michael, Rueff Georg, Leutl Hans, Neuthaidl Matthias, Hörpfing Urban, Pog Benedikt, Hausleitner Barthlme, Reiffel Jakob, Geißler Georg, Schmidt Hans, Ehrentraut Georg, Ditz Jakob, Weber Wolf, Haubenpärtel Stephan, Damhoffer Paul, Hueber Matthias, Wolf Hans, Strobel Georg, Gras Christoph, Sailling Georg, Sedlmayer Hans, Pod Georg, Hintermayer Hans, Margarth Hans, Clement Barthlme, Sauerschick Peter, Weinwurm Stephan, Steiner Hans, Kreuz Michael, Brunner Wolf, Schneid Lorenz, Pöz Thomas, Rath Mert, Liner Peter, Strobl Merth, Schneid Philipp, Kohlgruber Stephan, Plath Christoph, Hirschberg Matthias, Pog Adam, Braun Lorenz, Schwantner Veit, Pacher Gabriel, Loybel Christian, Schallamayer Hans, Lehner Simon, Leuthner Vinzenz, Steger Andreas, Mayer Leonhard, Schmidt Merth, Wiesinger Merth, Kundt Christoph, Fähig Hans und Kaltenbrunner Michael.

Zur Strafe verweigerte die fürstliche Herrschaft dem Markte das Saatgetreide; die Bewohner beachteten dies nicht und besserten sich auch nicht. 1667 gab es auf dem Marktplatz während des Jahrmarktes eine große Rauferei, bei der sogar der Marktrichter einige Ohrfeigen erhielt; dazu legte Militär heimlich Feuer, um sich zu rächen.

Im Oktober 1667 überreichten die Mistelbacher dem Kaiser zwei Memoriale wegen der Rauferei und wegen des Banweines, den die fürstliche Herrschaft im Sommerhalbjahr ausschänkte; er war aber diesmal schlecht und nicht zu trinken; er stammte aus Poysdorf, wo ein 10 Eimerfaß 50 fl kostete: den Mistelbachern war er aber um 45 fl zu teuer. Die Herrschaft brachte aber „attestationes” von Poysdorfern bei, die den Banwein für gut erklärten.

Zu Weihnachten 1667 drohte die Herrschaft mit der Exekution gegen den Markt Mistelbach: doch die Bürger ließen nicht locker in dem Kampf um ihren Wald; da übernahm Paul Oberhofer die Leitung im Prozeß.

Quellen:

Herrschaftsakte Wilfersdorf im Fürst Liechtensteinischen Hausarchiv.

Veröffentlicht in: „Die Sippe“, Okt. 1938, S. 182

Familiennamen aus dem Grundbuch der Poysdorfer Pfarrkirche vom Jahr 1666

Der lange unselige 30jährige Krieg bedeutete für unsere Heimat einen furchtbaren Aderlaß an Gut und Blut; die Gemeinden wurden entvölkert, die Wirtschaft, der Handel und Verkehr schrumpften zusammen, in den Familien zählte man meist nur ein oder 2 Kinder (1645), die Pest von 1645 und 1655 raffte zahlreiche Bewohner weg, so daß diese Häuser verödeten, Felder und Weingärten unbebaut liegen blieben und alle Schranken der gesetzlichen Ordnung fielen.

Schon 1623 hatte die Liechtensteinische Herrschaft Wilfersdorf, nachdem der Schaden durch die mährischen und kaiserlichen Kriegsvölker sichergestellt war, Oberländer und Schwaben berufen, damit die leeren Häuser wieder bestiftet würden; doch entliefen sie, weil es hier noch schlechter aussah als in ihrer Heimat. Nur die Maurer und Bauhandwerker aus Vorarlberg blieben eine Zeitlang hier, z. B. der berühmte Meister Nikolaus Beer.

1646 forderte der Fürst Gundacker von Liechtenstein in einem Aufruf alle Fremden auf, daß sie sich im Herrschaftsgebiet von Wilfersdorf niederlassen; doch scheint dieser Ruf keine besondere Wirkung hervorgerufen zu haben, weil manche Herrschaft den Abzug ihrer Untertanen zu verhindern suchte, da man doch die Arbeitskräfte so notwendig brauchte.

Es vergingen noch Jahre, bis die öden Häuser wieder bestiftet werden konnten. Nach einem Berichte des Wilfersdorfer Amtmannes hatten um 1659 die Inleute und Bürgknechte mehr Kinder als die Bauern, sie vermehrten sich also stärker, so daß man sie zur Bestiftung der öden Bauerngehöfte heranziehen wollte, obwohl sie mit Pferden nicht umgehen konnten. Wiederholt hat die Wilfersdorfer Herrschaft in der Umgebung versucht, durch Boten und durch Aufrufe die Bewohner zu veranlassen, daß sie sich im Herrschaftsbereiche ansiedeln; sie versprach ihnen Bauziegel, Holz und Kalk und 4 Freijahre. Der Erfolg war aber gering; denn die Gemeinde Ketzelsdorf war noch immer zur Hälfte verödet.

Nun wollte der Amtmann aus jeder Hofstatt ein Bauernlehen machen, aus einem Halblehen ein Ganzlehen und aus einem Viertel- ein Halblehen, damit die Felder und Grundstücke wieder bebaut würden. Doch dieser klugen Bevölkerungspolitik stellten sich große Schwierigkeiten entgegen; denn der Staat verlangte damals eine Art Kopfsteuer von seinen Untertanen u. zw. zahlte ein Schulmeister 45 kr., 1 Mesner 30 kr., ein Bestandmüller 1 fl. 30 kr., ein Inmann mit einem Grundstück 1 fl., einer ohne Feld aber 30 kr., ein Handwerksgeselle und ein Bürgknecht je 1 fl., auch von dem Dienstgesinde forderte man die Steuer, die um 1661 noch erhöht wurde. Es gab genug strebsame Leute wie z. B. ein Ruprecht Agster in Wetzelsdorf, der sich ein Haus hergerichtet hatte und dann verkaufte, um ein größeres zu erwerben; doch der Käufer betrog ihn mit falschem Geld, das damals in unserer Gegend leider stark im Umlauf war und von den Bewohnern nicht erkannt wurde. 1661 erschlug ein Thoman Hirtl diesen tätigen und emsigen Agster.

Sonderbarer Weise machte die Wilfersdorfer Herrschaft von dem Recht der Leibeigenschaft keinen Gebrauch; sie ließ die Bauern abwandern, wohin sie wollten, nur mußten sie zuerst ihre Schulden und Abgaben begleichen und einen schriftlichen Abschied vom Amtmann fordern. Handwerker und Bürger ließ die Herrschaft nicht wegziehen.

Ein schweres Hindernis für die Wiederbesiedlung war bei uns die ständig drohende Türkengefahr, die Furcht vor diesen Feinden, die mit ihren Raubzügen und Plünderungen ein Schrecken des Grenzlandes waren.

Doch scheint die Mühe der Grundherren in den nächsten Jahren doch einen Erfolg gezeitigt zu haben; denn überall legte man neue Grundbücher an und brachte in die Besitzverhältnisse Ordnung.

Dies tat auch der Pfarrer Wolfgang Siegmund Fischer im Jahre 1666; leider fehlen zu diesem Grundbuche die notwendigen Ergänzungsbücher, die uns über die Herkunft der Bewohner aufklären könnten; mit großer Sorgfalt wurde das Buch begonnen, doch vermissen wir diese in späterer Zeit, wo die Eintragungen recht flüchtig gemacht wurden.

Wir wollen unsere Aufmerksamkeit den Familiennamen zuwenden, die wir im Grundbuche finden; es sind durchwegs deutsche Namen, so daß wir eine starke Einwanderung der slawischen Familien ablehnen müssen; wohl hatte die Pfarrkirche einen kleinen Teil des Marktes Poysdorf in ihrer Hand und die angeführten Namen sind nur ein Bruchteil von den Bewohnern der Gemeinde, die damals die tschechische Bezeichnung „Pohlsdorf“ oder auch „Puhlsdorf“ führte (neben dem alten Namen Poisdorf). Gleichnamige Familien sind nicht stark vertreten, nur Deißner, Grueber, Häberl, Hirtl, Kramer und Stadler; die zwei adeligen Familien will ich später in einer besonderen Abhandlung besprechen.

Sebastian Appenauer,

Hans Ackerler,

Georg Aman,

Leonhard Binder

……

307/31 Haimer Josef – Viertellehner

305/32 Fritsch Franz – Viertellehner

303/33 Strobl Paul – Viertellehner

301/34 Wellisch Josef – Viertellehner

299/35 Haimer Matthias – Viertellehner

297/36 Hammerler Johann – Viertellehner

295/37 Haimer Leopold ält. – Halblehner

293/38 Rupp Josef – Halblehner

291/39 Schuckert Josef – Halblehner

298/40 Gmeinböck Josef – Halblehner

2. Viertel, Alleegasse:

275/47 Wilfing Laurenz – Halblehner

271/40 Pauly Andreas – Halblehner

189/57 Reiländer Johann – Halblehner

187/58 Haimer Leopold jüng. – Halblehner

185/59 Scherzer Leopold – Halblehner

183/60 Höger Matthias – Viertellehner

161/69 Lewitsch Franz – Halblehner

236/97 Schlemmer Andreas – Halblehner

264/109 Pühler Anton – Viertellehner

3. Viertel, Körnergasse:

136/213 Schinhan Anton – Halblehner

138/214 Schuckert Josef – Halblehner

140/215 Sinnreich Johann – Halblehner (Postamt)

142/216 Lengauer Josef – Halblehner

146/218 Leinhofer Thaddäus – Halblehner

148/219 Schodl Georg – Halblehner

150/220 Rieder Anton jüng. – Halblehner

152/221 Rieder Josef – Halblehner

154/222 Reiländer Josef – Halblehner

156/223 Asperger Matthias – Ganzlehner

158/224 Vock Magdalena – Viertellehner

--/224 Rieder Michael – Viertellehner

162/225 Kletzer Witwe – Viertellehner

164/226 Fiby Augustin – Viertellehner

166/227 Leywolf Ignaz ält. – Halblehner

168/228 Kasparek Franz – Halblehner

170/229 Taubenschuß Johann – Halblehner

172/230 Spieß Michael – Halblehner

91/255 Schindler Josef – Viertellehner

89/256 Brunner Franz – Viertellehner

83/259 Schreiber Johann – Halblehner

4. Viertel, Laaer Straße:

52/185 Bergauer Georg – Halblehner

60/189 Lewitsch Leopold – Halblehner

62/190 Schuckert Dominik – Halblehner

64/191 Winter Leopold – Halblehner

66/192 Wimmer Matthias – Ganzlehner

68/193 Schuckert Franz – Ganzlehner

70/194 Schodl Josef – Ganzlehner

72/195 Axter Leopold – Halblehner

74/196 Schodl Katharina – Ganzlehner

76/197 Ebenauer Sebastian – Halblehner

78/198 Rieder Josef – Halblehner

80/199 Luksch Anton – Halblehner

82/200 Schreiber Josef – Halblehner

84/201 Asperger Johann – Ganzlehner

86/202 Schuckert Ferdinand – Halblehner

88/203 Penz Balthasar – Halblehner

90/204 Strobl Johann – Halblehner

92/205 Lackner ? – Halblehner

94/206 Asperger Theresia – Halblehner

96/207 Hammerler Franz – Halblehner

100/208 Ebenauer Ignaz – Halblehner

102/209 Schwarz Anton – Halblehner

104/210 Wilfing Leopold – Halblehner

69/266 Fetzl Josef - Viertellehner

Der Markt zählte 6 Ganz-, 60 Halb- und 20 Viertellehner. Schlecht steht es aber mit der Seßhaftigkeit der einzelnen Familien. Nur eine einzige sitzt Jahre auf demselben Haus – sie heißt Axter (früher Agster und Ochster geschrieben); nach der mündlichen Überlieferung soll der Ahnherr zur Schwedenzeit eingewandert sein; die Ochster erscheinen um 1650 im benachbarten Wetzelsdorf und in Wilhelmsdorf schon im Jahre 1575 in den Klosterneuburger Grundbüchern. Eine zweite Familie Rieder war schon 1767 auf dem Hause Nr. 1511. Wohl werden einzelne Namen wie Strobl, Weisbeck, Ofner, Erger, schon viel früher genannt, doch läßt sich heute noch nicht feststellen, ob sie immer das gleiche Haus bewohnten.

Der starke Wechsel der Hausbesitzer ist in unserem Markte ein besonderes Kennzeichen. Einzelne Familien steigen gleich einem leuchtenden Stern empor, bringen es zu Reichtum und Ansehen, genießen bei den Mitbürgern größte Achtung, weil ja der Satz „Geld gibt Geltung“ hier noch immer seine Berechtigung hatte, dann aber geraten sie auf die schiefe Ebene und verschwinden; sie wandern aus, gehen in die Großstadt oder fangen wieder von vorn an und kämpfen und arbeiten sich in die Höhe; zu letzteren gehören die Familien Ofner und Schinhan. Unser Gebiet war auf die Einwanderer aus den Ländern der böhmischen Krone angewiesen, die immer die Lücken ausfüllten und die sich eines guten Rufes erfreuten; Arbeiter und Bauern, Handwerker und geistige Berufe kamen aus den erwähnten Ländern zu uns.

Veröffentlicht in: „Der Wegweiser“, ohne Jahresangabe; erster Teil auf den Seiten 9 und 10; ab dem Häuserverzeichnis auf den Seiten 101 und 102. Die Verzeichnisse sind unvollständig

Familiennamen der Herrschaft
Asparn a. d. Zaya, 1756

Das obere Zayatal war immer ein unbekanntes Gebiet, da es abseits von den grossen Verkehrs- und Handelswegen lag. Die Bewohner der einzelnen Dörfer bewahrten dadurch manch alten Brauch und Vätersitte und waren von der Einwanderung vieler Fremden verschont. Im Gegenteil mussten viele Männer und Frauen ihre Heimat verlassen, weil das Gebiet nicht allen eine Lebensmöglichkeit bot. Die wichtigste Gemeinde dieses Tales ist der Markt Asparn a. d. Zaya, welcher auch der Sitz einer Herrschaft war. Das stattliche Schloss mietete nun die Gemeinde und gab einige Räume für ein Heimatmuseum frei, das der emsige Sattlermeister Heinrich Schöfmann einrichtete. In seinem Besitze fand ich einen Subrepartitions-Extrakt aus dem Jahre 1756 mit den Namen der Untertanen der Herrschaft Asparn in den Gemeinden, die dazu gehörten.

Ameis: Lorenz Eisenhut, Josef Wallner, Philipp Eisenhut, Johann Schöll, Simon Braunstingel, Ferdinand Neckam, Leopold Bogner, Georg Beckh, Hans Amon, Johann Pernold, Simon Schödl, Michael Kienast, Thomas Holzer, Ruprecht Glaß und Simon Braunstingl.

Asparn a.d. Zaya: Johann Anger, Johann Georg Praun, Anton Baumgartner, Johann Georg Prechter, Johann Georg Paar, Konrad Blieml, Christoph Putz, Lorenz Haberle, Johann Georg Parsch, Josef Binder, Johann Georg Planner, Josef Panschab, Matthias Brunner, Thomas Prinzinger, Anton Bauer, Martin Braun, Jakob Pauchinger, Jakob Pamperl, Peter Prinz, Leopold Pamperl, Franz Käß, Georg Kleebauer, Karl Kleyßl, Anton Kerndler, Leopold Tschipani, Marx Tillmann, Michael Zämer, Anton Taglang, Franz Teubner, Matthias Till, Leopold Tauscher, Simon Erdl, Jakob Tauscher, Franz Edlhofer, Christian Erdl, Johann Michael Engsgaßl, Philipp Fröschl, Johann Georg Friewirzer, Josef Fritsch, Josef Grienscheidl, Adam Glaser, Sebastian Gschmaiß, Franz Gschmaiß, Johann Großmann, Pongratz Grueer, Anton Graf, Andre Hollaus, Philipp Hitter, Anton Hiebmer, Josef Hacher, Jakob Haidvogel, Sebastian Höberl, Michael Holl, Michael Hellmwein, Jakob Hieß, Josef Hertzog, Matthias Hipp, Lorenz Höß, Anton Hardtmuth, Ignaz Hartl, Josef Henzinger, Andreas Hütter, Adam Liebert, Josef Laa, Anton Leopold, Adam Lenz, Josef Leibl, Anton Laa, Thomas Libusch, Adam Meißl, Johann Georg Mayer, Adam Moder, Josef Meixner, Matthias Meixner, Simon Meixner, Franz Meißl, Anton Meixner, Anton Neckam, Matthias Neckam, Martin Neckam, Georg Neckam, Benedikt Ott, Simon Oster, Georg Ritt, Paul Richter, Franz Riener, Andre Steinzer, Adam Scheidl, Georg Strauß, Ferdinand Schöpl, Sebastian Straßer, Matthias Schlögl, Christian Scharnböck, Veit Stubenvoll, Johann Spatz, Lorenz Scharnböck, Josef Scharnböck, Sebastian Stacher, Josef Schild, Balthasar Stacher, Josef Schreibeys, Wenzel Schiffner, Matthias Schmierer, Michael Stacher, Anton Seim, Michael Schulz, Franz Steiner, Sebastian Schober, Adam Scharnböck, Martin Schödl, Franz Schober, Andre Schild, Johann Sockl, Ignaz Unterholtzer, Jakob Unterholtzer, Balthasar Utta, Jakob Uchazi, Peter Veigl, Adam Weber, Josef Weber, Philipp Wudenitz, Simon Weisi, Franz Weisi, Josef Weigl, Karl Weiß, Balthasar Weithschacher, Georg Zenner, Josef Zethl, Johann Zant, Jakob Zant und Josef Zenner.

Schletz: Johann Wagner, Anton Patsch, Lorenz Pleckl, Matthias Peckh, Johann Berger, Anton Piringer, Matthias Pusch, Josef Krauß, Matthias Kußlbauer, Josef Tauscher, Johann Tauscher, Michael Fröschl, Georg Gruber, Matthias Gruber, Anton Helmwein, Georg Haßlmayr, Josef Höß, Stephan Haas, Pankraz Helmwein, Jakob Helmwein, Lorenz Helmwein, Johann Haßlmayr, Pankraz Laa, Ignaz Grimb, Leopold Lenz, Josef Mayr, Franz Newald, Johann Newald, Matthias Newald, Johann Georg Nießler, Leopold Nießler, Kaspar Neckham, Nikolaus Spatz, Georg Spieß, Andreas Schödl, Josef Schulz, Andre Schönmann, Matthias Schober, Sebastian Stacher, Thomas Stollhof, Lorenz Schulz, Philipp Stacher, Josef Schönmann, Leopold Schönmann, Matthias Scheidl und Josef Zenz.

Olgersdorf: Jakob Poldt, Michael Pampiller, Martin Pillwein, Josef Plöch, Josef Putz, Jakob Klämpfl, Johann Koller, Stephan Köttler, Josef Till, Wolfgang Tonner, Johann Glaser, Jakob Garttner, Adam Hartl, Ferdinand Helmwein, Josef Haugeneder, Christian Hugl, Kaspar Lattermayr, Andre Lenz, Jakob Lenz, Anton Minibold, Georg Mewald, Jakob Mewald, Matthias Meewald, Georg Ofner, Josef Ott, Leopold Öhler, Johann Georg Ofner, Leopold Rosenwasser, Leopold Schmadetsberger, Ambros Schödl, Karl Spatz, Johann Spieß, Franz Schratt, Ignaz Schratt, Georg Schmadetsberger, Johann Ullram, Andre Weißmann und Jakob Weißmann.

Grafensulz: Matthias Breuer, Matthias Bergauer, Lorenz Puchmayer, Jakob Breuer, Sebastian Plenckh, Anton Brenner, Georg Brinner, Peter Pump, Johann Pächmayr, Anton Pump, Anton Perschl, Andre Kreidlhofer, Sebastian Krembser, Egidi Klotz, Josef Kremser, Adam Glöckl, Wilhelm Hueber, Josef Friedl, Georg Thorner, Josef Thorner, Lorenz Damian, Johann Timbler, Matthias Engsgaßl, Josef Eisenhut, Andre Fritsch, Egidi Gaill, Thomas Gaill, Leopold Hueber, Wilhelm Hueber, Josef Hauptmann, Matthias Großmann, Johann Hazendorffer, Augustin Lemmer, Matthias Lechner, Josef Lechner, Martin Meißl, Egidi Neumayr, Matthias Ringler, Andre Ringler, Johann Georg Schwarzenberger, Lorenz Spatt, Johann Schultz, Adam Schultz, Georg Schredl, Georg Schulz, Josef Weckher, Lorenz Wagner, Matthias Zott und Johann Zailler.

Garmanns: Philipp Bauer, Lorenz Aigner, Philipp Pachschneider, Matthias Bauer, Josef Pöll, Leopold Kainz, Martin Timbler, Matthias Elfner, Simon Faber, Matthias Hanns, Andre Lechner, Stephan Lechner, Josef Moßhaimer, Lorenz Minihold, Karl Ringler, Rudolf Reimann, Andreas Scheiner, Matthias Schmidt, Thomas Trimbler, Franz Schmidt, Georg Schretl, Andre Voglsinger, Sebastian Weinmayr, Karl Weinmayr, Thomas Wiesinger und Peter Zöhrer.

Patzenthal: Josef Pamperl, Andre Karl, Martin Ermb, Leopold Föderl, Andre Grader, Simon Gritsch, Matthias Hofbauer, Thomas Loidold, Stephan Mooshammer, Georg Riener, Michael Stierbockh, Johann Stierbockh, Adam Winter, Josef Zant und Simon Zöhner.

Wulzeshofen: Georg Prandt, Kaspar Bauer, Leopold Pabersath, Jakob Bsteh, Matthias Penald, Matthias Pruckner, Adam Pirschl, Joachim Pabersath, Paul Bauernfeind, Thomas Peinhofer, Peter Kreidler, Adam Dalkh, Anton Gertner, Johann Graß, Leopold Hackl, Josef Graß, Lorenz Grienwild, Martin Gertner, Philipp Gaß, Elias Göschl, Stephan Grueber, Josef Grewickl, Josef Hackl, Matthias Harth, Matthias Hagen, Michael Harrer, Johann Hagen, Paul Hagen, Josef Hännl, Johann Hauser, Sebastian Haider, Michael Haupt, Lorenz Holzer, Johann Lieberth, Stephan Moßhaimer, Johann Müllner, Johann Mayr, Georg Niser, Sebastian Ränffl, Johann Rohringer, Ferdinand Radenitsch, Georg Rainer, Jakob Schmidt, Andre Scharinger, Matthias Schwarzbächer, Anton Strieckh, Johann Schwarz, Johann Scharzbäcker, Michael Strobl, Matthias Bauer, Matthias Simet, Josef Schill, Martin Unger, Stephan Weninger, Simon Wizka, Jakob Weigl und Franz Weigl.

Veröffentlicht in: „Mitteilungen des Weinlandmuseums“, Nr. 3 – 4, 15. 11. 1959, S. 6 - 9

Familiennamen in Poysdorf

Poysdorf ist im niederösterreichischen Grenzland gegen Mähren und die Slowakei gelegen, dem der Dreißigjährige Krieg unermeßlichen Schaden gebracht hat. Besonders die den katholischen Herren von Liechtenstein und Trautsohn gehörenden Herrschaften Feldsberg, Rabensburg und Wilfersdorf sowie das Falkensteiner Hügelland hatten gleich zu Kriegsbeginn besonders zu leiden, als die Soldateska der mährischen Stände das Land verwüstete und brandschatzte. Früher hatten die Liechtenstein tausenden aus Tirol und Süddeutschland vertriebenen Wiedertäufern hier Aufnahme gewährt. Unter den geänderten Verhältnissen mußten diese fleißigen Menschen aber nach Ungarn weiterziehen. Die bodenständige Bevölkerung wurde durch die verheerende „Münzcalada“ von 1623 in bittere Not getrieben und durch furchtbare Seuchen dezimiert. Ein Versuch des Fürsten Gundacker von Liechtenstein, in Wilfersdorf durch Berufung von neuen Ansiedlern aus Tirol und Schwaben den Bevölkerungsschwund in seinen Herrschaften auszugleichen, mißlang, da die zum Teil bereits bis Krems gekommenen Familien wieder heimkehrten, als sie die schlechten wirtschaftlichen Verhältnisse des Landes sahen.

Trotzdem konnten sich die Gemeinden etwas erholen, bis 1645 die Schweden erschienen, die wie die meisten Soldaten zu allen Zeiten nach dem Grundsatz handelten: „Nehmt alles mit, nur die Mühlsteine und das glühende Eisen laßt liegen!“ Die Pest raffte im gleichen Jahr viele Bewohner weg, besonders waren es die Armen und Arbeiter, die gerade der Bauer so dringend gebraucht hätte. In den Kriegswirren gingen auch viele Urkunden, Grundbücher und andere wichtige Schriften verloren. In der Kriegszeit wurde auch von den ansässigen Einwohnern Recht und Gesetz wenig beachtet. Die Leute eigneten sich fremdes Eigentum an, auch Wiesen, Felder und Weingärten. Auch der „Hündische“ Herrschaftshof in Wilfersdorf gelangte damals auf dunkle Art in den Besitz der Familie Mangen in Poysdorf, die daraus eine Mühle machte mit dem späteren Namen Traißlmühle.Mühsam mußten die Herrschaften nach dem Friedensschluß von 1648 ihre Besitzverhältnisse ordnen und vor allem anstelle der verlorengegangenen neue Grundbücher anlegen. Der Poysdorfer Pfarrer Sigismund Fischer konnte sein Grundbuch erst 1666 „aufrichten“ Dies ist für die Familienkunde der Gemeinde sehr wichtig, weil wir da die Namen der Bewohner erfahren, die um diese Zeit in Poysdorf und dem benachbarten Wetzelsdorf gelebt haben. Die Matriken von Poysdorf gingen ja 1717 bei einem Brand des Pfarrhofes fast zur Gänze verloren.

Im folgenden Verzeichnis ist jenen Familiennamen ein \* hinzugefügt die heute noch in der Gegend vorkommen. Poysdorf: Hans Ackerler, Georg Aman, Sebastian Appenauer, Simon Baumhakel\*, Hans Beckh, Leonhard Binder, Franz Deimel, Wolf Deißner, Tobias Deistner, Andreas Ebenauer\*, Melchior Eder\*, Simon Engelmann, Philipp Faltinger, Peter Fiegelmüller, Bartlme Fischer\*, Johann Fölzel, Mathias Frank \*, Josef Fritz, Mathias Fuchs, Andre Geitter, Georg und Hans Grueber \*, Barbara Gschwendtner, Georg, Hans und Lambrecht Haberl \*, Adam Haindl \*, Andreas Hamer \*, Georg Haubner, Mathias Hebert, Wolf Heimbetsreiter, Stefan Hirsch, Josef und Margaret Hirtl\* Georg Hofer\*, \* Phillip Hold\*, Martin Hueber \*, Paul Jakisch, Wolf Jernberger, Hans Kaindl, Stephan Kardinal, Michael Käsmannhuber, Balthasar Kißling, Kaspar Kling, Hans Knoll\* (Marktrichter, hinterließ uns den schönen Kleiderfund als Renaissancedenkmal. Tüchtiger Weinbauer, der einen Teil der Schwedenkontribution von 1645, die er nach Olmütz abliefern sollte, unterschlug, sodaß ihn die Wilfersdorfer Herrschaft strafweise „cum infamia“ ausstieß), Paul Koss, Paul Krakher \*, Andre und Jakob Kramer, Philipp Kraus, Wenzel Kreitz, Hans Kremser, Stephan Krimbling, Kaspar Kruppner, EIias Kudtler, Mathias Lambert, Paul Lebitsch\*, Sebastian Lettner. Hans Madel\*, Georg Magister, Sebastian von Mangen (Besitzer der alten Froschmühle, eines sehenswerten Renaissancebaues. Ein Hügel bei Poysdorf hieß noch lange der Mangerberg), Mathias Mirttl, Martin Mittermayer, Simon Mockh\*, Johann Militor, Paul Moltz, Leonhard Nickel, Paul Ofner\*, Martin Öttl, Valentin Pacher, Paul Pair, Mathias Panzer, Mathias Perger\*, Veit Pesau\*, Andreas Peter, Georg Pogner, Tobias Pöltinger\*, Blasi Pöschl. Nikolaus Preindtl, Paul Ranninger, Georg Reinthaler, Georg Reis, Emmerich Reit, Philipp Riedter\*, Josef Rösner, Balthasar Rumler, Paul Ruschko, Christoph Schatzl, Wenzel Schellnberger, Bernhard Schilla, Georg Schneider, Michael Schuester\*, Mathias Schütz, Martin Schwaizer, Hans Schwierbel, Simon Seidl\*, Mathias Seiser\*, Franz Anton, Josef imd Lorenz Singer, Georg Singer von Singermühl (1660 Marktschreiber in Poysdorf, 1663 Verwalter in Poysbrunn), Hans und Martin Stadler, Philipp Strasser, Valentin Tomann, Jakob Tot, Michael Tramer, Stephan Treidtl, Mathias Umvogel, Hans Volladt, Bartlme Walter, Thomas Weber\*, Christoph Weichart, Stephan Weißbeck\*, Mathias Weißmayer, Mathias Wiesinger\*, Hans Wilfing\*, Jakob Willibald, Martin Wimmer\*, Hans Witmann, Paul Wolf, Hans Wolframb\*, Zacharias Wunsch\*, Georg Zechmeister.

Veröffentlich in: „Adler“ - Zeitschrift für Genealogie und Heraldik, 1965, S. 256 + 257

Familiennamen von Bernhardsthal

In der fruchtbaren Ebene gegen den Fluß March und den Gebirgszug der Kleinen Karpaten zu liegt die Gemeinde Bernhardsthal. Ein ertragreicher Boden, der darunter litt, daß die Gegend wegen der Grenzlage und der damit ständig verbundenen Einfälle und Verwüstungen nur schwach besiedelt war. Der damalige Grundherr – der kaiserliche General Christoph von Teuffenbach - siedelte um 1584 eine ganze Anzahl kroatischer Familien in der Gemeinde selbst und in der Umgebung an. Diese kampferprobten und fleißigen Männer leisteten Ansehnliches in der Landwirtschaft und Pferdezucht. Rund 150 Jahre später scheinen noch immer Nachkömmlinge dieser Familien in der Gemeinde auf, wie aus der nachfolgenden Aufzählung zu erkennen ist. Diese Aufzählung ist dem Grundbuch von Bernhardsthal vom Jahre 1747 entnommen und bringt einen Querschnitt durch die Familiennamen dieser Zeit. Blutmäßig waren die kroatischen Ansiedler allerdings zu dieser Zeit schon von der ursprünglichen Einwohnerschaft und der deutschen Zusiedlung überlebt worden, doch ist das Namensgut noch erkenntlich.

Dieselben Gegenden wurden später unter Kaiserin Maria Theresia neuerlich mit Kroaten kolonisiert. Ein Vergleich mit dem Namensmaterial der Josephinischen Fassion, welche in die Zeit nach diesem Vorgang fällt, läßt die bevölkerungsbewegten Vorgänge deutlich erkennen.

Achter Andreas; Beitl Andre; Bayer Johann und Georg; Bayha Ignaz; Bayschl Paul und Matthías; Pakicz Matthias, Martin und Michael; Pagitscha Matthias und Martin; Paltramb Leopold; Palﬁn Veronika; Panaczek Johann; Passak Jakob und Matthias; Pastirek Johann; Baumgartner Jakob; Pettula Andre; Böhm Egidi, Elisabeth, Florian, Hans und Kaspar; Benedikt Johann; Benedikt Georg; Berger Hans; Besnitzky Andre; Pfalz Georg; Biersack Martin; Pisseczek Josef; Piskaty Georg und Wenzel; Planetta Jakob und Georg; Plaßziz Georg; Bobalik Johann; Pobolik Johann; Pollansky Jakob und Michael; Bohrn Anton, Peter, Egidi, Franz, Jakob, Josef, Georg, Leopold, Lorenz, Matthias, Martin und Michael; Przikasky Martin; Promber Matthias; Proßniak Florian; Brunner Hans; Brunsky Josef; Butter Georg; Buchala Georg; Buchta Martin; Tagwerker Simon; Tanzer Anton und Leopold; Tellezky Paul; Tichtl ?; Dolezal Georg; Tossudil Jakob; Tuczek Michael und Sebastian; Eder Hans und Matthias; Erdl Kaspar; Führer Hans, Leopold und Lorenz; Flökl Michael; Fortmayr Philipp; Frießmuttin Susanne; Haberle Andre; Heidisch Matthias; Hainthaller Marie; Heinz Matthias; Hallaß Martin; Hannak Josef; Hassa Nikolaus; Hasitschka Johann und Josef; Hauk Melchior; Held Josef; Hellmer Anton, Hans, Jakob und Georg; Hörmann Jakob; Heß Franz und Lorenz; Hiebl Andreas und Hans; Hlawaty Thomas, Franz und Johann; Hlawenkin Katharina; Holzhauser Johann Georg; Homola Paul; Horetzky Paul; Horniak Georg; Hrab Georg; Hubaczek Franz; Huber Florian, Lorenz und Matthias; Janek Peter, Georg und Michael; Jaretz Jarosch, Johann und Martin; Jartschitz Johann; Gaida Anton; Gaider Johann; Gall Georg und Martin; Karbick Jakob; Kartez̆iz̆ Paul; Kellner Adanı, Andreas, Peter, Egidi, Hans, Lorenz, Stephan und Sebastian; Khörn Adam und Matthias; Geringer Johann; Kesselboden Tobias; Glabaty Johann; Koch Florian und Josef; Kotzian Martin; Grandisch Philipp und Jakob; Krantisch Martin; Kratzel Michael; Krippl Lorenz; Grienn Matthias; Christenheit Stephan; Kropfa Matthias; Krotendorfer Matthias; Kroyß Josef; Kromarin Katharina; Grosch Lorenz und Michael; Krupitza Josef, Georg und Matthias; Krutendorfer Martin; Krumpiz Matthias; Krunsky Josef; Krusch Peter; Gstöttner Josef und Georg; Kuttmahr Michael; Lagotta Georg; Langamar Josef; Ledl Georg; Lintmahr Adam, Hans, Jakob, Georg und Matthias; Longa Paul; Lorenz Anton, Katharina und Christian; Lux Friedrich; Mayer Adam und Hans; Maxian Anton; Markowitsch Johann; Maurer Andreas, Josef, Matthias und Michael; Michtik Anton und Johann; Müller Hans; Mokesch Paul, Jakob, Georg und Michael; Morawek Thomas; Nußbaum Andreas; Reithoffer Johann; Reichl Hans, Leopold, Lorenz und Martin; Reimer Matthias; Ribitsch Andreas; Rüdebauer Anton; Russowsky Franz; Schaida Georg; Schalludek Ignaz; Spangl Peter; Spanisberger Matthias; Spök Ferdinand und Philipp; Stachowítz Josef; Stary Thomas; Starinsky Paul und Matthias; Starzinski Josef; Stiaßny Paul, Josef und Michael; Stix Christian; Schiemek Florian; Schießl Andreas; Slawik Kaspar; Schlegel Matthias; Schlegerin Eleonore; Schliefelner Andreas, Thomas, Georg und Matthias; Schlosser Andreas, Jakob, Georg und Matthias; Schmeibidlo Heinrich; Schmidt Thomas; Smyhal Johann; Sonyka Peter; Schreuer Hans; Schultes Anton, Franz, Hans, Josef, Martin, Michael und Sebastian; Schwabenbauer Thomas, Johann und Lorenz; Schwingenschrott Michael; Ufer Michael; Uhrmacher Jakob und Johann; Weigl Anton; Wailinger Matthias; Wein Matthias; Waiznecker Josef, Katharina und Matthias; Waiznecker Kaspar; Wachter Georg; Wallinger Egidi, Hans, Georg, Matthias und Martin; Wallner Adam; Waaßl Martin; Wazlawik Josef; Weber Magdalena; Weberer Johann; Widl Peter, Thomas, Josef und Michael; Wintt Andreas, Peter, Hans und Georg; Wodiczka Hans und Matthias; Wodny Hieronymus; Wolf Adam; Wuchta Martin; Zach Josef; Zimmermann Philipp und Michael; Czirlich Heinrich, Johann und Georg; Zuchna Matthias und Martin.

Veröffentlicht in: „Der Adler“, 1943/44

Federnschleißen im Weinlande

Die Orte des Weinviertels mit den vielen Bächen, Teichen und Vorfangern sind reich an Gänsen, die schon in alter Zeit gerne aufgezogen und gehalten wurden. Nach einer witzigen Volkssage gab es zur Zeit Christi im Marchgebiete große Scharen dieser Tiere, so daß der Herr, als er mit den Aposteln hier durchwanderte, ganz erstaunt war; dabei sah man gar keine Bewohner in dieser fruchtbaren Gegend, was die Jünger veranlaßte, den Herrn zu bitten, ein Wunder zu wirken; da soll er zu den vielen Kothäuferln, die überall herumlagen, gesagt haben: „Steht auf, ihr Krummen und Groaden!“ Und siehe! Es kam Leben in den Gänsekot; die Häuferln dehnten sich und streckten sich, wurden größer, stellten sich auf und nahmen eine menschliche Gestalt an. Die Krummen waren die Deutschen und die Groaden die Kroaten. Beide befaßten sich mit der Gänsezucht; denn im Weinland will man zum Wein einen Gänsebraten und zum Schlafen ein warmes weiches Federbett haben.

Obwohl die Bauern große Gänsescharen halten, hat man vor 60 Jahren von Händlern noch einige Stück gekauft, wenn sie im Herbste mit Hunderten dieser Tiere von Dorf zu Dorf zogen. Sehr geschickt wußten diese Hausierer das gewünschte Stück mit dem Gehstock herauszufangen.

Die Federn der geschlachteten Gänse gab die Bäuerin in einen Sack, der auf dem Dachboden aufbewahrt wurde, wo es recht luftig war. Die eigenen Gänse hatte sie im Hochsommer gerupft, so daß sie eine große Menge Federn besaß, die im Winter geschlissen wurden. Das Federnschleißen war eine Arbeit für die langen Winterabende. Da ist Haus und Hof eingeschneit, die Feldarbeit ruht, die Leute verrichten einige häusliche Arbeiten und um 4 Uhr ist es schon dunkel.

Federnschleißen ist eine Gemeinschaftsarbeit, zu der in erster Linie Frauen und Mädchen eingeladen werden, die auch bei der Lese und beim Kukuruzauslösen mitgeholfen haben. Der große Familientisch, die anerkannte Stätte der patriarchalischen Hofgemeinschaft, ist seit alter Zeit der Platz des Federnschleißens. Alle kommen herbei, die dazu aufgefordert werden; denn sie wollen neben der Arbeit einige Stunden des Frohsinns und der Zerstreuung haben. Das einsame Dorf bietet ja dem weiblichen Geschlecht wenig Unterhaltung und die Jugend will doch auch lustig sein und das Leben genießen. Die Seele dieses Gemeinschaftsgeistes ist die Bäuerin selbst, die immer die gemütvolle Seite des bäuerlichen Lebens pflegte und hegte. Sie gibt dem Hofe den Sonnenschein und die innere Wärme, sie pflegt alte Sitten und hält an dem Brauchtum fest, das eine wichtige Stütze der Bauern- und Dorfkultur ist. Wohl dem Bauernhofe, wo noch so ein Geist waltet, der an ererbter Sitte festhält!

Das Nachtmahl ist vorüber. Schnell wird das Geschirr weggeräumt, der Tisch abgetrocknet, Bänke und Stühle herbeigeholt und noch ein oder zwei knorrige „Murer“ (ausgehackte Weinstöcke) in den großen Küchenherd geschoben. Da poltern schon die ersten Gäste im Vorhaus, beuteln den Schnee von den Kleidern und treten in die behaglich durchwärmte Küche. Sie reiben die erstarrten Hände, legen die Kleider ab und setzen sich zum alten Familientisch. Es fehlt jede Rangordnung. doch setzt sich Jugend zu Jugend und die Alten bevorzugen die Ofennähe. Der Bauer sitzt seitwärts und raucht gemütlich seine Pfeife, aber er arbeitet nicht mit; denn Männerhände taugen nicht zum Federnschleißen.

Die Hausfrau hat schon am Nachmittag die Federn vom Dachboden geholt, damit sie warm werden. Jetzt öffnet sie den Sack und türmt einen ganzen Berg auf dem Tisch auf. Die Lampe steht auf einem sicheren Platz und erhellt den Arbeitskreis der Frauen, die gleich zugreifen. Jede nimmt eine Faust voll Federn, faßt eine bei der Spitze, reißt rechts und links die „Fahne“ herab und legt diese auf ein Häuferl vor sich hin, während die Kiele unter den Tisch geworfen werden. Anfangs ist es still und ruhig, da sich jeder in die ungewohnte Arbeit erst hineinfinden muß. Gar bald beginnt die Unterhaltung, zuerst langsam und stockend, dann aber kommt sie in Fluß. Da werden die letzten Dorfereignisse besprochen; wer geheiratet hat, wer im Sterben liegt, wo der Storch einkehren wird, wer schwer krank ist und in das Spital nach Mistelbach muß. Ein Wort gibt das andere, die Unterhaltung reißt nicht ab, da jeder etwas weiß. In einem Dorf ereignet sich nicht viel. Dafür spricht man gern über die Familien, ihre Schulden, ihr Vermögen und über ihre Ahnen. Da wird manchem ordentlich „der Buckel gewaschen, so daß er kein Bad braucht“; die Liebespaare werden gründlich durchgehechelt.

Plötzlich geht die Tür auf und ein oder zwei Burschen treten zaghaft ein; sie kommen nicht als Mitarbeiter, sondern zur Unterhaltung. Zuerst verhalten sie sich ruhig, rauchen, machen einige Witze und erzählen dann Räuber-, Geister- und Einbrechergeschichten, die bei den jungen Mädchen Furcht und Angst erwecken. Zur Abwechslung ertönt ein Lied, dann ein Vierzeiler; alles Trennende verschwindet, man spürt den Gemeinschaftsgeist, der auf dem Lande noch einen erzieherischen Wert ausübt.

Die Mutter nimmt immer neue Federn heraus, legt die geschlissenen in einen Sack und beobachtet genau die Arbeitsweise der einzelnen Schleißer; nie tadelt sie einen nachlässigen, sie sagt nur: „Gut und ordentlich schleißen, sonst schimpfen die Erben über uns, wenn wir im Grabe ruhen !“ Niemand darf husten oder hellauf lachen, sonst fliegen die Federn durcheinander. Da tritt ein Bursche zum Tisch, weil er eine „Stoßfeder“ in dem Haufen suchen will; er bringt ihn durcheinander, findet nichts und setzt sich wieder auf seinen Platz. Doch, was ist das? Im Federnhaufen wird es lebendig, ein Sperling schlägt mit den Flügeln, daß die Federn umherwirbeln und fliegt in der Küche umher. Alles lacht und schaut auf den Missetäter, der vergebens den Unschuldigen spielt.

Unbemerkt hält ein Mädchen eine leichte Feder in die Nähe der Lampe; fliegt sie fort, so weiß es, daß der Schatz noch munter ist und seiner gedenkt. Fällt die Feder zu Boden, so ist es ein Zeichen, daß er schon schläft. Das alles geschieht unauffällig, weil es sich nicht verraten will. Doch einem Burschen entging nicht das Orakel und er singt sofort: „Kein Feuer, keine Kohle kann brennen so heiß, als heimliche Liebe, von der ich etwas weiß.“ Ein Mädchen sucht vergeblich die Zuckerln, die es in einem Papiersackerl versteckt hatte. Ein Bursche bemerkt dies und fragt rasch den Kameraden: „Fritz, haben die Zuckerln geschmeckt?" Nun weiß das Mädchen, wer die Näscherei erbeutet hat, doch spricht es kein Wort darüber.

Da findet eine Frau eine „Stiftlfeder“ (d. h. die nicht ausgewachsen ist auf der Brust der Gans). Sofort gibt sie dem Nachbarn einen leichten Rippenstoß, der von jedem Schleißer weitergegeben wird, bis alle im Kreise drangekommen sind. Wer eine „Bußlfeder“ erwischt, drückt sie dem Nächsten in die Hand; soviel „Gabeln“ die Feder hat, soviel Küsse müssen gegeben werden; schon aus dem Grunde sitzt die Jugend beisammen. Die schönen Kielfedern legt man zur Seite, da sie in der Küche zum Schmieren der Pfannen verwendet werden. Die Gänseflügel benützt man im Bauernhofe als „Flederwisch“.

Vor der Erfindung der Stahlfeder gebrauchte man zum Schreiben die Gänsefeder. Meine Mutter schrieb in der Schule noch mit einer solchen. Zum Notenschreiben benützte man sie sehr gerne bis 1890.

Rückt der Stundenzeiger auf 11 Uhr, so wird die Arbeit beendet. Doch darf keine Feder in den Sack zurückgegeben werden. Was auf dem Tisch liegt, wird fertig geschlissen, damit die Ganserln im Frühjahr gut wachsen. Die Bäuerin bringt dann ein Brot und eine Schüssel Äpfel. Jeder schneidet sich ein Stück Hausbrot ab und ißt dazu ein Obst. Nun schlüpft jeder in seine Kleider und tritt den Heimweg an. Der Tisch wird nicht in Ordnung gebracht, weil jeder trachtet, so schnell wie möglich „nach Bethlehem zu kommen“. Draußen stürmt und schneit es, der Wind rüttelt an den Fenstern und Türen - ein richtiges Wetter zum Federnschleißen.

Am nächsten Abend finden sich wieder alle ein; nie geht der Unterhaltungsstoff den Schleißern aus; sie wissen immer etwas, so daß man staunen muß, wie diese Frauen einen langen Winterabend anregend zu gestalten verstehen. Samstag und Sonntag ruht die Arbeit; der erste ist der Reinigungstag, der andere dient der Ruhe und der Erbauung.

Sind die Federn geschlissen, so erscheinen alle zum „Federhahn“; es ist dies eine Mahlzeit mit mehreren Gängen, je nach dem Reichtum des Bauern. Gewöhnlich erhalten die Schleißer zuerst Geselchtes, Brot, Erdäpfel und vielleicht Schnitzeln. Bei einem richtigen „Federhahn“ sollen soviel Gänge aufgetischt werden, als Schleißtage waren; wer einmal fehlte, bekommt von einer Speise nichts. Auf den Wein darf der Bauer nicht vergessen, ebenso auf einen Guglhupf mit Rosinen, in dem zwei mächtige Hahnfedern stecken, die sich fest schwingen und bis zum Tisch herabneigen. Plötzlich geht die Tür auf und die „Masker“ erscheinen. Es sind dies vermummte Burschen in Mädchenkleidern, die auch ihre Haltung und Stimme verändern, damit sie niemand erkennt. Die Mädchen tuscheln, lachen, stecken die Köpfe zusammen, aber verraten nichts. Die Hausfrau fragt sie im strengen Ton, ob sie einen Paß besitzen. Daraufhin zieht einer aus der Tasche ein zerknittertes und beschmutztes Papier heraus und erzählt recht ausführlich seine Erlebnisse und seine Vergangenheit. Dabei schneidet er auf und macht Witze, daß alle herzlich lachen. Die Bäuerin gibt ihnen dann von jeder Speise etwas, das sie in eine Tasche stecken. Mit einem „Schönen Dank!“ entfernen sie sich und verschwinden in der finsteren Nacht.

Die Burschen zeigen in einer Pause mehrere heitere Volksspiele: „Telephonieren“, „Gute Kameraden“, „Zug fahren“, „Stock schlagen“, „Schlacka spielen“, „Sterngucken“, „Ärmel abschneiden“ usw. Dazwischen erklingt ein Lied oder es spielt einer auf der Ziehharmonika eine lustige Volksweise.

Der „Federhahn“ ist ein Fest der Hofgemeinschaft, das Arbeitgeber und Arbeitnehmer auf einige Stunden vereinigt; es ist der Lohn für die treue Mitarbeit und nachbarliche Hilfe, die der Bauer oft braucht. Er ist aber auch ein schöner Beweis der alten Dorfkultur, die es verstand, nach getaner Arbeit fröhlich zu sein.

In manchen Bauernhäusern werden die Federkiele verbrannt, andere werfen sie hinaus auf einen entlegenen Platz oder füllen damit einen Polster, der als Unterlage beim Sitzen benützt wird. Die geschlissenen Federn bewahrt die Bäuerin gut auf, da jedes Kind nach altem Brauch ein volles Bett erhält, wenn es das Vaterhaus verläßt und ein eigenes Heim gründet.

Früher mußte sie oft von Hausierern geschlissene Federn dazukaufen; denn da waren die Bauernfamilien kinderreich. Die Händler kamen aus Südmähren, dem bekannten Gänseland. Als „böhmische Bettfedern“ genossen sie einen guten Ruf, doch waren sie vielfach deutsches Erzeugnis.

Einige Tage spricht man noch von dem Federnschleißen und vom ausgiebigen „Federhahn“, lobt die Bauersleute wegen ihrer Freigebigkeit; dann macht sich der Alltag mit seiner gewohnten Arbeit geltend und läßt alles vergessen.

Veröffentlicht in: „Der Winzer“, Februar 1947, Folge 2, S. 21 + 22

Ferdinand Lucas Bauer

Der Ruf des Franzosen J. J. Rousseau († 1778) „Zurück zur Natur!“ blieb nicht ohne Einfluss auf die Mitwelt seiner Zeit; denn überall regte sich der Forschergeist aus dem Gebiete der Natur, der Tier- und Pflanzenwelt. England und Frankreich standen in vorderster Reihe, Österreich blieb nicht zurück.

Im Feldsberger Kloster der Barmherzigen lebte der Prior P. Norbert Boccius, der ein begeisterter Naturfreund war und gerne den Theimwald, die Auen neben der Thaya, die Wiesen, Felder sowie Weingärten durchstreifte, um Pflanzen für sein Herbarium zu sammeln. Er war 1729 in Temesvar, Ungarn, geboren und hieß eigentlich Bock.

In Feldsberg, der Residenz der Fürsten Liechtenstein, wirkte als Hofmaler Lucas Bauer, der auch Vorstand der fürstlichen Galerie war. Seine drei Söhne wurden auch Maler; der bedeutendste von ihnen war Ferdinand Lucas Bauer, der am 20. Jänner 1760 geboren wurde. Schon in seiner Kindheit zeigten sich die Begabung und die Naturliebe, die nicht nur den Eltern auffiel, sondern auch dem erwähnten Prior Boccius, der den Knaben in seine Obhut nahm und ihm die Grundbegriffe der Botanik beibrachte. Feldsberg liegt im Grenzland der pontischen Flora und ist reich an seltenen Blumen sowie Pflanzen, die der junge Bauer naturgetreu zu malen verstand.

Mit 13 Jahren verließ er Feldsberg, um in Wien bei dem Maler und Kupferstecher Christian Brand (1722-1795) sich weiter auszubilden. Entscheidend für sein weiteres Leben war aber die Bekanntschaft mit dem berühmten Botaniker Josef Jaquin, der sofort das Talent des Schülers erkannte und ihn bat, seine Bücher mit naturgetreuen Bildern zu versehen.

Der englische Botaniker Johann Sibthrop, der zu einem Studienaufenthalt damals in Wien weilte, nahm Bauer mit auf seiner Reise nach Vorderasien und Griechenland, wo er überall Pflanzen und Landschaftsbilder malte. Bauer ging mit Sibthrop nach London. Schon 1801 nahm er mit den Gelehrten Brown und Josef Banks an einer Weltumseglung teil, die ihn zunächst nach Neu Holland führte, so hieß damals Australien. Bauer war der erste Österreicher, der dieses Land betrat, wo er nördlich von Sidney seine Studien machte. 700 Pflanzen, Tiere und Landschaften erschienen in dem Werke „Illustrationes Florae Novae Hollandiae“ - Bilder der Pflanzenwelt Neu Hollands, das er 1813 herausgab, aber wenig Käufer fand, sodass er den Mut zu neuer Arbeit fast verlor. Die Kriege mit Napoleon hatten ganz Europa verarmt; daher wurden wissenschaftliche Bücher nicht gekauft; denn schon die Römer sagten: „Inter arma silent Musae“ = Im Kriege schweigen die Museen.

1814 kehrte Bauer nach Wien zurück und lebte in einem bescheidenen Häuschen nahe beim Schloss Schönbrunn ganz seinem botanischen Studium. 1826 starb er. Die Heimat vergaß ihren treuen Sohn; nur Australien nannte nach ihm ein Kap an der Südküste „Kap Bauer“.

Seine naturtreuen Bilder gehen bis ins kleinste Detail und besitzen so einen künstlerischen sowie einen wissenschaftlichen Wert, der überall Anerkennung fand. Die Werke Bauers sind aber zerstreut. 14 Bände mit 2750 Aquarellen nahm die Liechtenstein-Galerie in Wien; die anderen Arbeiten sind im Wiener Naturhistorischen Museum, in der Göttinger Universitätsbibliothek, in der Berliner Staatsbibliothek, im Londoner Museum und in Oxford. Sie erschienen alle in beschränkter Auflage, so dass sie heute eine Seltenheit sind.

Sein Bruder Josef Anton Bauer (1756-1830) war bekannt als Maler und fürstlicher Galeriedirektor (wie sein Vater). Der zweite Bruder Franz Andreas (1758-1840) stand als Maler im Dienste des Fürsten Dietrichstein-Nikolsburg und wurde später in London Hofmaler des Königs Georg III.

Das Herbarium des P. Boccius († 1806) liegt in der Feldsberger Klosterbücherei und hätte für unsere Heimat großen Wert.

Der Vater der 3 Brüder malte zwei Altarbilder u. zw. „Die Angst Christi“ und den hl. Ägydius für die Stadtpfarrkirche in Hof (Mähren), von wo die Poysdorfer Familie Tögel stammt.

Quellen:

Michael Hofmann „Ferdinand Lucas Bauer“ in „Mähr. schles. Heimat“ 1960.

M. A. Becker „Feldsberg in N.Österr.“ in den „Blättern des Vereines für Landeskunde“ 1886.

Veröffentlicht in: „Weinviertler Nachrichten“, Nr. 10, 9. 3 1961, S. 8

Feuer und Brände

Die Feuergefahr war in früherer Zeit weit größer als heute, da die Gebäude vielfach aus Holz bestanden, mit Holzschindeln oder mit Stroh gedeckt waren, die offenen Herde Holzkamine hatten und die Leute oft sehr unvorsichtig mit dem Lichte umgingen. An eine Feuerwehr und an gute Löschgeräte dachte man in jener Zeit noch nicht in den Märkten und Dörfern. Die Stadt Wien besaß schon im Jahre 1278 eine Feuerordnung, welche 1454 und dann 1531 verbessert wurde. Der Türmer von St. Stephan war der erste Feuerwächter und die Stadt verfügte über eine einfache fahrbare Spritze. Kleine Handspritzen und lederne Wassereimer oder Holzbütteln waren die Geräte, mit denen man den Brand in den kleinen Ortschaften zu löschen suchte. Die Leute bildeten vom Ortsbach bis zur Brandstelle zwei Reihen; in der einen wanderte der gefüllte Eimer zum Feuer, in der anderen kehrte der leere zurück und wurde wieder gefüllt. Auf diese Weise wurden die Brände nicht gelöscht, im Gegenteil griff das Feuer rasch um sich, wenn der Wind wehte und große Trockenheit herrschte. Der Mensch nahm darum auch Zuflucht zu den Mächten des Himmels, stellte Florianistatuen auf, zierte die Außenseite des Hauses mit dem Bilde dieses Feuerpatrones und unternahm feierliche Prozessionen am Florianitage durch den Markt.

Die erste große Feuersbrunst, die das Gemeindegedenkbuch erwähnt, war am 11. April 1640. Um 3 Uhr morgens brach das Feuer in Sixtels Behausung, die von der Witwe Elisabeth bewohnt wurde, aus und bald griff es auf Wohngebäude und Stadeln über, da ein mäßiger Wind wehte und die Leute alle fest schliefen. Als die Feuerglocke vom Kirchturme ertönte, war der Kirchenberg ein ganzes Flammenmeer. Die Leute wurden bei diesem schweren Unglück kopflos; es fehlte an führenden Männern; jeder dachte nur an sich, sodass in einigen Stunden 170 Häuser, darunter die Schule und viele Stadeln, von den Flammen vernichtet wurden. Die Kirche, die erst vor einigen Jahren fertig gestellt war, blieb wie ein Wunder verschont. Verschont blieben auch die Häuser des Georg Krimbling, Hans Ritter und Adam Ofner; ein Menschenleben war nicht zu beklagen, doch konnten die Leute vor Rauch mehrere Tage nicht sehen. Es war ein schrecklicher Anblick, als die Leute den Rauch, den Qualm und das Funkenmeer sahen. Auch das alte Rathaus brannte nieder; doch war kein Menschenleben zu beklagen. Durch etliche Tage sah man den Rauch und spürte den Brandgeruch. Die Herrschaft wollte nur wenig Bauholz verkaufen, doch gab es im Mistelbacher- und im Theimwald viele tausend Stämme, die von der Liechtenstein-Herrschaft den Untertanen auf Borg gegeben wurden. Schindeln und Latten führten die Bauern herbei. Das Stroh war sehr teuer, da ein Schab 1½ fl, später 1 fl und zuletzt 45 Kreuzer kostete. Viele Zimmerleute und Maurer kamen aus den umliegenden Orten. 200 Meister und Gesellen waren tätig, um den Markt wieder aufzubauen, ehe die kalte Winterszeit einbrach. Sie erhielten einen hohen Lohn, mancher einen Gulden. Die Gemeinde erbaute damals die Schenkgrube, die Brotladen und das Dienerhaus beim Rathause. Die Gemeinde nahm von dem Hans Rauch aus Walterskirchen ein Darlehen von 1000 Gulden auf, um das Rathaus neu aufzubauen und die notwendigen Schulden zu zahlen. Um das Geld zurückzahlen zu können, führte sie eine Umlage auf das Salz ein. Da es noch keine Feuerversicherung gab, kam die Grundherrschaft den Abbrändlern in der Weise entgegen, dass sie bei Steuern, Robot, Zehent und anderen Abgaben eine bestimmte Erleichterung erhielten. Es entsprach dem Geiste der Gegenreformation, dass 1676 die Maurer des Marktes eine Bittprozession mit dem Allerheiligsten zur Abwendung von Bränden durch den Ort veranstalteten. Dieser Umgang wurde und wird noch heute am Florianitag abgehalten.

Am 4. November 1686 legte ein Tischlerlehrjunge bei seinem Meister Hans Georg Sinoffkhy boshafterweise ein Feuer, dem 50 Wohnhäuser mit dem Rathause, Schule, Spital und Kirche zum Opfer fielen. Im nächsten Jahre deckte man die Kirche mit Ziegeln. Weil man nicht wusste, ob Blech oder Ziegel besser seien, so hatte man ungarische Werkleute von Mistelbach und Zistersdorf um Rat gefragt. Das Bauholz holte man aus dem Kirchenwalde und die Ziegel brannte man in Poysdorf. Die Bürgerschaft und die drei Dorfschaften Wilhelmsdorf, Hadersdorf und Wetzelsdorf leisteten die Zug- und Handrobot. Auf diese Weise war die alte Schwedenschuld von 900 fl bezahlt.

Am 4. Mai 1693 entstand in dem Schuberthause, das neben dem Rathause sich befand, ein Brand, der die Häuser um die Kirche einäscherte. Schule und Rathaus wurden ein Raub der Flammen, während Pfarrhof und Kirche verschont blieben. Damals erkannte man den hohen Wert der Ziegelbauten und die wohlhabenden Leute benützten zu ihren Neubauten nur Ziegeln, die in mehreren Feldziegelöfen gebrannt wurden.

Am 16. Mai 1710 brach im Ziegelofen des Herrn Pösch ein Feuer aus, das sich rasch im Markte ausbreitete. Ein Ziegelarbeiter hatte die Asche und Kohle hinausgeworfen. Darunter war noch eine glimmende Glut, die der Wind entfachte, sodass die Ziegelhütte lichterloh brannte. Ein heftiger Wind begünstigte die Feuersbrunst, brennende Strohbündeln trug der Sturm nach allen Richtungen, sodass in kurzer Zeit der ganze Markt einem Flammenmeer glich. Nur 30 Häuser konnten gerettet werden; das neuerbaute Kapuzinerkloster stand wie eine Ruine da, alles war verbrannt bis auf die Grundmauern. Die Kapuziner übersiedelten in das Spital hinaus.

Am 3. Oktober 1713 entstand nachts zwischen 10 und 11 Uhr ein Feuer. Ein Haus wurde niedergerissen, um die Ausbreitung des Brandes zu verhindern. Dafür brannten Stadel und Schüttkasten des Herrn Angerer ab. Des Postmeisters Stadel ist kümmerlich salviert worden. 1716 brach bei Matthias Endl ein Feuer aus, dabei machten ihm die Leute Vorwürfe und beschuldigten ihn, sodass er sich durch einen körperlichen Eid von dieser Schuld purgieren musste.

Selten konnte man aber die Ursache entdecken. Dass aber in den meisten Fällen Bosheit oder ein Streit den Anlass bot, ist sicher anzunehmen. Bei den unruhigen Zeiten, den kriegerischen Ereignissen, bei den Truppendurchzügen und Einquartierungen kam viel lichtscheues Gesindel in unsere Gegend, das vor keinem Verbrechen zurückschreckte. Streifungen, die von Soldaten vorgenommen wurden, hatten keinen Erfolg; denn man fand in den Wäldern niemanden.

Am 3. September 1726 brannten 10 Häuser und 3 volle Stadeln ab. Der Rauchfangkehrer schaute gleich nach, ob der Brand durch ausgelassenes Schmalz entstanden wäre, doch konnte er nichts entdecken.

1741 brannten 6 vicedombische Häuser ab (Seiser, Hirtl, Rausch, Steyrer, Pöltinger, Berndl).

1782 erschien die erste Feuerordnung, die den Hausbewohnern gute Ratschläge und Winke erteilte, wie man sich bei einem Brande verhält und wie man dieses Element bekämpfen muss. Daraus erfahren wir: „Zwischen den einzelnen Gebäuden lasse man einen Abstand oder errichte man eine Feuermauer. Die Stadeln und Scheunen erbaue man außerhalb des Marktes. Zu ihrem Schutze setzte jeder Grundbesitzer rings um das Gebäude Bäume. Stroh= und Holzdächer sind zu vermeiden, ebenso hölzerne Rauchfänge. Die Öfen stehen nicht nahe bei Holzwänden. Bei den Feuerstellen unterlasse man einen Bretterfußboden. Nur Meister dürfen einen Hausbau aufführen und die Grundherrschaft hat über den Neubau zu wachen, dass er vorschriftsmäßig durchgeführt wird. In den Scheunen gehe niemand mit einer brennenden Pfeife, oder mit einem offenen Lichte. Heu, Stroh und andere leicht brennbare Gegenstände lege man nicht nahe zu den Kaminen. Schießen mit Gewehren, Feuerwerke und Sonnwendfeuer sind zu verbieten. Reisende vermeiden es, wenn sie zur Nachtzeit durch eine Ortschaft fahren, brennende Fackeln zu verwenden. Frauen seien vorsichtig, wenn sie Fett auslassen oder mit Schmalz kochen. Asche werfe keine Frau auf den Misthaufen. Der Rauchfangkehrer verrichte seine Arbeit im Winter alle 6 Wochen einmal, im Sommer alle 3 Monate. Die Dorfrichter schauen öfters nach, ob der Kaminfeger seiner Pflicht genau nachkomme.

Ein Beamter der Grundherrschaft, ein Geschworener der Gemeinde und der Rauchfangkehrermeister untersuchen einmal im Sommer und zweimal im Winter die Feuerstellen. Die Nachtwächter seien verlässliche Leute, die ihr Amt genau nehmen und die bei einem Feuer sofort Lärm schlagen. Aufgabe der Gemeinde ist es, für Wasser zu sorgen. In die Kirche stelle man große Bottiche mit Wasser. Die Gemeinde kaufe Leitern, Haken, Fässer, Bottiche, Laternen und auch eine Feuerspritze. Bei einem Brande müssen folgende Herren anwesend sein: Ein Herrschaftsbeamter, der Dorfrichter, die Geschworenen, Maurer, Schmiede, Schlosser und andere Handwerker. Alle Leute müssen mitarbeiten, doch muss jeder „glimpflich“ behandelt werden. Ein alter Mann schaue auf Ordnung und verteile die Arbeiten an die Leute. Die Frauen räumen die Wohnung aus, der Viehhirt nehme sich der Tiere im Stall an. Kann man sich bei einem Brande nicht helfen, so reiße man 1 – 2 Häuser nieder, die aber gleich den Abbrändlern zu behandeln sind. Nach dem Brande bleibe eine Wache zurück. Wer Löschgeräte stiehlt, ist dem Landgerichte einzuliefern. Die Anzeige von dem Brande gehe sofort an das Kreisamt (nach Korneuburg), das die Unterstützung einleitet und die Schuldigen bestraft.“

Diese Feuerordnung war ein großer Fortschritt, doch fiel sie auf unfruchtbaren Boden wie so viele Neuerungen des Kaisers Josef, der von der Mitwelt leider nicht verstanden wurde. Gesetze und Anordnungen wurden gegeben, aber um ihre Durchführung kümmerte sich niemand. In dieser Hinsicht leistete Österreich ja Großartiges.

1788 brannten 3 Häuser auf der Wiese ab u. z. am Montag nach dem Dreikönigstage.

Am 5. Mai 1793 entstand gegen Abend, als noch die Leute am Felde arbeiteten, in dem Hause Nr. 67 (jetzt 169) ein Feuer, das bei dem Winde rasch um sich griff, sodass in kurzer Zeit 51 Häuser und 26 Stadeln am Heumarkt und auf der Schanz in Schutt und Asche lagen. Auch Teile vom Kapuzinerkloster erfasste das Feuer. Der Schaden betrug über 100 000 fl. Eingeäschert waren 25 Liechtensteinhäuser, 8 der Herrschaft Auersperg Falkenstein und 16 passauische, dazu 26 Stadeln.

Da es damals noch keine Polizei gab, wurde bei einem Brande sehr viel gestohlen und weggetragen. Am 15. April 1814 brach am 4. Viertel (das ist der Teil des Marktes, der von der Reichsstraße und vom Poybach begrenzt gegen Ketzelsdorf liegt) gegen Abend ein Feuer aus, das 107 Häuser vernichtete. Viele Pferde, Kühe, Ziegen und Schafe kamen in den Flammen um, eine große Zahl von Menschen erlitt schwere Brandwunden. Brennende Strohhaufen riss der Sturmwind auseinander und trieb die Bündeln weit in die Felder und Weingärten. In den Kirchbergen loderte ein Weingarten. Es brannten folgende Häuser ab: 49 – 77, 79 – 85, 277, 279, 283, 285 – 365 und der ganze Kirchberg.

Am 20. November entstand das dritte Feuer in dem Unglücksjahr 1814. Um ½9 Uhr früh vernichtete das Element 19 Häuser im zweiten Viertel. Der Schaden vom 15. April betrug 180 000 fl und der vom 20. November 19 000 fl.

Im Jahre 1822 wollte man von der Regierung aus, eine Feuerwehr ins Leben rufen, doch blieb es nur bei dem guten Willen, dem die Tat nicht folgte.

Am 22. August 1842 zerstörte ein Feuer die Scheune des Postmeisters Sinnreich. Die Trockenheit war groß, es mangelte an Wasser, dazu erhob sich ein Wind, sodass auch die Nachbarscheunen – 7 an der Zahl – vernichtet wurden. Um 1 Uhr nachts ertönte die Feuerglocke. Im 4. Viertel standen die Presshäuser in Flammen. 6 Spritzen löschten den Brand. Um 5 Uhr morgens brannte das Haus 423 alt (neu 227). Von Staatz kamen die Bewohner mit der Spritze, um hier zu helfen. Zum Glück wehte kein Wind. Der Marktrichter Michael Schodl starb an Herzschlag. Zum 4. Mal brannte es in Klein Hadersdorf, wo 9 Häuser in Asche gelegt wurden. Den Brandleger erwischte man nicht.

1844 wurden 5 volle Scheunen und 2 Wohngebäude beim Brauhaus ein Raub der Flammen.

Im Jahre 1867 bestimmte die Gemeinde einen Feuerpolizeikommissär, der aber keine Entlohnung erhielt. Der Bauer, der die Spritze zum Brandplatze brachte, bekam aus der Gemeindekasse 2 Gulden und wer das erste Fass voll Wasser herbeiführte, 1 Gulden.

Am 6. April 1873 beantragte der Gemeinderat Karl Scholz in der Sitzung des Gemeinderates die Gründung einer Feuerwehr. Es sollte eine Art „Bürgerfeuerwehr“ sein. Die Meinungen über diese Neuerung gingen auseinander, sodass man den Plan fallen ließ. Ein Jahr verging. Da wurde am 16. Mai ein Ausschuss gewählt, der die Errichtung einer Feuerwehr in die Hand nahm. Dazu gehörten die Herren Karl Scholz, Josef Schwayer, Anton Taubenschuss, Karl Leihl und Johann Luft. Am 23. März 1874 wurden durch einen Aufruf, den Ernst Luft verfasste, die Marktbewohner zu einer Versammlung im Rathause eingeladen und hier erfolgte die Gründung der „Freiwilligen Turnfeuerwehr in Poysdorf“. Die Behörde genehmigte die Grundgesetze am 7. Juli 1874. 87 Mitglieder zählte die Wehr. Der Hauptmann – Oberlöschmeister hieß er damals – war Karl Scholz, Johann Luft sein Stellvertreter, Anton Schwach-Turnwart, Josef Schwayer Säckelwart, Karl Hipfinger Zeugwart, Ernst Luft Schriftwart und Anton Taubenschuss Feuerkommissär. Der Name wurde dann umgeändert in „Freiwillige Feuerwehr“.

Am 24. August desselben Jahres rückte sie zum ersten Male aus u. z. nach Alt-Höflein, wo eine Strohtriste des Koburgschen Gutes brannte. Am 1. September 1874 konnte sie den ersten Brand in der Marktgemeinde löschen. Dreimal musste sie noch ausrücken, da ein Brandleger in diesem Jahre sein Unwesen trieb.

Am 22. November 1874 fand der erste Feuerwehrball statt, zu dem von Nikolsburg 10 Kameraden erschienen. Am 6. Dezember 1874 traten bei der Vereinsversammlung 43 neue Mitglieder bei und bei der Hauptversammlung am 9. Jänner 1875 ergab die Verrechnung folgendes Ergebnis:

 Einnahmen = 1268 fl 58 Kr.

 Ausgaben = 1179 fl 64 Kr.

 Überschuss = 88 fl 94 Kr.

Am 7. März 1875 trat die Feuerwehrkapelle ins Leben. Ihr Gründer war Johann Schreiber. Das Steigerhaus, das 1877 nächst der Dampfmühle mit einem Kostenaufwand von 800 fl erbaut war, entsprach nicht den Anforderungen und darum kaufte die Wehr in der Körnergasse einen Bauplatz, auf dem 1898 das neue Zeughaus durch den Maurermeister Josef Mattner errichtet wurde. Eine traurige Erscheinung sind für eine friedliche Gemeinde die Drohbriefe, die von gewissenlosen Leuten abgeschickt Furcht und Schrecken verbreiten. Diese Briefe sind leider öfters in unserem Markte aufgetaucht, nie aber wurde der Verfasser entdeckt. Bei solchen Vorfällen führte die Feuerwehr einen strengen Wachdienst ein, um einerseits das Feuer sofort zu löschen andernfalls den Verbrecher zu erwischen. Die Gemeinde setzte eine Ergreiferprämie von 200 K aus. Der Brandleger wurde nicht entdeckt. Am 29. Juni 1912 beantragte der Arzt Dr. Priester, einen Krankenwagen anzuschaffen. Dazu wurde in den 16 Ortsgemeinden des Bezirkes eine Sammlung eingeleitet und der Wagen konnte 1913 um den Betrag von 1620 K angekauft werden. Seit 1911 stellte sich die Feuerwehr auch in den Dienst der Frostwehr. Die Anregung gab der Fachlehrer Franz Metz. Im Jahre 1914 konnte die Wehr das 40jährige Gründungsfest am 27. und 28. Juni in feierlicher Weise begehen. In dieser Zeit war es gelungen, den Geist werktätiger und aufopferungsvoller Nächstenliebe zu festigen und zu verbreiten in der Marktgemeinde selbst, aber auch in den umliegenden Ortschaften, die heute alle eine eigene Feuerwehr besitzen. Planmäßig wurden und werden die Mitglieder geschult und unterrichtet, damit sie den Kampf gegen Feuer und Wasser, gegen Frost und Krankheiten mit Erfolg aufnehmen können. Und dass ihnen dies gelungen ist, zeigt die Geschichte der letzten Jahre. Kleine Brände ereignen sich immer, aber so große, wie sie früher auftraten, sind heute fast unmöglich. Gewiss hat die Bauweise der Gegenwart, die sorgsame Beleuchtung und die Aufklärung und Erziehung auch Anteil an diesem großen Fortschritt. Dazu kommt, dass man auch heute den Wert der Feuerversicherung und ihre volkswirtschaftliche Bedeutung klar erkennt.

In der Zeit von 1874 bis 1914 wurde die Feuerwehr 58 mal im Markte selbst gerufen und 65 mal in den Nachbargemeinden. Im Jahre 1923 kaufte die Wehr eine Motorspritze mit 28 Pferdekräften um 60 Millionen K an und im Juli 1928 eine Autospritze mit 42 Pferdekräften um 30 000. Das Geld brachte man durch Sammlungen und Veranstaltungen auf. Die einzelnen Ortsfeuerwehren bilden im Bezirk einen Verband, der alle Jahre einen Bezirks= feuerwehrtag abhält. Der erste war in Poysdorf am 29. Juni 1884. Für die kranken und erwerbsunfähigen Feuerwehrleute besteht in Mistelbach eine eigene Unterstützungskasse. Staat, Land und Gemeinde wirken da mit, um mit vereinter Kraft dem Mitmenschen in der Not zu helfen.

Eine übermenschliche Kulturarbeit wird in dieser Hinsicht geleistet und möge dieser hohe ideale Sinn in unserem Volke nie vergehen, der sich so schön in den Worten unseres Dichters Goethe ausprägt: **„Edel sei der Mensch, hilfreich und gut!“.**

Handschrift von Franz Thiel

Fleischhauer der Slowakei als Mitglieder der Mistelbacher Zeche (132 – 1672)

Die Fleischhauerzeche in Mistelbach ist die älteste im nö. Weinviertel. Sie wird schon 1414 im Nikolsburger Urbar der Herren von Liechtenstein erwähnt. Das alte Meisterbuch dieser Zeche von 1635 ging verloren, doch enthält das Meisterbuch aus dem Jahre 1764 viele Namen der früheren Zunftmitglieder. Es werden auch Meister angeführt, die jenseits der March, in der heutigen Slowakei, wohnten. Gab es dort noch um 1640 so viele Deutsche oder waren es Emigranten, die erst im Zuge der Gegenreformation das Land verlassen mußten? Im Weinviertel waren Wiedertäufer weit verbreitet, besonders im Falkensteiner Bergland. Ihre Brüderhöfe“, kolchosenartige Wirtschaftsgemeinschaften, hatten sie in Mistelbach, Wilfersdorf, Poysdorf, Walterskirchen und noch mehr in Südmähren. Als sie ausgewiesen wurden, wanderten sie in die Gemeinden jenseits der March nach Ungarn. Größere Gemeinden entstanden in St. Johann und Groß-Schützen.

Das Meisterbuch erwähnt folgende Fleischhauer, die zur Mistelbacher Zunft gehörten:

In Breitenbrunn: 1637 Kaspar Kramer. In Perneck: 1645 Matthias Härtl. In Gairing: 1652 Jakob Moser, Christoph Walter, Georg Preitenbiecher, Georg Großer. In Groß-Schützen: 1669 Paul Weiß, 1660 Mörth Rödler, 1636 Hans Sixt d. J., Hans Sixt d. Ä., Hans Pönast. In Groß-Schenkowitz: 1657 Georg Drey. In Hausbrunn (Haszprunka): 1656 Georg Ayl. In Klein-Schützen: 1666 Philipp Weiß. In Khierele (?): 1632 Thomas Sixt. In Kuchen (Kuthi ?): 1637 Zacharius Schmidt. In Kappex (Kopecz ?): 1656 Matthias Weiß, In Ozällä (Szöllös?): 1656 Zacharias Priger. In Neudorf: 1657 Christoph Chur. In Ober-Nußdorf: 1654 Georg Drei. In Sabath: 1632 Matthias Azenberger, 1634 Paul Ofner, 1654 Ferdinand Weiß, 1670 Andreas Hofmann. In St. Johann: 1638 Jani Wachzl. In St. Georgen: 1640 Kaspar Firnstorfer. In Schloßberg: 1607 Georg Pischof, 1632 Veit Habermil. In Sträßy (Sztrázsa): 1660 Hans Rath und Matthias Rath. In Sándorf: 1672 Hans Andre Schlezer. In Schweinsbach: 1666 Jakob Klampfhuber. In Ungeraiden: 1640 Lorenz Pauer. In Cziffer: Johann Fränzl.

1672 brechen die Namen aus der Slowakei plötzlich ab. Die wirtschaftlichen Beziehungen zwischen dem Weinviertel und der Slowakei waren sehr enge. Niederösterreichische Fleischhauer besuchten noch bis 1900 die großen Viehmärkte in Gr.-Schützen. Dienstmägde und Knechte von drüben fanden Arbeit im Weinviertel. Viele kehrten nicht mehr zurück, sondern blieben. Diese Unterwanderung kann man in den Pfarrmatriken genau verfolgen, sie veränderte das völkische Bild der Grenzgemeinden, die mehr einen slawischen Charakter annahmen. Die Bauern pflegten ihre Kinder „auf den Wechsel“ in eine slowakische Grenzgemeinde zu schicken um die slawische Umgangssprache zu erlernen, und nahmen statt dessen ein Kind, von drüben in die deutschsprachige Gemeinde.

\*) Der Verfasser wäre für allfällige Korrekturen und Ergänzungen außerordentlich dankbar.

Quellen: ,,Fleischhacker-Meisterbuch“Literatur: Berthold Bretholz, Das Urbar der Liechtensteinschen Herrschaft Nikolsburg, Dürnholz 1930

Veröffentlicht in: „Adler“, Zeitschrift für Genealogie und Heraldik, 1962()1964, s. 235 + 236

Flurnamen im Weinland

Die Flur- oder Riednamen in unseren Gemeinden sind ein uraltes Sprachgut aus vergangenen Tagen, die uns einen lehrreichen Einblick in die Wirtschaftsgeschichte unserer Ahnen geben. Viele stammen noch aus der Slawenzeit (568 - 907). Z.B. „Poluka“ = bei den Wiesen in Poysdorf, „Pußtabergen“ = kahler Berg in Falkenstein, „Greinberg“ = Grenzberg in Röhrabrunn. Der Weinbau war im Mittelalter nur dem Hügelland vorbehalten, sodaß diese Flurnamen immer mit Berg („Biri“) zusammengesetzt sind. Manche Gemeinde besaß nur ein „Biri“, das denselben Namen führte wie die Siedlung z.B. 1414 Schrattenberg „Schretenperig“, Potendorf (eine Wüstung bei Schrattenberg), „Potenperig“ und Katzelsdorf „Checzlesperig“. Alte Flurnamen sind:

 „Panbirg“ = ein Weinberg für die ganze Gemeinde in Erdberg und Stützenhofen, wo die Ried 1759 „In Banbirg“, 1790 „Im Baumgebirge“ und „Pampirg“ heißt. „Königsberg“ bei Eichenbrunn stammt wohl noch aus der Zeit der Kolonisation nach 1043. „Altenberg“ in Lanzendorf, Hörersdorf, Loosdorf und Ladendorf weist ins Mittelalter zurück, ebenso „Alte Bergen“ in Kl. Hadersdorf, Ehrensdorf und Neu-Ruppersdorf. Die „Druxenbergen“ in Herrnbaumgarten haben ihren Namen von dem Truchseß Chadolt in Feldsberg um 1220. Die “Rosenbergen“ in Falkenstein, Herrnbaumgarten, Hörersdorf, Reinthal, Asparn und Niederleis verraten eine gute Lage, ebenso die „Sonnenberge“ in St. Ulrich, Palterndorf, Alt-Lichtenwarth, Lanzendorf und Erdberg (um 1800), die „Sonnleiten“ in Pellendorf und Falkenstein (um 1800), die „Goldbergen“ (nach dem berühmten französischen Weingebirge „Cote d‘ Or“) in Feldsberg, Gutenbrunn, Wetzelsdorf, Hüttendorf (1414) und Drasenhofen (1800), die „Goldene Stiegen“ in Steinbach, der „Silberberg“ in Katzelsdorf und Alt-Lichtenwarth (um 1800).

Strittig ist der Name „Steinberg“, der wohl nicht einen steinigen Boden bedeutet, sondern eine alte zerstörte Wehranlage; man vergleiche den Steinberg in Dörfles, der noch um 1900 eine Wallanlage besaß. Der Riedname „Steinberg“ findet sich in Poysdorf, Hauskirchen (1733), Herrnbaumgarten, Ottenthal, Reinthal, Zlabern, Föllim, Hüttendorf, Atzelsdorf, Klement, Schletz, Stronsdorf, Stronegg, Ober-Schoderlee, Steinbach usw. Dieser Name ist im Weinland stark verbreitet.

Nach einer Sorte, die heute nicht mehr verwendet wird, die Ried „Raifelbergen“ oder „Raifall“ in Hüttendorf und 1499 in Wolkersdorf (nach K. Krexner) genannt.

Neuanlagen: „Freibergen“ – auch „In der Freiung“ in Ketzelsdorf, wo es ein freies Lesen gab, und in Ober-Schoderlee; „Neubergen“ in Dobermannsdorf, Reinsthal, Rabersburg (1797), Alt-Lichtenwarth, Poysbrunn, Herrnbaumgarten, Ladendorf, Niederleis, Göbmans, Eggersdorf, Eichenbrunn, Ober-Schoderlee, Enzersdorf und Zlabern. „Neu Birring“ in Stützenhofen, „Ober Neubergen“ in Mistelbach, „Junggebirge“ in Gaweinstal, „Junge Gebirg“ in Hobersdorf, „Junge und alte Berln“ in Erdberg, „Neugebirge“ in Garmans und Gnadendorf, „Innere junge und äußere junge Birgen“ in Groß-Krut (1762 „Junges Gebirg“)

Neu ausgesetzte Weingärten hieß man gegen Ende des Mittelalters „Satzen“ in Drasenhofen, Schweinbarth, Falkenstein, Schrattenberg, Katzelsdorf, Föllim, Alt-Ruppersdorf, Pottenhofen, Wetzelsdorf, Schrick, Hüttendorf, Höbersbrunn, Patzmannsdorf, Zwentendorf, Röhrabrunn und Wultendorf; „Neusatzen“ und „Alt-Satzen“ in Föllim, „Neusatzen“ in Zwentendorf, „Ober- und mittere Satzen“ in Pyhra, „Satzberg“ in Poysbrunn um 1800, „Satzungen“ in Wulzeshofen, Neudorf und Schrattenberg 1414, „Lehsatzen“ in Ketzelsdorf – in Poysdorf der „Lehsatzweg“, - „Junge und alte Satzen“ in Neu-Ruppersdorf, „Junge Weingärten“ in Reinthal.

Nach der Lage, Gestalt und Beschaffenheit; „Schreckabergen“ in Erdberg (steiler Berg, vergl. Schrick) „In kurzen Bergen“ in Alt-Lichtenwarth 1770 (kleine Abschnitte), „Kugelbergen“ in Erdberg, „Schoppenberg“ in Olgersdorf und Schletz, „Sitzenberg“ in Schletz und Sitzendorf, „Muschelberg“ in Niederleis und Nodendorf, „Sattelberg“ in Mistelbach, „Elendsberg“ in Ladendorf (schlechte Lage), „Reinberg in Kettlasbrunn (Grenze), „Bufferberg“ in Hörersdorf, „Steinweingärten“ um 1800 in Alt-Ruppersdorf, „Hofstattweingärten“ um 1800 in Falkenstein, „Ackerweingärten“ in Katzelsdorf, Herrnbaumgarten und Steinebrunn, „Schloßweingarten“ in Herrnbaumgarten und Steinebrunn, „Sonnbergweingärten“ in Alt Lichtenwarth, hier auch um 1767 „Siebenweingärten“, „Hausweingärten“ in Hausbrunn, Atzelsdorf und Höbersbrunn, „Weingärten“ in Siebenhirten, ebenso hier „Weinberg“, „Hochweingarten“ in Niederleis, „Tögelweingarten“ in Höbersbrunn, „Lehmweingarten“ in Gaweinstal, „Weingehtsbergen“ in Bullendorf, „Bründlweingarten“ in Ebersdorf, „Lange Weingarten“ in Staatz und Gaweinstal, “Neben den Weingärten“ und „ In Birrig“ in Pyhra, „Weinhügel“ in Klein-Baumgarten, „Feldweingärten“ in Wenzersdorf, „Auweingärten“ in Ehrensdorf, „Weinbirgl“ in Enzersdorf. „Honiggraben“ in Zlabern um 1400, „Doppelweingarten“ in Gaubitsch (entweder vom althochdeutschen tobal = Waldtal oder vom slawischen topel = warm); um 1880 finden wir die Flurnamen „Im Reinthaler Gebirg“, „Im Göstinger“ – und „Im Eichhorner Gebirg“; die Dörfler dürften die Weingärten um diese Zeit erst ausgesetzt haben, weil Kaiser Josef II die alten Verordnungen aufgehoben hatte.

„Streitbergen“ in Palterndorf, „Kirchbergen“ in Poysdorf, Alt Ruppersdorf, Poysbrunn, Falkenstein, Alt-Lichtenwarth, Eibesthal, Wilfersdorf und Ladendorf. „In Hausbergen“ in St. Ulrich, „Weingarten an der Erdburg“ in Bullendorf 1514, ebenso hier „Hüttenberg“ (Hutweide?), „Schloßberg“ und „Im Burgstall“ in Falkenstein, „Lehbergen“ in Wilfersdorf und „Mahrberg“ in Schrattenberg 1739 - Grenzberg -, „Kreuzberg“ in Falkenstein und Hornsburg, „Spitalsberg“ in Falkenstein 1782 (nach dem Versorgungshaus), „Kaltenberg“ in Großkrut und Wilfersdorf, „Lichtenbergen“ in Wilfersdorf (nach den alten Lichtsignalen in Kriegszeiten), „Inner-, Ober- und Außenberg“ in Drasenhofen 1414, „Schelmsbergen“ in Alt Ruppersdorf und Enzersdorf, „Rechterbergen“ in Wetzelsdorf (seichter, magerer Ackerboden), „Schneiderbergen“ in Mistelbach und Kl. Hadersdorf (wenig fruchtbarer Boden), ebenso „Hängring“ in Poysbrunn, „Haberg“ in Ottenthal (war für den Flachsbau bestimmt), „Steiglerberg“ in Poysdorf (steiler Berg), „Waldberg“ in Poysbrunn (war einmal Wald), ebenso „Bürsting“ in Poysdorf, „Maxberg“ in Ketzelsdorf und Alt Lichtenwarth, „Thennesbergen“ in Steinebrunn (früher ein Tannenwald).

Viele Riednamen gehen auf Personen zurück, welche das Weingebirge aussetzen ließen, z.B. in Wilfersdorf – 1412 „Friedrichsberg“, 1528 „Pfaffenberg“, 1648 „Agnes-, Felix-, Wilfersberg“, 1800 „Engelsatzen“; in Poysbrunn – „Franz-, Eusebi-, Josefs-und Seifersbergen um 1800; „Leopoldsberg“ in Ottenthal, „Martinsberg“ in Falkenstein, „Josefsberg“ in Ebendorf, „Jakobsberg“ in Unter Schoderlee, „Karlsberg“ in Herrnbaumgarten um 1800, „Johannesberg“ in Wilfersdorf und Herrnbaumgarten, „Florianibergen“ in N.Absdorf 1754, „Adamsbergen“ in Herrnbaumgarten, „Antonibergen“ in Schrattenberg, „Neidharten“ in Poysdorf und Mistelbach 1414, „Zapfelsbergen“ in Wilhelmsdorf, „Veitsbergen“ in Steinebrunn, „Ferdinandsbergen“ beim Passauerhof in Walterskirchen, „Rolandsbergen“ in Ladendorf, „Wenzelsbergen“ und „Hubertusberg“ in Eichhorn 1762.

Die „Point“ war eine Ried, die mit einem Zaun umgeben war; der Name kommt 1414 in Eibesthal, Zwentendorf und Fribritz vor, in Falkenstein besaßen die Liechtenstein damals einen freien Weingarten „Die Pewnt“, welche 13 Viertel maß.

Flurnamen nach Tieren genannt: „Hundsberg“ in Wilfersdorf, Eibesthal, Hornsburg und Asparn a.d.Z. (Hundsbergeln, sie waren schwer zu bearbeiten), „Gaisbergen“ in Frättingsdorf, Ameis, Fallbach, Gutenbrunn, Ketzelsdorf, Neu Ruppersdorf und Ober Schoderlee (eine Ziegenweide); „Gaisrucken“ in Schrattenberg und Kirchstetten sowie Neu Ruppersdorf. „Gaisbügel“ in Eibesthal, „Fuchsenbergen“ in Poysdorf, Großkrut, Ottenthal und Herrnbaumgarten um 1800 „Fuchsenbügel“, „Katzelberg“ in Ameis. „Zeiselberg“ in Schrattenberg, Ottenthal, Alt Lichtenwarth, Laa, Siebenhirten, Gaweinstal, Michelstetten, Stronsdorf und Ernstbrunn. „Grillberg“ in Erdberg, „Grillenberg“ in Ernstbrunn, „Grillenbühel“ in Poysbrunn um 1800. „Hummelbergen“ in Ladendorf und Ober Schoderlee. „Hasenberg“ in Hornsburg. „Käferberg“ in Alt Lichtenwart und Atzelsdorf. „Rößlberg“ in Poysorf. „Hirschbergen“ in Wetzelsdorf, Erdberg, Lanzendorf und Höbersbrunn. „Lauszapfen“ in Niederleis; „Lausbügeln“ in Höbersbrunn; „Lausbühel“ in Schrattenberg 1414, „Lausenpelz“ in Poysdorf. „Katzenthal“ in Schrattenberg 1414, „Rabenstein“ in Falkenstein 1414.

Besondere Namen: „Zuckermandeln“ in Schrattenberg (sehr gute Lage). „Eigenberg“ in Atzelsdorf (Eigenbesitz und kein Lehen, vergleiche „Rekteneigen“ in Herrnbaumgarten). „Himmeltau“ in Röhrabrunn und Stronegg. „Im Vollmond“ in Erdberg um 1800. „Kritschenberg“ in Steinbach und Gaubitsch (Stätte der Feuerzeichen in Kriegsgefahr). „Reiterberg“ in Ober Kreuzstetten. „Straßbergen“ in Eibesthal und Neudorf (vom slawischen straž = Wachtberg). „Türkenberg“ in Steinebrunn um 1800.

Die Flurnamen sind nichts Feststehendes, sondern ändern sich, geraten in Vergessenheit, werden durch neue ersetzt, oft verkürzt und entstellt (in Poydorf wurde aus „Poluka“ – „Bachlucke“ und aus „Spitalleiten“ – „Spielleiten“); manche können nicht mehr erklärt werden, weil die alten Grundbücher verloren gingen, z.B. „Blaue Treu“ in Poysdorf.

Quellen:

B. Bretholz „Das Nikolsburger Urbar“ 1414.

Herrschaftsakte Wilfersdorf im Fürst Liechtensteinischen Hausarchiv

Verlassenschaftsabhandlungen der Herrschaften Rabensburg, Poysbrunn und Nieder Absdorf im Landesarchiv für N. Österreich

Die alten Gemeindemappen im Bezirksgericht von Laa, Poysdorf und beim Vermessungsamt in Mistelbach.

Veröffentlicht in: „Mistelbach-Laaer Zeitung“, 24. 9. 1954, S. 3

Flurnamen im Weinlande

Der Weinbau war früher nur im Hügelland gestattet, nicht aber in der Ebene; daher sprechen wir mit Recht von einem Weinberg, im Volksmund „Biri" genannt. Die Dörfer besaßen zuerst nur 1 oder 2 Weinberge, die planmäßig angelegt und gemeinsam bearbeitet wurden. Die Weinbauern bildeten eine Art Zunft, die genau nach den Bestimmungen und Gesetzen des Bergrechtes handelte; darauf schaute der Bergmeister, der Vertreter des Grundherrn, der auch ein Strafrecht über die Zunftmitglieder besaß. Das Bergrecht enthielt Anordnungen über die Anlage von Weingärten, über die Arbeiten, über die Zufahrtswege, Jagdverbot, Lesebeginn, Aufnahme der Hüter usw. Konnte man über einen Rechtsfall nicht einig werden, so holten sich 2 Weinbauern einen Entscheid beim Obergericht in Falkenstein, der nicht angefochten werden konnte. Die ältesten Flurnamen hat Mistelbach und Eibesthal sowie Poysdorf (1295): Mistelbach - in Raifel und Sandgrube, Poysdorf - in Raifel; später findet sich der Name Raifel in Eibesthal, Erdberg 1809, Stützenhofen, Niederleis, Asparn, Eichenbrunn, Neu Ruppersdorf, Ober Schoderlee, Ehrnsdorf (Raifalsatz) und Gaubitsch – Reifling. Der Name Raifal kommt von dem italienischen Rivoglio, der schon den Römern bekannt war, auch Prosecco Wein genannt, eine geschätzte Rebe im Mittelalter.

Viele Flurnamen finden wir im Nikolsburger Urbar der Herren von Liechtenstein (1414):

Falkenstein: Im oberen Rabenstein mit 10 Viertel Weingärten. In der stat mit 20 Viertel. Die Herren Liechtenstein besaßen hier einen Weingarten - Pewnt - mit 13 Viertel Weingarten; es war ein freies eingehegtes Gebirge. Am Zukchenmantel. Am Mitteren (?Mittleren?) - und Oberen Rabenstein (hier 10 Viertel). Am Urtal mit 11 Viertel Weingarten.

Drasenhofen: Außerperig. Innerperig. Um Chogel. Oberperig.

Ottenthal: Gaisperig.

Alt Ruppersdorf: Am Steinberg mit 5 Viertel. Am Stackl - 6 Viertel und 2 Achtel.

Katzelsdorf: Checzlesperig. Potendorf: Potenperig (eine Wüstung bei Schrattenberg).

Schrattenberg: Raifalweingarten (8 ½ Joch), Schretenperig.

Großkrut: Gaisleiten mit 48 Viertel, 10 öde.

Rabensburg: Garrental mit 16 Viertel und öden Aeckern.

Rotenlaim (eine Wüstung: Beim Burgstall bei Alt Lichtenwarth).

Hauskirchen: Wisperig.

Hüttendorf: Graschogel (?Graskogel?), früher eine Heide, nun ein Weinberg.

Mistelbach: Sandgrueber = 11 ½ Joch. Wildpanns mit 38 Viertel Ueberlent. Neuperig.

Eibesthal: Am Altenchirichperig. lm Cholmtal. Hierspewnt mit 62 ½ Viertel. An der Eben gegen den Halmannsperig mit 19 Viertel und 2/3tel.

Hagenberg: Rechlein Weingarten mit 11 Viertel, Niederperig mit 34 Viertel und 5 Viertel, Oberperig

mit 3 Viertel.

Frättingsdorf: Am Zeisselperig mit 6 Viertel; 4 davon gehörten zum ewigen Licht nach Hagenberg.

Niederleis: Hakenperig mit 9 Viertel, In den Gern.

Zwentendorf: Chweperig mit 36 Viertel. Das Bergrecht hatte der Herr; es waren 9 Eimer.

Zlabern: Altperig mit 48 Viertel. Neuperig mit 78 Viertel.

lm Laufe der Zeit erweiterten die Bauern die Weinbaufläche in den Gemeinden, durchbrachen die Dreifelderwirtschaft und setzten neue Weingärten aus, obwohl die Regierung dagegen Stellung nahm und die Neuanlagen verbot; für sie war die Ackerfläche für den Getreidebau wichtiger. Die neuen Weinberge erhielten andere Namen, z. B. Neubergen und Satzen (aussetzen).

Neubergen: Dobermannsdorf (1811), Poysbrunn (1666). Reinthal, Erdberg – Obere - und Untere Neubergen -, Hausbrunn, Siebenhirten, Niederleis, Ober Kreuzstetten, Ladendorf, Eichenbrunn, Göbmanns, Garmanns - im Neugebirge -, Mistelbach - Obere Neubergen; Hobersdorf - Junges Gebirge; Reinthal - Junge Weingärten; Großkrut – Junges Gebirge (1762); Neubergen – Alt Lichtenwarth, Rabensburg (1797): Im Jungen Gebirge - Staatz; Neugebırge - Gnadendorf.

Alte Bergen - Kl. Hadersdorf, Herrnbaumgarten, Loosdorf, Ladendorf, Hörersdorf, Lanzendorf, Gaißelberg, Patzmannsdorf, Ehrnsdorf, Neu Ruppersdorf, Steinebrunn – Alte Schloßweingärten und Junge Schloßweingärten.

Satzen: Ginzersdorf, Schrick, Höbersbrunn, Poysbrunn (1790), Falkenstein, Drasenhofen, Alt Ruppersdorf, Klein Schweinbarth, Hüttendorf; Satzeln - Erdberg; Neusatzen - Föllim; Untere Lehsatzen - Ketzelsdorf; Haussatzen - Loidesthal 1784 und Neusıedl a. d. Z. 1784; Neusatzen - Pottenhofen. Röhrabrunn, Föllim. Neu Ruppersdorf, Wultendorf, Zwentendorf; Obere - und Mittlere Satzen – Pyhra; In Satzung - Klein Baumgarten, Neudorf und Wulzeshofen.

Nach Namen: Druxenberg - Herrnbaumgarten - nach den Truchseß in Feldsberg, die am Babenberger Hof in Wien die Aufsicht über die Küche und Tafel führten. Florianibergen in N. Absdorf 1754. Wenzelsberg - Eichhorn (1740). Hubertsberg – Eichhorn 1768. Eusebiberg - Poysbrunn 1784. Josefsberg - Poysbrunn 1800 und Franzberg - Poysbrunn 1800. Veitsberg - Drasenhofen und Steinebrunn 1720. Leopoldsberg - Ottenthal. Martiniberg - Falkenstein

1768. Adamsberg und Johannesberg - Herrnbaumgarten. Karlsberg - Herrnbaumgarten 1800. Ferdinandsberg - Passauerhof. Ulrichsgrund, Karlsberg und Antoniberg - Schrattenberg. Foltisberg - Thomaßl. Adamsberg - Katzelsdorf. Zapfelsberg - Poysdorf. Neidharten - Poysdorf, vielleicht nach

dem Dichter am Hofe Friedrichs des Streitbaren, der auch das Bauernleben so gut schilderte. 1760

zählte dieser Weinberg 226 Viertel und 91 ½ Achtel Weingärten.

Ferdinandsberg - Großkrut 1800. Maxenberg - Ketzelsdıorf und Alt Lichtenwarth. Johannesberg bei

der Eibesthaler Grenze - Wilfersdorf 1651. Agnes- und Felixberg - Wilfersdorf 1647. Rolandsberg -

Ladendorf. Jakobsberg - Unter Schoderlee.

Steinbergen: Poysdorf, Föllim, Hermbaumgarten, Ottenthal, Alt Höflein, Katzelsdorf, Hüttendorf,

Schletz, Stronegg, Ober Schoderlee, Stronsdorf, Zlabern, Klement, Ober Kreuzstetten.

Alte Steinbergen und Junge Steinbergen - Kettlasbrunn. Steingrübeln - St. Ulrich. Der Würnitzer

„Steingrübler" war um 1800 einer der besten Weine im Weinland.

Steinwein - Alt Ruppersdorf.

Freibergen: Ketzelsdorf, Neusiedl a.d. Z., Asparn a. d. Z. - aber 1630 öde.

Freie Weingärten: Nieder Absdorf 1794, Neusiedl a. d. Z. 1784. Königsbergen und Doppelweingärten - Gaubitsch.

Stockweingärten - Dobermannsdorf 1749.

Ackerweingärten: Steinebrunn, Falkenstein, Herrnbaumgarten und Katzelsdorf.

Feldweingärten - Thomaßl.

Alte Heide-Weingärten - Wilfersdorf 1624.

Hofstattweingärten - Falkenstein 1760.

Schloßweingärten - Herrnbaumgarten.

In Weinberg - St. Ulrich. Weingärten - Paasdorf.

Weingartenackeı: - Ungerndorf.

Hochweingarten - Niederleis.

Grünfeldweingarten - Ginzersdorf.

Hausweingarten - Höbersbrunn und Hausbrunn.

Tögelweingarten - Höbersbrunn.

Lange Weingarten - Schrick.

Feldweingärten - Wenzersdorf.

Auweingärten - Ehrnsdorf. Weinbirgl - Enzersdorf.

Rosenbergen - Reinthal, Falkenstein, Herrnbaumgarten, Ladendorf, Niederleís, Hörersdorf und Asparn.

Rosengrund - Ameis. Im Rosental - Hüttendorf.

Honiggraben - Zlabern 1375.

Sonnberg - St. Ulrich, Eichhorn 1824, Lanzendorf, Alt Lichtenwarth (1800), Erdberg (1809) und Palterndorf 1824.

Sonnleiten - Pellendorf. Sonnenschein – Kl. Schweinbarth.

Sommerberg/ Winterberg - Gaißelberg.

Sommerische- und Winterische Ried – Ringelsdorf.

Kaltenbergen - Großkrut, Wilfersdorf.

Goldberg - Drasenhofen 1809 und Guttenbrunn. Dıeser Flurname findet sich auch in Frankreich „Chot or".

Silberberg - Alt Lichtenwarth (1800) und Katzelsdorf.

Goldene Stiegen - Steinbach.

In Saurüsseln - Ketzelsdorf und Nieder Absdorf (1729).

In Fuchsenbergen -- Poysdorf, 1760 gab es da 161 Viertel und 149 ½ Achtel Weingärten.

Hundsberg - Wilhelmsdorf 1566; früher hieß die Ried Haarbreiten.

Schmalzbergen - Ketzelsdorf 1881.

Türkenberg - Steinebrunn. Salferberg - Erdberg (1809).

Pambich, früher Bannbirg - Stützenhofen (1859).

Im rinnenden Zapfen - Kl. Schweinbarth (1809).

Weißer Berg - Poysdorf und Hagenberg. Weißer Stein - Guttenbrunn. Weißer Steinboden – Poysbrunn.

Alte Zuckermandln - Schrattenberg.

Höbertsgrub, früher Jochamtsthal – Poysdorf. 1604 - gab es da 141 Viertel Weingärten.

Lichtenberg - Wilfersdorf. Wilfersberg - Wilfersdorf 1600.

Pfaffenberg - Wilfersdorf 1528.

Windberg - Steinbach. Pointen und Weinrutschen - Steinbach.

Weinberg - Siebenhirtenı. Hoch- und Niederbergen - Paasdorf.

Sitzenberg - Sitzendorf. Weingrub - Niederleis.

Elendsbergen - Ladendorf. Lehenberg - Mistelbach 1644. `

Leebergen - Wilfersdorf.

Im St. Ulricher-, Im Windisch Baumgartner-, Im Göstinger-, Im Reinthaler- und Im Eichhorner Gebirge

Bomberg - Fallbach. Hohe- und Niedere Klause - Höbersbrunn.

Stufeln - früher eine Heide – Wetzelsdorf. Sechterberg - Wetzelsdorf. Hanfthal und In Häuseln - Höbersbrunn.

Zermand, Greudeln und Grünbühel – Hörersdorf.

Weingartssteg - Göbmanns. Göbmannsberg - Göbmanns.

Sitzenbergen - Schletz. Zeiselbergen - Michelstetten.

Edelsbergen - Hüttendorf. Weinhügel – Kl. Baumgarten.

Schatzberg - im Pulkautal. Bründl Weingarten - Ebendorf.

Bürsting - Poysdorf. 1760 gab es da 37 Viertel und 15/8 Weingärten.

Lausenpelz - Poysdorf. Hermannschachern - Poysdorf 1437.

Wartberg - Poysdorf; 1760 waren da 79 Viertel und 62 ½ Achtel Weingärten. Runsen - Wilhelmsdorf. Gratzeln - von dem slawischen hradec = Wehranlage - Wilhelmsdorf.

Gaisberg, der kleine und große in Ketzelsdıorf; ferner in Ameis, Fallbach und Ottenthal.

1783 hob die Regierung jede Beschränkung für den Acker- und Weinbau auf; damit löste sich die alte Dreifelderwirtschaft mit dem Flurzwang auf.

Der Name Weißerberg in Poysdorf erinnert wahrscheinlich an den römischen Weingott Dionysus, den die Weinhauer verehrten und sein Andenken festhielten. Im Herbste strichen sie nach der Lese einen Stein mit Kalk an; es war der Grabstein des Gottes: weiß galt bei den Römern als Trauerfarbe.

Der Brauch findet sich heute noch in Perchtoldsdorf, bei uns ist er vergessen. Auf dem Weißenberg versammelten sich auch die Hexen des Poybachtales in der ersten Maiennacht zu einem fröhlichen Frühlingsfest.

Der „Huetter Tanz" bei Kettlasbrunn - irrtümlich „Harter Tanz" genannt - war die Stätte eines Tanzes der Weinhüter, durch den sie die Fruchtbarkeit der Weingärten vermehren wollten. In Nordmähren sagten die Bauern in der Faschingszeit: „So hoch die Mädchen beim Tanz springen, so hoch wächst auch der Flachs im kommenden Jahr."

Die Poysdorfer Weingartenhüter stellten auf dem Steiglerberg bei Beginn der Hutzeit die Marterwerkzeuge Christi auf, damit kein Hagel die Weinlese in Gefahr bringen sollte.

Nach 1800 konnte der Bauer nach seinem Belieben Weingärten aussetzen, da er nicht mehr an die Bestimmungen der Dreifelderwirtschaft gebunden war. Die Agrarwirtschaft ging neue Wege im Weinbaugebiet. Heute wechseln Getreidefelder und Weingärten in den einzelnen Rieden ab und geben der Landschaft das moderne Bild des Weinviertels.

Quellen:

Fitzka „Geschichte der Stadt Mistelbach".

B. Bretholz: „Das Nikolsburger Urbar der Herrn von Liechtenstein 1414.

Herrschaftsakte Wilfersdoıf im Fürst Liechtensteinischen Hausarchiv

Ehekontrakte der Herrschaft Feldsberg und Rabensburg im nö. Landesarchiv.

Die Gemeindemappen bei den Bez.-Gerichten Poysdorf, Laa und beim Vermessungsamt Mistelbach.

Veröffentlicht in: „Heimat im Weinland“, Heimatkundliches Beiblatt zum Amtsblatt der Bezirkshauptmannschaft Mistelbach, 1968, S. 434 – 436

Flurnamen in unserer Heimat

Die Flurnamen unserer Heimat, die auf ein hohes Alter zurückblicken, geben uns einen Einblick in das wirtschaftliche Leben unserer Ahnen in der Vergangenheit; sie erzählen uns von der Bodenbeschaffenheit, die sich im Laufe der Zeit durch die fleißige Arbeit der Bauern änderte; aus ihnen erfahren wir die frühere Verteilung von Wald, Wiese, Ackerland und Weide. Sie sind eine Urkunde, die nicht aufgezeichnet wurde. Die Flurnamen vererbten sıch von Geschlecht zu Geschlecht, doch veränderten sich viele, daß es heute oft schwer fällt, sie richtig zu erklären. Ich verweise nur z. B. auf den Namen „Blau Treu” in Poysdorf.

Einige Flurnamen gehen bis in die Slawenzeit zurück, da unsere Heimat zum Großmährischen Reich gehörte. Nach 1043 erfolgte die Besiedlung unserer Heimat durch deutsche Bauern und Handwerker aus dem Altreich. Jedes Dorf erhielt seine Ackerfläche, den Burgfrieden, der durch kleine Erdhügel begrenzt und jedes Jahr beschaut wurde. Durch die Dreifelderwirtschaft, die von Karl d. G. stammte, konnte der Getreidebau genau geregelt werden; es gab ein Getreide(Korn)-, ein Haferfeld und eine Brache. Diese Teilung wechselte in einem dreijährigen Turnus ab. Weide und Wald gehörten allen Bewohnern, sie waren Gemeindebesitz. Daneben bauten unsere Ahnen noch an: Kraut, Hirse, Flachs (auch Haar genannt), Hanf, Safran und Gemüse. Den Safran brachten die Kreuzfahrer aus dem Morgenland zu uns. Den Flachs brauchten die Weber, die daraus die Leinwand machten; es gab bei uns viele Weber, die sich in Zechen (= Zünften) vereinigten; solche werden in Falkenstein, Mistelbach und Asparn erwähnt. Den Safran benötigte die Bäuerin zum Färben der Suppe und der Speisen; auch der Hauer färbte den Wein damit. Kraut und Hirse waren wichtige Nahrungsmittel, die zum täglichen Brot gehörten.

Als Grenzland, das der Feind von Norden und Osten häufig bedrohte, hatten die Wehranlagen sowie die Feuersignale auf einzelnen Bergen — Wach- und Wartberge — eine große Bedeutung. Durch Rodungen, die aber nicht das Ausmaß wie ım Waldviertel annahmen, gewannen die Bauern neues Ackerland, das durch das Los verteilt wurde (Luß, Lüß, Lissen). Wichtig waren damals die vielen Wiesen in den Niederungen, die das Heu und Grummet für die Stalltiere im Winter lieferten; im Sommer wurden sie auf die Weide getrieben.

Die große Urbarialreform in der Zeit nach 1740 brachte eine tiefgreifende Aenderung der bäuerlichen Wirtschaft, die vom Staate ausging, der eine erfolgreiche Agrarpolitik betrieb. Die Fischteiche wurden in Ackerland verwandelt, ebenso die Hutweiden, die vielen Wiesen wurden zum Teil umgeackert — gerissen, daher der Flurname Neuriß —, die Stallfütterung eingeführt; nun baute man Mais, Erdäpfel, Klee, Rüben und Futterkräuter an. An die Stelle der alten Dreifelderwirtschaft trat die Vierfelderwirtschaft. Die Bauern verweigerten den Herrschaften von den Neurißäckern den Zehent; da gab es Streit und Prozesse. Der Anfang einer neuen Wirtschaft in den Dörfern machte sich bemerkbar.

**Slawische Flurnamen:**

Hradschin in Katzelsdorf, Schrattenberg, Steinebrunn und Poysbrunn, Gratzeln in Wilhelmsdorf, und Gradsching in Kleinhadersdorf waren Wehranlagen mit Graben, Wall und Palisaden. Poluken — bei den Wiesen in Poysdorf und Altruppersdorf. Pußtabergen — Falkenstein. Greinberg (= Grenzberg) bei Röhrabrunn, 1765 war da eine Säule. Hoher und Tiefer Greiner bei Loosdorf. Greiner — Hagenberg. Hintern Greiner — Gaubitsch. Greinhölzer — Herrnbaumgarten. Krainäcker — Passauer Hof. Böheimfeld — Ernstbrunn. Böhmliß — Altruppersdorf. Windischau — Oberschotterlee. Schönstraß — Hausbrunn (straz = Wachtberg). Straßbergen — Neudorf.

**Dreifelderwirtschaft:**

In Wilfersdorf — Oberfeld = heute Kirchbergen, Mitterfeld — Augental, Unterfeld — Lichtbergen war eine Zeitlang Heide. Mitterfeld — Walterskirchen, Steinbach, Neudorf, Gnadendorf und Frättingsdorf 1414, außerdem: Ameis, Mistelbach (gegen Wilfersdorf); Mitterbergen — Wultendorf. Oberfeld — Pottenhofen 1835.

**Wehranlagen:**

Hausberg — Neusiedl a. d. Z. Turmleiten — Asparn a. d. Z. 1587. Turmberg — Falkenstein 1800. Burgstallen — Niederabsdorf und Poysbrunn (im Walde). Burgstall — Falkenstein, Altlichtenwarth beim Käferberg, Kleinbaumgarten, Neuruppersdorf, Unterstinkenbrunn und Höbersbrunn. Spiegel (= specula) — Olgersdorf und Geiselberg. Auf der Wart — Hauskirchen 1733, Eibesthal und Wetzelsdorf 1751. Wart — Asparn a. d. Z. Wartberg — Poysdorf und Großkrut (hier Innerer und Aeußerer). Wartlissen — Patzmannsdorf. Lange Wart — Wildendürnbach. Wartfeld — Hanfthal. Wartäcker — Ebendorf. Wachterberg — Kleinschweinbarth und Kettlasbrunn (auch Steinberg 1719). Wachtberg — Stronsdorf, Helfens und Gaweinstal. Schanzboden — Poysbrunn. Lichtenbergen — Wilfersdorf. Kritschenbergen — Steinbach und Gaubitsch. Bei der Burg — Altmanns. Im Burggraben — Frättingsdorf. Burgweg — Schletz. Schanzl — Neuruppersdorf. Hinterm öden Schloß — Klement. Erdstall — Unterschotterlee. Schloßberg — Patzmannsdorf. Wehrlehen — Bernhardsthal.

**Rodungen:**

Kreit — Herrnbaumgarten, Stützenhofen, Fallbach und Loosdorf. Neu Kreit — Altmanns. Auf der Kreut — Altruppersdorf. In Kreuten — Loidesthal 1723. Brandleiten — Herrnbaumgarten und Kirchstetten. Brand — Friebritz. In Vordem und Hintern Brand — Garmanns. Im Brand — Wenzersdorf. Große und Kleine Kreuten — Altlichtenwarth. Kreutleiten — Eibesthal. Kreutäcker — Frättingsdorf und Oberkreuzstetten. Kreutfeld — Gaweinstal. Im Kreut — Eibesthal und Stronegg. Kreiten und Brand — Zwentendorf. In Kräutern — Höbersbrunn. Lange -, Kurze Kräutern —Frättingsdorf. Neun Joch Gerautäcker erwähnt das Nikolsburger Urbar 1414 in Hagenberg und 154 ½ Joch Gerautäcker in Mistelbach. Geraut — in Rotenlaim bei Schrattenberg.

**Weide:**

Trift — Unterschotterlee, Unterstinkenbrunn, Falkenstein und Hörersdorf. Triftberg — Poysbrunn 1800. Ueber der Trift und Außer der Trift — Ameis. Viehtrift — Herrnbaumgarten. Triftenfeld — Hagendorf. Außer der Trift — Altenmarkt. In der Trift — Ungerndorf. Gemeindetrift — Ungerndorf. Hohe Trift — Neudorf. An der Viehtrift — Michelstetten, Steinbach, Pürstendorf und Pellendorf. Große und Kleine Viehtrift — Paasdorf. Weinsteiger Viehtrift — Hornsburg. Hutberg — Enzersdorf. Hutäcker — Herrnleis. Hutsaul — Altlichtenwarth. Hutstall — Niederleis. Hutschar — Poysdorf und Falkensteın. Hutweidfleck — Ketzelsdorf 1861 beim Mühlbach. Obere Pannau, auch Viehtrift genannt — Eibesthal. Große Weide bei den Heidäckern — Großkrut.

**Kuhweide** — Erdberg. Kuhbergen — Hauskirchen 1783, Falkenstein, Unterschotterlee, Gaubitsch und Wetzelsdorf. Kühschwemme — Pyhra. Kühberg und Kuhstall — Hagenberg. Stierwiese — Großharras und Poysdorf. Stieräcker — Katzelsdorf. Stierfeld — Siebenhirten. Stierzipffleck — Ketzelsdorf. Stieracker — Reinthal 1800. Ochsenwiese — Hagenberg. Kühtränkäcker — Großkrut. Kälberbergen — Zwentendorf

**Sau**berg — Eibesthal und Guttenbrunn. Sauweide — Zwingendorf. In Saubergen — Niederleis und Altlichtenwarth. Saubrunn — Wilhelmsdorf. Saustall — Kettlasbrunn. Saugarten — Dörfles. Saurüssel — Ketzelsdorf, Föllim und Niederabsdorf. Sauwollen — Hüttendorf beim Sauwald. Sautalen — Schrattenberg.

**Roß**weidfeld — Bullendorf, Roßweide — Laa, Katzelsdorf 1740, Frättingsdorf, Pürstendorf und Altlichtenwarth. Roßschwemme — Katzelsdorf. Roßweidäcker — Großkrut, 1762 noch Roßweide. Rößlgarten — Falkenstein. Rößlberg — Poysdorf. Gestütweide — Eichhorn. Fulperkh — Rotenlaim 1414.

**Schaf**weide — Zwingendorf. Lämmerweide — Bernhardsthal. Beim Schafsteig — Laa. Schafberg —Kettlasbrunn und Altruppersdorf. Schofwosch — Steinebrunn und Walterskirchen; bevor die Roboter die Schafe schoren, wurden sie gewaschen.

**Hühner**tal — Ernstbrunn. Hiendler — Eibesthal. Hünnerbügel — Zlabern und Pellendorf. Hühnerbergen — Neubau, Kettlasbrunn und Erdberg (hier auch Hühnerkratzen). Hühnerberg — Oberkreuzstetten. Am Hünner — Ameis. In Hühnerstallen — Falkenstein. Hühnerkratzen — Herrnbaumgarten (auch Henkratzen), Bullendorf, Schrattenberg und Wilhelmsdorf. Hühnerbreiten — Poysbrunn bei den Kellern 1800. Lange und Kurze Hühnerkratzer — Ebendorf. Hahnbühel — Herrnbaumgarten.

**Gäns**weide — Ernstbrunn und Niederleis. Ganswiese — Unterstinkenbrunn und Herrnbaumgarten. Gansgraben — Klement. Ganshübel — Kottingneusiedel. Gansweide und Ganserlpark — Poysdorf. Gänsheide — Steinebrunn 1800. Gansberg — Stützenhofen und Kleinschweinbarth. Ganselacker —Schrattenberg (1739 In Ganseln).

**Gais**berg (Ziegenweide) — Neusiedl a. d. Z. 1733, Guttenbrunn, Ameis, Neuruppersdorf, Zwentendorf, Fallbach und Oberschotterlee. Gaisleiten — Hüttendorf, Herrnbaumgarten und Passauerhof. Gaisrucken — Schrattenberg und Kirchstetten. Gaisstall —Unterstinkenbrunn.

**Verschiedene Flurnamen:**

Blattl — Ebendorf, früher eine Heide und Weide. Halterberg — Schletz und Poysdorf. Bei der Viehtränke — Pottenhofen. Herrenweide — Fallbach. Lange Weide — Neuruppersdorf. Schatzweide — Zwingendorf. Viehhof beim Silberberg in Altlichtenwarth. Weidegasse — Wilhelmsdorf. Weierweg (Weideweg) — Kleinhadersdorf. Kasweide — Rabensburg. Kühbrunnen — Mistelbach und Siebenhirten. Viehhappen — Steinbach. Folter d. h. Falltor, das im Dorfe bei Beginn des Triftweges die Weidetiere abhielt, einzeln zur Hutweide zu gehen. Die Herde marschierte geschlossen. — Wilhelmsdorf und Poysdorf bei der heutigen Barbarakapelle. Wetzelsdorf besaß einen Großen und Kleinen Folter.

**Heide**land:

Heidfeld — Reinthal, Altenmarkt und Sıebenhirten. Auf der Heide — Stützenhofen, Rabensburg (1750), Altlichtenwarth, Großkrut (1762) und Thomasl. Lange Heide — Altruppersdorf. Tränkheide — Erdberg. Heide — Föllim, Bernhardsthal, Niederleis, Hornsburg, Pottenhofen, Zwingendorf und Steinbach. Heidberg — Falkenstein und Ladendorf. Saliterheide — Alt-Föllim. Auf der Heide — Eichenbrunn und Röhrabrunn. Heiden — Mistelbach und Pottenhofen. Heidäcker — Neudorf. Tiefe Heide — Diepolz. Kirchheide — Fallbach. Am öden Berg — Altmanns. Das öde Dorf — Zwingendorf. Ödenäcker — Eichenbrunn. Im öden Tal — Schrick. Ödes Feld — Oberleis. Steinbecker Heide — Oberleis. Heidfeld und Junge und Alte Heide — Wilfersdorf. Unteres Heidfeld — Kettlasbrunn. Auf der Heide — Thomasl. Mittlere, Aeußere Heide — Schrick. Heidtal — Oberkreuzstetten. Heideln — Patzenthal.

 **Nutzpflanzen:**

**Kraut**äcker — Ebersdorf, Bullendorf, Föllim, Schrattenberg, Mistelbach und Siebenhirten. Krautgärten — Michelstetten, Wildendürnbach, Patzmannsdorf, Grafensulz, Au, Gnadendorf, Unterschotterlee, Wultendorf und Altmanns. Untere- Obere Krautlißäcker — Ebersdorf. Krautfeld — Asparn und Neuruppersdorf. Krautgärten — Rabensburg 1414, Altruppersdorf, Schrattenberg, Mistelbach, Friebritz (In der Point) und Kleinbaumgarten. Krautgarten — Hornsburg, Kleinhadersdorf, Bernhardsthal und Wilfersdorf. Krautländer — Erdberg und Steinebrunn (1800). Krautlanden — Althöflein. Krautfleck — Altruppersdorf. Krautgartenfeld — Guttenbrunn (1769). Krautquanten — Katzelsdorf.

**Hanf**tal — Gaubitsch, Zwentendorf, Großkrut und Höbersbrunn. Hanftalerin — Ungerndorf. Hanf-gartl — Ameis (1800). Hanffleck am Bach — Altruppersdort 1849. Hanffeld — Ladendorf (1800) und Altlichtenwarth (auch Hanfgrund). Hanfland (Hanfpoint) — Poysbrunn (1800). Hanfäcker — Paasdorf und Bernhardsthal. Hanfländer — Katzelsdorf. Schrattenberg reichte dem Grundherrn Hanf als Zehent.

**Hirsch**feld (Hirse) — Ebersdorf, St. Ulrich und Neusiedl a. d. Z. Hirschberg — Erdberg bei Bullendorf, Wetzelsdorf, Lanzendorf, Höbersbrunn und Gaweinstal. Hirschböden — Schrick. Breingarten —Kettlasbrunn. Hirschgründen — Altlichtenwarth. Hirschleuten — Neuruppersdorf. Hirschgraben —Steinebrunn. Hirschfeldboden — Hausbrunn. In Himmeltau (eine besondere Art von Hirse) — Stronegg und Röhrabrunn. Die Hirse war ein wichtiges Nahrungsmittel so wie heute die Erdäpfel. Hirse, in Milch gekocht, galt als gesundes Essen für Kinder.

Junge und Alte **Haar**breiten (Haar — Flachs) in Steinebrunn, früher war es eine Heide, 1847 wurden Weingärten hier ausgesetzt. Haberg — Ottenthal, Guttenbrunn und Pottenhofen. Harras — Schletz. In und Untere Harras — Grafensulz. Linnäcker und Haarbergbreiten — Stronegg. Harrer — Ernsdorf. Horezfeld — Zwingendorf. In Habergen — Staatz. In Alten Haarbreiten — Drasenhofen, 1817 gab es da Weingärten. Haarbreiten — Wilhelmsdorf, 1586 Hundsberg. Kurze und Lange Haaren — Thomasl. Der Flachs war für die Weber notwendig, welche die Leinwand webten.

Kruckinger (**Safran**gärten) — in Mistelbach, auch Goldene Krokungen, Kraukusäcker — Zlabern, Große Kraukusquanten — Zlabern.

Felbergarten — Falkenstein. Hopfengärten — Mistelbach 1414 und Steinebrunn. Kronabettstauden — Wilfersdorf. Erdäpfelfleck — Niederleis.

**Gericht**: Galgenhügel — St. Ulrich und Herrnbaumgarten (hier auch Geschundene Mirl). Hinter dem Gericht — Hauskirchen 1733. Galgenberg — Falkenstein, Wenzersdorf und Enzersdorf. Galgenäcker — Ebersdorf. Beim Galgenberg — Michelstetten. Beim Gericht — Stronsdorf. Beim Kruter Gericht — Altlichtenwarth. Beim Galgen und Gerichtsäcker — Großkrut. Gerichtsäcker — Harrersdorf. Galgengrund — Mistelbach. Gallingbügel — Ladendorf. Gerichtsäcker — Ebendorf. Unter dem Galgenbügel — Wildendürnbach. Inneres und Aeußeres Gerichtsfeld — Laa.

**Wiesen:**

Rohr-, Kleine- und Edelwiese — Ebendorf. Wiesfeld — Atzelsdorf. Dorfwiese — Michelstetten und Altruppersdorf. Zayawiesen — Michelstetten. Bei der Hofwiese — Michelstetten. In Wiesengrund — Hüttendorf. In Wiesen — Grafensulz, Gnadendorf und Herrnbaumgarten. Wiesäcker — Wildendürnbach. Wiesenäcker — Paasdorf. Wiesacker — Reinthal und Asparn. Steig-, Viertel- und Winkelwiesen — Pyhra. Lange Steigwiesen — Röhrabrunn. Lange Wiesen — Steinbach. Oster-, Kuh-, Scheiben-, Obere und Untere Bachwiese — Neudorf. Hatallwiese — Neudorf. Weyerwiesen — Gnadendorf. Gassel- und Frauenwiese — Hanfthal. Kirchvaterwiese — Katzelsdorf. Rohrwiesen — Oberschotterlee, Falkenstein, Paasdorf und Schrattenberg (1729). Röhrlwiesen — Poysdorf und Drasenhofen. Hauswiesen — Wulzeshofen, Kottingneusiedl, Ameis, Ebersdorf und Reinthal. Wiesenfeld — Wulzeshofen. Große Scheibenwiese — Altprerau. Holler- und Asperwiese — Zwingendorf. Sauerwiesen — Kottingneusiedl. Blumenwiese — Altenmarkt. Teil- und Leißer Wiesen — Klement. Mitter- und Roßwiesen — Zwentendorf. Im Prill (feuchte Wiesen) — Gnadendorf und Wenzersdorf. Judenbrill — Falkenstein. Wiesflecken — Gaubitsch. Enge Wiesen — Unterschotterlee. Burgwiese — Laa. Fahrwiese — Staatz. Hahn- und Bründlwiese — Steinebrunn. Haarbergwiese — Guttenbrunn. Hofwiese — Herrnbaumgarten und Föllim. Steinbruchwiese — Föllim. Roßwiese — Föllim. Brachwiese — Altruppersdorf und Falkenstein. In Wiesenthal — Kleinschweinbarth, Stützenhofen und Falkenstein. Zwentenwiese — Öfttenthal Untere Bauernwiesen, Pfaffen-, Acker-, Lange-, Edel- und Stierwiese — Bernhardsthal. Egelseewiese — Althöflein. Ganswiese — Herrnbaumgarten. Voraus-, Spitz- und Mooswiese — Wilhelmsdorf. Mühl-, Grasgärten im Markt 1762 und Teufelswiese — Großkrut: auch ein Teufelswald wird da 1762 erwähnt. Oberndorferwiese — Wilfersdorf. Feuchte und Viehtriftwiese — Thomasl. Sauerwiesen — Schrick. Scheiblinger Wiesen — Oberkreuzstetten. Wackermühl-, Erlen- und Mühlwiese — Ladendorf. Etl- und Neue Wiese (1745 eine öde Heide) — Kettlasbrunn. Holz-, Mitter- und Königswiese — Hornsburg. Obere Dorfwiesen —Gebmanns. Untere und Kotwiesen — Hobersdorf. Lüssenwiesen und Wiesenfeld — Gaweinstal. Frauenwiese — Ebersdorf und Neusiedl a. d. Z. Schenkhaus-, Krumm-, Gänswiese, Wiese bei der Au, Wiesenäcker und Wiesenbergen — Bullendorf. Frauenwiese — Unterstinkenbrunn. Ochsenwiese — Hagenberg. Weyerburger- und Stierwiese — Großharras. Heuwiesen — St. Ulrich. Kotwiesen — Hauskirchen (1733). Teichwiesen — Poysbrunn. Herrenwiese — bei Hohenau maß 1414 — 18 Tagwerk, ebensoviel die Frauenwiese; Engelharts-Gern (Wiese) bei Ringelsdort hatte 16 Tagwerk; die Herrenwiese — Mistelbach maß 1681 — 23 Tagwerk. Hockenwerigerin — Ottenthal 1414.

**Luß** und Liß waren Felder, die durch das Los verteilt wurden: Heulissen (Heide) — Ebendorf und Althöflein. Heidlissen — Enzersdorf. Lüssen — Ebendorf. In Lissen — Atzelsdorf, Lanzendorf, Höbersbrunn, Herrnleis und Gaweinstal. Schmallissen — Schletz, Wulzeshofen, Zlabern, Ungerndorf, Gaubitsch und Katzelsdorf. Schmallißäcker — Unterschotterlee, Laa und Pottenhofen. Bachlissen — Hüttendorf. In Liß — Pyhra. Lissen — Friebritz. Obere Lissen — Patzenthal. Lange Lissen — Hagendorf, Röhrabrunn, Herrnbaumgarten, Großkrut und Oberkreuzstetten. Lange Steiglissen — Röhrabrunn. Lange und Kurze Schmallissen — Neudorf. Wasenlissen beim Goldweg, Lissenbergen, Hallissen, Breit- und Kurze Breitlissen — Neudorf. Lissenbergen — Neuruppersdorf. Saurüssel — Stronegg, Oberschotterlee, Bullendorf und Ketzelsdorf. Pulkauer Lissen — Hanfthal.Tallissen — Wultendorf, Unterstinkenbrunn, Enzersdorf, Großharras und Bernhardsthal.

Wallissen — Wultendorf. Aeußere Lissen und Gallissen — Diepolz. Steig- und Tränklissen — Kottingneusiedl. Domlissen — Kirchstetten, Reitlissen — Zlabern und Kettlasbrunn. Salz- und Berglissen — Ungerndorf. Berglissen — Laa a. d. Thaya. Lisseln — Klement und Zwentendorf. Lußfeld — Ungerndorf. Häuserliß — Klement. March-, Mitter- und Steinlissen — Staatz. Schmallißbreiten und Marktliß — Gaubitsch. Mitter-, Kirch-, Wartlissen, In Lissen hinter den Häusern, Untere Kirchlissen und Obere Lissen — Patzmannsdorf. Aulissen — Bernhardsthal. Vor-, Aeußere-, Kleine, Große Lissen und Lissen-Aufäcker — Altlichtenwarth. Wartlissen — Katzelsdorf. Obere-, Mittere-, Nieder- und Holzlissen — Katzelsdorf. Lüßfeld und Turmliß — Wetzelsdorf. Neulissen — Rabensburg 1797. Ober-, Unter-, Hal- und Vorlissen — Großkrut. Untere Krummliß — Wilfersdorf. Lißfeld — Thomasl. Für-, Unter-, Ober-, Außere-, Sand-, Kirchen- und Kreuzliß — Schrick.

Stein- und Aulissen — Oberkreuzstetten. Kurze und Hohe Liß — Ladendorf. Liß im Austränk, Roß-, Schmal-, Alte Reitlissen und Liß am Mistelbacher Weg — Kettlasbrunn. Roßliß — Gaweinstal. Aeußere Weinlissen, Hintere Weinlissen und Allissen — Frättingsdorf. Hintere Lißäcker, Schmallissen und Breitlissen — Ebersdorf. In Liß — Unterstinkenbrunn. Honig- und Tallissen — Großharras. Kurze Tallißbreiten, Kurze, Lange Tallissen und Hintere Windlissen — Stronsdorf. Siegllissen — Hanfthal. Obere und Untere Luß — Poysdorf.

Schwer zu bearbeitende (auch minderwertige) Fluren: Hundsäcker und Hundsfleck — Neusiedl a. d.Zaya. Hundslehen, Hundsbreiten — Erdberg. Hundsbergen — Wilhelmsdorf. Hundsbergeln — Asparn a. d. Z. Hundsgrund — Mistelbach. Hundsberg — Eibesthal und Hornsburg. Hundslauf — Fallbach. Elendsbergen — Ladendorf. Hungerfeld — Asparn a. d. Z. Wenigfeld — Ungerndorf. Tettenhengst — Neubau, Asparn, Ladendorf, Ernstbrunn und Feldsberg. Totenhengst — Röhrabrunn.

**Jagd:**

Wolfseck — Ladendorf und Mistelbach. Wolfsbründl — Enzersdorf. Wolfsleiten — Waltersdorf 1567. Wolfsgrube — Poysbrunn im Walde. Wolfsgrund, bei Schrattenbersg — Katzelsdorf (1740). Wolfsberg und Wolfteich — Schrattenberg. Der Wolf war früher ein gefährliches Raubtier für die Weidetiere. Man fing ihn in Gruben, die mit Reisig bedeckt waren. In der Mitte lag ein Stück Fleisch. Hasenwasser — Friebritz. Hasenstube — Neuruppersdorf. Haseneck — Wultendorf. Hasenberg — Hornsburg. Hasental — Kleinbaumgarten. Hasentanz — Stützenhofen und Katzelsdorf. Am Hasen — Altmanns. In Hasenstumpfen — Katzelsdorf und Schrattenberg. Hasenstube — Großkrut, Erdberg und Neuruppersdorf. Hasenlauf — Wilfersdorf. Uhu — Altprerau. Fasangarten — Staatz. Remisl — Ladendorf. Felber- und Große Remis — Altprerau. Bei der großen Remis — Altlichtenwarth.

Tiergartenlehen und Hinterm Tiergarten — Rabensburg. Tiergarten — Mistelbach. Fuchsenbergen — Poysdorf. Fuchslöcher — Gaweinstal und Patzmannsdorf. Semmelberg — Ernstbrunn (wo sich die Jäger sammelten). In Taubenbügel — Schrattenberg. Auf dem Jagdteufel — Garmanns. Vogeltenne — Klement. Im Vogelgrund — Neusiedl a. d. Z. 1783. Lausenpelz — Poysdorf (wo der Jäger im Pelz auf das Wild lauerte). Lausenbühel — Drasenhofen. Jägerberg — Walterskirchen (wo ein Jäger erschossen wurde).

Fluren, die nach 1740 entstanden; die Weiden z. B. wurden umgeackert — gerissen. **Neuriß** — Ketzelsdorf bei der alten Poststraße 1861, Niederabsdorf 1815 und Steinebrunn am Lehteich sowie beim Fischerhäusel. Saurüssel — Föllim und Ketzelsdorf. Neuriß — Bernhardsthal bei der Lämmerweide, beim Tiergarten, beim Reinthaler Weg sowie beim Lichtenwarther Weg; weiters: Herrnbaumgarten, Pellendorf, Paasdorf, Pyhra, Wilfersdorf (1766 entstanden) und Kottingneusiedl. In Neurissen — Höbersbrunn. Neubruch — Pyhra und Kettlasbrunn (1695). Neufeld — Herrnleis. Reißhübel — Wetzelsdorf. Ober- und Unter-Neuberg — Eggersdorf. Hinter- und Vorder-Neuriß — Rabensburg. Der letzte Neuriß sollte um 1800 in Poysdorf aus den Fürstenföhren (Weißlöcher genannt) gemacht werden; die Wilfersdorfer Herrschaft verlangte von dieser Ried den Zehent; doch kam es nicht dazu.

Aus der Zeit, da in den Dörfern aus dem Topfen **Käse** erzeugt wurde, stammen einige Flurnamen: Käsemacher Gstetten — in Niederabsdorf 1729. Kasdürr — Falkenstein. Kasleiten — Bullendorf 1640, heute Tögeln. Kashof — Steinebrunn. Kasmacherwiese — Walterskirchen. Es handelt sich wohl hier um die Quargeln, die noch heute in und um Olmütz hergestellt werden. In den Schäfereien (Schafflerhöfe) verarbeiteten die Schäfer die Schafmilch ebenfalls zu Käse, den die Bauern auf den Märkten gerne kauften.

Den **Zigeunern** war der Aufenthalt sowie das Lagern in den Gemeinden strenge untersagt; die Obrigkeit wies ihnen bestimmte Lagerplätze zu, wo sie sich einige Tage aufhalten konnten; man wollte so die Einbrüche und Diebstähle verhindern. Solche Plätze waren: Der Zigeunerhübel — Ketzelsdorf, der öde Schanzgraben — Poysdorf, der Platz bei der Bründlkirche in Wilhelmsdarf, das Zigeunerbründl — Poysbrunn, die Zigeunerschluchten — Herrnbaumgarten, der Zigeunerboden — Hausbrunn und der Platz neben dem Gemeindegasthaus in Wetzelsdorf.

Der starke Handelsverkehr auf der Brünnerstraße brachte den Bauern viele Vorteile; denn sie leisteten den Kaufleuten Vorspann in dem Hügellande. Daran erinnern: Ausspann — Poysdorf, und Wechselbühel — Drasenhofen. Daneben gab es noch Flurnamen, die wohl mit dem Verkehr auch zusammenhingen: Auf der Hochstraß — Falkenstein, Kleinschweinbarth und Atzelsdorf. Hochstraß — Ebendorf und Patzmannsdorf. Eiersteig — Hornsburg. Judensteig und Marktsteig — Poysdorf. Aus der Schwedenzeit stammt der Schwedensteig, der von Falkenstein über Poysdorf nach Mistelbach führte.

**Verschiedene Flurnamen:** Kohlstatt — Patzmannsdorf. Käferberg — Großrußbach. Drausender — Mistelbach (1414 Am Trawsennicht, 1741 Trausnitz). Pflanzgrund — Hornsburg, und Pflanzstein — Garmanns (1577) waren Plätze, wo der Gemüsesamen ausgesät wurde, also eine Art Frühbeete. Im Dröschfeld — Erdberg 1809. Freibergen — Ketzelsdorf, und Asparn a. d. Z. 1577 ein öder Grund. In Pointen (= ein eingezäuntes Feld) — Steinbach. In der Point — Paasdorf. Pointen — Eichenbrunn. Pointeln — Falkenstein. In der Point — Ottenthal. Bienengartenwiese — Feldsberg 1780, auch Hausbrunn im Walde. Beingarten — Wilhelmsdorf. Auf der Windmühle — Falkenstein.

**Juden**feld und Judenbrill — Falkenstein. Judenäcker — Falkenstein 1800. In Juden — Oberschotterlee. Unterm Judenweg — Hausbrunn und Walterskirchen. Judensteig — Poysdorf im Wald. Judenkreuz — Wolkersdorf. In Judenäckern — Hüttendorf.

Quellen:

Gemeindemappen im Bezirksgericht Poysdorf, Laa und in Mistelbach das Vermessungsamt. Ehekontrakte im Poysdorfer Bezirksgericht.

B. Bretholz: Das Urbar der Herren von Liechtenstein 1414.

Veröffentlicht in: „Heimat im Weinland“, Heimatkundliches Beiblatt zum Amtsblatt der Bezirkshauptmannschaft Mistelbach, 1969, S. 469 - 472

Flurumzüge im Weinland

Die Flurumzüge sind bei uns ein uralter Brauch, der bis in die Germanenzeit zurückreicht. Da zogen und ziehen noch heute die Bauern im Frühling durch die Felder und Weingärten; diese zeigen schon das erste Grün und die Natur ändert ihr Bild. In diesen Tagen brauchen die Felder Gottes reichen Segen und Schutz gegen die Frostgefahr; denn sie müssen gedeihen zum Wohle der Bauern; daher bitten sie den Allmächtigen, daß er die Fluren gegen Unwetter, Hagel und Wassernot bewahre. aber auch der Mensch braucht den göttlichen Beistand gegen Pest, Seuchen und Krieg. Da gilt mit Recht der Satz: „An Gottes Segen ist alles gelegen.“

Die Tage vor Christi Himmelfahrt heißen Bittage, die im bäuerlichen Leben eine große Rolle spielen. Schon zu Markus (25. 4.) findet in den Landgemeinden ein Umzug durch die Fluren statt; denn diese Tage sind gefürchtet wegen der kalten Witterung und Frostgefahr, sodaß der Bauer mit Recht sagt: „Sankt Markus droht viel Args.” An den Flurumzügen nehmen alle Bewohner des Dorfes teil, vor allem aber die Bauern und Frauen. An den Bittagen durften früher die Feldarbeiten erst nach dem Schluß der Bittprozession beginnen, am Mittwoch vor Christi Himmelfahrt war der ganze Vormittag arbeitsfrei. Die erste Prozession ging nach alter Sitte ins „Tradfeld” - Winterfrucht, die zweite in das Haferfeld - Sommerfrucht, die dritte ins Biri-Weingebirg und die 4. in eine Nachbargemeinde z. B. Wilfersdorf nach Eibesthal, Poysdorf zur Bründlkirche in Wilhelmsdorf; sie sollte die Bewohner der Ortschaft vor Pest, Krieg und Hungersnot bewahren. Die Vierteilung geht auf die Drei-Feldwirtschaft und auf den Flurzwang aus der Zeit Karls des Großen zurück.

Die Prozessionsordnung war festgesetzt und wurde streng eingehalten. An der Spitze ging der Kreuzträger, ihm folgten die Schulkinder, die erwachsene Dorfjugend, der Geistliche, die Männer und zum Schluß die Frauen. Die Prozession sollte 4mal stehen bleiben, gewöhnlich bei einem Feldkreuz, bei einem Bildstock oder bei einer Kapelle. Der Geistliche liest das Gebet um Schutz und Segen und um Abwendung aller Heimsuchungen. Die Gläubigen singen und beten und tratschen oft, so daß man oft den Tadel eines Mannes über ein schlecht bebautes Feld hört. „Dieser Lump — bitt für uns? —könnte besser wirtschaften — Bitt für uns! — und nicht im Wirtshaus sitzen — Bitt für uns!” u.s.w. Langsam bewegt sich die Prozession durch die erwachende Natur, durch die grünen Felder und Weingärten. Manchmal geht die Dorfmusik mit, auch der Nachtwächter, der Marktdiener und der Polizeimann. Sie bekommen in Poysdorf 1861: Die Musiker 3fl 37kr, die 6 Fahnenträger á26kr = 1fl 56kr, 4 Fahnenträger á26kr, 1 Fahnenträger 21kr, 2 Nachtwächter 42kr, der Marktdiener 21kr und der Polizeimann 21kr.

Der schönste und farbenprächtigste Umzug ist aber am Fronleichnamstag, der allerdings nur durch die Gemeinde geht und die Felder nicht berührt; er heißt auch das Fest corporis Christi. Die erwachte Natur steht im vollen Schmuck des Tages; alle Bäume, Blumen und Sträucher blühen in Feld und Wald. Der Blütenschmuck der Natur bildet den Hintergrund dieses Festes, das zum ersten Mal 1246 in Lüttich gefeiert wurde; es breitete sich rasch aus, wurde aber bei uns in der Reformationszeit 1560 durch die protestantischen Grundherren verboten. In der Gegenreformation wurde es wieder gefeiert; sie betonte die Macht, den Glanz und die Kraft der Kirche gegenüber den einfachen schlichten Feiern der Protestanten. 1660 verlangten die Grundherren, die jetzt alle katholisch waren, die Teilnahme der Untertanen an der feierlichen Prozession.

Die Vorbereitungen für den Umgang beginnen schon 2-3 Tage vorher; in den Häusern der Straße, durch die der Zug geht, gibt es viel Arbeit; der Bauer und die Bäuerin wissen gar nicht, wo sie anfangen sollen; die Feldarbeit muß gemacht werden, weil sie notwendig ist. Die Straße wird gereinigt, jeder Mist weggeführt, die Wände des Hauses werden gefärbelt, Türen, Tor und Fenster entstaubt und geputzt; die Bäuerin besorgt Kerzen für die Bilder, die im Fenster stehen. Die Mädchen probieren die weißen Kleider und Schuhe, ob irgendwo ein Fehler oder Fleck ist. Die Mutter kräuselt die Haare des Töchterleins oder macht Locken und Wellen. Die größeren Kinder erhalten ein neues Gewand. Der Umgang ist wirklich eine Modeschau des Dorfes. Für das Körbchen sammelten die Mädchen Blumen und Blätter, die sie dann bei den 4 Altären streuen. Auch die Erwachsenen, die Männer und Frauen schauen ihre Kleider an, damit ihre Ehre und der gute Ruf im Dorfe nicht in Gefahr kommt.

Die Schulkinder binden Kränze für die Altäre, Fahnen, und Statuen für den Himmel. Im Jahre 1745 gab der Poysdorfer Pfarrer 2fl. für das Kranzbinden aus. Die Kirchenväter holen aus dem Wald Birken für die Kirche und für die 4 Altäre, die aus ihrer Verborgenheit herausgeholt, abgestaubt und gereinigt werden. Das Gotteshaus zeigt eine Waldesstimmung, denn Kränze, Blumen und Birken schmücken das Innere.

Die Feuerwehrleute putzen den Helm und die Uniform, die Veteranen tun dasselbe; auch die Bewohner, Männer und Frauen mustern ihre Kleidung und bessern jeden Schaden aus. Denn jeder hält etwas auf seinen Stand und seine Ehre; es ist ja Fronleichnam und da will niemand abseits stehen, wenn es gilt, das Fest in würdigem Glanz zu feiern. Als Fahnen- und Himmelsträger werden Männer und Burschen gesucht, die dem Bauern- und Hauerstand angehören und die einen guten Ruf in der Gemeinde haben; sie besorgen sich weiße Handschuhe für ihr Amt, auf das sie sehr stolz sind und daß sie beim Umgang mithelfen können. Die Gemeindevertretung nimmt vollzählig am Umgang teil und sie zeigen auch ihre Würde und ihr Ansehen, das sie im Dorfe genießen. Die Handwerker, Kaufleute sowie die Hauer und Arbeiter wollen nicht zurückstehen und zeigen ihre Stellung in der Gemeinde. Da sieht man noch die alten Zunftfahnen. In Poysdorf sind es die Hauer-, die Frauen-, die Maurer-, die Wallfahrtsfahnen nach Wranau und Maria Zell. Die Zunftfahnen der Maurer tragen Gesellen. In Mistelbach besitzen noch heute die Fleischhauer die schönste und größte Fahne, die dem Umgang ein besonderes Gepräge gibt. Die Fahnen sind mit kleinen Kränzen geschmückt, die den Tag zuvor von Mädchen gebunden wurden. Die großen Fahnen bauschen sich, wenn ein Wind weht, gar mächtig auf und drohen den Träger umzuwerfen. Früher hatte auch der Halter eine besondere Stellung beim Umgang; denn er schritt mit seinem Knechte an der Spitze des Zuges und beide knallten fast um die Wette mit ihren Peitschen. 1669 hatte an diesem Tage die Halterzunft ihre Zusammenkunft in Staatz; auch die anderen Zünfte im Weinlande kamen am Fronleichnamstag zusammen und hielten nach dem Umgang eine Besprechung.

Die Musikanten haben 4 Labstationen in den Häusern neben den Altären, wo sie den Wein am Tag zuvor aufbewahren, denn bei der Hitze des Tages schwitzen sie und entwickeln einen starken Durst; sie trinken den Wein, während der Geistliche das Evangelium bei dem Altar liest; auch für die Lehrer richteten 4 Hausbesitzer aus eigenem Antrieb 4 solche Stationen ein; die Lehrer bekamen Bier oder Wein; dieser Brauch fand im ersten Weltkrieg sein Ende.

Die Gemeinde gab 1740 an mehrere Teilnehmer einen Wein u. z. den Stab-, Fahnen- und Figurenträgern 28 Maß, dem Schulmeister und den Kirchenmeistern je10 Maß.

Am frühen Morgen werden die Straßen, die der Zug benützt, mit Wasser bespritzt und mit grünem Gras bestreut. Nach einem Festgottesdienst in der Pfarrkirche ordnet sich die Prozession; der Kirchenvater überwacht die Einteilung. An der Spitze des Zuges geht ein Kreuzträger, dem die Schulkinder folgen, die von Lehrpersonen überwacht werden. Nun kommen die Burschen und Mädchen, die Musikanten und Sänger, die Fahnenträger und die weißgekleideten Mädchen mit ihren Blumenkörben. Vor dem Altar schwenken die Fahnenträger die Fahnen und zeigen da ihre Kunst und Geschicklichkeit. Das Schwenken — ein alter Brauch — soll die Form eines Kreuzes haben. Langsam und bedächtig schreitet der Priester unter dem Himmel zum Altar; den Weg haben die Mädchen mit Blumen und Rosen bestreut. Der Geistliche liest das Evangelium und gibt mit der Monstranz den Segen. Weihrauchwölkchen stiegen himmelwärts und nehmen die Bitten mit zum Allmächtigen, die Gläubigen knien, die Musik spielt, die Sänger singen und Böller krachen; es ist ein schöner, eindrucksvoller Anblick der betenden und singenden Menge. Nun geht der Zug weiter; hinter dem Priester schreitet die Gemeindevertretung, die Ratsherren, die Feuerwehr, verschiedenen Vereine, Handwerk und Gewerbe und zum Schluß die Männer und Frauen, die beten und singen und sich auch unterhalten. In den Fenstern der Häuser sieht man Bilder und brennende Kerzen, unter den Haustüren stehen Kinder mit gefalteten Händen und blicken verwundert dem Zuge nach. Nach dem 3. Altar verlassen die Wilhelmsdorfer und die Mühlviertler die Prozession und eilen nach Hause. Beim 4. Altar löst sich der Zug auf. Nur wenige Gläubige begleiten den Priester in das Gotteshaus. Die Frauen eilen zum Küchenherd um das Mittagmahl zu kochen. Die Männer suchen ihren Durst im Weinkeller oder im Gasthaus zu löschen, denn es war ein heißer Tag. Im Gasthaus kritisieren die Leute den Umgang, loben und tadeln, lachen und spotten, aber fleißig trinken sie den Wein oder das Bier. Beim 3. Altar ereignete sich einmal ein lustiger Zwischenfall, der große Heiterkeit erregte. Hinter dem Altar war eine Labstation der Musikanten. Die Gläubigen knieten rings herum, der Priester wollte gerade den Segen geben, da hörte man eine Stimme: „Luder verfluchtes, sauf nicht soviel!” Die Gläubigen schmunzelten, selbst der Geistliche versteckte seine lächelnde Miene hinter der Monstranz. Jeder bricht sich von den Birken einige Ästchen ab, die er daheim hinter ein Bild oder in eine Spalte auf dem Dachboden steckt, damit sein Haus vor Blitz und Feuer verschont bleibe. Das Gras auf der Straße sammeln die Bewohner und geben es den Haustieren, daß sie gesund bleiben und keine Seuche auftritt. In Poysbrunn sah ich beim letzten Altar, neben dem ein alter Baum stand, auf den letzten Ästen viele kleine Kränze, die den Honorationen des Dorfes geschenkt werden; angeblich sollen diesen Brauch die Trautsohn von Südtirol mitgebracht haben, die vom Kaiser Maximilian II. 1571 die Herrschaft Poysbrunn—Falkenstein als Lehen erhielten; sie waren auch die Patronatsherren der Poysdorfer Pfarrkirche.

Noch eine Prozession in Poysdorf soll erwähnt werden, die zu Floriani am 4. Mai jeden Jahres um die Marktgemeinde herumging, die aber einfach und schlicht ist. Sie wird 1676 zum ersten Mal erwähnt und sollte den Markt vor Feuersgefahr behüten; nur zu oft wurde Poysdorf durch Großbrände eingeäschert. Da machte die Maurerzunft das Gelübde, diese Prozession zur Ehre des heiligen Florian abzuhalten. Die Zunft stiftete dafür einen Himmel, unter dem der Geistliche mit dem Allerheiligsten ging.

Die Grenzbegehung im Frühjahr war der älteste Umgang, der aber nichts mit der Kirche zu tun hatte; es nahmen Burschen, Männer und 2 - 4 Gemeindevertreter in Poysdorf teil, die sich beim Rathaus sammelten. Zu Mittag gehen sie geschlossen weg und auf dem Raderweg [Radyweg] zur „Abbrannten Eiche”, einem alten Grenzbaum. Hier teilen sich die Teilnehmer; die einen gehen links, die anderen rechts längst der Grenze und visitieren die Grenzsteine, die Erdhaufen (Leber genannt) und besserten die Fehler gleich aus. Die beiden Gruppen treffen sich beim Zellerkreuz und begeben sich dann in das Gasthaus, wo ihnen die Gemeinde eine kleine Jause gibt, ein alter Spruch sagt: „Nach dem Lebern (Grenzbegehung) kommt das Leppern (Trinken).“ Oft kam es vor, daß die Gemeinden bei dieser Begehung in Streit gerieten und die Teilnehmer mit Schaufel und Grabscheit aufeinander losgingen. Dies war oft der Fall bei den Kettlasbrunnern und Obersulzern, so daß die Wilfersdorfer Herrschaft zwei Grenadiere als Begleitung schickte, die auf Ruhe und Ordnung schauen mußten.

Grenzstreitigkeiten werden leider oft mit großer Erbitterung von Gemeinden und Bauern geführt; die Prozesse dauern manchmal sehr lange und kosten viel Geld; übrig bleibt eine Feindschaft zwischen beiden Parteien; so datiert das gespannte Verhältnis zwischen Poysdorf und Ketzelsdorf schon seit dem ausgehenden Mittelalter.

Quellen:

Herrschaftsakte im Fürst Liechtensteinschen Hausarchiv

Gemeinde-Archiv der Stadt Poysdorf — leider 1945 verbrannt.

Veröffentlicht in: „Heimat im Weinland“, Heimatkundliches Beiblatt zum Amtsblatt der Bezirkshauptmannschaft Mistelbach, 1974, S. 163 + 164

Frankstadt

Nordmähren war um 1290 landesfürstlicher Besitz. Damals entstand sicher die Vogtei, der älteste Teil unseres Dorfes; mit einem Erdwall und Wassergraben war sie umgeben. Sie ähnelt den sächsischen Wehrbauten, während die fränkischen rechteckig waren. Solche Anlagen gehören dem frühen Mittelalter an. Frankstadt ist ein Waldhufendorf, das sich ursprünglich von der Abzweigung der alten Bladensdorferstraße – bei der Heinrich Mühle – bis zur Einmündung der Schönbrunnerstraße erstreckte. Dass die Kirche der Maria Geburt geweiht ist, spricht ebenfalls auf ein hohes Alter. Ein Adelsgeschlecht, das sich nach unserem Dorfe nannte und in der Vogtei wohnte, starb 1464 aus.

1391 war Frankstadt eine angesehene Siedlung; denn der Landesfürst machte die Bauern, die bis dahin Zeitpächter waren, zu Erbgütern, die über ihren Besitz das Erbrecht besaßen. Die Hussitenkriege störten die friedliche Aufbauarbeit, denn die Hussiten zerstörten die Orte z. B. Johrnsdorf mit Feste und Kirche, die Bewohner flohen in die Wälder und versteckten sich; eine Zufluchtsstätte aus jener Zeit war „der Burgfelsen“ im Walde. 1468 tobte der Kampf des Rostka von Pistupitz um Heilendorf – Zautke. 1493 wurde eine Straße umgelegt; es handelt sich wohl um die Dammstraße nach Schönberg, die dann immer die Frankstädter in Ordnung halten mussten. Das Rabenseifenwasser floss in den großen Teich neben dem Damm; ein anderer Teich befand sich zwischen Plötsch und Johrnsdorf; die Fischzucht war ja ein wichtiger Wirtschaftszweig in alter Zeit.

Peter von Zierotin – das Geschlecht starb 1922 in Blauda aus – erwarb 1504 Frankstadt und gab der Heinrichmühle ein besonderes Privileg. Dem Vogt Merten Zaig, der alle Handschriften verloren hatte, bestätigte er 1528 seine alten Rechte: ein freies Gericht, eine Hube Ackerland, freien Bierschank aus Weizenbier, eine Schmiede u. s. w. In Frankstadt gab es eine Ober- und Untermühle, eine Oberschar, die über dem Rabenseifen lag und eine oberhalb Frankstadt und einen freien Weg (die spätere Straße nach Rabenseifen?). Der Vogt musste ein Ross und „Küriss in Kriegszeiten für die Schönberger Notdurft halten, ebenso den Gemeindestier und – eber, dafür reichte ihm das Dorf 2 Weihnachtshühner. Jedes Jahr gewährte er den Bewohnern ein Fass Bier, damals tauchten in Frankstadt die Familiennamen Hechsmann und Bös auf. Mit den Gemeinden Weikersdorf und Reitendorf wurden 1563 die Grenzen genau geregelt.

Auf Peter von Zierotin folgte sein Sohn Johann, unter dem von einem Städtchen Frankstadt und 2 Dörfern die Rede ist; darunter müssen wir die Vogtei verstehen und den Ober- sowie den Unterort; das Marktrecht dürfte sich nur auf den Kirmesmarkt beziehen.

1569 kam Frankstadt an die Stadt Schönberg, die als Grundherr das ius dominicale beanspruchte; das Gemeindegebiet umfasste 23½ Lahnen und war 1583 eine Dorfgemeinde, die 1587 folgende Abgaben zu leisten hatte: Jahreszins 49 fl 28 gr, Michaelizins 24 fl 29 gr, von den 2 Ölmühlen zu Georgi 1 fl, von den Rodäckern 1 Schock 39 Hühner, Zins- oder Waldhühner 1 Schock 12 Stück, Karsthühner 48 Stück a´ 3 kr wert, 4½ Schock Weihnachtseier, von den Rodäckern 7 Schock 2 Stück Eier, Zinsweizen 19 2/4 Scheffel à 1 fl, Zinskorn 39 Scheffel à 20 gr, Zinshafer 39 2/4 Scheffel à 8 gr, Karsthafer 24 Scheffel, der Pfarrer reicht 12 Scheffel Karsthafer.

Rodäcker besaßen unter anderen: Schwank, Lukas, Dietrich, Leimser, Sigl, Hegßmann, Arbe, Schubart, Brauner, Balzer, Spielvogel, Hasler, Tyl, Rabenseifner. 1587 und 1588 wurde neuer Grund zum Roden zugewiesen – es entstand sicher damals der obere Teil des Dorfes von der Heinrichmühle bis zum Wald und die „kleine Seite“ = Rute. 1588 gab es schon 72 Bauern, die mit dem Pfluge roboteten – der Vogt war robotfrei – und 8 Gärtler die nach Befehl roboten mussten, was man sie hieß. Zu Weihnachten führte jeder Bauer 2 Fuhren Holz in den Schönberger Meierhof und der Vogt reichte, wenn er seinen Besitz verkaufte, von 100 fl je 10 fl. Nach der Zahl der Ruten, die ein Bauer besaß, hatte er das Rutenholz zu führen (eine Fuhr = 30 qn). Das Geld musste für 6 Jahre gezahlt werden und machte 56 fl 29 gr aus. Im Jahre 1690 hörte diese Zahlung auf. Vom Aschenbrennen kamen 2 fl ein (auch weniger) ebensoviel von den Schweinen, wenn sie zur Bucheckermast in die Wälder getrieben wurden; vom Vogelstellen = 0, Pachtzins für die Fischerei im Rabenseifenwasser = 6 fl (viele Forellen und Krebse). In den Wäldern gab es Hirsche, Bären, Hinden, Hasen und Eisenerz – Wallichtoch und Gänserichschacht.

Der Ort Rabenseifen zinste unter anderem 34 Waldhühner, 6¼ Scheffel Zinskorn, 13 Scheffel Zinshafer. Der Waldhafer kam vom „Sterberecht“ her und nicht vom Holzrecht (ius lignandi). Damals hatte Frankstadt neben dem Erbgericht = Vogtei, 2 Mühlen, 72 Bauern und 8 Gärtler bei der Kirche, die Dorfau war noch unbebaut.

1622 verloren die Zierotin ihren Besitz und die Stadt Schönberg ihre Freiheit. Der Fürst Karl von Liechtenstein bekam Eisenberg und Schönberg; die Gegenreformation wurde strenge durchgeführt. Viele wanderten um Glaube und Heimat aus u. z. nach Modern in Ungarn (1629). Die Frankstädter Pfarre musste wegen Priestermangel mit der in Schönberg vereinigt werden (1623). Schönberg und Frankstadt ersuchten die Obrigkeit, dass sie bei dem lutherischen Glauben verbleiben dürfen. Die 2 Pastoren sperrte man 28 Wochen lang ein. Die heutige Heinrichmühle war eine Pulvermühle, die für den Krieg arbeitete. Den Geistlichen war in Frankstadt das Einkommen zu gering: Korn und Hafer 141 Metzen, Weizenmehl ½ Metzen, Weizen 2 Metzen, 6 Hühner und 2 fl 8 gr Geld. Der Pfarrhof war um den dritten Teil der Frucht „heimgelassen“ worden. Die Bauern verarmten bei den Militäreinquartierungen, schlachteten heimlich ihr Vieh und verkauften das Fleisch. Die Pferde waren matt, verhungert und lahm, weil man schon 2 jährige Füllen einspannte. Nassauische Kriegsvölker erbrachen Kisten und Kasten, nahmen den Bauern alles, sodass sie keine Steuern zahlen konnten und sich lieber einsperren ließen (1633). Das Bier kaufte Frankstadt in Schönberg, auch Petersdorf und Weikersdorf waren dazu verpflichtet, nur Brattersdorf weigerte sich. Der Allersdorfer Zierotin nahm sich 1638 die Überschar des Frankstädter Erbrichters und säte je 16 Metzen Korn und Hafer darauf. Dem Andreas Heinisch von Rabenseifen führte er 2 Pferde weg.

Als man im Juni 1639 mit einem Einfall der Schweden rechnete, waren die Leute recht mutlos und verzagt; doch gab es viele, die mit Zuversicht in die Zukunft blickten, weil sie in dem Feinde ihren Befreier sahen. Die Obrigkeit verlangte eine Abwehr des Gegners, alle sollten mithelfen und Schanzen bauen.

Am 3. April 1642 erhielt der Frankenstädter Vogt ein Schreiben von den Schweden.

Am 17. Juni 1642 wurde Frankstadt aufgefordert, 2 Boten nach Mähr. Neustadt wegen einer Kontribution zu entsenden. 100 Mann von Frankstadt und Rabenseifen halfen beim Ausbessern der Schönberger Stadtmauer. In mehreren Dörfern begrüßte man die Schweden mit Musik. Die Gemeinden um Schönberg, das aber mehr auf der Seite der Schweden stand, ergaben sich nicht dem Gegner, auch Hohrensdorf nicht, obgleich die Schweden vor diesem Gute lagerten. Heimlich schickten die Schönberger Boten aus Frankstadt mit Briefen zum schwedischen Kommandanten in Neustadt. Am 13. und 14. August gelang es dem Geistlichen in Markersdorf, mehrere Briefe aufzufangen. Die Schönberger spendeten nach Neustadt Honig, Anurken u. dgl. Der Stadtschreiber tadelte die Frankstädter wegen ihrer unentschlossenen Haltung; sie wären unklug, weil jetzt eine bessere Zeit käme; die Religionsverfolgung müsse aufhören, niemand dürfe schikaniert werden, er selbst bekenne sich zu dem Glauben der Schweden und den Katholiken, die zum Kaiser halten, würde jetzt alles mit gleicher Münze heimgezahlt. Von Frankstadt und Rabenseifen gingen mehrere Bewohner zu den Schweden; viele weigerten sich, zur Osterbeiche zu gehen. Der Feind erlaubte sich trotzdem Übergriffe und raubte die katholisch Gesinnten aus. Am 29. Oktober 1646 marschierte der General Wittenberg mit seinen Truppen über Blauda, Schönberg und Frankstadt nach Troppau. Die Bauern mussten Korn, Gerste und Hafer nach Neustadt liefern. Am 10. April 1647 lagerten die Truppen Montecuculis bei Frankstadt und plünderten die Bewohner aus; sie nahmen ihnen alles bis aufs Hemd. Die Bauern wollten schon Haus und Hof verlassen. Endlich wurde der Friede geschlossen, doch zogen die Schweden erst 1650 von Olmütz und Neustadt weg. Die Folge des langen Krieges war eine grenzenlose Sittenverwilderung. Der Hexenglaube wucherte wie ein Unkraut im Volke, das seufzend erklärte: „Im Luthertum haben wir gleichwohl christlich gelebt, nun sind wir ärger als die Heiden“. 1651 entdeckte man Eisenerz zwischen Schönberg und Blauda. Fünf Jahre später hatten die Untertanen alle lutherischen Bücher und Schriften abzugeben. Die Geistlichen begehrten den Beichtkreuzer und Tischgroschen von den Gläubigen. Durch mehrere Jahre bezogen die Frankstädter, die den Bladensdorfer Heger bestachen, Holz aus den Waldungen; diesen Schwindel entdeckte man 1675. In den letzten 10 Jahren wurden auf der Dorfau der Gemeinde 13 Häuseln gebaut. In den Wäldern suchte der Graf Andreas Camillo Locarno 1680 Eisenerz und andere wichtige Metalle. 1685 war ein Missjahr, bei dem Regenwetter verdarben Getreide und Flachs. Die Bauern klagten über die rohe und unmenschliche Behandlung durch die Herrschaftsbeamten.

1694 wird Schöntal zum ersten Mal erwähnt; in diesem Missjahr verzehrten die Leute Haferbrot und solches aus Kleie, Spreu und Leinknoten; daher befürchtete man den Ausbruch einer Seuche.

1704 begann der Robotstreit mit Schönberg, das 13 Frankstädter durch 13 Wochen einsperren ließ und wie Schergen behandelte. Die Stadtgemeinde hatte durch 10 Jahre keine Rechnung gelegt; es herrschte eine große Schlamperei und eine Freunderlwirtschaft; die Beamten leisteten nichts, waren liederlich und behandelten die Bauern „crudel“. Die Bürger benahmen sich wie Rebellen und Malkontenten; 1705 gab es einen Aufruhr, sodass 10 Bürger nach Olmütz als Gefangene eingeliefert wurden. 100 Mann aus dem Bereich der Ullersdorfer Herrschaft stellten die Ruhe in Schönberg her. Der Stadtschreiber – ein Sohn des Primators – neckte und schikanierte wie ein echter Bauernschinder die Frankstädter. Die Eisenberger Herrschaft und der Kaiser schlichteten den Streit. Die Bauern rächten sich für die rohe Behandlung in der Weise, dass sie sich überall Zeit ließen; so hatten z.B. 24 Bauern der Herrschaft Hohenstadt eine ganze Woche gebraucht, um 9 Schock Stroh von Hohenstadt nach Eisenberg zu bringen. Die Bauern, die oft weder lesen noch schreiben konnten, ließen sich von gewissenlosen Winkeladvokaten aufhetzen. 1705 leisteten die Frankstädter 282 Ross- und 282 Fußrobottage; sie waren aber fleißig und errichteten in einem Tag mehr als die Hannaken um Olmütz in 3 Tagen. 19 Bauern hatten nur ein Ross. Die Frankstädter hatten die Dammstraße in Ordnung zu halten, die in alter Zeit „weiter oben“ ging (bei der Raffinerie).

Im Pestjahr 1714 erschienen Wundärzte von Olmütz und Feldsberg, die Leichen wurden beschaut, verdächtige Häuser mit einem weißen Kreuz bezeichnet und durch 6 Wochen gesperrt, Möbel, Kleider und Garn in einem Pesthaus verbrannt, jede Tanzunterhaltung verboten, die Schulen geschlossen und verseuchte Orte abgesperrt. In Schönthal, Frankstadt und Schönberg zeigte sich die Seuche. Schönberg war vom 3. 9. 1714 bis 20. 2. 1715 isoliert, Zimmerleute versperrten die Straßen, Posten standen da, jeder Verkehr hörte auf. Aus 5 Häusern machte die Stadtgemeinde ein Spital. Der Fürst Liechtenstein spendete der Stadt Lebensmittel im Werte von 3 576 fl. Sang und klanglos begrub man die Toten in einem Massengrab außerhalb der Gemeinde und schüttete Kalk auf die Leichen. Die Häuser „purifizierte“ man mit Schwefel, Lorbeer, Essigwasser und räucherte sie mit Wacholderfeuer aus. Gedörrte Pflaumen, Knoblauch und Wacholderbeeren verzehrten die Leute. Am 20. Februar 1714 gab es ein Hochwasser, das die Felder überflutete und in den Bergen großen Schaden anrichtete; ein Sturmwind entwurzelte Bäume und deckte Häuser ab. Im August folgten wieder ein Hochwasser und Sturm. 1715 wollte sich der Schulmeister Christian Demuth in der Frankstädter Dorfau ein Häusel bauen. Am 4. Mai gab es überall Dankgottesdienste, weil jede Pestgefahr beseitigt war; nur in einzelnen Gebirgsdörfern wütete noch die Seuche; erst am 24. Jänner 1716 war sie erloschen und alles atmete auf. Schönthal und Rabenseifen waren so arme Gemeinden, dass sie jährlich kaum 10 Pfund Rindfleisch kauften; in Frankstadt, das keinen Fleischhauer hatte, wurden jährlich 12 fl für Fleisch ausgegeben (= 240 Pfund) Schönberg stützte sich auf das Meilenrecht und ließ in Frankstadt keinen Meister aufkommen, obwohl sich Franz Kraulich um eine Stelle bewarb. In den Büscheln durften die Bauern keine Asche brennen. Von Rothwasser kam der Schulmeister Christian Danerth nach Frankstadt. 1716 entließ der Schönberger Bürgermeister die 6 Kinder des Erbrichters und setzte auf die Urkunden das kleine Siegel statt des großen. Rauchfangkehrer gab es in Goldenstein, Eisenberg und Schönberg. Einige Biber machten in den Gewässern bei Schönberg bedeutenden Schaden. Das Schicksal der Witwen und Waisen war damals ein trauriges. Mancher Vormund und Stiefmutter eigneten sich die Waisengelder an. Ausgedinger klagten, dass ihnen nicht das Ausgedinge gegeben werde. Räuber machten die Straßen unsicher; in Schildberg wurden 4 solche Verbrecher hingerichtet. Die Bauern sollten jede Gefahr bei Überfällen durch Glockenzeichen bekannt geben, damit ihnen die Nachbarn beistehen. In Hermesdorf wurde ein Tanzhaus gebaut; damit hörte der alte Tanz unter der Dorflinde auf. In Ober Hermesdorf konnte nur der Erbrichter Schubert lesen. Die Bauern klagten und logen der Obrigkeit ihre missliche Lage vor, um einen Steuernachlass zu bekommen. Die Beamten gaben den Untertanen Ohrfeigen, schlugen sie mit der Karbatsch und bedrohten sie mit dem Gewehr. Ein Olmützer Missionär fand bei den Bauern einige lutherische Bibeln, die er wegnahm; den Toten legte man ein Geldstück auf den Mund; die sittlichen Verhältnisse entsprachen nicht seinen Erwartungen (1719); in mehreren Gemeinden zeigte sich die rote Ruhr. Der Schönberger Todesangst-Bruderschaft traten mehrere Frankstädter bei. Eine Frömmigkeitswelle ging als Folge der Pest durch unsere Heimat.

Um 1720 waren heiße trockene Jahre, die Hagelwetter, Dürre, Futtermangel brachten; das Wetterläuten bürgerte sich ein; deshalb bauten kleine Gemeinden Glockenstühle. In den Kirchen wurden Regenandachten gehalten. Die Steuern mussten durchs Militär eingetrieben werden, weil die Bauern nicht zahlten (besonders in Hermesdorf). 1721 begannen die Johann von Nepomuk-Feiern; in jeder Pfarrkirche musste ein feierlicher Gottesdienst stattfinden, damit das Kaiserhaus einen männlichen Thronerben bekomme; in mehreren Gemeinden tauchte die Krankheit „morbus Gallicus“ = Syphilis auf. 1722 war die Kirche in Frankstadt recht baufällig. Schönberg forderte 1726 von der Gemeinde Au einen Geldzins, den die Gemeinde verweigerte, sodass 3 Bewohner in Ketten gelegt und 25 Wochen eingesperrt wurden. Als die Frankstäder 1728 einen eigenen Pfarrer verlangten, trat der Schönberger Dechant für die Abweisung des Gesuches ein; denselben Misserfolg hatte eine schriftliche Bitte am 14. März 1730. Doch wurden der Beichtkreuzer und Tischgroschen abgeschafft. Im November 1731 gab es einen Streit mit Schönberg wegen der Hutweide, den der Olmützer Kreishauptmann schlichtete. Frankstadt umfasste 20 Lahn 6 ¾ Achtel und 99 Kamine, Rabenseifen 2 L – 2 ¾ A – 22 K. und Schönberg 35 L. 4 A. 421 Kamine; Brauereien befanden sich in Ullersdorf , Blauda, Eisenberg und Schönberg, welches das Meilenrecht besaß. Anlässlich der kaiserlichen Hochzeit 1736 mussten von jedem Lahn 30 kr als „Hochzeitsdonativ“ gezahlt werden; Frankstadt spendete 10 fl(a´30 kr); im folgenden Jahr verlangte die Regierung an Türkensteuer von 1 Lahn 4 fl 20 kr und von 1 Kamin 1 fl 57 kr 2 hlr. In Deutsch Liebau arbeitete ein Salitermeister für das Olmützer Zeughaus.

Als 1742 ein Bataillon Preußen unter dem Prinzen Moritz von Dessau in Schönberg einrückte und 2 Tage hier blieb, staunten die Bürger über die Ordnung und Disziplin; es wurden keine Geiseln ausgehoben. Die Regierung rief den Landsturm auf und bewaffnete Insurgenten, die von Jägern und Förstern geführt wurden. Im Missjahr 1744 klagt ein Bericht über Viehseuchen, Stürme, Hochwasser, Überschwemmungen, Feld- und Waldschäden. Unsere Wälder lieferten viel Holz zu dem Bau der Festung Olmütz und von den Bauern mussten Mehl, Hafer und Gerste fürs Militär abgeliefert werden. 1746 verließ der Kaplan Adolf Kress die Pfarre Frankstadt, wo er 17 Jahre gewirkt hatte. Neben den Dorfbadern heilten auch Feldscher die Kranken und in Schönberg ließ sich 1754 ein Doktor nieder. Im March- und Tesstal hob sich der Handel und Verkehr (Merkantilismus). Die Bauern, denen der Krieg gar nicht passte, versteckten sich mit Ross und Wagen in den Wäldern, um nicht Vorspann leisten zu dürfen (1758); Militäreinquartierung, Preußeneinfall über Grulich 1759, Missernten, Unzufriedenheit, hohe Steuern; Burschen verstümmelten sich, um nicht Soldat zu werden; Erbrichter verkrochen sich aus Angst und Furcht. Bei Rekrutierungen gab es Bestechungen; die Reichen konnten sich vom Militär loskaufen. 1765 wohnten in Frankstadt 72 Bauern und 39 Gärtler. Als die Gemeinde um eine selbständige Pfarre ersuchte, vereitelte dies der Dechant in Schönberg, der darauf hinwies, dass die Bewohner lutherische Bücher hätten und laue Christen wären. Die neue Pfarre sollte noch die Orte umfassen: Rabenseifen (18 Bauern + 13 Gärtler), Schönthal (27 G.), Johrnsdorf mit Plötsch (12 G.) und Wiesen (13 B. + 30 G). In den Missjahren 1769 – 1771 gab es so wenig Brotgetreide, dass manche Familie wochenlang kein Brot sah; die Folge war: Hungersnot, viele Sterbefälle, Anbau der Kartoffeln, die aber von den Müllern verflucht wurden, weil sie später über schlechten Geschäftsgang klagten.

1775 waren die Bauern mit der Robot unzufrieden; es wurden trotzige Malkontenten und Schwarmgeister, die von Winkeladvokaten aufgehetzt wurden; selbst die Auenhäusler verweigerten die Robot. Die Dorfau in Frankstadt war 1778 Anlass zu einem Prozess mit Schönberg, weil sie die Gemeinde als ihr Eigentum erklärte. In den Dörfern um Blauda und Wiesenberg gehörte sie der Herrschaft. Im Dezember 1778 lieferten unsere Gemeinden für die Truppen, die nach Freudenthal marschierten, Heu, Hafer und Mehl. 3 Wochen herrschte in den Dörfern große Unruhe. Bei den Musterungen sah man Burschen mit Kröpfen, Missgestalten, Leute mit Gebrechen und Selbstbeschädiger. Die „Kolleda“- Geschenke für die Pfarrer hörten auf.

1783 wurde Frankstadt eine Kuratie mit einem eigenen Geistlichen. Josefinische Reformen brachten dem Bauer die Menschenwürde – Prangerstehen, Eselreiten, Anbinden, körperliche Züchtigung verboten, Robot geregelt, Abgaben und Steuern überprüft und neu berechnet, eine Art Steuerbüchel eingeführt, die Teiche in Wiesen umgewandelt, öde Äcker ausgemessen, Stallfütterung angeregt, Schulzwang, neue Schulen errichtet, Armenpflege verbessert, Armenhäuser gebaut, der Einfluss des Adels und der Kirche beschränkt, die alte Feudalherrschaft begann zu wanken – ein neuer Geist hielt in unsere Heimat den Einzug.

1805 endete der Holzstreit mit Schönberg durch einen Vergleich: Der Erbrichter sollte jährlich 15 Klafter Urbariholz und 1 Spanbuche erhalten. Die 71 Bauern je 9 Klafter, die 44 Gärtler und Häusler je 4 Klafter und das ganze Dorf 50 Stamm Bauholz, 60 Sporrenhölzer und 10 Stamm Bohlen, das Branntweinhaus aber eine Spanbuche. Der Rutenholzzins wurde für gerodete bzw. für wüste und mit Sträuchern bedeckte Äcker gefordert. Die Robot war jetzt „aboliert“. Schönthal und Rabenseifen bekamen kein Urbariholz und leisteten Robot u. z. Rabenseifen 800 Robottage und Schönthal 500. Der Geldsturz von 1811 lähmte jeden Unternehmungsgeist, überall herrschte Arbeitslosigkeit. Bei Eisenberg arbeiteten 3 Ahorn= zuckerfabriken. Zur Verbesserung der Rinderzucht kam 1813 ein Schweizer Stier nach Hermesdorf in den Meierhof. Die Straßen waren schlecht, steinig und meist 1 Klafter breit; die von Rakersdorf führte hinter den Bauernhäusern im Niederort zur Plötsch. Auf der Dammstraße, die Pappeln umsäumten, lagen viele Steine, aber kein Schotter; zu beiden Seiten sah man Wiesen; eine Jochbrücke führte über die Tess und bei den Mühlen am Hutteich gab es mehrere Brücken. Das Klima war gesund, das Trinkwasser sehr gut. In den Feldern standen Brechhäuschen. 1 Metzen Anbau gab im Niederort 3 Metzen Korn, 4 Metzen Gerste, 5 Metzen Weizen und 3 ½ Metzen Hafer. 1835 ließ die Regierung die Straße Neustadt – Rabersdorf – Frankstadt – Schönberg bauen. 1839 hatte Frankstadt 220 Häuser, 1580 Bewohner, 4 Mühlen und 1 Bleiche (beim Küffler). 1841 erhielt Rabenseifen eine Kirche und 1843 wurde die Kuratie in Frankstadt zur Pfarre erhoben.

Quellen:

Herrschaftsakte Eisenberg im Fürst Liechtensteinischen Hausarchiv in Wien.

Kriegsarchiv in Wien (K VII. d. 52)

Handschrift von Franz Thiel

Franz Ritter von Heintl in Nexing

Unweit von dem Markte Obersulz liegt das Dörfchen Nexing mit einem Meierhof, den der Nationalökonom Franz Ritter von Heintl (1769-1839) zu einem Musterbetrieb machte; er kaufte ihn vom Fürsten Prosper von Sinzendorf, dem Ernstbrunner Kunstmäzen, der sich um diesen entlegenen Besitz nicht sehr kümmerte. Die Beamten waren bequem und die Untertanen unwissend und boshaft.

Als er 1802 nach Nexing kam, fand er dieses Gut, das auf ihn einen schlechten Eindruck machte, recht verwahrlost; die Bewohner waren arm, hatten keine Arbeit, und die Bauern ernteten wenig von ihren Feldern. Die 3 Teiche hatte noch der Fürst Sinzendorf in Wiesen verwandelt; auf den Feldern bemerkte er beim ersten Rundgang viel Sand und Schotter; ein Berg hieß auch Muschelberg. Heintl ging gleich an die Arbeit und legte auf den sandigen öden Flächen Gärten an. Darüber lachten die Bewohner und schüttelten den Kopf über diese Dummheit des Herrn. Der aber ließ nicht locker, richtete den Boden ordentlich her, und bald standen hier 1.200 Obstbäume – Hochstämme und Zwergbäume, neben Weinreben, Klee- und Grasflächen; ein lebender Zaun umgab die Anlage, die zur Blütezeit eine Augenweide war. Singvögel sangen in dem grünen Laub, und mit Freude genoß er oft von hier den schönen Ausblick auf das Hügelland der Umgebung und auf die Hohenleiten mit dem dunkelgrünen Wald.

Die Bewohner, die zu träge, liederlich und sehr unwissend waren, taten nichts, weil sie nach dem bekannten Satz lebten: „Wo der Bauer nicht muß, rührt er weder Hand noch Fuß.“ Als Heintl ein neues Weingebirge, eine Reb- und Baumschule anlegte, schauten die Bauern wohl zu, doch trauten sie den Neuerungen nicht. Heintl bearbeitete andere öde Flächen mit Pflug und Egge, setzte Nußbäume und Edelobst und verfügte so über genug Obstgärten, die früher in Nexing fehlten.

Aus der „Remis“ wurde 1804 eine englische Parkanlage; er legte das Sumpfgebiet trocken, zog Gräben und setzte Felber, Liguster und Hartriegel; es war eine öffentliche Anlage, die auch die Leute besuchten. An Sonn- und Feiertagen erschienen im Sommer viele Fremde aus den umliegenden Orten, um hier auf einige Stunden Ruhe und Erholung zu finden. Den Park umgab er später mit einem lebenden Zaun. An den Wegrändern pflanzte er Weiden und Pappeln, sodaß die Gegend wie eine holländische Landschaft ausschaute. Einen Teil der Wiesen ackerte er um und verpachtete den „Neuriß“ an die Bewohner, die zuerst Erdäpfel anbauten. Um die Viehzucht zu verbessern und die Zahl der Rinder zu vermehren, machte er einen Versucht mit Kleewiesen, den er als erster in diesem Gebiet mit gutem Erfolg probierte.

1808 war ein Mißjahr, weil infolge der Sommerhitze wenig Getreide wuchs, 1809 ein Kriegsjahr mit Requirierungen, Soldatendurchmärschen und Arbeitermangel, der eine rechtzeitige Bestellung der Felder verhinderte, und 1810 ein Mißjahr.

Die Hutweide gegen Obersulz ackerte er um und baute Getreide, Erdäpfel und Wicken an; seit 1802 versuchte er es mit dem Luzerneklee; er war der einzige, der in dieser Gegend die Kleeart einführte; etwas früher taten es die Herrschaften Rabensburg und Wilfersdorf. Der Anbau der Futterkräuter war eine agrarische Revolution, weil die Wiesen dadurch entbehrlich wurden; der Bauer gewann Ackerland, ging zur Stallfütterung über und stellte mehr Rinder ein; doch vergingen noch Jahre, bis dies geschah, da sich der Bauer nicht so schnell umstellte.

Heintl machte auch erfolgreiche Versuche mit Erbsen und Weizen, der nach dem Urteil der Obersulzer hier nicht wuchs; denn der Boden tauge nicht für diese Feldfrucht. Doch ließ sich Heintl nicht abschrecken, und seine Probe zeigte einen unerwarteten Erfolg. Das erste Weizenfeld in Nexing war ein Weltwunder, das viele Neugierige aus den Nachbargemeinden anlockte. Die Spötter und Besserwisser verstummten, sie zollten diesem unerschrockenen Pionier Anerkennung sowie Lob wegen seiner rastlosen Arbeit im Dienste der Allgemeinheit. Das Erbsenstroh gab Heintl den Schafen.

Wo es Felsen gab, ließ er Erde hinführen und machte ein Feld. 1805 säte er auf der „Kellerbreiten“, die bis dahin öde war, Hafer; die „Hanfretzbreiten“, die einmal zum Hanfbau verwendet wurde, gehörte zum Herrschaftsmeierhof. Heintl vermied die Kalkdüngung und nahm lieber Gips, Mergel, Teichschlamm sowie Asche von Eichenholz. Auf die Kleefelder streute er nur Gips. An die Stelle der Dreifelderwirtschaft setzte er seine Fruchtfolge, die er schon in seiner nordmährischen Heimat kennengelernt hatte: Klee, Weizen, Korn, Hafer. Für einen Steinbruch in Nexing ließ er Arbeiter aus Nordmähren kommen.

Nexing zählte vor 1802 nur 12 Häuser, nun stieg die Zahl auf 24. Strenge schaute er auf Ordnung und Reinlichkeit in der Gemeinde, sorgte für bessere Wohnverhältnisse, half den Armen und Notleidenden und handelte nach dem Satze: „Besitz verpflichtet“. Die verunkrauteten Herrschaftsbreiten gehörten bald der Vergangenheit an, da er bessere Ackergeräte einstellte. Auf 1 Joch führte er 24-26 zweispännige Fuhren Mist und erntete davon 52 Metzen Korn. Er verwendete besseres Saatgut, einen besseren Safran, Sämaschinen, Kultivatoren sowie Getreidesensen bei der Ernte, aber keine Sicheln wie die Nexinger. Mit seiner „Rechensense“ mähte ein Schnitter täglich 1 Joch; mit der Sichel mußten 4 fleißige Arbeiter dazu angestellt werden.

Im Marchfeld ließen die Bauern das Getreide nach der Ernte durch die Pferde austreten und im Winter „worfeln“, d.h. die Körner von der Spreu trennen; im Weinland besaßen sie wohl Drischel, blieben aber dem „Worfeln“ treu. Dreschmaschinen gab es noch nicht. Heintl wechselte nach einigen Jahren das Samengetreide, häufelte die Kartoffeln mit dem Pflug an und ackerte sie auch aus. In seiner Wirtschaft rechnete er genau und machte stets Aufzeichnungen. 1 Kuh lieferte ihm jährlich 24 Fuhren Dünger; 25 Rinder gaben jährlich 15 Zentner Butter (von 10 Maß Kuhmilch = 1 Pfund Butter, ebensoviel von 7 Maß Schafmilch); von einer Ziege bekam er täglich 1½ bis 2 Maß Milch.

Für 1 Pferd berechnete er täglich 10 Pfund Heu und wöchentlich 1½ Metzen Hafer. Den Aufstieg der Landwirtschaft im Weinviertel behinderten nach Heintls Ansicht die Unwissenheit, die Faulheit, die alten Vorurteile, der Aberglaube und der strenge konservative Geist. Die Lehrer in den Dorfgemeinden sollten mehr wissen, einen praktischen Unterricht erteilen und die Jugend mit den Pflichten eines Staatsbürgers bekannt machen; es mangelte an einem Unterricht in der Landwirtschaft sowie in der Heimatkunde. Eine Straßenpflege kannte man nicht. Die Wirtshäuser waren oft richtige Räuberhöhlen, welche die Fremden fest wurzten, da man keine Preistafeln kannte. Der österreichische Ackerbau war sehr rückständig. Die gesundheitliche Aufklärung der Leute fehlte ganz. Der Wasenmeister, der Viehhirt, eine alte Frau oder ein Bader heilten die Kranken, machten aber einen größeren Schaden als Nutzen. Im Arzt sahen die Dorfbewohner den Boten des Todes. Sie hatten den Grundsatz: „Was sterben soll, stirbt auch, wenn Hilfe kommt.“ Für Witwen und Waisen müßte der Staat Versorgungsanstalten bauen.

Heintl war ein Mann, der nach dem Dichterwort lebte und handelte: „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut.“ Als Nationalökonom trug er viel zur Reform der Landwirtschaft und Dorfkultur im Weinviertel bei, da er nicht nur ein Lehrer, sondern auch ein erfahrener Praktiker war. 1808 wurde er für seine Verdienste in den Adelstand erhoben. Er starb am 15. April 1839 in Würnitz, das er 1825 gekauft hatte.

Quellen:

Franz Ritter von Heintl „Die Landwirtschaft des österr. Kaisertums“.

Dr. G. Treixler „Franz Ritter von Heintl“ in „Unsere Heimat“ 1936.

Veröffentlicht in: „Heimat im Weinland“, Heimatkundliches Beiblatt zum Amtsblatt der Bezirkshauptmannschaft Mistelbach, 1964, S. 210 + 211

Fronleichnam in alter Zeit

Wenn die Natur im Frühling erwachte und sich überall das zarte Grün und dann die Blüten zeigten, veranstalteten unsere Vorfahren zu Ehren des Wettergottes Donar Flurumzüge und Flurritte, damit kein Unwetter oder Hagelschlag die Ernte vernichte. Dieser bäuerliche Brauch war mit dem Volke so innig verwurzelt, dass die Kirche ihn übernahm und im christlichen Geiste weiterpflegt. Der Fronleichnam, der letzte feierliche Umzug fand immer an einem Donnerstag statt, da er ja nach dem erwähnten Gewittergott benannt ist. Der Umgang durch die Felder lag zuerst in den Händen der Bauern, die mit einem Kreuz an der Spitze des Zuges durch den Burgfrieden der Gemeinde zogen; viele Dörfer besaßen damals weder eine Kirche noch einen Geistlichen. Mehrere Männer gestalteten nach eigenem Gutdünken die würdevolle Feier, bei der 4 Stationen entsprechend den 4 Weltgegenden gemacht wurden. Diese Männer bildeten später die corporis Christi-Bruderschaft. Fiel der Donnerstag in die Zeit des Neumondes, so wurde das Fest mit großem Pomp gehalten. In diesem Mondesviertel hatten die bösen Geister eine besondere Gewalt zum Nachteil der Menschen (J. Aschbach „Geschichte der Wiener Universität“).

Wo es die Kirche gab, wurde das Allerheiligste (Sanctissimum) mitgetragen, dem das Volk eine abwehrende Kraft zuschrieb, daher zeigt man es auf einem Tisch bei einem Feuerbrand und bei einem aufsteigenden Gewitter (F. Tomek „Kirchengeschichte Österreichs“). 1434 wird die Fronleichnamsfeier in Großkrut erwähnt, die sogar einen Indulgenzbrief (Ablass) bekam und daher von vielen Bewohnern aus der Umgebung besucht wurde (Wiener Diözesanblatt 1898). Nach den Bestimmungen der Wiener Synode vom Jahr 1470 musste am Fronleichnamstage das Sanctissimum auf die Felder der Gemeinde getragen und bei den 4 Stationen der Anfang der 4 Evangelien gelesen werden zum Schutz gegen Ungewitter. 1479 wurde in Wien die corporis Christi-Bruderschaft reorganisiert, die sicher schon früher hier bestand. Bei dem Umgang ging es recht lustig zu, da die Leute nach einer Klage von 1528 in duseliger Stimmung und angeheitert mit Fleisch und Kandeln voll Wein erschienen und sich gegenseitig zutranken; dies war ein Fruchtbarkeitszauber für den Mensch und die Natur. Noch heute sagt man beim Anstoßen mit den vollen Weingläsern im Keller „auf deine Gesundheit“ oder „Du sollst leben!“ Die Hanftaler Bauern pflegten noch um 1910 am Aschermittwoch im Gasthaus bei einem Glas Wein die Disteln auf den Felder zu vertrinken.

1544 bestand in Laa a. d. Thaya eine corporis Christi-Bruderschaft. In der Reformationszeit wollten die Grundherrn diesen Feiertag abschaffen, doch war er beim Volke schon so beliebt, dass er in den Dörfern gehalten wurde. Die Gegenreformation macht ihn zu einer machtvollen Siegesfeier der Kirche über die protestantische Lehre. Das Muster einer achtvollen Glaubensfeier zeigte der Olmützer Kardinal Dietrichstein (gest. 1635) in Nikolsburg, sodass sie sich rasch in unseren Gemeinden einbürgerten. Der Umgang ging nicht mehr durch die Felder, sondern blieb in der Ortschaft, die ihre Straßen mit Birkenzweigen schmücken und den Weg mit Gras bestreuen musste. Die Fenster der Häuser hatte der Besitzer mit Bildern, Statuen und Kerzen sowie mit Blumen zu schmücken. Alle Bewohner ohne Unterschied des Standes und Berufes waren verpflichtet, an der Prozession teilzunehmen. Die Zünfte erschienen mit ihren Fahnen. Die reichen Fleischhauer in Mistelbach besaßen die größte und schönste, die Poysdorfer Maurer nur eine kleine, die Hauer wollten hier nicht zurückstehen, ebenso die Frauen, während die Schuster, Weber und Schneider sich keine leisten konnten. Die Rangordnung hielt man strenge ein; doch gab es oft scharfe Auseinandersetzungen unter den Zünften, da jede die erste sein wollte. Die Stab-Statuen-Bilder und Figurenträger waren genau eingeteilt. Da sah man den Hl. Georg mit den Drachen, den Hl. Forian mit der Fahne und dem Wasserkübel sowie die Wein- und Bauernheiligen (Urban, Isidor, Leonhard usw.). Neben dem Himmel schritten langsam und bedächtig die Laternen- und Lanzenträger, manchmal sogar Hellebardiere in ihren bunten Uniformen. Die Musik schmetterte einen flotten Marsch, die Glocken läuteten, Weihrauchwolken schwebten wie Nebelschleier über die betende und singende Volksmenge; die zeigt ihre alte Volkstracht bei diesem Feste; denn die Männer trugen meist blaue, kurze Tuchhosen, weiße Strümpfe, Niederschuhe, eine rote oder grüne Weste mit Silber- und Messingknöpfen, hellblaue oder grüne Tuchröcke, die fast bis zu den Knien reichten, während die Hauer nur einfache Kleider und keine Strümpfe hatten; man nannte sie darum die „Braunhaxeten“. Die Frauenkleidung fiel durch ihre bunten leuchtenden Farben auf: grünseidene Schnürleibchen, geblumte Spenser, rote, weiße oder gelbe Röcke, Gold-Samthauben, geblumte mit weißen Spitzen, „rauche“ (Pelzhauben) und silberbestickte.

In Wilfersdorf und Feldsberg beteiligte sich an der Prozession die fürstliche Familie mit den Kindern, den Edelknaben, den Dienern und Lakaien und Musketieren, den Beamten und dem Forstpersonal, die ein farbenprächtiges Bild an einem sonnigen Maientag boten. Bei den Altären schossen die Grenadiere eine Generalcharge, während auf der Schlossbastei in Wilfersdorf ein Kanonenschuss ertönte. Die Träger hatten ihre Weinstationen hinter einem Altar oder Hoftor, ebenso die Musikanten; Männer, die eine kleine Weinflasche in der Rocktasche versteckt hielten, traten bei den Stationen schnell in ein Haus, um sich zu stärken. Andere hielten es aus, bis der Umzug beendet war, dann aber ging es sofort ins Gasthaus oder in den Keller. Unter Josef II. verlor der Fronleichnam sein barockes Gepräge, die corporis Christi-Bruderschaft in Laa, Poysdorf, Feldsberg und Großkrut löste der Staat auf. Die Mostsammlungen bei der Weinlese hörten auf; die Keller (in Poysdorf in der Gstetten) kauften Private. Der Umgang gewann aber durch die Würde an religiösem Inhalt und streift die Bindung mit dem Brauchtum der Vergangenheit ab. Nach einem Aufsatz in der „Furche“ 1953 plant man heute wieder eine Reform dieses Festes und will es den Zeitverhältnissen anpassen. Dadurch dürfte der Ursprung dieses Feiertages ganz verlöscht werden.

Im Sudetenland bemerkte ich nach dem ersten Weltkrieg einen schönen Brauch. Das „Saatreiten“, den die Dorfburschen pflegten. Hoch zu Ross ritten sie in Zweier-Reihen still und andächtig durch die erwachende Natur. Der älteste Bursche, der an der Spitze des Zuges ritt, trug ein Kreuz und sorgte für eine würdevolle Haltung der Jugend, die auf solche Weise eine längst vergessene bäuerliche Sitte wieder erweckte.

Veröffentlicht in: „Mistelbach-Laaer Zeitung“, 29. 5. 1954, S. 4

Fruchtpreise aus vergangener Zeit

Früher hatte das Geld einen größeren Wert als heute, wo die Kaufkraft stark nachgelassen hat. Die Aufzeichnungen über die Getreide- und Weinpreise sind in den Gedenkbüchern mangelhaft, sie fehlen oft ganz, oft sind sie lückenhaft. Da unsere Heimat ein Weingebiet ist, so ist diesem Erzeugnis ein besonderes Augenmerk zugewandt.

Die Theresianische Fassion – Steuerbemessung vom Jahr 1751 führte folgende Preise an: Weizen, und zwar der Metzen 1 fl. 30 Kreuzer, Korn 1 fl., Gerste 45 Kreuzer, Hafer 30 Kreuzer, Brein 1 fl. 30 Kreuzer, Erbsen 1 fl. 30 Kreuzer und Linsen 1 fl. 15 Kreuzer.

Das Gemeindegedenkbuch erwähnt die Fruchtpreise erst seit den Franzosenkriegen, die in unsere Geldwirtschaft eine große Unordnung brachten. Von 1808 bis 1811 schwankten die Weinpreise für einen Eimer zwischen 50 und 60 fl. Es war die Zeit der Geldentwertung, das Land wurde mit Papiergeld überschwemmt, das fast keinen Wert hatte, sodaß der Wein im Jahre 1811 auf 100 fl. stand, während noch ein Jahr früher der Most 24 – 26 fl. kostete. Kurz vor dem Krach stand der Metzen Korn auf 50 fl., Weizen auf 60, Gerste auf 30 und Hafer auf 26 fl. Nach dem großen Krach sanken die Preise, sodaß 1812 der Eimer Wein um 2 fl. W. W. verkauft wurde. Zwei Jahre später kostete derselbe Wein 27 fl. und dabei war es ein rechter „Sauerampfer“; denn 1813 und 1814 wuchs kein Wein. Die Getreidepreise waren 1812 ebenfalls niedrig: Korn 1 fl. 30 Kreuzer, Weizen 3 fl. 30 Kreuzer, Hafer 1 fl. Im Jahre 1815 stieg der Eimer auf 24 – 25 fl. Die nächsten Jahre brachten dem Bauer viel Sorge und Kummer und damals erlebte die ganze Volkswirtschaft eine schwere Zeit: eine große Steuerlast, die Sanierung nach dem Krach und Mißernten. Fabriken stellten den Betrieb ein, überall sparte man und schränkte sich ein. Eine Maß Wein bezahlten die Leute im Jahre 1816 mit 2 – 3 fl., sodaß viele das Weintrinken aufgaben und zum Schnaps griffen. Das Kornbrot war eine seltene Erscheinung, man begnügte sich mit den Erdäpfeln.

1834 war eine große Hitze, die den Feldfrüchten schadete, aber der Wein war vortrefflich wie der vom Jahre 1827. Er kostete auch 15 fl., der Falkensteiner sogar 25 fl. Der heiße Sommer von 1841 lieferte einen sehr guten Wein, der mit 4 – 5 fl. bezahlt wurde. Trotz der Fäulnis, die 1846 sehr viele Trauben vernichtete, gaben die Gastwirte für einen Eimer 10 – 12 fl., für bessere Sorten sogar 15 fl. Das Sturmjahr 1848 war ein gutes, doch hatte der Bauer keinen Nutzen. Im Sommer stand das Korn auf 3 fl. C. M., im Oktober sank es auf 2 fl. und stieg nach einiger Zeit wieder auf 8 – 10 fl. Die Bauern gaben alles so billig her, ….

Hier endet der vorgefundene Text.

Fürst Gundaker von Liechtenstein

In die furchtbare Zeit des Dreißigjährigen Krieges, der unserer Heimat so schwere Wunden schlug, fällt die Tätigkeit des Fürsten Gundaker von Liechtenstein, der mit seinen Ideen und Plänen ein Vertreter der Renaissance war, seine Arbeit galt einem neuen Österreich, das er politisch, wirtschaftlich und kulturell umgestalten wollte. Drei Brüder waren es, die ihre Kraft, ihr Wissen und Können sowie ihre reiche Erfahrung dem Kaiser und dem Staate zur Verfügung stellten. Der Staatsmann Karl von Liechtenstein in Feldsberg, der Krieger und Feldherr Maximilian in Rabensburg und der Nationalökonom Gundaker in Wilfersdorf. Jeder ein Edelmann im wahrsten Sinne des Wortes, maßvoll in der Politik und immer das Wohl des Staates im Auge behaltend.

Gundaker, der 1580 geboren war, genoß eine sorgfältige Erziehung, die damals notwendig war, weil das aufstrebende intelligente Bürgertum dem Adel den Rang streitig machte. In den Brüderschulen Mährens, die ganz im Geiste der Renaissance geleitet wurden, studierte der Adel aus dem Grenzlande, einen besonderen Ruf genoß die Brüderschule in Eibenschitz, in der neben den Liechtenstein und Zierotin auch Bürger- und Bauernsöhne saßen und die als Vorbereitung für die Hochschule galt. Die strenge Schulzucht legte den Grund zu der Charakterstärke dieses Mannes, die Freund und Feind stets anerkannte. Nach seinen Hochschulstudien in Padua, Siena und Bologna, bereiste er Frankreich und Spanien, um die Kulturverhältnisse und die Landwirtschaft kennenzulernen.

In Wilfersdorf führte er eine Musterwirtschaft ein, die für die Bauern der Umgebung beispielgebend war, da zeigte er sein praktisches Wissen, sein Organisationstalent, seine Vielseitigkeit und seinen rastlosen Arbeitseifer. Der Kapuzinerpater Valerianus, der später ein Gegner Wallensteins und ein Vertrauter Richelieus wurde, bewog ihn zum Übertritt in die katholische Kirche, dieser Schritt ist bemerkenswert, weil er sich kurz zuvor hartnäckig weigerte, den katholischen Gottesdienst in der protestantischen Spitalskirche zu Mittelbach zu erlauben, da die Pfarrkirche sehr baufällig war.

Im Staatsdienst, den er 1605 ergriff, zeigte er sich als Fachmann in Wirtschafts- und Finanzfragen, überall bewunderte man sein klares Urteil, seine genaue Arbeit und seine strenge Objektivität. Den Bruderzwist im Hause Habsburg verurteilte er, weil er den inneren Frieden in einem Staatswesen als einen Grundpfeiler für die Entwicklung betrachtete, deshalb suchte er eine Aussöhnung zwischen Rudolf und Matthias herbeizuführen.

Die Verhandlungen führte er in seinem Schloß zu Wilfersdorf.

Der Graf Paul Sixtus Trautsohn von Falkenstein ersuchte ihn, die Leitung der Hofkammer zu übernehmen, da der Kaiser Matthias 1613 eine gründliche Reform des österreichischen Geld- und Steuerwesens plante. Dazu waren der Liechtenstein und Christoph von Breuner-Asparn a. d. Z. – ausersehen, die geistige Führung hatte der erste.

Gundaker tadelte den starken Wechsel der leitenden Beamten, die Protektionswirtschaft, die schlechte Besoldung der Angestellten, ihre Bestechlichkeit, die große Schuldenlast des Staates, die unwirtschaftlichen Verpfändungen, die ungerechte Steuerverteilung sowie die hohen Ausgaben, die sich doch immer nach den Einnahmen richten müßten, auch die Hofhaltung habe zu sparen, für die Türkenkriege müßten auch andere Staaten und der Papst Geldbeihilfen gewähren, weil ja Österreich den Kampf für die ganze Christenheit führe.

Da seine Ideen nicht die Zustimmung des allgewaltigen Klehsl fanden, lehnte er die Stelle eines Kammerdirektors ab, die man ihm angeboten hatte.

Beim Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges mußte er, als er die Breslauer und Schlesier von einem Bündnis mit den Aufständischen abhalten wollte, fliehen und wurde noch mit Steinen beworfen, doch gelang es ihm, daß die deutschen Fürsten in der böhmischen Frage neutral blieben. Die zerrütteten Geldverhältnisse in Österreich bewogen ihn, den Vorsitz in der Hofkammer zu übernehmen und das Finanzwesen zu verbessern, dabei zeigte er eine Energie und Tatkraft, daß er zur Belohnung in den Reichsfürstenstand am 12. September 1623 erhoben wurde. Um die Marchgrenze gegen jeden Türkeneinfall zu sichern, dachte er an den Plan einer Militärgrenze, wie er dann später in Südungarn verwirklicht wurde. Wallenstein wollte Lundenburg zu einem Bollwerk ausbauen, Gundaker aber forderte bei Theben und Stampfen starke Festungen und wollte die ganze Marchlinie militärisch sichern. In der Kommission, welche diese Arbeit überwachen sollte, saßen Maximilian von Liechtenstein und Rudolf von Teuffenbach, an gefährlichen Stellen wollte man deutsche Bauern ansiedeln, die als Wehrbauern hier den Grenzschutz übernehmen sollten. Der Adel müßte verpflichtet sein, in der Abwehr der Türkengefahr Kriegsdienst zu leisten und mitzuarbeiten. Dem Gundaker war daran gelegen, eine Liga der christlichen Mächte gegen die östliche Gefahr zu schaffen.

Er war auch der Mann, der mit gutem Beispiel voran ging und eine Kompanie Arkebusiere ausrüstete, mit denen er in Lundenburg erschien, um an dem Kampf gegen Bethlen Gabor teilzunehmen, der in seinem Stolze geschworen hatte, die Martinigans in Prag zu essen.

Die Intriguen am Wiener Hofe verbitterten ihn so, daß der 1624 seinen Abschied nahm und aus dem Staatsdienst trat, doch der Kaiser konnte auf eine solche Kraft nicht verzichten und ernannte ihn zum Oberhofmeister. Nun wollte er das Gerichtswesen reformieren, da er eine strenge, unparteiische Rechtsprechung verlangte, zu der das Volk ein Vertrauen haben konnte, die Auswüchse des Titelunwesens in den Ämtern suchte er zu beseitigen. Überall spürte man seine ordnende Hand, seine Energie und den Reformeifer, um den Staat zeitgemäß umzubauen. Seine Gegner ruhten nicht und setzten es durch, daß er 1625 entlassen wurde, gekränkt und verbittert lebte er im Schloß Wilfersdorf, wo er sich seinen Gütern und der Landwirtschaft widmete, die ihm Erholung und Zerstreuung gewährte, die politischen und kriegerischen Vorgänge seines Vaterlandes verfolgte er genau, hatte in Znaim eine Zusammenkunft mit Wallenstein und legte 1632 dem Kaiser eine Denkschrift vor, in der er ihn bat, den Krieg zu beenden und Frieden zu schließen, bevor sich noch in Frankreich ernstlich einmische, die Schweden hätten ihren besten Führer verloren, im Osten drohe die Türkengefahr, überall zeige sich eine Kriegsmüdigkeit und Friedenssehnsucht, viele deutsche Fürsten ständen nicht auf der Seite des Kaisers und der Krieg werde, wenn man ihn nicht beende, ein Unglück für das Reich und für die Völker werden.

Leider wurde seine Stimme nicht gehört und seine Bitte fand nur taube Ohren. Als Wallenstein seinen verhängnisvollen Zug nach Pilsen unternahm, wußte der Liechtenstein, was mit dem Friedländer geschehen sollte. Wieder richtete er an den Kaiser ein Gesuch, den Wallenstein vor ein Gericht zu stellen, das entscheiden müßte über das Strafausmaß, den Mord verwarf er, da Menschenblut nicht Ochsenblut sei. Auch dieser Rat fand in Wien kein Gehör, doch berief der Kaiser den Fürsten wieder in den Geheimrat und übertrug ihm sogar 1636 die provisorische Regierung des Reiches.

Gundaker war ein weitblickender Staatsmann, der nicht nur die Fehler und Gebrechen des Staates anerkannte, sondern auch die Wege zu einer Gesundung zeigte, er entwickelte Ansichten und Pläne, die viel später der Merkantilismus und die Aufklärung verwirklichten.

Für Laa a. d. Th. verlangte er einen Wollmarkt, damit diese Stadt wirtschaftlich aufblühe. Korneuburg sollte der Mittelpunkt der Lederindustrie werden. In Mistelbach oder Poysdorf könnte eine Mittelschule errichtet werden, die ein kultureller Sammelpunkt diesseits der Grenze wäre. Über die Einstellung der Mistelbacher zu diesem Plane berichtet uns ein Brief des Pfarrers Pörsius, der ein kulturgeschichtliches Dokument ist für die Marktgemeinde, die damals kein Interesse an einer solchen Schule hatte. Den Bindern in Poysdorf gab er eine Zunftordnung, den wirtschaftlichen Umbau des Landes faßte er in dem Grundgedanken zusammen: Mehr Leute, mehr Arbeit, mehr Geld im Volke. Der Geldabfluß in das Ausland wäre zu unterbinden, da Luxuswaren aus der Fremde nicht notwendig seien. Die Bewohner begnügen sich mit den heimischen Erzeugnissen und mögen einen wirtschaftlichen Patriotismus zeigen.

Warme Worte widmete er der Erziehung und dem Unterricht, nicht ins Ausland sollten die Adeligen gehen, um zu studieren und zu lernen. Wien müsse eine Akademie für die Edelleute errichten, für die Waisen und Verwahrlosten habe der Staat zu sorgen, damit sie nicht körperlich und seelisch zugrunde gehen, Schulen und Erziehungsanstalten seien notwendiger als Klöster. Neben den Grundbüchern forderte er für die Gemeinden eigene Hypothekenbücher, in denen die Schulden genau verzeichnet werden. Für Mähren, wo er in Kromau, Ostra und Wolframitz begütert war, wollte er in Brünn bei der Landeshauptmannschaft eine Kanzlei wie in Prag einrichten.

Daneben fand er noch Zeit zur Familienforschung seines Geschlechtes, zur Ordnung des Hausarchivs und zu Auszügen aus fremden Akten und Urkunden, die er sorgfältig aufbewahrte.

Während er 1645 die provisorische Regierung in Wien führte, tobte der Feind auf seinen Besitzungen, verwüstete und plünderte sie, zerstörte die Meierhöfe und Dörfer und mordete die Untertanen, weithin leuchteten in der Osterwoche die Feuerbrände im Zayatal, dazu wütete die Pest und entvölkerte dieses fruchtbare Gebiet, das in den folgenden drei Jahren nebst den Steuern und Abgaben noch eine Kontribution in die Schwedenkasse nach Olmütz abführte. An dem Aufbau der zerstörten Heimat arbeitete er mit Energie und Umsicht und hatte im hohen Alter die Freude, daß die Regierung 1651 versprach, auf seine Reformpläne einzugehen.

1658 starb er am 5. August und wurde in der Wilfersdorfer Pfarrkirche neben seiner Gemahlin Agnes in einer prunkvollen Gruft beigesetzt. Für seine Pläne und Ideen war die Kriegs- und Nachkriegszeit ein ungeeigneter Boden, weil der Haß, das Elend und die Verbitterung jeden Fortschritt lahm legten. Gundaker von Liechtenstein war trotzdem ein Wegbereiter und Pfadfinder einer neuen und besseren Zeit, die erst 100 Jahre später für unsere Heimat anbrechen sollte; obwohl er angefeindet und bekämpft wurde, blieb er immer ein treuer Diener seines Herrn, ein pflichtbewußter Beamter seines Vaterlandes und ein offener ehrlicher Charakter, der seine Meinung auch dann aussprach, wenn sie nicht gern gehört wurde.

Veröffentlicht in: „Ruf der Jugend“, 1. Juni 1946, S. 7

Geburt und Taufe

Ein freudiges Ereignis im Hause unserer Dorfbewohner ist die Geburt eines Kindes, besonders aber eines Knaben, eines Stammhalters, der ja einmal den Besitz übernehmen soll. Schon während der Schwangerschaft hat die Frau darauf zu achten, daß sie nichts Häßliches sieht, daß sie sich nicht „verschaut“, daß sie nicht nascht, nichts stiehlt, nicht flucht und schimpft, weil diese Fehler auf das Kind übergehen. Schrickt sie plötzlich, so hat sie sich an das Gesäß zu greifen und nicht in das Gesicht, damit das Muttermal nicht das Antlitz des Kleinen entstellt. Die Frau soll auch nie in ein großes Feuer schauen, damit das Kind kein Feuermal bekommt.

Eine Kindsgeburt meldet man den Nachbarn: „Der Ofen ist umgefallen.“

Im Weinland heißt die Hebamme Madam, die mit dem Arzt in das Haus gerufen wird, wenn die Geburt bevorsteht. Den kleinen Erdenbürger darf man nicht übermäßig bewundern. Wer ihn anschaut, hält deshalb den Daumen ein. Der Vater hat sich schon früher um einen Taufpaten (Göd, Gevatter, Godl) im Kreise der Verwandten umgeschaut; ist die Patin unverheiratet, so nennt man sie „Jungfergodl“. In alter Zeit nahmen die Leute keine ledigen Taufpaten, weil das Kind in seinem späteren Leben kein Glück hatte. Niemand schlägt eine Patenstelle dem Vater ab, weil man sich durch diesen Liebesdienst eine Staffel in den Himmel baut. In einzelnen Familien ist es Sitte, daß sie sich gegenseitig die Kinder aus der Taufe heben; diese Wendung stammt aus der Zeit, wo der Kleine in das volle Taufbecken gelegt und vom Paten herausgehoben wurde. Diese Taufe sah ich im ersten Weltkrieg in einer Kirche von Triest. In Eibesthal hatte der Vater die Taufe im Pfarrhof anzusagen. 1566 waren in Kagran für die ganze Gemeinde dieselben Taufpaten. In der Reformationszeit verlangte mancher Pastor zwei Taufpaten. In meiner Heimat waren bei der Familie der Grafen von Zierotin stets Bauern Taufpaten, dafür übernahm der Graf die Patenstelle bei dem Bauer.

Ist die Taufe in der Kirche, so trägt die Hebamme den Kleinen, der in einem blauen Polster liegt (bei Mädchen in einem rosaroten), in das Gotteshaus; der Pate begleitet sie und manchmal die Mutter, wenn sie schon aufstehen darf. In Patzmannsdorf geht der Vater bei einem Knaben mit. Beim Verlassen des Elternhauses hat, der das Kind trägt, mit dem rechten Fuß die Türschwelle zu überschreiten. Aus einer eingepfarrten Gemeinde kommen Hebamme und Pate in einem Steirerwagen und jetzt mit einem Auto angefahren, das mit weißen Papierstreifen geschmückt ist. Den Namen des Täuflings bestimmt die Familie; nie wählt man einen nach einem verstorbenen Kind. Die alten Namen aus der Großväterzeit sind nicht mehr beliebt, sondern ganz moderne, womöglich solche, die noch in der Gemeinde unbekannt sind. In Mistelbach gab es im 30jährigen Krieg „feierliche Taufen“, und zwar je 3 nach Ostern und nach Pfingsten; da heißt es zum Beispiel „erste feierliche Taufe nach Ostern“. Diese waren etwas teurer, so daß sich nur die Reichen eine solche leisten konnten. In neurer Zeit hat sich in Patzmannsdorf eine Art feierliche Taufe eingebürgert, bei der vor der Kirchentür der Pate einige Fragen des Geistlichen beantworten muß. Haustaufen, die bei uns selten sind, waren früher ein Vorrecht des Adels, der in seinem Schloß eine eigene Kapelle hatte. In der Poysdorfer Froschmühle war ein eigenes Zimmer als Hauskapelle eingerichtet.

Nach der Taufe kehrt man nicht in einem Gasthaus ein, sondern begibt sich sofort in das Elternhaus, wo das Kind der Mutter mit den Worten übergeben wird: „Hier bringen wir dir den Hansl.“ Durch 9 Tage soll der Kopf des Täuflings nicht gewaschen werden, damit nicht die geweihten Stellen verwischt werden. Manchmal steckt der Pate in den Taufpolster „das Gebinde“ (früher war es ein Zwiegulden oder gar ein Dukaten), auch der Taufbrief, der bei Knaben blau und bei Mädchen rosarot verziert ist, darf nicht fehlen; es ist ein Andenken an die Taufe, enthält den Tag sowie das Jahr nebst einer Widmung mit der Unterschrift des Paten. Mädchen erhalten Ohrringe von der Godl.

Das Taufmahl im Elternhaus ist ein Festessen, zu dem Rindsuppe, Schnitzel, Braten, Bäckerei, Gugelhupf, Wein und Kaffee gehören. Das alte „Godlessen“ wird heute nicht mehr der Wöchnerin gegeben, das früher ein leichtes und nahrhaftes Essen war, das die Nachbarn und Verwandten brachten, damit sich die Frau rasch erholte und der häuslichen Arbeit nachgehen konnte. Oft stand sie zu bald auf, verfiel in eine Krankheit und starb; nach dem Volksglauben gelangte eine solche sofort in den Himmel. Beim „Fürsegnen“ erscheint die Mutter mit dem Kinde, begleitet von der Hebamme, in der Kirche, trägt eine brennende Kerze und wird vom Geistlichen (vor dem Taufstein) eingesegnet. In Eibesthal mußte die Hebamme zuerst im Pfarrhof anfragen; denn hier geschah das „Fürsegnen“ vor dem Gottesdienste. Nur verheiratete Wöchnerinnen wurden vorgesegnet, nicht aber ledige, denen ein gewisser Makel anhing und die auch kirchlich gestraft wurden. Diese entehrenden Strafen hob Kaiser Josef II. auf, doch hatte in vielen Gemeinden ein solches Mädchen einen schweren Stand in der Dorfgemeinschaft. 1803 verordnete das Korneuburger Kreisamt, daß das „Fürsegnen“ nicht vor dem 15. Tag geschehen durfte und bei schwachen Frauen nicht vor dem 21. In Poysdorf wurde die Taufe häufig mit dem Einsegnen verbunden, weil man sich mit der Taufe Zeit ließ. Früher durfte sich eine Mutter nicht auf der Straße und in der Oeffentlichkeit blicken lassen, wenn sie nicht eingesegnet war. Ein Glückskind ist das, welches an einem Sonntag geboren wird, und ein besonderes, wenn es noch bei zunehmendem Mond das Licht der Welt erblickt.

Der kleine Erdenbürger ist vielen Gefahren ausgesetzt, da er leicht verschrien werden kann; darum gibt man ihm ein rotes Halsband oder ein solches in die Kopfhaube. In Nieder-Absdorf wird am Wickelband ein Rosenkranz angebunden Wer ein Wickelkind anschaut, hält den Daumen ein oder spuckt dreimal aus; auch sagte man gern: „Ich will es nicht verschreien.“ Ein schlafender Säugling wird von einem Schutzengel bewacht; lächelt er im Schlafe, so spielen die Engel mit ihm. Betritt ein fremder Gast die Kinderstube, so besprengt er ihn mit Weihwasser. Verboten ist es, über ein Kleinkind zu steigen, weil es dann im Wachstum zurückbleibt. Auch darf es nie in einen Spiegel schauen, sonst wird es eitel und stolz. Einem Säugling sind die Fingernägel abzubeißen, nie mit einer Schere abzuschneiden. Ein Kreuzkopf wird einmal ein gescheiter Mensch.

Der Pate schenkt dem Kind zu Allerheiligen einen Striezel, zu Ostern ein rotgefärbtes Ei. Heiratet später das Taufkind, so muß es den Göd zur Hochzeit einladen. In Poysdorf pflegt eine Familie den sinnigen Brauch, bei Geburt eines Knaben einen Baum zu pflanzen. Wohlhabende Frauen gehen heute in ein Sanatorium oder in ein Spital zur Entbindung; dadurch geraten viele Bräuche in Vergessenheit, die mit der Geburt zusammenhängen.

Die Kinderpflege war noch vor 40 Jahren ein wunder Punkt in den Familien auf dem Lande, weil die Mütter und noch mehr die Großmütter zähe an den alten Vorschriften festhielten; da mußte der Säugling recht warm angezogen werden, damit er sich nicht verkühlt; oft konnte er sich gar nicht in dem Bettchen bewegen, entbehrte die Sonne und die frische, gesunde Luft, wurde einseitig und oft falsch genährt, bekam Wein und einen Absud von grünen Mohnköpfen in die Milch, damit er gut schlief usw., die Folge war eine hohe Kindersterblichkeit, wie man heute aus den Matriken entnehmen kann; frühzeitig gab man dem Kleinkinde eine starke Kost, damit es kräftig würde. Kinderwiegen sah man bis 1900 noch hie und da, heute ist der Kinderwagen und das Gitterbett vorherrschend. Die Gehschulen bürgerten sich um 1890 langsam ein. Die Hauer und Taglöhner nahmen die Kinder gerne mit ins Feld, wo sie im Schatten eines Baumes schliefen oder spielten. In den Bauernfamilien gab es eine Kindsdirn, auch die älteren Geschwister mußten auf die Kleinen „aufschauen“.

Die Aerzte, die Schule und nach 1920 die Kinderfürsorge haben die Pflege und Wartung der Kleinkinder modernisiert und die Eltern in diesem wichtigen Punkte aufgeklärt; trotzdem findet man noch genug Fehler und Mißstände in entlegenen Dörfern, wo die alten Vorurteile nicht zu beseitigen sind. Das Zeitalter des Kindes wies der heranwachsenden Jugend neue Wege; die Kleinen genießen die Sonne und die frische Luft, können spielen und herumlaufen; der Hof und die Straße gehört ihnen, sie sind „überall dran“, erhalten Spielsachen zum Zeitvertreib, fahren mit ins Feld und müssen kleinere Arbeiten verrichten, die das Pflichtgefühl und den Arbeitsgeist wecken. Manche Mutter singt ihnen ein Lied vor, erzählt ein Märchen, plaudert und läßt sie bei einem Sandhaufen spielen. Glücklich das Kind, das im Sonnenschein eines friedlichen harmonischen Familienlebens aufwächst! Beim Abendläuten muß alles daheim sein. Die Kinder schreckt man mit dem „Momo“, dem Wauwau, dem Rauchfangkehrer, dem Häutelmann und dem Krampus. Zündeln die Kinder, so machen sie im Schlaf das Bett naß. Sehr kluge Kinder werden nicht alt. Beim Essen soll man ihnen auch etwas geben und eine Süßigkeit mit ihnen teilen, sonst bricht ihnen das Herz. Kinder, die zum ersten Mal nach Wien fahren, müssen vor der Donau eine Kette durchbeißen, sonst werden sie nicht eingelassen.

Veröffentlicht in: „Heimat im Weinland“, Heimatkundliches Beiblatt zum Amtsblatt der Bezirkshauptmannschaft Mistelbach, 1955, S. 1 - 3

Gegenreformation und Schule im n.ö. Weinviertel

Die Gegenreformation ging von den Landesfürsten und auch vom Adel aus und bevorzugte überall die Katholiken gegenüber den Andersgläubigen, die immer mehr zurückgedrängt wurden. Stadt-, Markt- und Dorfrichter sowie Schulmeister mußten Katholiken sein; solche, die „mutierten“ und rasch vorwärts kommen wollten, wurden bevorzugt, obwohl sie das Volk oft mit Verachtung bestrafte. Nur „exemplarische“ Priester stellte der Passauer Bischof an. Um 1600 hatten die Untertanen lutherische Bibeln, Gebetsbücher und alte Zaubersprüche abzuliefern, die verbrannt wurden; unersetzliches Kulturgut aus dem bäuerlichen Volksleben ging da zugrunde. In Wolkersdorf und Stockerau bestanden die Bewohner auf der Probepredigt des Geistlichen, der sich um die Stelle bewarb (ein protestantischer Brauch). Es fehlte an tüchtigen Geistlichen, Schulmeistern und Beamten. Die Asparner a. d. Z. beschwerten sich 1617 über den starken Wechsel der Schulmeister, unter dem die Erziehung der Jugend schwer litt, es herrschte da wenig Gottesfurcht, ein geringer Eifer im Kirchenbesuch und ein Mangel an Tugend; zum 40-stündigen Gebet erschien hier kein Gläubiger.

Die Jesuiten, welche die Träger der Gegenreformation waren, drängten zur Entscheidung, die am 8. November 1620 am Weißenberg vor Prag fiel. Nun begann eine andere Methode, die der Gewalt und des Zwanges: Hinrichtung, Kerkerstrafen, Ausweisung und Quälereien verschiedener Art („vaxatio sola“ war der Vorschlag des päpstlichen Nuntius Carafa in Prag). Der Salzburger Bischof Jakob Kühn (1560—1580) hatte schon längst in seinem Gebiet die deutschen Landschulen aufgehoben, weil sich ein unwissendes Volk leicht regieren ließ. Nicht Christus war das Ideal dieser Zeit, sondern Cäsar, nicht Nächstenliebe und Duldung, sondern Gewalt und Zwang. Noch klingt mir aus meiner Jugendzeit der Satz in den Ohren: „Hund, verfluchter, ich werde dich katholisch machen!“ Er stammte aus der Gegenreformation. Über 10.000 Bewohner von Südmähren und dem angrenzenden Niederösterreich verließen ihre Heimat und wanderten nach Ungarn, wo ein Teil zwei Ortschaften gründete, Eisgrub und Schweinbarth. Auch Comenius mußte auswandern und schloß sich den Brüdern an, die nach Norden zogen u. zw. nach Polen.

Der Fürst Gundacker von Liechtenstein, der von den Geistlichen verlangte, daß sie in den Kirchen die Christenlehren halten sollten, mußte scharfe Maßnahmen ergreifen, daß sie ihren Pflichten nachkamen; er entzog den Bequemen, die nichts taten, die Geld- und Naturalleistungen. Durch die Geldinflation vom Jahre 1623 („Münz-calada“ genannt) waren die Geistlichen und Schulmeister schwer getroffen, die ihre Posten verließen, wenn sie nicht verhungern wollten. Zwischen Feldsberg und Wilfersdorf waren in vier Märkten und15 Dörfern weder Priester noch Lehrer. Kein Wunder, wenn da die Jugend verwilderte und die Moral in den Gemeinden einen Tiefpunkt erreichte. |

In Asparn a. d. Z. forderte 1629 die Herrschaft ihre Untertanen auf, die Kinder fleißig zum Gottesdienst und zur Christenlehr zu schicken. Die Handwerker hielten keinen Sonn- und Feiertag; die Bewohner zeigten da großes Interesse für Musik und Gesang. Der Schulmeister in Bernhardsthal bezog 1630 jährlich u.a. 12 fl und 15 Metzen Korn vom Fürsten Liechtenstein, der in Rabensburg 19 fI sowie 12 Metzen Korn und 3 Metzen Gerste. Da manche Gemeinde einen größeren Einfluß auf die Schule wünschte, gab es oft Streitigkeiten mit dem Pfarrer und der Ortschaft. 1631 nannte der Wilfersdorfer Pfarrer den Schulmeister Copisius, der ein Baccalaurens philsophiae war, einen Schelm und Dieb und schlug ihn mit einem Scheitholz.

Der Fürst Gundacker von Liechtenstein, welcher der Volksbildung und Jugenderziehung großes Interesse entgegenbrachte, wollte um 1632 eine Mittelschule im Grenzgebiet bauen; doch die Untertanen waren „Knöpfe“, die für ihre Kinder nichts übrig hatten; dies galt besonders von den Mistelbachern, wie es aus einem Brief des Pfarrer Pörsius hervorgeht: der Fürst klagte über die nachlässigen und trägen Geistlichen, die jede Kinder- und Jugenderziehung ablehnten; gerade sie sollten in den Gemeinden ein gutes Beispiel geben, ein tugendhaftes Leben führen und mit den Kindern morgens, mittags und abends beten; auch der Schulmeister hatte es zu tun, sonst wurde er entlassen.

Der Fürst Maximilian von Liechtenstein (1578 - 1643) prüfte in der Rabensburger Pfarrkirche die Erwachsenen im Katechismus und sperrte jene ein die nichts wußten.

Wer aus dem Weinlande studieren wollte besuchte das Piaristengymnasium in Nikolsburg oder Straßnitz (gegründet 1633).

In Eibesthal, wo 1665 der Schulmeister im Pfarrhof wohnte, bekam er nach der Vesper an den Festtagen einen Jausentrunk und zu Martin den Kirchwein, außerdem am Kirtag das Mittagessen. Die Bewohner des Grenzlandes, die bock-beinig, ungehorsam waren und den Pfarrer der Gemeinde bei der Abgabe der Naturallieferungen oft betrogen, bewahrten viele lutherische Bräuche und drohten oft wieder lutherisch zu werden. Die Mistelbacher, die keine Sonntagsruhe kannten, trieben ruhig ihr Vieh auf die Weide.

Da zu den meisten Kirchen ein Besitz sowie Grundholden gehörten, waren die Geistlichen Bauern und kleine Grundherren (,„Beamtenpriester“), die sich um die Seelsorge wenig kümmerten und noch weniger um Schule, Kindererziehung und Belehrung. Der Wilfersdorfer Amtmann befahl den Mistelbachern, gut aufzupassen, ob die Messen des Benefiziums richtig gelesen werden; dasselbe geschah in Eibesthal. Er beklagte sich über die „unruhigen Köpfe“, die nur Wünsche hätten und Forderungen stellten; denn ein Pfarrersack habe keinen Boden. In Erdberg, wo er einen schlechten Kirchenbesuch feststellte, fluchten und schimpften die Bewohner, die ganz offen Gott lästerten; die Kirchenwäsche sowie die Paramente waren schmutzig und unsauber; 1676 verweigerten die Erdberger dem Schulmeister durch zwei Jahre die Besoldung. In Mistelbach wurden 1670 sogar die 15 Metzen Getreide dem Schulmeister verweigert.

Die Gemeinden beanspruchten einen größeren Einfluß auf das Schul- und Erziehungswesen, ebenso die Herrschaften, weil sie dafür zahlten; die Kirche aber willigte nicht ein. Die Obrigkeit (Herrschaften) wünschten besonders, daß die Pfarrer dem Schulwesen und der Kinderlehre mehr Beachtung schenkten; sie sollten auch bei Kirchenfahrten den Gläubigen zur Erbauung predigen oft unterblieben die Fastenpredigten und in Hüttendorf sogar der Gottesdienst. Die Kirche konnte die Mißstände nicht beseitigen und sah es nicht gerne, wenn die weltlichen Behörden eingriffen.

Im Pestjahr 1679 mußten die Schulen geschlossen bleiben; Tanz, Musik, Fasnachtspiele und andere Unterhaltungen waren untersagt, weil dadurch der Zorn Gottes nur herausgefordert und die Seuche neue Opfer fordern würde. Der Schulmeister von Prinzendorf bekam von der Gemeinde 30 fl und 20 ½ Metzen Getreide im Jahr.

In Eibesthal bedrohten der Schulmeister und seine Frau den Ortsgeistlichen mit einem Prügel. Zur Strafe wurde er nach Wildendürnbach versetzt. Sehr selten erschien der Dechant zur Visitierung der Schule, obwohl es seine Pflicht gewesen wäre. Kein Wunder, wenn dann bei Religionsprüfungen festgestellt wurde, daß in religiösen Reformationsdingen eine bodenlose Unkenntnis in den Dörfern herrschte; in Poysdorf waren die Kinder in Glaubenssachen schlecht unterrichtet (1686). Das Gegenteil zeigte sich in Ottenthal. Der Pfarrer in Großkrut begnügte sich mit dem Sonntagsunterricht. Der Schrattenberger tat gar nichts mit den Kindern. In Walterskirchen herrschte eine große Unordnung; in Alt-Lichtenwarth befand sich alles in Ordnung, nur im Jugendunterricht wurden Mängel festgestellt.

Bittere Klage führte der Falkensteiner Dechant Palli, über die Mißstände und Schlamperei in den Gemeinden. Die Poysdorfer kennen keinen Sonntag, besuchen nicht die Predigt und den Gottesdienst. Die Leute seien roh, Flegel, Knöpfe und Bärenhäuter. Die Geistlichen gehen lieber fischen u. jagen, spielen Karten, schieben Kegel und kümmern sich wenig um die Seelsorge. In Patzmannsdorf trug der Halter noch die „Martinigerte“ (ein Fruchtbarkeitszauber) in die Häuser. Der Pfarrer führte wieder das Martiniamt und eine Segenandacht ein. 1695 belegte der Passauer Bischof die Kirche in Drasenhofen mit dem Interdikt, weil der Fünfkirchner hier den Gottesdienst angeordnet hatte.

Die Gegenreformation hatte die Schule ganz der Kirche ausgeliefert. Gewissensfreiheit und Menschenwürde waren unbekannte Dinge; überall herrschte der Zwang. Die „Unehrlichen“ (Scharfrichter, Gerichtsdiener u. a.) waren aus der menschlichen Gesellschaft ausgeschlossen und ihre Kinder durften keine Schule betreten. Es war die Zeit, da so viele Wunder geschahen, aber auch die Zeit der Hexenprozesse; jene dunkle Seite in der Kulturgeschichte unserer Heimat. Österreich blieb weit hinter den Nachbarländern zurück; denn Offiziere und Beamte waren teilweise für ihren Beruf unfähig, da ihnen Pflichtbewußtsein, ein Verantwortungsgefühl und leider oft Ehrlichkeit fehlten; der Graf G.L. von Sinzendorf (+ 1686) war ein Finanzmann, der in seine eigene Tasche zum Nachteil des Staates arbeitete.

Die traurigen Verhältnisse einer zügellosen und verwahrlosten Jugend, die heranwuchs wie das Vieh im Stall, machten 1636 der Stadt Laa ernste Sorgen; niemand wollte die Verantwortung tragen und keine Obrigkeit rührte sich, um da Abhilfe zu schaffen. Die Schulmeister kamen und gingen wieder bald. Nach altem Brauche leisteten die Gemeinden, wenn der neue Schulmeister „aufzog“, die Kosten der Übersiedlung. Poysdorf schaffte diesen Brauch ab, als Heinrich Kopisius hier sein Amt antrat.

Es wehte ein neuer Wind, welcher der Schule keine Vorteile brachte. Der Lehrstand sank in der Achtung der Dorfbewohner. Die Alten hegten 1645 einen Hoffnungsschimmer, weil sie glaubten, daß die Schweden sich der Ausgewiesenen annehmen würden. Es kam aber nicht soweit, obwohl sich Comenius für eine Heimkehr bei den schwedischen Unterhändlern in Münster und Osnabrück einsetzte.

Der Friedensschluß 1648 brachte eine bittere Enttäuschung; im Gegenteil wurde der Druck verschärft. Der Beicht- und Pfarrzwang war ein geeignetes Mittel, die Gesinnung der Gläubigen zu kontrollieren, und jedes schwarze Schaf sofort zu erkennen. Die Beichtzettel sammelte der Schulmeister nach Pfingsten ein, wofür er den Beichtkreuzer empfangen sollte. Wer keinen in Wilfersdorf vorweisen konnte, bekam bei der Herrschaft keine Arbeitsmöglichkeit. Der Amtmann schärfte den Untertanen wiederholt ein, ihre Kinder nicht in unkatholische Schulen zu schicken. In den Marchgemeinden (z. B. in Dürnkrut) besuchten die heimlichen Protestanten den Gottesdienst in Ungarn, wo ein toleranter Geist herrschte.

Der Schulmeister Lorenz Frieß in Nieder-Kreuzstetten bekam von der Gemeinde für das Aufziehen der Uhr 4 fl, als Läutgetreide 20 Metzen, für das Lesenlernen eines Schülers 15 kr, fürs Schreiben 30 kr und fürs Rechnen 36 kr jährlich(„Kirchliche Topographie“).

Der Schulmeister war ein geplagter Mann, weil er Mesner und Regenscori war; er reinigte die Kirche, säuberte den Kirchenweg, schrieb die Matriken (bis 1680), die Testamente, die Verlassenschaftsabhandlungen, die Zehentregister bei der Ernte und Weinlese, war Ausrufer bei den Lizitationen, hielt oft die Segenandacht für den Pfarrer, verfaßte Hochzeitsgedichte, Adressen und Prolöge für Empfänge und Festlichkeiten, spielte bei Tanzunterhaltungen und Hochzeiten („Bratlgeiger“ genannt) und half den Ordensgeistlichen manchmal bei der Mostsammlung. Seine Frau hatte die Kirchenwäsche in Ordnung zu halten. Wehe, wenn er bei einem Gewitter nicht rechtzeitig die Wetterglocke läutete! Die Wettergarbe holte er sich mit dem Schubkarren von den Feldern ab.

Zu Jakobi erschien er vor dem Dorfgericht, wo ihm seine Fehler vorgehalten wurden; versprach er, sich zu bessern, so konnte er für ein Jahr im Amt bleiben. Zu Weihnachten räucherte er die Häuser gegen ein Trinkgeld aus — im Wilfersdorfer Schloß tat es der Pfarrer; zum Fasching und zu Ostern gab es eine Spende, z. B. in Großkrut ein Osterlamm bis 1880. Am Neujahrstag sagte er in den Häusern den Segenswunsch auf und erhielt ein bescheidenes Almosen. Gab der Pfarrer eine Tafel, so mußte er Kellner sein und seine Frau wusch das Geschirr ab. Oft war er noch die Zielscheibe des Witzes und des Spottes, wenn die Herren sich in gehobener Stimmung befanden.

Für die Schule blieb ihm wenig Zeit, sodaß die Zahl der Analphabeten mit 70 % nicht zu niedrig angegeben sein dürfte; die mit Mühe und Not lesen konnten, verstanden oft nicht das Gelesene. Wie sollte ein Dorfrichter in jener Zeit ein Gesetz oder eine behördliche Anordnung in der schwulstigen Sprache verstehen!

Die sittlichen Verhältnisse charakterisiert ein Satz, den das Volk selbst prägte: „Im Luthertum haben wir gleichwohl christlich gelebt, nun sind wir ärger als die Heiden.“ Dazu passen die Aufzeichnungen des Paasdorfer Pfarrers, der ein strenger Sittenrichter sein wollte, aber bald die Gemeinde verließ, weil er nichts ausrichtete bei den Bewohnern, die einen schlechten Ruf hatten.

1663 hielt der Eibesthaler Pfarrer, der „mehr eine Bestie als Mensch oder Seelsorger war“, keine Christenlehren und schlug sich zum größten Ärgernis mit dem Schulmeister herum. In Mistelbach gab es wohl Kinderlehre, aber der Schulmeister Karl Winkler sollte seine Schar in Religion und Tugend besser unterrichten; die Gemeinde gab ihm 80 fl und die Barnabiten 6 fl im Jahr. In Hüttendorf, Paasdorf, Schrick und Hörersdorf gab es keine Klage. In Patzmannsdorf bestand noch der Brauch des Martinisegens, der ein Teufelswerk war und daher verboten wurde. In den reichen Gemeinden, wie in Laa, Poysdorf und Umgebung, Großkrut, Alt-Lichtenwarth, Feldsberg, Ottenthal, Wildendürnbach, Staatz, Fallbach und Dobermannsdorf war es mit Kindererziehung und -unterricht schlecht bestellt. In Unter-Themenau meinte der Pfarrer: „Hat es einen Nutzen, Kinder lehren zu halten?“ Die Schrattenberger wußten nichts von solchen Lehren; in Herrnbaumgarten gab es solche nur in der Fastenzeit. Bei den Kirchenrechnungen fehlten nie große Gastereien, während die Kirchen und Pfarrhöfe einen trostlosen Eindruck machten; die Kirchengeräte waren unsauber; die groben Bauern, die dem Pfarrer kein Recht ließen, rauften, stritten und waren dem Weine ergeben. In Wolfpassing gab es keine Klage. In Gaubitsch verweigerte der Geistliche dem Schulmeister die „stipulierten“ 24fl. Der Ortsrichter und der Schulmeister in Seefeld schütteten ihr Getreide auf das Kirchenchor. Hier, wie in Großkrut, befand sich im Friedhof ein Saustall und die Tiere wühlten die Grabhügel auf.

Das Handwerk, das in den Zunftregeln erstarrte, verlor jede Aktivität und blieb mit seinen Erzeugnissen hinter denen des Auslandes zurück. Das Volk verlernte das Denken, weil jede Kritik und Zweifel als etwas Ketzerisches galten. „Es war der Schatten einer unguten Vergangenheit“, sagte die „Furche“ 1952: es war der erste Sargnagel für den Untergang und für den Zusammenbruch Österreichs, der genau 300 Jahre nach der Schlacht am Weißenberg erfolgte. Die nationalen Gegensätze im Sudetenraum, welche die Reformation zum Teil überbrückte, traten dann stärker hervor weil die Tschechen das Unrecht von 1620 den Deutschen zuschrieben. Dem deutschen Volksturm und den alten Bräuchen, in denen die Kirche etwas Heidnisches sah, wurde schwerer Schaden zugefügt. Das allgemeine Bildungsniveau sank auf die Stufe des Mittelalters zurück. Grillparzer sagt: „Österreich mit einer protestantischen Geschichte wäre der führende deutsche Stamm geworden“.

Quellen:

Herrschaftsakte Wilfersdorf im Fürst Liechtensteinischen Hausarchiv.

Gindely: „Geschichte der Gegenreformation.”

Th. Wiedemann: „Geschichte der Reformation und Gegenreformation im Lande unter der Enns.“

Gr. G. Tintz: „400 Jahre Protestantismus in Österreich“.

Gemeindearchiv von Asparn a. d. Z.

Veröffentlicht in: „Niederösterreichisches Lehrerblatt“, Dez. 1954 S. 5, Jan. 1955 S. 6, Feb. 1955 S. 6, März 1955 S. 6

Gemeinde-Feiertage

Neben den kirchlichen Feiertagen gab es früher auch solche, welche nur auf einzelne Gemeinden beschränkt blieben; denn im Mittelalter zählte man 110 Festtage, die zum größten Teil in der Zeit der Reformation in Vergessenheit gerieten. In den bäuerlichen Feiertagen offenbart sich Glaube und Aberglaube, alte heidnische Anschauungen im christlichen Gewand, Erinnerungen an geheime Naturkräfte, an Dämonen und böse Geister, die dem Menschen nur Schaden zufügen.

Der 30jährige Krieg, die seelische und materielle Not, das Elend und die Leiden des Volkes, die Pestseuche, Elementarereignisse und Mißernten begünstigten die Vorstellung von dem Übersinnlichen; wo menschliche Hilfe versagt, da müssen Gott und die Heiligen helfen und die Menschenheit befreien von Unglück und Mißgeschick. Eine Frömmigkeitswelle ging nach 1650 durch das Land und erfaßte alle Stände und Berufe. Es wurden Feiertage, an denen nicht gearbeitet werden durfte, und Wallfahrten eingeführt. Kapellen und Bildstöcke erbaut, auch Wegkreuze und Kalvarienberge. Überall galt der Satz: „Omnia ad maiorem dei gloriam“ = Alles zur größeren Ehre Gottes. Der Bußgedanke vernichtete die Fröhlichkeit alter Volksfeste; viele Bräuche wurden vergessen. Die neuen kirchlichen Feiertage waren mit Ablässen verbunden, die auf das Wallfahrtswesen günstig einwirkten.

Gefördert wurde dieser fromme Geist durch die Klöster in Zistersdorf, Poysdorf, Mistelbach, Asparn u.s.w. sowie durch die Liechtensteiner in Wilfersdorf und Trautsohns in Poysbrunn.

Die Pest, welche ganze Gemeinden entvölkerte, war besonders gefürchtet. Sie war die Strafe des Allmächtigen für die Sünden der Menschen, die durch ihr weltliches Treiben – Tanz, Kleiderluxus, Unmäßigkeit im Essen und Trinken, Spielwut u.s.w. – nur den Zorn Gottes erregten. In ihrer Not wandten sich die Leute an die Heiligen – Sebastian, Rochus, Franz und Rosalia. Für Nikolsburg, Alt-Ruppersdorf und Kettlasbrunn war der Sebastianitag ein Feiertag, zu dem mehrere Prozessionen erschienen, besonders wenn es ein klarer, sonniger Wintertag war; sie alle wurden eingeläutet, nahmen an dem feierlichen Gottesdienst teil und opferten Kerzen, sodaß die Kirche in ein Lichtermeer getaucht war. Poysdorf spendete nach Alt-Ruppersdorf 1655 eine Wachskerze von 42 Pfund. In Wilfersdorf gab es 1673 in der Pfarrkirche ein feierliches Hochamt mit Pauken und Trompeten, dem die fürstliche Familie, die Beamten und die Bewohner beiwohnten, ebenso zu Rosalia und zu Rochus.

Die Wilfersdorfer erschienen nach 1679 in Alt-Ruppersdorf an ihrem Gemeindefeiertag und blieben beim Gottesdienst hier, weil die Bründlkapelle zu klein war. Die Ginzersdorfer besuchten am Sebastianitag Alt-Ruppersdorf; dabei gingen die männlichen Personen nach Büßerart ohne Kopfbedeckung; dies sah ich noch im Jahre 1923. Nach Kettlasbrunn pilgerten manchmal am Sebastianitag 15 Prozessionen. Eibesthal wählte nach dem Pestjahr 1713 den Rochustag als Gemeindefeiertag.

Den Josefitag feierten Tischler, Binder, Wagner, Zimmerleute und Holzhauer, aber auch die Bauern, da er als Patron der Sterbenden, der Eheleute und der christlichen Familie verehrt wurde. Als Frühlingsheiliger stand er bei den Imkern in hohem Ansehen. Herrnbaumgarten feiert noch heute diesen Gemeindefeiertag mit einem Festgottesdienst. Ein schöner Josefitag verspricht viel Honig und eine ergiebige Ernte. In Wilfersdorf führte der Pfarrer Johann Georg Möhler 1712 die Josefiandacht ein, und zwar an jedem Dienstag in der Pfarrkirche. Die fürstliche Herrschaft ordnete 1678 an, daß ein feierlicher Gottesdienst mit Pauken und Trompeten an diesem Tage abgehalten werde, damit der Kaiser, wenn er sein Beilager feierte, recht viele Nachkommen erhalte, dazu sollten auch die Untertanen recht zahlreich erscheinen und fleißig beten.

Der Georgitag war bei den Bauern als Zinstag nicht sehr beliebt; der Heilige genoß im Hochadel große Verehrung; daher bevorzugte ihn die fürstliche Familie in Wilfersdorf, die es gerne sah, wenn recht viele Untertanen dem Gottesdienste in der Pfarrkirche beiwohnten. An diesem Tage teilte die Herrschaft den Armen Almosen in den Gemeinden aus; 1659 spendete sie je 10 Metzen für Ringelsdorf, Wilfersdorf, Obersulz und Poysdorf, Mistelbach 22, je 6 für Bullendorf, Großkrut und Eibesthal, je 8 für Kettlasbrunn, Blumenthal und Loidesthal, je 4 für Waltersdorf a.d.M., Lanzendorf, Hüttendorf und Ketzelsdorf; später erhielten die Armen noch 5 Metzen in Obersulz, je 4 in Poysdorf, Bullendorf, Wilfersdorf und Kettlasbrunn, je 3 in Mistelbach, Ringelsdorf und Waltersdorf. Der Georgitag leitete das bäuerliche Sommer-Halbjahr ein.

1665 ordnete die Wilfersdorfer Herrschaft an, daß im Mai das Fest der Heiligen Jakob und Philipp gefeiert werde. Die Verehrung des Heiligen Florian verdrängte in der Zeit der Gegenreformation die des Hl. Laurentius. Poysdorf beging den Florianitag mit einem Festgottesdienst und einer Prozession um den Markt, damit er vor jeder Feuersgefahr verschont bleibe. Die Maurerzunft bezahlte den Himmel, unter dem das Allerheiligste getragen wurde. An diesem Tage wünschten alle einen ergiebigen Regen, damit die Gemeinde vor jedem Feuer bewahrt bleibe. Am Florianitag kamen zur Florianikapelle in Asparn a. d. Z. oft mehr als sechs Prozessionen aus den umliegenden Dörfern.

Ketzelsdorf hielt den Tag des Hl. Johann von Nepomuk als Gemeindefeiertag, da er der Kirchenpatron war; sonst begnügten sich die Orte mit einer kurzen Abendandacht vor einer Statue, die überall neben einer Brücke ein Wohltäter gestiftet hatte.

Den Urbanitag feierten die Weinorte im Mittelalter mit dem Urbaniritt durch die Dorfstraßen, damit es nicht regnen sollte, weil ein Regenwetter nach der Meinung der Bauern die Trauben mit der Sichel abschneidet. Der Medardusregen mäht sie aber mit der Sense ab. Das Bild des Heiligen schmückt heute manche Kirchenfahne.

Das Antoniusfest in Poysdorf (1721 erwähnt) führten die Kapuziner ein. Da beteten jene Mädchen, die gerne heiraten wollten, vor dem Altar des Heiligen und flüsterten leise: „Heiliger Antonius, wir machen Fandl; ich bet dir an Rosenkranz und du schickst mir a Mandl“. Frauen flehten um reichen Kindersegen und spendeten eine Kerze. Als das Kapuzinerkloster am 20. Oktober 1788 aufgehoben wurde, bedeutete dies das Ende des Antoniusfestes in Poysdorf. Ein gleiches Fest feierte Asparn a. d. Z. (1695), zu dem viele Prozessionen kamen. Die Pilger kauften gerne den Antonuspfennig, der gegen Diebstahl und Verlust der Geldbörse schützte.

Das Johannesfest verbanden die Poysdorfer mit dem Kirtag, an dem im Markt ein fröhliches Treiben herrschte; Prozessionen, Glockengeläute, ein geschäftiges Leben in den Straßen, Sang und Klang in den Gasthäusern umrahmten das äußere Bild des Tages. Nach 1640 verschoben die Poysdorfer den Kirtag in den September; doch hielt der Ortsteil bei der Froschmühle am Johanneskirtag fest. Bei der Sonnwendfeier führten Mädchen früher orgiastische Tänze um das Feuer auf. Die Kränze, welche die Tänzerinnen in den Haaren trugen, waren ein begehrter Talismann gegen Blitz und Hagel. 1844 wird das Johannesfest in Poysorf erwähnt.

Das Wilfersdorfer Magdalenafest (1644), das mehr ein Bußtag war, besuchten viele Untertanen. Fremde Geistliche wirkten beim Gottesdienst mit, ein Franziskaner von Zistersdorf hielt die Festpredigt. Die Geistlichen speisten zu Mittag in der Tafelstube des Schlosses, wo sonst nur die Edelleute saßen. Am Nachmittag wohnten alle der feierlichen Vesper in der Pfarrkirche bei. Durch ein bußfertiges Leben sollten Pest, Türkengefahr und Hochwasser abgewendet werden.

Die Franziskaner in Zistersdorf waren die Urheber des Portiunkularfestes (1673), das man auch „Bruderkirchweih“ nannte und das bei den Bewohnern des Zayatales beliebt war.

Falkenstein hatte das Jakobifest; denn der Patron dieser ältesten Kirche im Grenzland war der Hl. Jakob; nach der kirchlichen Feier meldete sich die Jugend mit Gesang, Tanz und Kraftspielen, bei denen die Alten die Zuschauer waren, welche mit Lob und Tadel nicht sparten. Nach altem Brauch durfte eine Rauferei zum Schluß nicht fehlen. Den Armen spendeten die Bauern an diesem Tage ein Butterschmalz; das Wort „Schmierjokl“ dürfte damit zusammenhängen.

Das Laurentiusfest, das die Wilfersdorfer Herrschaft 1671 anordnete, feierte die Gemeinde mit einem Hochamt in Gottes freier Natur auf dem Lehenberg. Es war für die Weinbauern ein wichtiger Lostag, da sollte es warm und trocken sein. Die nun aufgenommenen Weinhüter veranstalteten einen Umzug durch das Dorf, um sich den Bewohnern zu zeigen. Der Tag galt im bäuerlichen Leben als Herbstanfang. Der Wind wehte aus den Haferstoppeln.

Den Rosalientag hielten die Wilfersdorfer 1673, die wohl die meisten Gemeindefeiertage besaßen. Das Michaeliamt fand zu Ehren der fürstlichen Familie in der Wilfersdorfer Pfarrkirche statt, dem die Beamten, die Honorationen, die Marktbewohner und besonders die Armen beiwohnten, welche das Michaeli-Almosen erhielten. In Mistelbach wurde der Michaeli Markt abgehalten, der größte im Weinland, der eine kleine Herbstmesse für das Gebiet war.

Die Zistersdorfer Franziskaner regten 1637 das Franziskusfest in Wilfersdorf an, das trotz der Kriegswirren „solemniter“ gefeiert wurde. Der Fürst Hartmann von Liechtenstein und seine Frau Sidonie erbauten in Wilfersdorf die Dominikanerkapelle auf dem „Myrtenberg“, die im November 1672 das Gnadenbild bekam und am 18. Februar 1673 mit einem feierlichen Gottesdienst eingeweiht wurde. Galt es doch, den Schöpfer des Rosenkranzgebetes zu ehren. Der Dechant von Pyrawarth sowie der Wolkersdorfer Pfarrer erkundigten sich im Namen des Passauer Offiziales im Schloß genau um die Dotation der Kapelle. Am 28. August 1677 las der Pfarrer ein feierliches Lobamt zu Ehren des Hl. Dominik, weil in Ungarn die Pest wütete und die Bewohner ein Übergreifen der Seuche ins Weinland fürchteten.

Eibesthal verzeichnete folgende Gemeindefeiertage: Markus – da gingen die Bewohner nach Wilfersdorf und diese nach Eibesthal, der Pfarrer erhielt 1 fl 30 kr -, Kreuz Erfindung, Florian, Donatus – zur Abwendung der Schauerwetter - , Rochus – nach dem Pestjahr 1713 – und Maria Opferung – als Dank für den gewonnen Waldprozeß 1666. Auch Mistelbach hatte einen Gemeindefeiertag eingeführt, als es 1665 nach einem Prozeß den Wald bekam. Katzelsdorf hielt immer am 27. Dezember alle Jahre „das Holzleitenamt“ als Dank für den Gemeindewald zu Ehren des Hauses Liechtenstein. Doch erschienen dazu nur jene Hausbesitzer, die einen Waldanteil haben.

 Das Stift Klosterneuburg, das schon gegen Ende des 12. Jahrhunderts in Wilfersdorf die Grundobrigkeit besaß, regte hier das Leopoldifest an, das auch die Poysdorfer mitfeierten. Dieser Tag ließ das alte Martinifest mit seinem Winzerbrauchtum vergessen. Das Wolfgangifest in Loidesthal dürfte auf den Einfluß von Michelbeuren zurückgehen.

1754 hob Maria Theresia 24 Feiertage auf, doch zogen sich die Verhandlungen bis 1772 in die Länge; auch die Gemeindefeiertage gerieten langsam in Vergessenheit. Sie sind heute gewöhnliche Arbeitstage und tragen keinen kirchlichen Charakter.

Quellen:

Herrschaftsakte Wilfersdorf im Fürst Liechtensteinischen Hausarchiv.

G. Gugitz: Das Jahr und seine Feste im Volksbrauch Österreichs.

Wiener Diözesanblatt 1909

Veröffentlicht in: „Heimat im Weinland“, Heimatkundliches Beiblatt zum Amtsblatt der Bezirkshauptmannschaft Mistelbach, 1978, S. 290 - 292

Gemeindewahlen im Weinlande

Vor dem Jahre 1850 kannte man keine Gemeindewahl, denn die Dörfer und Märkte waren von den Grundherren abhängig, der oft mit starker Hand in das Gemeindeleben eingriff. Dieser Druck von oben paßte vielen Dörfern nicht. Sie waren ungehorsam, bockbeinig und widerspenstig – Eibesthal und Kettlasbrunn. Mistelbach betonte immer wieder, daß es ein kaiserlicher Markt sei und mit der fürstlichen Herrschaft in Wilfersdorf nichts zu tun habe; der Amtmann macht aber die Mistelbacher aufmerksam, daß sie fürstliche Untertanen sind, die bei jeder Huldigung dem neuen Herrn Treue und Gehorsam gelobt hatten.

Der Ortsrichter, den der Grundherr bestimmte, vertrat die Interessen der Herrschaft, aber auch die der Gemeinde; da hatte er oft einen schweren Stand, weil man 2 Herren nicht dienen kann. Für seine Mühe und Arbeit brauchte er keine Robot leisten. Das neue Dorfgericht (Gemeindevertretung) wurde nach dem Bannteiding unter dem Vorsitz eines Herrschaftsbeamten bestellt; das alte Dorfgericht trat zurück, doch hatte der gewesene Dorfrichter auch im neuen Sitz und Stimme.

In Poysdorf wurden um 1600 drei fürstliche, ehrliche und gottesfürchtige Bürger bestimmt – der letzte Marktrichter gehörte auch dazu -, 2 trautsohnische (Herrschaft Poysbrunn), 2 jesuitische (Wiesner Kollegium S. J.), 1 passauischer (Herrschaft Königstetten) und 1 Oberleisersischer (Pfarre Oberleis). Sie gehörten zur Gemeindevertretung, die der Fürst Liechtenstein als Marktherr bestätigte; auch bei der Anstellung des Marktschreibers mußte die Herrschaft Wilfersdorf gefragt werden; nur den Gerichtsdiener nahm der Markt allein auf. Der Poysdorfer Marktrichter war ein fürstlicher Untertan, katholisch, unbescholten und Besitzer eines bestifteten Hauses. Das katholische Glaubenbekenntnis galt nach 1652. Bäcker und Fleischhauer wurden nicht in den Marktrat aufgenommen, weil sie in Notzeiten kein mitfühlendes Herz für die Armen zeigten. Leider waren oft der Marktrichter und der Marktschreiber auch nicht ehrlich und sozial gegen die Mitbürger. So legte der Mistelbacher Marktrichter 1660 keine Jahresrechnung und war gegen die Armen grob, die er nicht zu Wort kommen ließ. Der nachlässige Marktschreiber Emmerich Sydrach von Mistelbach war 1715 oft 8 – 14 Tage nicht im Rathaus; niemand wußte, wo er war; das Amtsgeheimnis nahm er nicht sehr genau; den Marktrichter nannte er nur „Pechzehrer“, da er ein Schuster war. Der Marktrichter de Venna schaute 1734 überall auf seine Vorteile und verschaffte sich bei jeder Gelegenheit Geld für seine Tasche. Im Gemeindewald beanspruchte er 3 Viertel für sich und viele Bürdeln (1000?). Er wollte für immer Marktrichter bleiben. In Mistelbach erfolgte die Ratserneuerung nach 2 und mehr Jahren.

Der Wilfersdorfer Marktrichter war 1740 ein untauglicher Mann, sodaß er beim Bannteiding abgesetzt wurde. Die Verwaltung der Gemeinden ließ viel zu wünschen, besonders die Jahresrechnungen. Mancher Ortsrichter hielt sich an den Satz: „Ein Esel ist, wer an der Krippe sitzt und nicht mitfrißt.“

Dies tat schon der Poysdorfer Marktrichter Hans Knoll, dem die schönen Renaissancekleider gehörten, im Schwedenkrieg 1645, als er mit dem Marktschreiber Singer einen Teil der Kriegssteuer behielt, die er nach Olmütz schicken sollte. Die Gemeinde Poysdorf verwaltete die Singerstiftung so schlecht, daß sie ihr 1763 weggenommen wurde. Der Mistelbacher Marktrichter Johann Michael Kölbl legte durch 5 Jahre keine Rechnung (1766), 13 Jahre dauerte seine Amtszeit, über die man nichts Gutes sagen konnte. Der Wilfersdorfer Marktrichter Gruber war 1768 ein grober Bengel, der die Armen anfuhr, sie beschimpfte und sie wegen jeder Kleinigkeit Eselreiten ließ. Kaiser Josef II, verordnete, als er einmal durch Poysdorf reiste, daß die Gemeinde im Spital für kranke Soldaten eine Stube als Krankenzimmer einrichten sollte; er gab auch dafür das Geld, das aber die Gemeinde für andere Zwecke verwendete. Als der Kaiser später das Krankenzimmer visitierte, kam der Schwindel auf; sofort ließ er den Marktrat und den Marktschreiber verhaften und nach Korneuburg schicken. Es war ein bekannter Satz: „Wenn der Bauer aufs hohe Roß kommt, soll ihn der Teufel reiten.“

Das Jahr 1848 brachte den Gemeinden die Freiheit; das Band, das sie durch Jahrhunderte mit der Herrschaft vereint hatte, wurde gelöst; es gab keine Untertänigkeit mehr. Dieser Umbruch, der weitgehende Folgen hatte, traf die Regierung ganz unvorbereitet; es fehlten Beamten sowie Gebäude für die Bezirkshauptmannschaft und Bezirksgerichte; denn Verwaltung und Gericht wurden getrennt. Die Herrschaften führten daher die Amtstätigkeit eine Zeitlang noch fort.

Durch eine Verordnung vom 17. März 1849 regelte die Regierung das Gesetz für die Gemeindewahl. Diese gab dem Besitz, dem Steuerträger und der Schulbildung das aktive und passive Wahlrecht (= wählen und gewählt werden); nur wer 10 fl direkte Steuer im Jahr zahlte, besaß das Wahlrecht. Die breite Masse des Volkes war daher ausgeschlossen. Die Regierung betrachtete die Gemeinde als wirtschaftliche Einheit, nicht als politische. Die Bezirkshauptmannschaft kam nach Poysdorf in ein Privathaus, die Bezirksgerichte nach Mistelbach, Laa, Feldsberg und Zistersdorf. Stronsdorf und Asparn a. d. Z. bewarben sich auch um ein Bezirksgericht. In Mistelbach wurde die Pfarr- und die fürstliche Gemeinde zusammengelegt. Die Bezeichnung fürstliche, trautsohnische usw. Untertanen in Poysdorf gehörten der Vergangenheit an; denn alle waren Staatsbürger.

Nur Männer, die 24 Jahre alt waren, durften wählen. Die Gemeindevertretung blieb 6 Jahre im Amt; sie hatte ein größeres Mitspracherecht, aber auch eine größere Verantwortung als früher. Es gab keine politischen Parteien im heutigen Sinn, sondern Familiengruppen, die teils fortschrittlich = liberal, teils konservativ eingestellt waren.

1850 fanden am 15. Juli die ersten Gemeindewahlen in unserer Heimat statt – ein denkwürdiger Tag in der Heimatgeschichte des Weinlandes. Die Bauern fühlten sich als Staatsbürger und Steuerträger, auf die sich die Regierung stützen konnte. Hier liegen die Wurzeln im „traditionellen Bürgertum“, auf das sich einzelne Familien in Poysdorf noch heute so viel einbilden.

Die Gemeindevertretung bestand aus dem Vorsteher, später Bürgermeister, 3 Gemeinderäten und dem Ausschuß. Die Zahl richtete sich nach der Einwohnerzahl und Größe der Gemeinde. In Poysdorf leisteten die Gewählten nach einem feierlichen Gottesdienst in der Pfarrkirche den Eid; es war dies nur einmal der Fall.

1854 beseitigte die Reaktion alle Errungenschaften der Revolution; das Wort Freiheit war ein Trugbild; denn Oesterreich wurde im Geiste des Absolutismus regiert; die Regierung löste die Bezirkshauptmannschaften sowie die Bezirksgerichte auf, vereinigte wieder Verwaltung und Gericht, schuf die gemischten Bezirksämter und ging scharf gegen den Liberalismus mit Hilfe der Polizei vor; sie schloß mit dem Papst im Rom ein Konkordat, das die Schule und das Bildungswesen der Kirche auslieferte.

Die Niederlagen der österreichischen Armee bei Solferino 1859 und bei Königgrätz 1866 zwangen den Kaiser, der im Volke nicht sehr beliebt war – die Wiener nannten ihn nur den „rothoseten Leutnant“ -, den Staat mit Hilfe des Liberalismus neu aufzubauen. Das Volk genoß mehr Freiheit, konnte sogar Vereine gründen; so entstand in Poysdorf 1863 sogar ein Gesangsverein und im Mistelbach 1864; später folgten Feuerwehr- und Turnvereine. Vor einer Wahl folgten Feuerwehr- und Turnvereine. Vor einer Wahl besprachen sich die Dorfbewohner im Gasthaus beim Biertisch, in den Weinkellern und auf der Straße. Wollte ein Arbeitnehmer da mitsprechen, hieß es: „Maul halten, du zahlst keine Steuer, wir sind der Staat.“

Allgemein bürgerte sich das Wort Bürgermeister statt Vorsteher ein, in Nordmähren erst nach 1900. Nur Wien kennt noch heute die Bezirksvorsteher. Verwaltung und Gericht wurden wieder getrennt; Mistelbach bekam die Bezirkshauptmannschaft, ein Bezirksgericht hatte Laa, Feldsberg, Zistersdorf und Mistelbach. Bei der Verteilung der Kriegsentschädigung von 1866 kamen oft die Kleinen zu kurz, so in Ketzelsdorf. Die Konkordatschule mußte der Staatsschule weichen, die von den Geistlichen in den Predigten scharf kritisiert wurde.

Bei den Gemeindewahlen gab es 1868 drei Wahlkörper, da war der Besitz entscheidend; man sprach von einem Wahlkörpersystem. 1870/71 erstarkte das deutsche Nationalbewußtsein; der Krieg in Frankreich und der Sieg bei Sedan fanden auch bei uns ein starkes Echo; auch die anderen Völker in der Monarchie erwachten und damit begann die Auflösung des Reiches.

Der große Geldkrach des Jahres 1873 rüttelte das Volks auf; es begann zu politisieren und nahm langsam an den Ereignissen im öffentlichen Leben teil. Es entstanden im Laufe der Zeit politische Gruppen in den Gemeinden, die nach einem führenden Mann genannt wurden – in Mistelbach die Straßerpartei. In Herrnleis wurde 1873 bei der Wahl ein Mann erstochen – das erste blutige Opfer im Wahlkampf unserer Heimat. Die Beteiligung an den Wahlen war damals gering. Der Mistelbacher Gemeindeausschuß zählte 18 Mitglieder und 4 Gemeinderäte.

1875 tauchten die Demokraten auf dem Lande in den größeren Gemeinden auf; die Großstadt Wien war für unsere Heimat maßgebend und in der Politik führend. Die Demokraten bildeten meist die Opposition im Gemeinderat, die notwendig war. Die Katholiken – Konservativen – schlossen sich in Kasinos zusammen; z. B. in Poysdorf, und bekämpften die Liberalen; bei diesen nahmen Juden eine führende Stellung ein. Um ihren Einfluß zu brechen, traten 1886 Antisemiten auf, die sich später Christlichsoziale nannten; ein Teil der Liberalen änderte den Namen in Deutschnationale. Gegen die Neuschule und gegen die Lehrer nahmen einzelne Geistliche in den Gemeinden eine scharfe Stellung, so z. B. der Pfarrer Rauch in Poysbrunn, der 1889 die Schule sowie die Lehrer eine Heimsuchung nannte; dabei ereiferte er sich gegen Freiheit, Aufklärung, gegen Licht und Fortschritt; für die Sittenlosigkeit und für das Anwachsen der Verbrechen sei nur die Schule schuld. Diese Predigt hatte ein gerichtliches Nachspiel. Der Poysdorfer Gemeinderat, den die Geistlichen in den Predigten heftig angriffen, verlangte vom Wiener Ordinariat, daß solche Predigten verboten werden; auch in Ameis und Herrnbaumgarten ereigneten sich ähnliche Fälle, die den Gemeindefrieden nur störten.

Die Regierung forderte für die Wähler 5 Jahre Seßhaftigkeit; wer die nicht nachweisen konnte, hatte kein Wahlrecht. Die Parteienbildung in Wien war Vorbild für die Landgemeinden. Nach 1894 wurde der Gemeinderat auf 3 Jahre gewählt, früher auf 6. Die Zahl der Gemeinderäte und der Ausschußmitglieder richtete sich immer nach der Einwohnerzahl. Viele hatten den Wunsch, in den Gemeinderat zu kommen und als Ratsherren eine wichtige Rolle in der Gemeinde zu spielen. Da mußten sie mit Versprechungen um die Gunst der Wähler werben. Diese Kandidaten waren vor der Wahl freundlich und gesprächig, grüßten und unterhielten sich mit den Bewohnern, die sie sonst nicht anschauten. Sie betonten in dem Gespräch die Wahlen, es müßten neue Männer in die Gemeindestube kommen, er würde es schon besser machen. Im Gasthaus zahlte er Bier und Wein, verteilte Rauchmaterial und gab Kellerpartien, bei welchen die Schmarotzer auf ihre Rechnung kamen. Da gab es Streit und oft Raufereien; denn den Gegner ordentlich zu verhauen, war keine Sünde; man schimpfte über ihn, verspottete ihn, kritisierte sein Privatleben und seine Vergangenheit; es herrschte vor der Wahl das Faustrecht. Da war jedes Mittel erlaubt, wenn es nur zum Ziele führte. In der Nacht klebten Burschen Plakate an die Hauswände, andere wieder rissen sie runter oder überklebten sie.

Der Wahltag wurde zu einem Kampftag; es gab kein Alkoholverbot, die Berauschten schlugen Lärm, johlten und schrien. Kinder und Frauen trieb die Neugierde auf die Straße; alles wartete mit Spannung auf den Ausgang der Wahl. Die Sieger jubelten, die Besiegten schlichen still nach Hause; sie gaben den Kampf nicht auf und fochten die Wahl bei der Regierung an. Dann erfolgte manchmal ein zweiter Wahlgang. Eine Folge des Wahlkampfes waren oft mehrere Ehrenbeleidigungsklagen bei Gericht, die leider nicht den Frieden in der Gemeinde förderten. Bei uns im Weinlande besaßen die Bauern stets die Mehrheit in der Vertretung, die immer zeitgemäße Neuerungen ablehnten, sodaß die Landgemeinden in der Entwicklung zurückblieben; es war dies ein schwerer Fehler, der sich bitter rächen mußte.

Die Arbeiter und Besitzlosen organisierten sich, veranstalteten in den Städten Protestversammlungen und forderten ein Mitspracherecht in der Gemeindevertretung. Die Regierung gab 1900 nach und es entstand ein 4. Wahlkörper; in den ersten zwei herrschten die Dorfaristokraten, im 3. Handwerk und Gewerbe und im 4. Arbeiter sowie Taglöhner; sie bildeten oft die Opposition, die aber bei Abstimmungen stets unterlag. Die liberale, nationale Zeit des Bürgertums hatte damals schon den Höhepunkt im politischen Leben erreicht; denn der 4. Stand drängte mit aller Kraft vorwärts und kämpfe mit allen Mitteln – Protestversammlungen und Streiks – für seine Interessen. Im Weinlande spürte man nicht diese Kämpfe der Arbeiter, es ist ja ein Bauernland ohne große Fabriken.

1905 erschien eine neue Wahlordnung. Die Aufgaben der Gemeinden hatten sich auf allen Gebieten erweitert, die Einwohnerzahl stieg; so hatte Mistelbach schon 9 Gemeinderäte. Der Generalstreik und die große Demonstration am 28. November 1905 in Wien auf der Ringstraße zwangen die Regierung zu einer Wahlreform zugunsten der Arbeiter; der Widerstand der „Kamarilla“ war nutzlos, selbst der Kaiser entschied sich für die Wahlreform, die für den Reichsrat gelten sollte. Nun erhielten die verschiedenen Parteien eine große Bedeutung für das politische Leben im Staate. Langsam löste man die wichtigen Fragen vom Parteienstandpunkt.

Im Jubiläumsjahr 1908 erhielten die Bürgermeister eine Kette als äußere Zierde, die sie bei feierlichen Anlässen um den Hals trugen. 1911 hießen im Mistelbach die Gemeinderäte Stadträte. Im ersten Weltkrieg gab es keine Wahlen, da ja die Männer Kriegsdienste leisten mußten. Nach dem Kriege erhielten die Frauen das aktive und passive Wahlrecht. Das Alter setzte die Republik von 24 Jahren auf 21 herab. Das Wahlkörpersystem gehörte der Geschichte an. Es bestand das allgemeine gleiche direkte geheime Wahlrecht; jedes Vorrecht einzelner Berufe und Klassen wurden aufgehoben. Die schwere Nachkriegszeit zwang die Bürger und Bauern zu einem Zusammenschluß – in Mistelbach die Christlichsozialen und die Großdeutschen. Sie nannten sich Wirtschaftspartei; denn die Not und das Elend im Land rechtfertigten diesen Schritt. Die Wahlordnung für Nieder-Oesterreich, die im Februar 1914 beschlossen war, kam nicht zur Geltung. Die Wirtschaftspartei in Mistelbach löste sich 1924 auf, nun galt die Weltanschauung für eine Parteienbildung; es meldeten sich die ersten Nationalsozialisten und Kommunisten in Mistelbach. Die Wahlen wurden von den Parteien mit scharfer Erbitterung geführt, war dies ein trauriges Zeichen und manch Gutgesinnter verlor jede Hoffnung auf bessere politische Zeiten.

1933 hob die Regierung alle Parteien auf, es gab nur die Vaterländische Front, die eine neue Gemeinde, ein neues Land und einen neuen Staat machen wollte. Die Gemeindevertretung wählte nicht das Volk, sie wurde ernannt. Dies geschah auch nach 1938. Erst nach dem 2. Weltkrieg ließ die Besatzungsmacht der Russen wieder Wahlen zu und erlaubte 3 Parteien, u. zw. die OeVP., die SPOe. und die KP. Die Anhänger der NSDAP besaßen kein Wahlrecht. In die Gemeindeangelegenheiten mischte sich oft die Besatzungsmacht. Hunger, Elend und eine düstere Zukunft raubten vielen die Hoffnung auf eine bessere Zeit.

Mistelbach zählte 18 Gemeinderäte, es sollten aber nach einem Auftrag der Landesregierung 24 sein. Der Markt Falkenstein veranstaltete 1950 eine öffentliche Volksbefragung, wer als Kandidat für die Wahl aufzustellen ist; die Regierung hatte eine neue Wahlordnung herausgegeben. Nun traten vor dem Wahltag Lautsprecher in Tätigkeit, die durch die Straßen fuhren und für die Parteien warben. Plakatmänner nahmen in der Nacht ihre Arbeit auf, Häuser wurden beschmiert und Plakate überklebt. Anständigkeit war Nebensache. 1959 ordnete die Regierung amtliche Stimmzettel für die Wahlen an.

Heute bewegt sich die Wahl in ruhigen Bahnen; dazu trugen das Alkoholverbot und das der Propaganda vor dem Wahllokal wesentlich bei. Allgemein herrscht eine vernünftige Toleranz im Volke, die auch den politischen Gegner achtet. Die Technik änderte auch das Bild der Wahlen; denn Rundfunk, Presse und Fernsehen stehen im Dienste der Werbung. Kraftwagen bringen Alte und Kranke zur Urne; um jede Stimme wird gerungen und gekämpft, aber nicht mit roher Gewalt. Viele stehen aber abseits und erscheinen nicht im Wahllokal, sie trauen nicht den Versprechungen der Parteien; sie seien nur Lügen, die selten eingehalten werden. Sie denken an die Worte Bismarcks, die er einmal im Reichstag zu Berlin sprach: „Nie wird auf der Welt mehr gelogen als vor einer Wahl, während eines Krieges und nach einer Jagd.“

In Drasenhofen war es Sitte, daß die Ortsburschen die mit Blumen geschmückte Bürgermeistertafel dem Neugewählten feierlich überbrachten. In der Walpurgisnacht zum 1. Mai stellen in einzelnen Gemeinden die Burschen einen Maibaum vor dem Hause des Bürgermeisters auf, den sie früher bewachen mußten, sonst stahlen ihn die Burschen aus den Nachbardörfern. Am Kirtag-Montag, dem „Nobelkirtag“, brachte die Dorfmusik nachmittags dem Bürgermeister sowie den Gemeinderäten ein Ständchen und wurden mit Wein, Backwerk und Geld entlohnt. An den hohen Festtagen erschien die Gemeindevertretung in der Pfarrkirche, um hier dem Gottesdienst beizuwohnen. In Poysdorf nahm sie in den „Ratsstühlen“ neben dem Hochaltar Platz; diese stammen aus dem Jahre 1652. An der Auferstehungsprozession sowie am Umgang – Fronleichnamstag – nahmen alle Gemeindevertreter teil und schritten hinter dem Allerheiligsten.

Wird ein Bürgermeister abgesetzt oder muß er abdanken, so verliert er sein Ansehen; das Volk sagt: „Vor einem abgesetzten Bürgermeister und einem umgefallenen Wegkreuz nimmt man keinen Hut ab.“ Im anderen Fall erhält er den Ehrentitel „Altbürgermeister“; auch wird er mit einem Fackelzug und einem Ständchen geehrt. Er muß über einen Keller mit guten Weinsorten verfügen; denn oft kommen hohe Herren zu einer Besprechung in das Dorf, die er gastlich bewirtet (Kellerpartie).

Die Zahl der Gemeindevertreter richtet sich noch immer nach der Einwohnerzahl, so beträgt sie in Mistelbach 27, in Laa 23 und in Poysdorf 19 – früher 21. Die neue Gemeindevertretung muß fest arbeiten und das Vertrauen der Bewohner gewinnen, sonst wird der nächste Wahltag ein Zahltag.

Quellen:

Herrschaftsakte Wilfersdorf im Fürst Liechtensteinischen Hausarchiv.

Gemeindechronik von Poysdorf.

Mistelbach – 90 Jahre Stadt, Sonderfolge von „Mistelbach in Vergangenheit und Gegenwart“.

Veröffentlicht in: „Heimat im Weinland“, Heimatkundliches Beiblatt zum Amtsblatt der Bezirkshauptmannschaft Mistelbach, 1965, S. 267 - 270

Geschichte der Straßen im Bezirke Mistelbach

Uralt ist der Handel und Verkehr in unserer Heimat. Die Bernsteinstraße, die längs der March ging, ist der älteste Verkehrsweg, den die Völker des Morgenlandes benützten, um den kostbaren Bernstein aus Norddeutschland zu holen. Auf ihr reisten auch die Etrusker und später die Römer, die einen schwunghaften Handel mit den Kelten und dann mit den Quaden und Markomannen trieben, indem sie Vieh, Wolle, Felle und Sklaven kauften und Eisenwaren, Waffen und Schmucksachen verkauften. Der Handel war noch vielfach Tauschhandel, doch nahmen die Quaden auch römische Münzen. Von einer Straße in unserem Sinne dürfen wir in dieser Zeit nicht sprechen, wenn wir an die Bernsteinstraße denken. Es war ein breiter Feldweg, auf dem ganze Kolonnen von Tragtieren zogen, die den Bernstein in Säcken nach Italien trugen. Bei den Römern galt dieser Stein als ein wertvoller Schmuck für Armbänder, Halsketten u. dgl. Zur Zeit Neros erreichte die Nachfrage nach diesem Schmuck den Höhepunkt im alten Rom. Claudius Ptolemäus berichtet, daß an der March eine ganze Reihe von großen Orten, Ansiedlungen und Märkten bestand, von wo aus ein reger Tauschverkehr in das Innere des Landes betrieben wurde. Die Kaufleute handelten aber nicht bloß, sie brachten auch den Geist des Fortschrittes, die Segnungen der Kultur ihrer Länder hieher. Darum waren die germanischen Stämme an der March und Oder denen am Rhein weit überlegen.

Ein wichtiger Handelsgegenstand war noch das Salz, das sicher die Menschen zum Reisen und Handeln zwang, da es zum Leben unumgänglich notwendig ist und unserer Gegend fehlte. Darum kann man ruhig sagen: „Die ersten Handelswege waren Salzstraßen, die noch älter sein dürften als die Bernsteinstraße und die wir nicht kennen.“ Auch die ersten Bahnen waren ja Salzbahnen, z. B. Gmunden – Linz – Budweis und Wien – Krakau (Bochnia).

Zur Zeit der Völkerwanderung vergaß man die Bernsteinstraße, kein Kaufmann zog auf ihr, sie war leer und öde und Gras wuchs da, wo einst ein so lebhafter Verkehr herrschte. Jahrhunderte vergingen und erst unter Karl dem Großen regte sich wieder der Handel. Die Nordslawen aus der Umgebung von Kijew erschienen an der Donau, brachten Wachs, Pferde und Sklaven mit. Doch reisten sie nicht an der March bis zur Donau hinab, sondern vermieden ihren Unterlauf und zogen nach Mautern, wo der größte Stapelplatz für alle Waren sich befand, die nach Süddeutschland, Böhmen, Mähren und Rußland gingen. Die Unsicherheit und die Überfälle der räuberischen Magyaren zwangen die Kaufleute von der March abzurücken und die Straße weiter westwärts zu verlegen. Die Träger des Handels mit Rußland waren Juden.

Erst nach der Gründung der 2. Ostmark blühte die alte Bernsteinstraße wieder auf, um so mehr, als die Ungarn mit ihren räuberischen Einfällen aufhörten, abendländische Kultur annahmen und mit den Grenznachbarn in Handelsbeziehungen traten. So entwickelten sich zwei wichtige Handelswege, die immer mehr und mehr an Bedeutung gewannen und die den Grund zum Reichtum unserer Heimat im 12. und 13. Jahrhundert legten: die Marchstraße und der Donauweg. Die erste verband den Norden mit dem Süden, wo Venedig, „die Königin der Adria“, den Handel in der Hand behielt, die andere verknüpfte Westeuropa mit Byzanz, das den Handel mit dem Oriente trieb. Im Jahre 1056 wird eine Zollstätte in Lawentenburg (Lundenburg) erwähnt. Zugleich erfahren wir die Waren, welche auf der Marchstraße von den Kaufleuten mitgeführt wurden: Tuch, Leinwand, Wolle, Flachs, Salz, Getreide, Eisen, Honig, Fische, Pferde, Rinder, Schafe, Heringe, Wein und Gewürze. Der Zoll mußte bei allen Waren in Gold gezahlt werden, nur beim Salz verlangte man ihn in natura. Neben dieser Hauptstraße an der March gab es noch einen zweiten Handelsweg, der von Wien über Klosterneuburg, Korneuburg, Hornsburg, Mistelbach, Feldsberg, Kostel einerseits an der March weiterging, anderseits nach Brünn führte. In Kostel wird 1178 eine Brücke erwähnt, wo die Kaufleute den Zoll zahlten. Diese Straße hieß die Venedigerstraße und auf ihr reiste 1227 der Minnesänger Ulrich von Liechtenstein als Frau Venus. Ihren genauen Verlauf im Mistelbacher Bezirke kann man nicht angeben, da jeder Anhaltspunkt fehlt. Die Straße folgte von Mistelbach dem Zayatale bis Wilfersdorf, berührte dann Erdberg, Ketzelsdorf, Herrnbaumgarten, Schrattenberg und Feldsberg, doch konnte sie von Erdberg über Walterskirchen, Katzelsdorf auch nach Feldsberg führen. Die Waren, welche auf dieser Straße geführt wurden, waren Salz, Wein und Seefische. Der Brückenzoll von Kostel war sehr ertragreich, darum muß der Verkehr auf diesem Wege sehr rege gewesen sein.

Die Zölle jener Zeit waren nicht Schutzzölle, wie wir sie heute haben, sondern dienten dazu, die Brücken instand zu halten. Sie waren aus Holz gebaut; über die Donau führte keine Brücke. Die Fuhrleute benutzten eine seichte Stelle oder eine Fähre. Schwere Wagen hatten die Kaufleute nicht; denn die Straßen waren wie die heutigen Feldwege; geschottert wurden sie nicht. Zeigten sich tiefe Löcher, so füllte man sie mit Reisigbündeln oder Holzprügeln aus. Darum verlangte der Landesfürst für die Abnützung der Straßen einen Straßenzoll. Für die Durchfuhr einzelner Waren durch das Land zahlte der Händler einen Durchfuhrzoll. All diese Zölle bildeten das Einkommen des Landesfürsten, der aber auch geistliche und weltliche Grundherren an dieser Einnahme teilnehmen ließ, indem er sie verpachtete. Einen Unterschied zwischen Maut und Zoll kannte man damals nicht. Daß die Handwerker und der Bauer auch einen Nutzen von dem Verkehr hatten, ist einleuchtend. Es gab noch wenig Herbergen und der Kaufmann mußte bei Bauern übernachten und ihre Mithilfe und Unterstützung ansprechen. Er leistete Vorspann, begleitete den Kaufmann und schützte ihn gegen Überfälle. Die Handwerker, vor allem Schmiede, Wagner, Schlosser hatten goldene Zeiten. In dem fremden Kaufmann sah man damals nur einen Menschen, den man nach allen Regeln der Kunst ausbeutete und der sich alles gefallen lassen mußte.

Eine dritte Straße ging von Mistelbach nach Laa. Hier teilte sie sich; die eine führte nach Brünn, die andere gegen Znaim. Eine Maut der ersten war in Prahlitz (bei Kanitz), die 1086 erwähnt wird, die andere Straße hatte eine Maut bei Erdberg in Südmähren.

Auf diesen Straßen zogen nicht nur die Händler und Kaufleute, es kamen auch die Kriegsheere von Böhmen und Mähren nach Österreich. So benutzten die Mongolen im Jahre 1241 die Marchstraße.

Die Kreuzzüge förderten den Donauhandel, erweckten aber auch den alten Wandertrieb in unserem Volke. Nicht nur fremde Länder, fremde Städte und Menschen wollte man kennen lernen und sehen, sondern auch die Gnadenorte. Zu ihnen zog es den Menschen, der voll religiöser Überzeugung den weiten Weg, die Mühe und Anstrengung nicht achtete. Diese Pilger sind es, die zeitweise die erwähnten Straßen bevölkerten und die häufig zu einer Landplage wurden, so daß die Landesfürsten ab und zu das Wallfahren verboten. Bevor die Pilger die Ihren verließen, machten sie ihr Testament, bestellten für die Kinder einen Vormund und schieden, als ginge es an das Ende der Welt. Ein graues oder braunes Gewand bedeckte ihren Körper, das struppige Haar hing über die Schultern, schleppend war ihr Gang, bleich die Gesichtsfarbe; In der Hand trugen sie einen langen Stock mit einem Kreuze am Ende, eine leere Pilgertasche hing an der linken Seite, eine kugelrunde Wasserflasche baumelte an der rechten. So zogen sie bettelnd von Ort zu Ort, bei jedem Wegkreuz knieten sie nieder oder entblößten das Haupt. Mit Gesang oder Gebet kürzten sie sich den langen Weg. Nicht jeden Pilger trieb die innere Überzeugung in die Ferne zu einem wundertätigen Gnadenorte. Es gab auch viele, die unabsichtlich ein Verbrechen begangen hatten und darum als Sühne eine Pilgerfahrt nach Rom, Köln, Aachen, Prag oder nach Santiago in Spanien unternehmen mußten. Daselbst ließen sie sich eine Bestätigung ausstellen, die sie in der Heimat vorzuzeigen hatten. Mancher Verbrechter mußte zur Sühne oft eine zwei- oder dreifache Pilgerreise machen. War er es nicht imstande, so fanden sich schon Leute, die gegen Bezahlung für ihn wanderten. Die Preise für jede Pilgerfahrt waren genau vorgeschrieben. Die Pilger hatten in den Gnadenorten, in unwegsamen Gegenden und im Hochgebirge ihre Pilgerheime oder Herbergen (Ospitale oder Hospital genannt), wo sie übernachten und auch einige Tage sich ausruhen konnten. Im schlechten Rufe standen die Wallfahrer, die nach Santiago gingen und vom Volke „Jakobsbrüder“ genannt wurden; sie waren gewalttätige Menschen, die vor Raub und Totschlag nicht zurückschreckten und die besonders beim Bauer sehr verhaßt waren. Die Rompilger aus Norddeutschland benützten die Marchstraße. Aus dem Jahre 1500 ist eine Pilgerkarte vorhanden, die folgenden Weg nach Rom angibt: Breslau, Neisse, Mähr.-Schönberg, Olmütz, Brünn, Nikolsburg, Wien, Semmering, Bruck, Judenburg, Villach usw. Dichterisch verherrlicht sind die Rompilger in der Tannhäusersage.

Der Kaufmann bediente sich um diese Zeit schon des Geldes. Münzstätten in unserer Heimat waren in Krems, in Fischau und in Wien. Bis zum Jahre 1200 besaß Krems eine größere Bedeutung als Wien und es hatte den Anschein, als ob es die Hauptstadt des Landes werden sollte. Eine strenge Aufsicht über die Münzstätten wurde gerade nicht geführt. Das Fehlen einer einheitlichen Währung brachte es mit sich, daß Geldwechsler notwendig waren; es waren das Juden, die da gute Geschäfte machten und reich wurden. In Poysdorf und Falkenstein werden Juden erwähnt, die auch Grund, Boden und Weingärten besaßen. Geachtet wurden sie nicht, da sie Geld und hohe Zinsen ausliehen. 20 bis 40 % waren keine Seltenheit und beim Geldwechseln schauten sie immer auf ihren eigenen Vorteil. Kein Wunder, wenn der Zorn und die Wut des Volkes sich in den Judenverfolgungen austobte und wenn sie aus vielen Orten vertrieben wurden. Der Mangel einheitlicher Maße und Gewichte, das Stapelrecht, die Grundruhr, der Straßenzwang und das Raubritterwesen hemmten den Handel und den Verkehr. Man muß sich heute wundern, daß bei so einer großartigen Wurzerei des Kaufmannes das Gewerbe noch bestehen konnte. Wir verstehen aber auch, warum Leopold VI. so freigebig sein konnte, warum jeder Minnesänger den Wiener Hof so lobte und pries, warum der Böhmenkönig Ottokar Przemysl Österreich nicht herausgeben wollte und warum Rudolf von Habsburg seine Söhne nach Österreich brachte. Das Land war eben eine Goldquelle, nur sollte diese gar bald versiegen. In Süddeutschland erstanden um 1300 in Passau, Regensburg, Augsburg und Nürnberg mächtig aufstrebende Handelsstädte, die ihren Weg nach Süden über den Brenner nahmen. Auch die Donau verlor ihre Bedeutung, sie war nicht mehr die Welthandelsstraße, sie sank mehr und mehr zu einer Lokalstraße herab. Auf ihr verkehrten die Salzschiffer, die von Oberösterreich und Salzburg das Salz donauabwärts nach Stein und Wien führten, wo die Salzniederlagen waren. Uralte Sitten und Bräuche schlingen sich um diese Männer, deren Gewohnheiten mit der Zeit zu feststehenden Gesetzen wurden, an denen erst die letzten Jahrzehnte rüttelten. Wenn sie im Frühling die erste Fahrt unternahmen, nachdem sie vorher bei einem feierlichen Gottesdienste um die Hilfe und den Beistand des Himmels gefleht hatten, so war das Schiff samt der Bemannung eine Sehenswürdigkeit. Malerisch war die buntfarbige Kleidung der Schiffer, lustig flatterten die Fahnen und Wimpeln des Schiffes im Lenzwinde, fröhlich und heiter war ihre Stimmung, da es jetzt wieder Arbeit und Geld, Nahrung und Trank gab, während sie im Winter als fahrende Schauspieler mit ihren Hirten- und Weihnachtspielen ein kümmerliches Dasein fristeten.

Die schwerste Zeit für unsere Straßen brach mit dem Jahre 1420 an. Mordend und plündernd kamen die Hussiten 1428 in unsere Gegend, sie benützten die Straße Brünn – Laa und verbrannten Staatz und Zistersdorf. Rauchende Ruinen, Aschenhaufen, verkohlte Leichen, zerstörte Weingärten und zerstampfte Felder bezeichneten den Weg, den diese Feinde gingen. Neben den Hussiteneinfällen trafen die Kämpfe mit den Ungarn unter Matthias Corvinius, das Räuber- und Bandenwesen, das im Marchfeld befestigte Lager errichtete, die Wegelagerer, Söldner und Krieger, denen der Landesfürst den Monatssold schuldig war, unsere Heimat sehr schwer. Die große Unsicherheit in unserem Lande zwang die süddeutschen Kaufleute, den Donauweg aufzugeben und über Böhmen, Mähren und den Vlarapaß nach Ungarn zu reisen. Die Marchstraße verödete, die Venedigerstraße verließ Klosterneuburg und Korneuburg und ging seit 1434 von Wien über die Donau und durch das Marchfeld. Ihre Bedeutung sank mit der Entdeckung Amerikas. Venedig und die Hansa verloren den Handel, Konstantinopel, der Balkan und Ungarn fielen in die Hände der Türken. Die Habsburger schenkten ihre Aufmerksamkeit dem Lande Spanien, den religiösen Wirren und den Türkenkriegen. Unsere Heimat war kein Durchzugsland der Kaufleute mehr, jetzt begann eine Zeit des Niederganges, des Zusammenbruches, der noch größer war als der im Jahre 1918. In den Städten Süddeutschlands lag der Schwerpunkt des Handels. In Augsburg traten die Fugger in den Vordergrund, die all die mittelalterlichen Rechte und Bestimmungen nicht beachteten und ihren eigenen Weg gingen. Der Kaiser war ohnmächtig und froh, wenn ihm die Fugger Geld liehen. Den Weinhandel hatten die Passauer in den Händen, der Österreicher war nur der Erzeuger. Die Weinausfuhr war um jene Zeit sehr bedeutend, da der Weinbau eine wahre Goldquelle war und einzelne Orte bei uns nichts als Weingärten hatten.

Wenn wir kurz zuvor der Pilger gedachten, die in der Sommerhitze und im eiskalten Winter zu den Stätten ihrer Andacht pilgerten, so müssen wir auch die Handwerksburschen und fahrenden Schüler erwähnen, die auch zu den Straßen gehörten, auf denen sie trotz ihres Elendes froh und frei dahinwanderten. Denn nur zu oft war der Straßengraben ihre Wohnstätte, ihr Ruhebett, in dem sie schliefen, und für viele der Sarg, in dem sie starben. Das Wandern war eine Pflicht für jeden Gesellen, damit er die Fremde kenne und sein Handwerk vervollkommne. Den Rucksack auf dem Rücken, den Degen an der Seite, einen Stab in der Hand, so wanderte der Bursche dahin. Was er brauchte, das bettelte er sich in den Häusern aus oder stahl es. Gefürchtet und auch gerne gesehen waren die fahrenden Schüler, die von einer Hochschule zur anderen zogen, die sich bei den Bauern als Zauberer und Schatzgräber ausgaben, sie beschwatzten und allerhand Possen trieben, vor denen aber die Gänse auf der Weide, die Enten im Bache und der Speck in der Kammer nicht sicher waren. Hungern, Frieren, Betteln und Stehlen war ihr tägliches Brot. Sie strotzten vor Ungeziefer und doch trieb sie der Wissensdurst in die weite Ferne und ließ sie ihr elendes Leben vergessen. Deutscher Idealismus!

Im Jahre 1594 gab Rudolf II. das Straßenpatent heraus, das den Mautinhabern die Pflicht zuwies, Straßen auszubessern und in gutem Zustande zu halten. Wo aber keine Mauten waren, mußten die Ortschaften dieser Pflicht nachkommen. Jedes Dorf hatte sein bestimmtes Stück, das geschottert werden mußte und wo im Winter die Leute den Schnee ausschaufelten. Die Bauern schütteten die Gruben mit Steinen oder Erde zu, zapften die Wassertümpel ab, kratzten den Kot zusammen, räumten die Gräben zur Seite aus und erneuerten die schlechten Brücken. Dies war in unserer Heimat der Fall, erst das Jahr 1848 räumte mit diesen Arbeiten auf.

Im Dreißigjährigen Kriege wurden unsere Straßen zu Heeresstraßen, auf denen die Scharen des Matthias Thurn nach Niederösterreich bis vor Wien kamen. Der kaiserliche Feldherr Bouquoy verfolgte sie und verwüstete unser Viertel derart, daß die Orte der Grafschaft Falkenstein drei Jahre von der Landesumlage befreit wurden. 1627 war Wallenstein mit seinen Scharen bei uns und 1645 erschienen die Schweden. Noch heute heißt der Weg, der von Feldsberg über Poysdorf, Hörersdorf nach Korneuburg führt, „Schwedensteig“. Auf dem ritten die schwedischen Ordonanzoffiziere. Eine Folge des Krieges war das Bettlerunwesen. Die trieben sich in unserer Gegend herum, belästigten den Bauer, drohten ihm mit Feuer, wenn er nichts hergab. Zigeuner machten die Straßen unsicher, Türkensklaven bettelten um ihr Lösegeld, Edelleute, die durch den Krieg verarmt waren, und entlassene Soldaten baten um Almosen, um sich auf diese Weise fortzubringen.

Noch ein sehr gefürchteter Gast folgte der mährischen Straße – so hieß seit 1439 die Venedigerstraße - es war die Pest, die von Wien aus rasch sich auf dem Lande längs des Handelsweges ausbreitete. Da zogen viele Flüchtlinge von Wien weg, um nicht ein Opfer der Seuche zu werden. Eine Folge der Pest waren die Wallfahrten nach Maria Zell oder nach einem anderen Gnadenorte. Singend und betend, mit flatternden Fahnen zogen sie dahin, hinter ihnen rollten zwei bis drei Proviantwagen. Die Wallfahrer verköstigten sich selbst und fielen nicht wie die Pilger den Fremden zur Last. Noch heute erinnern die Urlauberkreuze und Bildstöcke bei den ehemaligen Pestfriedhöfen den Wanderer an jene Zeit, da der Schwarze Tod unsere Orte entvölkerte.

1683 kamen die Polen im Marchtal gezogen, marschierten aber gegen Nikolsburg, Ober-Hollabrunn und Tulln. Sie hausten geradeso wie die Türken in den Ortschaften unseres heutigen Bezirkes.

1731 unterscheidet ein Erlaß Zoll und Maut. Ersterer wird von Waren eingehoben, letztere von Wagen und Pferden.

1741/42 erschienen die Preußen in Niederösterreich. Sie zogen an der March südwärts und drangen bis vor Korneuburg.

Nach Beendigung der Türkenkriege belebten sich unsere Straßen, es kamen bessere Tage für den Kaufmann, der wieder eine ständige Figur auf der mährischen Straße wurde. Ein neuer Geist wehte seit 1700. Der Kaufmann war nicht mehr der Mann, den man ausbeuten durfte, man unterstützte ihn, indem man neue und gute Straßen baute. 1727 wurde mit dem Bau der Straße Wien – Brünn begonnen; die Leute mußten Hand- und Zugrobot leisten, die Mautgebühren wurden erhöht, ein Wegfond angelegt, Wegkommissäre bestellt, doch fehlten tüchtige Arbeiter und man „wurstelte“ so weiter, bis der Krieg 1741 jede weitere Bautätigkeit unmöglich machte.

Auf einer Karte von Reuter erscheint im Jahre 1730 eine Straße, die von Wien über die Leiser Berge nach Laa a. d. Thaya führt. Auf ihr reiste der Dichter Eichendorff, als er vom Schloß Seebarn nach Grußbach in Mähren fuhr. Land und Leute und die Eindrücke, die der Dichter bei uns gewann, schildert er in den „Tagebüchern“ sehr genau.

Die heutige Reichsstraße, die im allgemeinen der mährischen Straße folgt und nur kleine Abweichungen von ihr macht, z. B. bei Poysdorf – die alte mährische Straße ging nicht durch Poysdorf – erbauten im Jahre 1754 Soldaten, die hier in den Ortschaften lagen. Kaiser Josef II. besserte sie aus und 1804 baute man die Straße in der heutigen Gestalt. Sie erklimmt die höchsten Berge. Deswegen sagen die Bauern: „Hätte doch der Kaiser die Ochsen herausgeschickt, die wären um die Berge herumgegangen“. Die eigenartige Bauart der Straße rechtfertigt man in der Weise, daß man sagte: „Im Kriegsfalle bietet sie unseren Soldaten eine gute Rückzugsmöglichkeit (natürlich gegen die gefürchteten Preußen) und im Winter können keine Schneeverwehungen vorkommen.“ Damit sich die Fahrleute nicht verirren, wenn alles eingeschneit war, so setzte man Pappeln, von denen noch heute einige am Ausspann stehen. Für die Sicherheit der Straße sorgte man ebenfalls. In Wolkersdorf und Nikolsburg waren Kasernen, wo Reiterei untergebracht war, die öfters die Straße abritt und jeden Verdächtigen mitnahm. Außerdem wurden ab und zu Streifzüge durch Wald und Feld unternommen. Die Soldaten hatten gleich einen Geistlichen und einen Scharfrichter mit; wer auf frischer Tat ertappt wurde, büßte es mit dem Leben. So kam Ruhe und Ordnung in den Verkehr. Die Straße belebte sich wieder. Ganze Kolonnen zogen dahin. Die Gasthäuser und Herbergen feierten ihr goldenes Zeitalter und die Pferde- und Frachtwagenbesitzer hatten ihre besten Einkünfte. Schmiede, Sattler, Wagner und Schuster hatten genug Arbeit. Knechte und Vorspanngehilfen füllten spielend und zechend die Gasthäuser und verputzten Lohn und Trinkgeld. Die Wirtshäuser Poysdorfs waren oft derart von Fremden überfüllt, daß die Bürger am Abend keinen Platz fanden, wenn sie ein bis zwei Stunden sich gemütlich zusammensetzen wollten. Die Bauern leisteten den Kaufleuten Vorspann und erhielten einen Gulden, wenn sie bis zum Ausspann mitfuhren. Im Jahre 1782 wurden alle Privatmauten aufgehoben. Der Staat übernahm die Reichsstraßen und brachte einen einheitlichen Zug in den Bau und in die Verwaltung. Mauten waren in Wilfersdorf, Poysdorf, Drasenhofen und Nikolsburg.

Im Jahre 1803 bestanden noch mehrere sogenannte Kommerzialstraßen in unserem Viertel. Eine zweigte von der Reichsstraße zwischen Schrick und Wilfersdorf ab und führte über Lanzendorf, Mistelbach, Frättingsdorf, Ernsdorf, Staatz, Neudorf, Kirchstetten nach Alt-Prerau. Eine zweite verband Wilfersdorf, Großkrut, Hametteich, Reinthal und Feldsberg. Eine dritte führte vom Gsolbach bei Poysdorf über Garschöntal nach Feldsberg. Eine vierte ging von Lundenburg über Rabensburg, Hohenau, Ringelsdorf, Fleischhackerkreuz nach Dürnkrut. Die fünfte verband Sierndorf, Groß-Mugl, Enzersdorf im Tale, Harras und Zwingendorf.

1808 erbaute man eine von Gaweinstal nach Ober-Sulz, Blumental, Zistersdorf, Eichhorn, Absdorf, Hohenau, Rabensburg und Lundenburg.

Diese Wege dienten auch dem Handel und Verkehr und die Bauern befuhren sie mit leichten Wagen. Pferdefutter nahmen sie nicht mit, das kauften sie; denn es hieß:

„Fuhrleuten, die mit sich führen Hafer und Heu,
den’n gibt man a schmutziges Bett und a lausige Streu.“

Größer als heute waren um jene Zeit die Jahrmärkte in Poysdorf; da strömten die Kaufleute in großen Scharen herbei: Kroaten und Slowaken mit Weinstecken, Heu und Stroh, Eisenhändler mit Ketten, Sensen und Sicheln, Böttcher mit Faßgeschirr, die schlesischen Weber mit Leinwand, die Brünner Tuchhändler mit Tuch, die Töpfer aus der Alleegasse mit den Heferln und Schüsseln, Getreideverkäufer mit Korn und Weizen, Weinkäufer kamen aus Mähren. Auf dem Pranger wehte eine Fahne, daneben war eine ausgestreckte Hand und ein Schwert. Diese Sinnbilder der Marktfreiheit und Marktgerechtigkeit wurden schon 14 Tage vor dem Markte aufgesteckt, nachdem sie in einem feierlichen Umzug durch den Markt getragen waren. Eine Stunde lang wurden die Glocken der Kirche geläutet, eine Sitte, die ich noch in Ernstbrunn fand. Da heißt es: „Den Markt einläuten“. Zum Jahrmarkt erschien auch allerhand fahrendes Volk: Sänger, Bärentreiber, Wahrsager u. dgl. und mancher Unfug ereignete sich.

Im Jahre 1805 und 1809 marschierten auf der Reichsstraße Österreicher und Franzosen. In Poysdorf waren Württemberger einquartiert, die unter den Fahnen Napoleons mitkämpfen mußten. 1814 reisten der König von Preußen und der Kaiser von Rußland zum Wiener Kongreß. Für so hohe Herrschaften mußten die Straßen schon einige Tage vorher gut hergerichtet und die größeren Schottersteine weggeräumt werden. 1866 kamen die Preußen von Brünn her und der alte Wilhelm und Bismarck machten von Nikolsburg einen Abstecher nach Poysdorf. Da war in Poysdorf ein Attentat auf Bismarck geplant, das aber nicht ausgeführt wurde. Noch erinnern sich die ältesten Leute an den regen Verkehr der österreichischen Friedensunterhändler, die von Wien nach Nikolsburg und zurück fuhren. Damit diese nicht unnötigerweise von den Soldaten aufgehalten wurden, saß neben dem Kutscher ein Fahnenträger, der eine weiße Fahne flattern ließ.

Auch unser Militär benützte die Reichsstraße häufig, wenn es in das Manöver zog, oder wenn es von Ort zu Ort wanderte, da für die Reiterei nicht genügend Kasernen vorhanden waren, so daß sie in größeren Orten mehrere Monate verblieb, hier exerzierte und dann wieder weiter wanderte. Da mußten die Bauern für die Soldaten kochen, bekamen aber das Menagegeld. In jener Zeit erhielt der Mann nur einmal im Tage ein warmes Essen.

Nach dem Bau der Nordbahn und der anderen Linien ging der Verkehr auf der Brünnerstraße ein. Nur im Herbste sah man die „Körndlbauern“ mit vollbeladenen Wagen zu den großen Getreidemärkten nach Lundenburg, Nikolsburg, Laa, Mistelbach und Stockerau fahren. Unbekümmert um die Landesgrenze fuhren unsere Bauern hinüber nach Mähren und umgekehrt kamen mährische Bauern herüber, so erschienen im Jahre 1696 Bauern aus Südmähren mit Getreide auf dem Markte in Mistelbach. Diese Stadt hatte ein eigenes Körnermaß „Mistelbacher Mut“ = 1 ½ Wiener Mut.

Die Reichsstraße blieb bis zum Jahre 1851 die einzige Straße in unserem Bezirke. In diesem Jahre erbaute man die Verbindungsstraße Laa – Poysdorf – Hohenau. Durch 10 Jahre mußten die Gemeinden sie erhalten, bis sie das Land in Verwaltung übernahm. Dann folgte die Verbindung Mistelbach und Drösing und langsam wurden die ehemaligen Wege in Bezirksstraßen umgebaut. Die Franziszeische Karte hat die alten Wege genau eingezeichnet und man sieht auf ihr, wie früher einmal die Orte mit einander verbunden waren. Viele dieser Verbindungswege sind heute Feldwege. Da sie oft große Umwege machten und Nachbarorte vermieden – z. B. berührte der Feldsbergerweg von Poysdorf keinen Ort -, so mußten die Bezirksstraßen neu angelegt werden. Heute verfügt der Bezirk über ein dichtes und gepflegtes Straßennetz, in dem sich jeder Fremde leicht zurecht finden kann. Von den Pappel- oder Kastanienalleen ging man um das Jahr 1850 ab und setzte Obstbäume, die für den Bezirk eine gute Einnahmsquelle sind. Maut, Zöllner und Schlagbaum verschwanden und damit fiel der letzte Rest von den alten Hindernissen und Fesseln, die den freien Verkehr so schwer geschädigt hatten.

Durch den Autoverkehr rückten die Straßen wieder in den Vordergrund. Die Eisenbahn hatte sie leer und öde gemacht, sie sanken in einen Dornröschenschlaf, der Staat kümmerte sich wenig um sie, da ja der Bahnbau all seine Kräfte beanspruchte. Die Allgemeinheit verlor das Interesse für die Straßen, da jeder im Eisenbahnzug bequem und sicher reiste. Stillstand bedeutet aber in der Entwicklung Rückschritt und so sehen wir, daß unsere Straßen dem neuen Verkehrsmittel des Kraftwagens nicht gewachsen sind. Der Staub und der Lärm ist eine Gefahr für die Menschen, da ja die Schwindsucht heute unzählige Opfer fordert, vielleicht so viele, wie einstens die Pest. Die Erschütterung schadet den Gebäuden, die sehr bald wieder baufällig werden. Daraus ergeben sich wichtige Fragen, an denen die heutige Wissenschaft nicht achtlos vorübergehen darf und die gewiß gelöst werden müssen. Der Kraftwagen drängt den Eisenbahnverkehr ziemlich stark zurück, er hat im Zeitalter des aufblühenden Fremdenverkehrs eine wichtige Aufgabe zu erfüllen und da müssen unsere Straßen auch den neuen Anforderungen entsprechen. Daß dies dem Menschengeiste gelingen wird, darüber besteht kein Zweifel.

Quelle:

Hans Reutter: Geschichte der Straßen in das Wiener Becken.

Veröffentlicht in: „Deutsche Heimat“, 1929, S. 46 + 47, Folge 4 S. 49 - 57

Geschichte des Weinhandels in unserem Bezirk

Bei allen Völkern und zu allen Zeiten war der Weinhandel ein einträgliches Geschäft, das stets reichen Gewinn abwarf. Die alten Römer betrachteten den Weinbau und Weinhandel als ein Monopol für die Bewohner Italiens, die ihren Reichtum nur der Weinrebe verdankten. Lange vor Christi Geburt erschienen römische Weinhändler bei den Illyrern und Kelten in den Alpentälern und verkauften hier den Wein. Als nach 276 n.Chr. der Weinstock auch im Donautal gepflanzt wurde, ging der römische Weinhandel über die Donau ins Germanenland zu den Markomannen und Quaden. Erst die Zollordnung von Raffelstetten erwähnt 903 wieder den Weinhandel, der von Mautern und aus der Wachau nach Mähren und weiter nach Norden ging.

Um 1500 besaß die Gemeinde Mistelbach das „Anfailrecht“, d. h., jeder Hauer, der einen Wein verkaufte, musste ihn zuerst dem Marktrat anbieten. In Mistelbach durfte nur das Schankhaus Bier verkaufen, das jetzt dem Weinverbrauch merkliche Konkurrenz machte; die Erzeugung von Bier und Branntwein gehörte zu den Vorrechten der Grundherren, die ihre Gemeinden damit versorgten. Als nach 1526 die Türken einen großen Teil von Ungarn eroberten, entfiel die Einfuhr der Weine aus diesem Lande; dafür gewannen wir in den Sudetenländern gute Abnehmer. Nach dem 30jährigen Krieg büßte Passau seine Stellung im österreichischen Weinhandel ein. Süddeutschland bezog keine „Osterweine“ mehr; dazu war die Kaufkraft im Inlande geschwunden; eine drückende Steuerlast ruhte auf dem Volke; musste doch jeder Eimer Wein, der über die mährische Grenze befördert wurde, versteuert werden. Man nannte diese Abgabe „Weinaufschlag“ und der Einnehmer desselben wohnte in Poysdorf. Die Wilfersdorfer Herrschaft stand in Handelsbeziehungen mit Hamburg, Warnsdorf, Iglau, Jägerndorf (1622) mit Prag, die Feldsberger mit Eisenberg, Hohenstadt, Goldenstein, Schönberg, Sternberg, Troppau, Olmütz und Proßnitz. Die Feldsberger Bürger betrieben einen schwunghaften Weinhandel mit den Schweden; hier in Feldsberg war auch der Pfarrer ein Weinhändler, sodass er keine Zeit für eine Predigt in der Kirche hatte. Bezahlte ein Käufer nicht den Wein, so wurde er in Wilfersdorf eingesperrt oder es wurde ihm ein Grundstück verkauft. 1648 holten sich die Jägerndorfer Wein von Wilfersdorf und 1660 von Obersulz; gesucht waren alte Weine sowie Kräutlweine, Muskateller und Riesler, auch um Weinessig war eine starke Nachfrage der z. B. von Nikolsburg weit nach Böhmen geschickt wurde (1670). Der Wilfersdorfer Pfarrer verkaufte 1686 den Eimer Kräutlwein um 4 fl. Führten Robotbauern den Wein in die Ferne, so gab ihnen die Wilfersdorfer Herrschaft Brot und Schafkäse als Wegzehrung mit; auf der Rückreise kauften sie Weinstecken (1725 von Rausnitz). In Falkenstein brannten beim Weinverkauf die Ratsherrn in das fremde Fass ein M. F. ein (Markt Falkenstein – also eine Art Markenschutz.)

Saure Weine wurden zu Weinessig oder zu Branntwein verwendet; dieser musste zweimal abgezogen werden. 1728 kostete ein Maß Weinessig drei Kreuzer. Essigsiedereien gab es später auch in Poysdorf und Drasenhofen, deren Besitzer steinreiche Leute waren. Von Herrenbaumgarten ging ein guter Süßmost, Banaz genannt, nach Stein und von Schrattenberg nach Mähren; es war dies ein Muskateller oder Riesler, den die Leute durch Leinwandsackerln durchtropfen ließen; der Wilfersdorfer Amtmann ermunterte 1712 die Poysdorfer, dem Beispiel der Herrenbaumgartner zu folgen und ebenfalls einen Banazu herzustellen, doch hatte er kein Glück. Die durchführende Poststraße war für Poysdorf eine Goldgrube, weil sie für den Weinverkauf große Vorteile brachte; denn die Buschenschenken hatten immer großen Zuspruch und die Fuhrleute nahmen auf der Rückreise viel Wein mit in das Sudetenland.

Wohl machte sich nach den Türkenkriegen der Einfluss der ungarischen Weine im Handel stark bemerkbar; doch hatten unsere Weine auch einen guten Ruf und beherrschten in Wien und in den mährischen Städten den Markt. Beachtenswert waren der „Rosenberger“ von Falkenstein, der Strohwein von Reinthal, der Hauskirchner Rotwein, der 1805 und 1809 den Franzosen gut schmeckte und der „Berglerwein“ von Wultendorf.

Mit der Eröffnung der Nordbahn 1839 ließ der Reise- und Frachtverkehr auf der Brünner Straße nach; der Wein ging nach Mähren mit der Bahn, nach Wien aber mit dem Wagen, da es sich die Wirte nicht nehmen ließen, ihren Schankwein nach alter Sitte der Achse herbeizuführen zu lassen. Die Gäste sollten damit sehen, dass er seine Weine direkt beim Bauer und nicht in einer Großhandlung kaufte.

1852 gelangte Herrenbaumgartner Wein nach Petersburg auf den Zarenhof. Weinsensale, die damals den Verkauf vermittelten, waren zumeist Schulmeister, die bei diesem Geschäfte mehr verdienten als durch den Unterricht. Die Brünnerstraßler Weine galten als Landweine und waren nicht so geschätzt wie die der Znaimer Straße oder der Wachau. Nach 1870 setzten viele Bauern besondere Sorten aus, schenkten der Kellerwirtschaft größere Aufmerksamkeit und waren bestrebt, Qualitätsweine zu erzeugen, die mit den ausländischen den Wettbewerb aufnehmen konnten.

Einen schwunghaften Handel mit unseren Landweinen betrieb die Gemeinde Gaweinstal; gesucht war damals und heute noch der Rotwein von Höbersbrunn, der wohl zu den besten im Weinviertel zählt. 1880 bestand eine Weingroßhandlung in Groß-Inzersdorf, die Georg Bürbaum führte. Gern gesehen waren die mährischen Käufer, die den Wein sofort bezahlten und mitnahmen; da brauchte der Bauer nicht erst mahnen, betteln und mit einem Advokaten drohen.

Bei uns verstanden weder die Behörden noch die Gemeinden die Bedeutung der Reklame und der Propaganda für die einheimischen Weine; denn in den Ausstellungen des Auslandes vermisste man unsere besten Sorten. Auch das Ackerbauministerium zeigt da wenig Interesse, sodass die „Allgemeine Weinzeitung“ die Frage aufwarf, ob dieser Fehler der Trägheit oder Ignoranz zuzuschreiben ist. Bei der großen Jubiläumsausstellung 1898 in Wien sah man Weine von Schwayer Josef (Poysdorf) und von der Gutsverwaltung in Pellendorf, die berechtigtes Aufsehen erregten. Mit einer bewundernswerten Gleichgültigkeit behandelte man in jener Zeit die wirtschaftlichen Fragen des Handels und Verkehrs; man war der Meinung, das Ausland müsse zu uns kommen und unsere Erzeugnisse bewundern und kaufen. Fleißig beschickten die Feldsberger und Mailberger Gutsverwaltungen die Ausstellungen und machten Propaganda für unsere Weine, ebenso taten sich die Gemeinden Haugsdorf und Retz in dieser Hinsicht hervor. 1902 fand der Poysdorfer Wein im Opernkeller von Stockholm arme Anerkennung.

Langsam kamen auch unsere Gemeinden auf den Wert der Ausstellungen und der Propaganda, um den Weinhandel zu beleben und neue Absatzgebiete zu erobern; dies war nach 1918 notwendig, als die Sudentenländer aus der Monarchie ausschieden. Damit war der alte Weinhandel mit diesem Gebiete abgebrochen und es trat bei uns eine Krise ein, die noch bei vielen in guter Erinnerung ist. Der Weinhandel stockte, die Preise sanken, der Bauer konnte seine Weine nicht verkaufen und die Regierung verbot die Neuanlage von Weingärten.

Die Geschichte unseres Weinhandels zeigt ein recht wechselvolles Bild, weil immer politische und wirtschaftliche Verhältnisse einen starken Einfluss ausüben und dem Handel sowie dem Verkehr neue Wege weisen.

Veröffentlicht in: „Österreichische Weinzeitung“, Nr. 38, 25. 9. 1948, S. 319; „Mistelbach-Laaer Zeitung“, 28.März 1953, S. 6

Geschichte von Poysdorf und Umgebung

Im Jahre 1056 schenkte Kaiser Heinrich III. dem Passauer Hochstifte Herrnbaumgarten und Krut, das Baumgartental aufwärts bis zum Gute des Grafen Heinrich und bis zur Straße, die nach Laventenburg (Lundenburg) führt.

1188 erscheint in einer Urkunde als Zeuge ein Sibot de Pozeisdorf.

1194 schenkte Hugo von Liechtenstein dem Stifte Klosterneuburg 2 Lehen in Poisdorf .

10. Mai 1288. Konrad der Junge von Lumerove und Geysel seine Hausfrau geben zu kaufen dem Herrn Prehtlin unter den Lauben, dem Bürger von Wien, 12 Schillinge Pfennig Goldes zu Poysdorf in dem Dorfe, das unser Recht eigen ist gewesen. Alle Jahre soll er am Georgitage 12 Pfennig zu Burgrecht dienen. Zeugen waren: Hermann von Wolkersdorf, Hadmar von Hornspeck und Hadmar von Sunneberch.

25. Mai 1318. Wilhelm von Paumgarten und seine Hausfrau Sophie schenken dem Klarakloster zu Wien mit Zustimmung ihres Sohnes Otto zu Gunsten der beiden Töchter Diemet und Elsbet, die in das Kloster eintreten, 2 Pfund Wiener Pfennige in Poysdorf auf 2 Lehen. Der Ulrich der Zerrausch dient ein Pfund und Hainreich der Grotze dient das andere Pfund.

24. April 1334. Otto von Paumgarten und Agnes seine Hausfrau verkaufen ihres rechten Eigens 10 Schilling Wiener Pfennige, die zu Poysdorf auf einem ganzen Lehen nächst Chunraden dem Schreuvel liegen und 1 Eimer Wein Geldes Bergrecht auf einem Weingarten zu Poysdorf um 13 ½ Pfund Wiener Pfennige dem Aespein dem Haerinch und seiner Hausfrau Allhait. Die beiden gaben das Lehen und das Bergrecht der frommen Schwester Margarethen, die Äbtissin des Klaraklosters in Wien war. Dafür musste dieses dem Aespein und seiner Hausfrau jährlich am Georgitag 32 Wiener Pfennige zu Burgrecht dienen.

25. Mai 1334. Otto von Paumgarten und Agnes sein Hausfrau verkaufen eine Gült, die zu Poysdorf auf einem ganzen Lehen lag und auch alles, was dazu gehöret im Feld und im Dorf, es sei gestift oder ungestift, versucht oder unversucht, mit allem Nutzen und Recht um 14 Pfund Wiener Pfennige dem Leopolden Pöltzlein und seiner Hausfrau Elsbet. Diese beiden gaben das Lehen zum Seelentroste dem Klarakloster und der Äbtissin Margareta. Dafür dienten sie alljährlich am Georgitag mit 34 Wiener Pfennigen u. z. 12 Pfennig von der Hofmarich und 22 Pfennig von den Äckern, die zum Lehen gehören.

1337. verkauft Chadolf von Paumgarten eine Gült zu Poysdorf dem Juden Esra, dem Sohne Gutmans um 9 Pfund Wiener Pfennige. Am 9. November wurde das Lehensrecht um den Kaufpreis an das Klarakloster in Wien weitergegeben.

1338 verkauft Otto von Paumgarten Hofstetten und Weingarten in Poysdorf an den Juden Esra zu Wien, der es dann wieder an das Klarakloster veräußert.

16. Jänner 1338. Otto von Paumgarten und seine Hausfrau Agnes verkaufen 6 Schilling Wiener Pfennige Geldes, die auf einem halben Lehen zu Poysdorf liegen, und eine Hofstatt dem Juden Esra zu Wien und seinen Erben.

17. Jänner 1338. Otto von Paumgarten und seine Hausfrau Agnes verkaufen 14 Schilling und 14 Pfennig Wiener Münze Geldes, die gelegen sind zu Poysdorf: 1 Pfund auf einem Lehen, 3 ½ Schilling auf 2 Hofstetten, 48 Pfennig auf 2 Hofstetten, 45 Pfennig auf einem halben Lehen, 4 Pfennig auf 2 halben Weingarten dem Klarakloster in Wien. Zeugen: Hainreich und Chadolt von Paumgarten.

15. Juni 1338. Otto von Paumgarten und seine Hausfrau Agnes verkaufen 8 Eimer und ⅔ eines Viertel Weingeldes Bergrecht zu Poysdorf auf Weingärten an beiden Hermansschachern um 4 Pfund und 60 Pfennig Wiener Münze an das Klarakloster.

20. September 1339. Haidenreich und Hartneid verkaufen mit unseres Lehensherren Hand Otto von Paumgarten 15 Schilling Wiener Pfennige Geldes zu Poysdorf (10 Schillinge auf einem ganzen Lehen und 5 auf einem halben) um 16 Pfund Wiener Pfennige dem Klarakloster zu Wien. Die Güter waren Lehen des Otto von Paumgarten.

23. Mai 1350. Haidenreich von Poysdorf und Kati seine Hausfrau und Hartneid sein Bruder verkaufen mit des Lehensherren Hand des Herzogs Albrecht 1 Pfund Wiener Pfennige, gelegen zu Poysdorf auf zwei halbe Lehen und die neben einander liegen (Dienst ½ Pfund an Georgi, ½ Pfund an Michaeli, 60 Eier zu Ostern, 4 Hühner am Michaelstag, doch soll ein Huhn drei Wiener Pfennige wert sein) um 10 Pfund und 60 Pfennig Wiener Münz dem ehrsamen geistlichen Kloster St. Klara.

30. März 1351. Aspein der Haering, Michel sein Sohn, Anna seine Hausfrau, Symo, Niklas und Hans, auch seine Söhne, verkaufen 2 Pfennige 5 Schilling Wiener Pfennige auf unserem Lehen zu Poysdorf nächst Dietrich dem Chnollen dem Klarakloster und der Äbtissin Kunigunde. Als Zeuge ist unterschrieben „Stephan, Pfarrer derzeit zu Poysdorf“.

14. September 1353. Haidenreich von Poysdorf und seine Hausfrau verkaufen einen halben Weingarten, gelegen zu Poysdorf in den Hermannschachern, um 10 Pfund Wiener Pfennige Perchtolten dem Huewer zu Poysdorf.

31. Oktober 1357. Friederich der Pfefferwein von Poysdorf und seine Hausfrau Prayde verkaufen eine öde Hofstatt zu Poysdorf und 80 Wiener Pfennige Geldes auf 14 Jaucharten (= Joch) Ackers in Mechsendorf, Vraynlussen, auf dem Teuffenweg dem Klarakloster in Wien um 4 Pfund Wiener Pfennige.

22. Feber 1358. Katrey, Haidenreichs Wittib zu Poysdorf, Hartneid, Wolfgang und Perichtolt der Eybeinstaler verkaufen 18 Schilling und 6 Pfennig Wiener Münze Geldes, gelegen zu Poysdorf auf 4 halben Lehen und drei Hofstetten, der frommen Schwester Kunigunde, derzeit Äbtissin, und den Nonnen des Klaraklosters in Wien.

4. Juni 1367. Ortolf von Wolchendorf verkauft mit gutem Willen und Gunst mehrere Gülten (Weizen, Hühner, Eier) zu Poysdorf, Alt Lichtenwarth, Hausbrunn und Ringelsdorf an den Juden David Stewzzen und allen seinen Erben um 200 Pfund Wiener Pfennige.

4. Juni 1367. Jörg von Wolkestorff und Agnes seine Hausfrau verkaufen 4 ½ Mut Weizen (12 Schilling wert) 27 ½ Laib Käse, 90 Eier und 9 Hühner um 100 Pfund Wiener Pfennige an den Juden David Stewzzen von Wien. Diese Gülten lagen in Paisdorf, Alt Lichtenwarth, Hausbrunn und Ringelsdorf.

13. Jänner 1374. Seybot von Volkestorf vergibt den Weizenzins zu Poysdorf, Alt Lichten= warth und Hausbrunn. In Poysdorf hatte er 2 Ganzlehen, 11 Halblehen und 4 Hofstätte: Hans Neusiedler von einem Halblehen 19 ½ Metzen Weizen, 30 Eier, 3 Hühner und 3 Käse. Stephan der Wydmar von einem Ganzlehen 37 Metzen Weizen, 60 Eier, 6 Hühner und 6 Käse. Symon der Zechmeister von einem halben Lehen 20 Metzen Weizen, 30 Eier, 3 Hühner und 3 Käse. Jakob der Speckch von einem halben Lehen 19 ½ Metzen Weizen, 30 Eier, 3 Hühner und 23 Käse. Friedel der Heyligar von einem Ganzlehen 10 Schilling Pfennige, Seydel der Heyligar von 3 Halblehen 13 Schilling Pfennige, Dietel von einer Hofstatt 12 Pfennige und 15 Eier, Simon der Schneler von einer Hofstatt 12 Pfennige, Hawg der Fleischkar von einer Hofstatt 12 Pfennige.

1380. Hartneid von Poysdorf wird von dem Ritter Heinrich von Rauhenstein gefangen genommen und muss ihm das Versprechen abgeben, seine Tage im Kloster zu beschließen. Nach einer Urkunde des Augustinerklosters zu Baden.

8. Juni 1389. Friederich der Stretenberger verschreibt mit des Lehensherren Hand des Fürsten Herzog Albrecht von Österreich seiner Hausfrau Barbara, des Hansen Persenbeugers Tochter als Morgengabe nach des Landes Recht 9 Pfund und 53 Wiener Pfennige gelegen zu Poysdorf Leizzengang.

28. Oktober 1389. Albrecht Herzog von Österreich erteilt einen Gunstbrief dem getreuen Friedrich Schretenberger, dass er seine Hausfrau um ihre Morgengabe auf die 9 Pfund und 46 Pfennig Geldes zu Chrut und Poysdorf verweisen möge.

29. November 1391. Hans von Liechtenstein, der Hofmeister des Herzogs Albrecht, gibt der Kapelle „Unserer Frau auf der Stetten zu Wien“ um ein ewiges Frühamt und Seelgerät 30 Pfund 38 Wiener Pfennige gelegen auf Gütern zu Poysdorf und Alt-Lichtenwarth. Zu Poistorff von Niclas Choll von einem Lehen für 19 Metzen Weizen 10 Schillinge 4 Pfennige, für 6 Käse 36 Pfennige, für 6 Hühner 24 Pfennige, für 60 Eier 6 Pfennige auf die Ostern. Dietel Prawndel und Pertl Lewtel, jeder von einem Halblehen für 18 ½ Metzen Weizen 9 Schillinge 26 Pfennige, für 3 Käse 18 Pfennige u.s.w. Andere Grundholden sind noch: Lymon der Weizz, Stephl der Chreml und Andre der Pregl.

1414. Das älteste Urbar der Gemeinde Poysdorf im Liechtenstein-Archiv berichtet folgendes: Nikel Schilicher, eine Hofstatt dient zu Georgi und Michaeli mit 12 Pfennigen. Thoman Scherffel, ein Ackerlehen dient an Georgi und Michaeli mit je 34 Pfennigen. Sachs von einer Fleischbank mit je 12 Pfennigen. Hawg, eine Hofstatt mit je 6 Pfennigen. Später wurde noch beigefügt: Thoman Speckh zahlt 5 Pfennige Vogtrecht. Das Gericht daselbst gehört mit Stock und Galgen ganz dem Herrn. Zu Weihnachten dient die Gemeinde mit 6 Schilling Pfennige Weysat und den Bürgern von Feldsberg 6 Schilling Pfennige. Im Lehen müssen die Poysdorfer den Wein von der Gaisleiten nach Feldsberg führen.

17. Jänner 1421. Jörg Knoll, zu Blaustauden gesessen, gibt seinem lieben Sohne Niklas, Schüler des Passauer Bistums, hernach beschriebene Weingärten. Einen halben zu Poysdorf am Steinberg, drei Viertelweingärten in den Hermannschachern, einen Viertelweingarten in den Czeofleinsbergen.

4.Mai 1431. Barbara Hansen, des Persenbeuger selige Tochter und des Hansen des Floiten Hausfrau übergibt einige Pfenniggült zu Poysdorf und Krut, die ihr Friedrich Schretenberger als Morgengab verschrieben, dem Herzog Albrecht von Österreich.

1437 Wernhart von Messenpach vergibt den Hof zu Poysdorf mit der gefürsteten Freiung und Mannschaft daselbst. Unterhalb des Dorfes gehört eine Mühle dazu und auch oberhalb desselben, weiters 5 Halblehen, 2 Hofstatt, 2 Höfe, Äcker in Kirchbergen und Weingärten u.z.

10 Viertel in Zapfelsbergen, 4 Viertel in den Unteren Hermannschachern, 5 Viertel im Rössleinsberg, 8 Viertel in Steinbergen, 2 Viertel in Feigelbergen, 13 Viertel im Pürsting, 4 Viertel im Sauberg, 6 Viertel in der Leiten, 9 Viertel im Tal und 17 Viertel in Fuchsenbergen.

1. Mai 1439. Ulrich Saundorfer, Richter zu Laa, bestätigt den Vergleich des Stephan Steczer wegen Merten des Ledrer und seinem Sohn Hans. Diesem werden drei Viertel-Weingärten im Retech und zwei Viertel an dem Steinberg zugesprochen.

15. Juni 1439. Die Schwestern und die Nichte des Laaer Lederers Merten verzichten auf alle Ansprüche an dem Nachlass ihres Bruders und Onkels zu Gunsten des Tullner Angeldschreibers Stephan Stäczer, indem sie ihm folgende Weingärten zusprechen: 5 Viertel im Steinberg neben Thaman des Haber und Hans Prenner und 3 Viertel in dem Retech neben Thaman Hochstrasser.

30. Mai 1494. Andre Stockhammer verkauft den Hof zu Poysdorf dem Christoph von Liechtenstein. Dazu gehören 30 Quanten Acker, 7 Tagwerk Wiesen und 6 Viertel Weingärten. Eine Fleischbank dient ¼ Inslet, Kasperl Weißbeck 3 Schilling Pfennige, Steffel Ayxer 12 Pfennige und der Müllnerdienst beträgt 4 Pfund Pfennige und 2 Metzen Mehl. Unter den Grundsolden finden wir folgende Namen: Smid, Wolfl, Weber, Speckch, Volkl, Gumpold, Wernhart, Steyrer, Pellcz, Grackcher, Palldram, Hiertl, Handl, Weißbeck, Schergl. Dann kommen noch zwei Höfe in der Urkunde vor u.z. der Brundlers- und Greiffenhof und eine Herberge.

4. Juni 1494. Fürst Maximilian, König und Herzog von Österreich, verkauft seinen Hof zu Poysdorf und die gefürstete Freiung, den Wein-, Getreide- und den kleinen Zehent und auf 8 Halblehen zu Wilhelmsdorf ebenfalls den Wein-, Getreide- und den kleinen Zehent dem Herrn Christoph von Liechtenstein von Nikolsburg, dem Landmarschall von Nieder-Österreich, und seinen Erben.

1516. Die Brüder Wolfgang und Linhart von Liechtenstein teilen sich den Wein- und Getreidezehent sowie das Bergrecht von Poysdorf und Herrnbaumgarten.

10. Juni 1523. Ferdinand I. stellt einen Lehensbrief aus über den Hof zu Poysdorf und die gefürstete Freiung sowie über den Wein-, Getreide- und kleinen Zehent ebenso über 8 Halblehen zu Wilhelmsdorf und den Wein-, Getreide- und kleinen Zehent an Hartmann Georg von Liechtenstein.

1567. Nach dem Inventar des Gutes von Wolf Parner und seiner Hausfrau hatten sie 711 Pfund 2 Schilling 28 Pfennig in Geld, 1 Viertelweingarten und eine Weingrube.

20. April 1571. Maximilian II. verständigt die n.ö. Kammer, dass er Schloss und Herrschaft Falkenstein mit dem Umgeld zu Mistelbach, Dürnkrut, Poysdorf und Klein Schweinbarth dem geheimen Rate und Oberstwachtmeister Hans Freiherr von Trautsohn abzulösen bewilligt habe. Dieser Besitz gehört bis dahin dem Hans von Fünfkirchen, der im erwähnten Jahre starb. Die Übergabe erfolgte am 7. Juli 1572, der Lehensbrief stammt vom 11. September 1572.

31, Mai 1577.Bernhard von Gall zu Loosdorf hat Vogtholden zu Poysdorf. Sie reichen den Grunddienst der Pfarre Ameis, aber Steuern, Robot und alle obrigkeitlichen Abgaben geben sie der Herrschaft Asparn a.d. Z.

1579 beschweren sich die Vogtholden des Bernhard Leo Gall, Besitzers der Herrschaft Asparn, über die Forderung einer 12tägigen Robot.

4. 5. 1582. Rudolf II. erhebt das Dorf Poysdorf zum Markte, weil es 200 Häuser hat und durch Versilberung und Verkauf des Weines zu einem solchen Ansehen gekommen ist, dass von allen Orten die Fremden herbeiströmen. Der Jahrmarkt ist auf trium regum (Dreikönigstag). Der Wochenmarkt, der bis jetzt am Sonntag abgehalten wurde, wird später auf den Freitag verlegt, damit er nicht der Predigt und dem Gottesdienst unbequem ist. In den umliegenden Orten ist am Freitag kein Markt. Die Bewohner Poysdorfs heißen Bürger und erfreuen sich aller bürgerlichen Rechte, Freiheiten und Gewohnheiten. Alle Geistliche und Weltliche wes Würden und Standes sie seien, sollen den Markt schützen und schirmen, nicht die Erhebung anfechten, betrüben, verhindern oder beschweren. Wer es aber tut, zahlt 20 Mark „löttigen Geldes“.

Handschrift von Franz Thiel

Geschichtliches von Seefeld und Umgebung

Die wichtigste Gemeinde im unteren Pulkautal war früher einmal Seefeld mit seiner Burg, die von dem Adelsgeschlechte der Herren von Seefeld im 12. Jahrhundert gegründet wurde; als Feste im Grenzlande diente die Burg nicht nur den Herren als Wohnung, sondern bot auch in Kriegsgefahr den Bewohnern des Ortes eine sichere Zufluchtsstätte; denn die feindlichen Einfälle aus Mähren, die Plünderungen und Brandschatzungen waren hier nichts Seltenes, sodaß man mit Recht von einer „blutenden Grenze“ sprechen konnte.

Nach der Schlacht bei Mailberg am 12. Mai 1082 glich die Laaer Ebene mehr einer Wüste; die Orte gingen in Flammen auf; die Fluren, Felder und Weingärten wurden verwüstet und zertreten. Die Kriegsführung war eine sehr rohe und unmenschliche. Die Folge dieser Schlacht war, daß für Oesterreich die Thayagrenze verloren ging.

Am 2. Juli 1221 schlossen auf dem Schatzberg bei Seefeld Wladislaw von Mähren und die römische Kirche einen Vertrag, nach dem die bischöflichen Untertanen frei sein sollten von den allgemeinen Lasten und Staatsfronen; nach dem Urteile des Dr. B. Dudik in seinem Werke „Mährens allgemeine Geschichte“ war diese Zusammenkunft in Staatz.

Wie ein roter Faden zieht sich durch die Geschichte dieses Grenzlandes der Kampf, der den Gemeinden schwere Wunden schlug; war doch die Laaer Ebene das Einfallstor für den feindlichen Nachbar; solche Kämpfe berichtet uns die Geschichte in den Jahren 1226,1231,1235 und 1236.

Nicht übersehen dürfen wir die Überschwemmungen und die Wasserschäden der Pulkau und der Thaya, die häufig unsere Bewohner um die Früchte ihres Fleißes brachten.

Am 7. Juli 1286 belehnte Rudolf von Habsburg in Ulm den Burggrafen von Nürnberg, den Ahnherren der Hohenzollern, mit der Burg Seefeld und allem, was dazu gehörte; von nun an war dieses Gebiet ein Reichslehen. Die alte Holzburg mußte einem festen und sicheren Steinbau weichen; denn diese Erfahrung hatte man nach dem Mongoleneinfall schätzen gelernt und befolgte sie auch.

Von 1299 an besaßen die Kuenringer diese Feste als Lehen; sie waren im Waldviertel reich begütert, gründeten 1182 Zistersdorf, bekamen 1297 das Dorf Schrick vom Landesfürsten und gaben ihren Untertanen in Drösing am 22. März 1276 einen Platz für die Kirche und das Pfarrhaus in der Mitte des Ortes (früher stand das Gotteshaus außerhalb von Drösing).

Albero 7. von Kuenring (gestorben 1342) hielt sich meistens am Hofe Friedrichs des Schönen auf; unter ihm belagerte der König Johann von Böhmen im Juni 1336 die Burg Seefeld. Mauerbrecher und andere Belagerungsmaschinen machten die Feste, die sich hartnäckig verteidigte, sturmreif; doch übergab Albero die Burg freiwillig dem Gegner, damit er seine Untertanen schone und sie menschlich behandle; am 9. Oktober 1366 erfolgte der Friedenschluß, der dem Kuenringer seinen früheren Besitz zurückgab; dieser umfaßte Seefeld, Jetzelsdorf, Hadres, Markersdorf, Kadolz, Obritz und Stronsdorf (dieses hatten die Kuenringer schon 1164 erworben).

Im Juni 1344 sahen die Seefelder glänzende Tage, Turniere, Kampfspiele und Belustigungen aller Art; denn der Kaiser Karl IV. von Böhmen und der österreichische Herzog Albrecht weilten hier in der Burg der Kuenringer; mit ihnen erschienen zahlreiche Ritter, die ein farbenprächtiges Bild boten. Unter den Oesterreichern fielen die jugendlichen Söhne des Herzogs auf; Friedrich und Rudolf, der später den Stepahnsdom erbaute und die Wiener Hochschule stiftete. In feierlicher Weise belehnte der Kaiser hier in Seefeld den Herzog Albrecht mit den österreichischen Ländern; zugleich besprach man die Heirat des jugendlichen Rudolf mit Katharina, der Tochter Karls IV.

Der Burgherr von Seefeld hieß Rizzo 2., dessen Tochter Agnes mit Johann II. von Liechtenstein-Nikolsburg vermählt war.

1360 besuchte Karl IV. noch einmal Seefeld und belehnte Rudolf den Stifter mit den österreichischen Ländern. Der Kuenringer stand zum Wiener Hof in einem sehr freundschaftlichen Verhältnis; befand er sich doch unter jenen Edelleuten, die 1365 bei der Grundsteinlegung der Wiener Universität zugegen waren.

Im Herbst 1396 schlossen Jodok von Mähren und die Herzoge Wilhelm und Albrecht von Oesterreich hier in Seefeld ein Bündnis gegen den König Wenzel von Böhmen. Leider brachten die nächsten Jahre dem Grenzlande neue Kämpfe, Plünderung und Zerstörung; besonders arg wurden die Orte Seefeld und Wullersdorf mitgenommen.

Die Räuberbanden eines Dürrtaufel und eines Böttauer verbreiteten überall Furcht und Schrecken, da sie in unmenschlicher Weise gegen Land und Leute vorgingen. 1407 machte der gefürchtete Scheckel die Stadt Laa zum Stützpunkte seiner Räubereien. Das Grenzgebiet sollte nie mehr recht zur Ruhe kommen; denn die Spannungen zwischen Öesterreich und Böhmen machten sich hier an der Grenze besonders fühlbar.

Am 24. März 1421 belehnte der Kaiser Siegmund seinen Sohn Albrecht in Seefeld mit dem Herzogtum Oesterreich. Die Hussitenkriege, die gleich einem Mongolensturm über unsere Heimat gingen, erforderten größere Besatzungen in den Grenzburgen zu Asparn a.d. Zaya, Stronegg, Guntersdorf und Seefeld.

Da sich die Habsburger fortwährend in Geldverlegenheit befanden, verpfändeten sie ihre landesfürstlichen Güter. Die Juden bereicherten sich in unverschämter Weise und verlangten Wucherzinsen (im Jahre 1338 forderten sie 173 %), auch die Geistlichen gerieten in die Abhängigkeit der Juden (besonders das Schottenkloster in Wien). Das Volk griff zur Eigenhilfe und verjagte die Juden; in Pulkau hatten die Verfolgungen begonnen.

1439 wäre es dem Jan von Leuchtenberg beinahe gelungen, die Burgen Staatz und Seefeld zu erobern, da ihm tüchtige Steiger und Kletterer zur Verfügung standen. In den Kämpfen der nächsten Jahre zerstörten die Feinde die Burg Stronegg (heute ein öder Hausberg).

Die Seefelder Kuenringer waren gute Freunde zu dem berühmten Astronom Johann von Gmunden, der Kanonikus in Wien und Pfarrer in Laa a.d. Thaya war.

In dieser Zeit des Niederganges und Zusammenbruches gab es viele, die an der Zukunft des deutschen Volkes verzweifelten. Weil der Kaiser Friedrich ein unentschlossener Mann war, rafften sich die Stände auf; 39 Edelleute erschienen in Mailberg im Jahre 1446 zu einer Besprechung. Der Unwille über die verkehrte Politik des Kaisers zeigt sich auf dem Landtage zu Wullersdorf. Leider mischte sich der Papst in den Kampf, der nun zwischen den Ständen und dem Kaiser ausbrach. Die Stände führte Ulrich von Eyzing und Georg von Kuenring-Seefeld; dieser genoß das volle Vertrauen des jungen Ladislaus.

1458 plünderten die Scharen des Georg von Podjebrad unsere Heimat. Um einen Frieden zu verabreden, versammelten sich am 20. April 1459 mehrere Edelleute in Znaim; darunter befand sich auch der Georg von Kuenring-Seefeld und der Pfarrer Vorschofer aus Laa a.d. Thaya.

Der Kuenringer zog gegen die mährischen Raubritter, um seinen Untertanen die Ruhe und den Frieden zu sichern. Schwer geschädigt wurde das Volk durch die wertlosen Münzen, die man Schinderlinge nannte. 1457 erwischte man einen Falschmünzer Jerter in Wullersdorf, der dann in Schrattenthal eingesperrt wurde.

Georg von Kuenring, der ein tatkräftiger und entschlossener Edelmann war, starb 1464; sein Nachfolger Balthasar I. zeichnete sich durch seine Schwäche aus; mit dem Kloster Zwettl zerstritt er sich.

Das Raubrittertum ließ unsere Heimat nicht zur Ruhe kommen; der gefürchtete Fronauer machte die Kirche von Groß-Schweinbarth zu einem Stützpunkt für seine Plünderungen, die ihn bis nach Wien führten.

Damals baute man in der Laaer Ebene sehr viel Safran an, der in eigenen Gärten gezogen wurde; man benützt ihn zum Färben der Speisen und des Weines.

Mauten gab es in Hadres, Markersdorf, Albendorf, Haugsdorf und Augenthal.

Im Zeitalter der Reformation bekannten sich die Kuenringer zur Lehre Luthers. Ihren Höhepunkt hatten sie schon längst überschritten. Das Leben, die Reisen in das Ausland und der Luxus der Renaissance stürzten die Edelleute in große Schulden. Auch die Kuenringer in Seefeld kämpften mit Geldschwierigkeiten.

Am 9. Dezember 1594 starb der letzte Kuenringer Johann VI. Ladislaus in der Burg Seefeld; erst am 9. April 1595 konnte er begraben werden. Die Schulkinder eröffneten den Leichenzug; die Dorfrichter, die zur Herrschaft Seefeld gehörten, trugen in den Händen weiße Stäbe. Der Pfarrer von Schrattenthal hielt die Leichenrede und dann wurde das Wappen der Kuenringer zerschlagen (zum Zeichen, daß dieses Geschlecht ausgestorben war).

Quellenangabe:

G. Frieß „ Die Herren von Kuenring“

Veröffentlicht in: „Weinviertler Nachrichten“, 21. 4. 1959, S. 6

Geschichtliches zur Fischzucht im Weinland

Nach dem Dreißigjährigen Krieg griff die absolute Fürstenmacht stark in die wirtschaftlichen Verhältnisse unseres Landes ein und suchte überall eine führende Stellung zu erlangen. Bauer und Bürger waren verarmt und erschöpft, aber die Arbeitskraft, die Heimatliebe und das Rechtsgefühl ungebrochen. Das zeigten die Bewohner von Mistelbach in dem langwierigen Streit um ihren Gemeindewald mit der Herrschaft Wilfersdorf, der 1665 begann und den die Marktgemeinde auch gewann. Im Feldbau, in der Fischzucht, im Forstwesen und Weinbau hatten die Herrschaften eine tonangebende Stellung in jenen schweren Tagen, da die Pest, Hungersnot und die Türkenkriege den wirtschaftlichen Aufbau erschwerten. Neuerungen und Verbesserungen brachten die Grundherrn ins Land und halfen ehrlich mit, die zerrütteten Verhältnisse zu beseitigen und zu ordnen. Aus ihren Teichen und fließenden Gewässern bezog nicht nur das Landvolk, sondern auch der Stadtbewohner um einen billigen Preis die Fische, die in der Barockzeit die Fastenspeise unserer Ahnen war.

Nach dem großen Waldprozeß mit den Mistelbachern gab die Herrschaft 1682 den Doktoren ein Festessen. Dazu verwendete die Küche: 15 Pfund Rindfleisch, 16 Pfund Kälbernes, 1 ½ ,,Lampl“, 5 Pfund Schmalz, 27 Pfund Schöpsenfleisch, 5 ²̸₄ Pfund Speck, 5 Pfund Butter, 59 Eier, 8 junge Tauben, 2 alte und 6 junge Hühner, 2 Enten, 1 Spanfahrl, 1 Hirschrücken, 1 Schweinsschlögel, 4 Rehschlögel und -schultern, 2 Kalbsbeuscheln, 7 Stück Wildbret, 1 ½ Schock Karpfen, 1 Schunken, ½ Kiefel Salz, 1 ½ Maß Mundmehl, ¼ Maß Pollmehl und 1 ½ Eimer Wein von 1678; die Köche brauchten noch: 4 Maß Essig, 4 Maß 2 Seideln Wein von 1679, 12 ³̸₄ und ⅛ Laib Mundbrot sowie 7 ¼ Laib Edelleutbrot. Die Herren aßen nur Fleisch und keine Mehlspeisen.

1684 da herrschte eine große Teuerung — erreichte der Fischnutzen in Wilfersdorf die Höhe von 212 fl. 16 kr., vom Schloßgraben gingen 57 fl. 52 kr. ein. Der Fischmeister beanständete die Brut in diesem Graben, da sie nicht recht gedeihen wollte; in Bullendorf verlangte er, daß hier die Fischzucht aufgelassen und aus den Teichen Wiesen gemacht werden. An dem Gemeindefeiertag zu Magdalena, der mit einem Festgottesdienst gefeiert wurde, erschienen Geistliche von Poysdorf und Zistersdorf, sowie Lehrer, Sänger und Musikanten, denen die Herrschaft eine Tafel im Schloß gab; 1695 schickte der Rabensburger Amtmann für diesen Zweck schmackhafte Marchkarpfen. Schon 1700 ließ der Fischmeister die öden Bullendorfer Teiche herrichten, um wieder junge Brut auszusetzen.

Jeder Händler entrichtete nach 1707 im Wilfersdorfer Rentamt von einem Fischkontrakt bis 150 Zentner zwei Gulden, von einem Fischhalterbrief 1 fl. 30 kr. und Waagegeld für einen Zentner Fische 6 kr. (Wiener Händler nur 3 kr.). Beim Magdalena- und Dominikfeste verzehrten die Gäste im Schloß u. a. 12 Pfund Rindfleisch, 4 Pfund Fett, ein Lampl, 9 Hühner, 1 ½ Maß Milch, 2 Seideln Rahm, 3 Pfund Butter, 2 Maß Schmalz, eine Gans, 2 Enten, 2 Hasen, 20 Eier, ²̸₄ Pfund Baumöl, ein Schock Krebse und 49 ½ Maß Wein, aber keine Fische. Nach 1709 mußten die Fische immer nach dem Gewichte verkauft werden, nie „unter der Hand“. Der große Fischhalter an der Zaya, den die Kuruzzen zerstört hatten, konnte erst 1710 wieder hergestellt werden. Unter den fürstlichen Bediensteten erhielt nur der Tischler ein Deputat von 80 Pfund Fischen im Jahr, die anderen aber nichts. Die Berufsfischer waren in der Marchegger Zunft vereinigt und leisteten hieher auch ihre Beiträge. In Südmähren besaßen sie in Muschau und Unter-Wisternitz eigene Rechte und gesetzliche Bestimmungen.

1715 mußten in die fürstliche Küche nach Wien geschickt werden: von Ostra in Südmähren: 104 Pfund Selchfleisch, 84 Pfund Speck, 11 Pfund Schinken, 11 Wildenten, 3 Wildtauben, 12 Lerchen, 39 geselchte Fische, 9 Schnecken, 2770 Eier und Obst; von Wilfersdorf: Indian, Kapaune, Kälber und Hasen; von Kromau: Rehe, Fasanen, Rebhühner und Hasen; von Steinitz: Wildgänse, Wildenten, Fasanen und Wasserschnepfen. Die folgenden Jahre waren sehr trocken und heiß; es gab viele Gewitter, Hagelwetter und Blitzschläge - das Volk sagte damals „Donnerkeil“ ; die Teiche trockneten aus, es fehlte der Zufluß. Die Herrschaft erwähnt einen Teich, ohne den Ort genauer anzugeben, der 54 Tagwerk groß war und als Wiese benutzt wurde, weil jeder Zufluß fehlte. 1723 wurden die Deputate neu geregelt; der Wilfersdorfer Rentschreiber bezog 87 Pfund Karpfen (der Feldsberger 225), ebensoviel der Rentmeister, der Pfister und Wirtschaftsreiter.

Ein Teich bei Bullendorf wurde 1727 umgeackert, die Herrschaft säte Gerste und Hirse im ersten Jahr. Großen Schaden richtete 1731 das Hochwasser im Zayatal an, riß die Dämme ein und überflutete das weite Gebiet. Tüchtige Fischer wohnten in den Marchgemeinden, vor allem in Rabensburg, wo fast jedes Haus am Fischfang beteiligt war; sie besaßen große und kleine Zillen, Boote, Fischsäcke, Netze, Fischgarn, Fischhackeln, große Fischloaden, Fischfasseln mit Holz- und Eisenreifen sowie besondere Spinnradeln. Die Fischwasser hatten eigene Namen: Trostsee, lange Thaya, Boby, kurze Thaya, Inglath und das freie Fischwasser Göbelsee. 1735 kostete ein Stück Fischwasser Inglath 80 fl. (ein Metzen Korn 36 kr., Weizen 48, Gerste 42, Hafer 21 und Linsen 54 kr.). Bei einem Totenmahl verzehrten die Trauergäste in Rabensburg Fische und Heringe; der Müller kaufte die Fische für seinen Haushalt ,,nach dem Rabisch“; neben den Fischwässern lagen die Obst- und Bienengärten der Bauern.

Der Wilfersdorfer Amtmann bezog 1749 an Deputat jährlich u. a. 75 Hechte und 150 Karpfen, der Rentmeister 65 ¼ Karpfen, der Waldbereiter 45, der Zimmerwart und Hofbinder je 37 ²̸₄ Schock Karpfen. Damals hatte in Poysbrunn der obere Teich 58 Schock Karpfen, der untere 75 Schock; hier gab die Herrschaft den Jahreswert der Fischzucht mit 25 fl. an. Die Pfarrkirche in Rabensburg, die ein eigenes Fischwasser besaß, verpachtete es stückweise. Als Gehilfe des Fischmeisters wirkte da ein Fischdrabe, der die Fischer kontrollierte, ob jeder die herrschaftliche Erlaubnis hatte.

1772 schätzte die fürstliche Obrigkeit ein Fischwasser „die Thaya“ auf 200 fl., einen Bienengarten auf 20 fl., elf Bienenstöcke auf 31 fl. und einen Krautgarten in Nieder-Absdorf auf 11 fl. Bei einem Totenmahl wurden in Rabensburg 60 Pfund Fische verzehrt à 6 kr. - ein Pfund Rindfleisch kostete 5 kr.; die Fischwasser konnten die Pächter auch in ³̸₄- Stücken bekommen. 1784 hatten die Fischwässer folgende Namen: Kobili, alte Thaya, Drosa, lange und kurze Thaya, Griessee und Schiffahrtsee - hier gab es 1774 Bienengärten. In Wilfersdorf verkaufte die Herrschaft 1794 ihr Fischhalterhaus an der Zaya mit dem Schupfen um 375 fl. Das Urbarfischwasser Inglata wurde 1814 auf 50 fl. geschätzt.

Schweickhardt bezeichnet in seiner Topographie die Fischerei im Poybach als unbedeutend; es war eben nur die Herrschaft, die für diesen Wirtschaftszweig Interesse und Verständnis hatte und die bestrebt war, großen Nutzen daraus zu ziehen; daneben wären noch die Marchgemeinden hervorzuheben; auch hier gilt eben der alte Satz: „Wo der Bauer nicht muß, rührt er weder Hand noch Fuß". Als das Sturmjahr 1848 das Ende der Feudalherrschaft brachte, wurde die Fischzucht hart getroffen; dasselbe konnte man von der Jagd sagen. Die Gemeinden kümmerten sich wenig oder gar nicht, so daß z B. um Hohenau und Rabensburg trostlose Zustände herrschten; denn das Wort Freiheit faßten viele so auf, daß sie meinten, niemand brauche die Gesetze und Anordnungen zu beachten. Der Schmuggel, das Wildererunwesen und das unbefugte Fischen konnten die Gemeinden nicht beseitigen; es mußte Militär eingesetzt werden, das die chaotischen Zustände unterdrückte.

Anmerkungen:

„Mundmehl“, „Pollmehl“. Früher mahlten die Müller den Weizen in vier Mehlsorten aus: 1. das Kaisermehl, 2. das Mundmehl, 3. den Auszug und 4. das Pollmehl.

„Pfister“ = der fürstliche Bäcker.

„Rabisch“ (oder „Rowisch“) = waren zwei gleichgroße Holzstäbe, die zusammenpaßten: einen behielt sich der Käufer, den anderen der Verkäufer. Holte sich der Müller die Fische, so wurde in beide Stäbe eine Kerbe gemacht. Waren die beiden voll Einschnitte, so wurde verrechnet und gezahlt.

„Urbarfischwasser“ war im Besitz der Bauern, die dafür der Herrschaft eine Abgabe reichten. (Vergl. auch die Arbeiten von F. Thiel in Heft 4, S. 78 bis 81, und Heft 9, Seite 208 bis 210 dieser Zeitschrift. - Die Schriftl.)

Quellen:

Herrschaftsakte Wilfersdorf im Fürst Liechtensteinschen Hausarchiv in Wien.

Verlassenschaftsabhandlungen der Herrschaft Rabensburg im Bezirksgericht Poysdorf.

B. Bretholz: Das Nikolsburger Urbar 1414. aus: Österreichs Fischerei. 1948, H. 11/12, S. 278 – 280.

Veröffentlicht in: „Österreichische Fischerei“, 1948, Heft 11/12, S. 278 - 280

Glashütten in Nordmähren

Von Indien, wo schon um 3000 v. Chr. das Glas bekannt war, nahm es seinen Siegeszug über die ganze Welt. Zur Römerzeit hatte das Glas, das in Köln am Rhein hergestellt wurde, einen besonderen Ruf. Im Mittelalter benützten die Bauern für die Fenster Papier, das mit Öl getränkt war. Erst die Renaissance machte das Glas im Lande zu einem gewinnbringenden Handelsartikel, der in waldreichen Gegenden erzeugt wurde. Die Grundherren förderten den Bau von Glashütten und beriefen zu diesem Zweck aus dem sächsischen Erzgebirge sowie aus Meißen Arbeiter nach Nordmähren, deren Führer ein Glas- oder Hüttenmeister war.

Die Glashütte stand unter Aufsicht des Hüttenmeisters, der das Recht des Fischfanges in den Gewässern besaß; er konnte außerdem Fleisch aushacken und Bier ausschenken, im Walde Vögel fangen, aber nicht jagen. Robot brauchte er dem Herrn keine leisten, doch mußte er ein Fachmann in der Herstellung des Glases sein und jährlich seinem Herrn als Zehent Fensterglas und Trinkgläser liefern.

Ein hervorragender Hüttenmeister war Paul Schürer, der 1504 in Aschberg-Sachsen geboren war und in Falkenau bei böhm. Leipa eine Glashütte einrichtete. 1481 gab es in Weißwasser eine Glashütte und 1562 in Lenz. 1559 erwähnt Wolny eine in Kotzendorf / Herrschaft Eulenberg und 1575 zwei in Stubenseifen (Herrschaft Goldenstein). Georg Schürer gründete eine Hütte in Rokitnitz-Böhmen sowie eine in Klein-Mohrau, wanderte aber wegen seiner Schulden nach Mähr.-Altstadt.

Dominik Schürer erwarb 1594 das Gut Lenz, eine Mühle, eine Brettsäge sowie eine Glashütte, die schon 1590 in seinem Besitz war, weiter eine Mühle und Brettsäge in Rothwasser; im Friesetal war er ein angesehener und wohlhabender Mann geworden. Sein Glas erlangte überall einen guten Ruf; es wurde sogar vom Kaiserhof in Wien gekauft. 1592 erhob Kaiser Rudolf II. die Familie in den Adelsstand mit dem Prädikat Ritter von Waldheim. Die Glasarbeiter, fleißige und strebsame Leute, bekannten sich zur protestantischen Kirche. Schürer war ihnen ein Vater und Beschützer, der 1598 eine Holzkirche sowie eine Schule für den Nachwuchs baute. Er bewohnte ein kleines Schloß - Rittergut -, war auch Amtsrichter und hielt mit den Gutsherrn in Schildberg freundschaftliche Beziehungen. Unter den Arbeitern gab es tüchtige Maler, welche verstanden, die Gläser zu verzieren und dies steigerte wieder den Umsatz.

In dem Friesetal herrschte ein lebhaftes Treiben in jenen Tagen; denn in den Wäldern arbeiteten die Holzschläger sowie die Köhler, die Stämme zersägten die Arbeiter, das Astwerk verbrannten sie und die Asche gab einen vortrefflichen Dünger für den Ackerboden, den der Bauer brauchte. Immer tiefer fraß sich die Hütte in den Wald und schuf so Raum für die Siedlung, die hier entstand. Der Bauer versorgte die Arbeiter mit den lebensnotwendigen Dingen. Handwerk und Gewerbe verdienten und die Gemeinde lebte in Frieden und Eintracht wie eine große Familie. Nach einem undatierten Schreiben besaß Schürer auch die Hütte in Weißwasser, war also zweifacher Hüttenmeister mit 2 Gütern, 21 Stück Vieh, 15 Bienenstöcken und mit einer großen Menge von Zinn- und Kupfergeschirr. Bei der Hütte des Georg Schürer entstand eine Siedlung, die schon 1614 „das Glasdörﬂ“ hieß; bei Groß-Würben wird 1615 eine Hütte erwähnt. Da trat 1620 eine Änderung in den Besitzverhältnissen ein, die das friedliche Leben in den Gemeinden des Friesetales störte. Nach dem Prager Blutgericht verlor Johann Odkolek von Augezdec, der Besitzer von Schildberg, dieses Gut, weil er zu den Rebellen gehörte. 1624 erhielten es die Liechtenstein, die es mit Eisenberg vereinigten und die Gegenreformation durchführten. Das Friesetal, das protestantisch war, wollte der Fürst Maximilian gar nicht betreten, weil er die Ketzer haßte und nicht zu sehen

wünschte. Wer nicht katholisch wurde, konnte gehen und das Land verlassen. Lehrer und Pastoren waren die ersten, die das Gebiet verließen und in ihre Heimat nach Sachsen gingen. Ihnen folgten Bauern, Handwerker und Arbeiter, die ihre Schriften und Bücher mitnahmen. Der Familie Schürer drohte die Obrigkeit mehrmals, daß sie ihr den Besitz wegnehmen werde, wenn sie nicht zur katholischen Kirche übertrete. Die Frau soll ein „halsstarrisches unkatholisches Weib“ gewesen sein, das im Kriege viel leiden mußte.

Am 29. und 30. Dezember 1624 marschierte die kaiserliche Armee von Olmütz kommend nach Glatz, plünderte und brandschatzte die Dörfer, sie hausten ärger als die Feinde und zeigten kein Mitleid mit den Ketzern. Die Gegenreformation bedeutete einen schweren Aderlaß im Körper unserer Heimat, die viele geistige Kräfte verlor, die unsere Wirtschaft gerade im und nach dem Kriege so notwendig gebraucht hätte. Glaube und Heimat waren zwei Begriffe, von denen die Leute zu wählen hatten. Manchem ﬁel die Wahl sehr schwer. Die Gegenreformation wirkte sich in unserer Heimat zum Nachteil der Wirtschaft aus und war eine schwere Hypothek für die Zurückgebliebenen. Die Familie Schürer verließ das Friesetal und begab sich nach Habelschwert, wo 1640 die Erben des Dominik wegen einer Erbschaft verhandelten. Auf der Landstraße durch das Friesetal herrschten damals unsichere Verhältnisse, da Überfälle, Raub und Plünderung durch Wegelagerer und abgedankte Soldaten häufig vorkamen. Große Unwetter machten 1640 in diesem Gebiete einen bedeutenden Schaden, der die Bewohner in den Kriegswirren schwer traf.

Um 1650 erzeugten die Hütten gelbes oder grünes Fensterglas, sogenannte „Butzenscheiben“. Die Hüttenarbeiter gliederten sich nach ihrer Beschäftigung in: Schmelzer, Schürer, Glasbläser, Maler und Veredler. Die Hütten lieferten damals Bier- und Weingläser für die Gasthäuser und verdrängten die Holzgefäße sowie die Holzbecher. Nach dem 30jährigen Krieg begann für die Wirtschaft eine Krisenzeit, weil die Kaufkraft des Volkes gesunken und die Steuerlast erhöht war. Überall fehlte das Geld und alle mußten sich in der Lebenshaltung einschränken. In Österreich, das kein Handelsstaat war, fehlten die weitblickenden Männer, so daß die Handelsbilanz jedes Jahr passiv war. Infolge der schlechten Schulbildung konnten Handel und Gewerbe nicht jene Waren herstellen, die mit dem Ausland den Wettbewerb hätten aufnehmen können. Die Regierung schützte unsere Erzeugnisse durch hohe Zölle, die aber die guten ausländischen Waren bei uns verteuerten. Dazu kamen die schlechten und unsicheren Straßen mit den vielen Mautstationen, wo oft pflichtvergessene Beamte die Tarife zu ihrem Vorteil änderten; denn es fehlte die strenge Kontrolle. Kein Wunder, wenn im Grenzland der Schmuggel blühte; die Gemeinde Schreibendorf leistete da sehr viel auf diesem Gebiete. Die Regierung, die den Wert des „grünen Goldes“ erkannte, erließ Waldordnungen, die zur Schonung dieses wertvollen Besitzes ermahnten.

Das Glashüttengut Lenz umfaßte 1668 1 **2/4** Achtel Lahner mit 7 Häusern. Ein Bericht von 1685 nennt die Grumberger „ein einfältiges Gebirgsvolk“, das dem Pfarrer den Beichtgroschen verweigerte, so daß der Bischof die Gemeinde in den Bann schlug.

Der Fürst Liechtenstein kaufte 1689 von Peter Hausel das Glasdörﬂ, das 31 angesessene Häuser zählte (Goldenstein 63); die Gründe der Glashütte waren auf die Bewohner aufgeteilt worden. Anspruch auf Holz besaßen in Goldenstein und Altstadt nur jene Häuser, die schon 1614 bestanden. Auch das Glashüttengut Lenz war größtenteils zerstückelt; am 15. November 1712 erwarb es mit dem Patronat über die Titularkirche in Lenz Severin Remigius Langer, Ritter des Christi Ordens und Hidalgo in Portugal niederer Adel durch Kauf vom Fürsten Liechtenstein; zur Kirche gehörten ein Häuschen, 1 Acker sowie eine Wiese. Die Mühle löste die Eisenberger Herrschaft extra um 5000 ﬂ ein. Nach einem Streitfall entschied die Regierung 1723, daß das Glashüttengut in Lenz kein freies landgräfliches Gut sei, sondern ein bürgerlich rechtliches, zu dem drei Chalupen gehörten, nicht aber der Hausgrund, auf dem die Mühle stand.

Da sich die wirtschaftlichen Verhältnisse im Zeitalter des Merkantilismus gebessert hatten, wollte der Lenzer Dorfrichter ein Gasthaus bauen (1724). Die Regierung gab 17. August 1731 eine Zollordnung für Mähren heraus; es ist bezeichnend, daß unser Glas und die Leinenwaren einen Weltruf hatten und in allen Ländern, vor allem in Ungarn gern gekauft wurden. Die Sudetenländer beherrschte ein gesunder Fortschrittsgeist; sie standen in der alten Monarchie an erster Stelle; 1704 verweigerte der Klerus eine Beisteuer für den Staat. Die Hofhaltung in Wien kostete viel Geld, denn der Kaiser errichtete fromme Stiftungen, zahlte an Protektionskinder „Gnadengaben“ und brauchte für Theater, Schauspieler und Jagden große Summen, während das Volk unter der Steuerlast fast zusammenbrach. Wohl ertönte der Ruf: „Kauft österreichische Waren!“ Der Staat schaffte die Zunftautonomie ab, die mehr geschadet als genützt hatte, übernahm die Post in eigene Verwaltung und legte ein Straßennetz an, das von Wien ausging und Nordmähren gar nicht berührte. In Mährisch-Schönberg gab es eine Briefsammelstelle - kein Postamt - für die Herrschaften Eisenberg, Goldenstein, Ullersdorf, Johrnsdorf und Wiesenberg. 1732 nahm die Glashütte Josefsthal bei Goldenstein den Betrieb auf. In Lenz klagten die Leute über den baufälligen Zustand ihrer Kirche; das Gut Lenz, das der Fürst Wenzel von Liechtenstein 1739 um 15 000 fl von dem Besitzer Otto Langer von Langendorf kaufte, wurde mit Eisenberg vereinigt. Die österreichische Armee unter dem Prinzen Karl von Lothringen marschierte im Dezember 1744 durch Nordmähren und war am 12. Dezember in Senftenberg, am 13. in Wichstadtl, am 15. in Grulich, am 16. in Altstadt, am 17. in Freiwaldau und am 19. in Ziegenhals. In Altstadt wurde eine Ansicht vom Kirchturm und der Kapelle am Friedhofseingang gemacht, die im Wiener Kriegsarchiv liegt. (Nach Dr. Karel Kühn in der Zeitschrift des Deutschen Vereins für Geschichte „Mährens und Schlesiens“ 1940, S. 58.)

Bei Spieglitz befand sich auch eine Glashütte. Die Joseﬁnische Kartenaufnahme, die im Wiener Kriegsarchiv sich befindet, erwähnt eine 1772 am Fuße des Heidebrünnls bei Winkelsdorf. Obwohl die Regierung immer die Waldschonung predigte, errichtete die Herrschaft Goldenstein 1788 eine Glashütte bei Blumenbach, während die Josefsthaler 1789 den Betrieb einstellte. Hier entstand in den folgenden Jahren eine bescheidene Siedlung. Das Franzensthaler Eisenwerk wurde gleichfalls in eine Glashütte umgebaut, die noch 1839 arbeitete. Die Blumenbacher verpachteten die Herrschaft.

Die Zeit der Industrialisierung, die nur Großbetriebe kannte, räumte mit den alten Hütten auf, da sie ihre Erzeugnisse nicht so billig absetzen konnten. Sie hatten ihre Aufgabe erfüllt und verschwanden, um Siedlungen Platz zu machen. Die Glasarbeiter hatten einen schweren Dienst in den Hütten und ihr Lohn reichte nicht aus, um eine Familie zu ernähren, so daß Kinder mit 12 oder 13 Jahren verdienen mußten; kein Wunder, wenn die Sterblichkeit unter den Hüttenarbeitern sehr groß war.

Die erste Glasfabrik baute die Herrschaft Ullersdorf mit einer Schleiferei, einem Ofen und 8 Kesseln, die jährlich 1400 Schock verschiedener Glasgattungen erzeugte (Hohl-, Tafel- und Grünglas). Die große Fabrik der Firma Schreiber in Reitendorf war die einzige in Nordmähren, die bis heute arbeitet und die nicht nur in der alten Monarchie, sondern in der ganzen Welt einen guten Ruf hatte. Viele deutsche Arbeiter und Angestellte, die 1945 von hier vertrieben wurden, kamen nach Österreich und beeinflußten hier mit ihrem Wissen und Können die Glasindustrie.

Alte Familiennamen aus der Zeit der Glashütten: Kunz, Preußler, Schindler, Reckziegel, Wanderer, Schürer. Im Friedhof von Rothwasser sah man noch vor Jahren Grabsteine der adeligen Schürer, die mit dem nordmährischen Glas und seiner Geschichte eng verbunden sind. Das Glas spielt in den Märchen-Sagen und im Volksbrauch eine große Rolle, man denke nur an den Glasberg, an den Glassarg bei den Zwergen, an die Gralsschale, an den Spiegel an der Wand. Wer einen zerbricht, hat 7 Jahre kein Glück. Glasscherben sind ein gutes Vorzeichen.

Quellen:

Herrschaftsakte Eisenberg im Fürst Liechtenstein'schen Hausarchiv in Wien, 1945 verbrannten alle.

G. Wolny ››Die Markgrafschaft Mähren«

Veröffentlicht auf den Seiten 51 – 55, Zeitschrift unbekannt

Glocken der Heimat

Die Glockenidee entstammt dem Morgenlande, von wo sie durch die Kirche nach Europa verpflanzt wurde; anfangs bediente man sich beim Gottesdienst der Holzklappern, die noch in der Osterwoche zu hören sind. Die Glocken führten sich rasch ein und erlangten im Volkstum ihre Bedeutung, weil der Mensch in den Glockenklang gerne seine Seelenstimmung und seine Gemütsverfassung legt.

Die Glocken sind vielfach Sinnbild der Heimat; wenn ihre Stimmen erschallen, empfinden wir den Klang als „Lied ohne Worte”.

Die Glocke begleitet mit ihrem Ton das Lebensschicksal des Menschen von der Wiege bis zum Grabe; darum sind uns die Glocken so lieb und wir lauschen immer gerne ihren Klängen vom alten Kirchturm des Heimatdorfes über die Felder hin.

Nach unserer Gemütsverfassung bewerten wir den Glockenton verschieden; schrill und schaurig gilt er uns zur Nachtzeit, wenn die Glocke die Einwohner zur Hilfe gegen eine Feuersbrunst ruft; traurig klingen sie bei einem Leichenbegängnis; hell und rein ist ihr Schall, wenn am Fronleichnamstage der Umgang auf dem festlich geschmückten Dorfplatze dahinzieht, die Böller schießen, die Musik spielt und die Andächtigen singen — Orgelton und Glockenklang heben die festliche Stimmung und verleihen den Festen jene tiefe Weihe, die unser Gemüt in solchen Augenblicken beseelt.

Der Witz des Volkes hat bei den Glockenstimmen nicht halt gemacht, sondern sie recht scherzhaft gedeutet; so ruft die Sterbeglocke bei einem Unbemittelten: „Armer Teufel! Armer Teufel”, bei einem Reichen aber klagt sie mit tiefer Stimme: „Schwerreich! Schwerreich!” Da es vor 40 bis 50 Jahren noch wenig Barometer gab, die den Bauern des Dorfes die Witterung vorausgesagt hätten, so hörte man z. B. in Frankstadt auf den Glockenton von der Gemeinde Wiesen; vernahm man ihn deutlich und hell, so war in den nächsten Tagen Regenwetter zu erwarten.

Ertönte im Sommer die Abendglocke, so war es für die Dorfkinder Zeit zum Heimgehen, da teilten wir noch das „Abendplatzla” aus, und wer den letzten Schlag erhielt, mußte es mitnehmen und sich damit schlafenlegen.

Die Erinnerung an den Glockenklang aus unserer Dorfkirche, nahmen wir als Sinnbild der trauten Heimat mit in die Fremde; sie begleitete uns auf den verschiedenen Wegen und wir verglichen gerne die Töne der fremden Glocken mit denen des Heimatdorfes; kehrten wir dann wieder heim, dann entboten uns die alten Glocken den Gruß, dem wir mit Andacht lauschten.

Manche Sage knüpft sich an sie; da wollte man früher aus den Fluten des Jaworschitzer Teiches bei Hohenstadt das Klingen der Glocken von der versunkenen Kirche gehört haben. Bei Meedl wühlten Schweine, die auf dem Felde weideten eine alte Glocke aus, die früher von den Ortsbewohnern eilig vergraben wurde, ehe der Feind erschien. Diese Sage kommt in vielen Gegenden vor und gehört somit zu den Wandersagen. In Tattenitz dauerte ein Glockenkrieg mehrere Jahre und endete erst 1789 mit einem regelrechten Friedensschluß. Am Gründonnerstag läßt die Legende alle Kirchenglocken nach Rom fliegen, sie kehren erst am Karsamstag wieder zurück; eine aber blieb einmal in den Alpen auf einem hohen Gipfel zurück und erstarrte; heute heißt der Berg „Groß-Glockner”. Die ältesten Glocken des Umkreises hat unstreitig die Gemeinde Frankstadt, die aus den Jahren 1412 und 1468 stammen; es war die unruhige Zeit des ausgehenden Mittelalters, als unsere Heimat Schauplatz erbitterter Kampfe war.

Damals tobten die Hussitenkriege durch unsere Berge, die Kämpfe Georgs von Podjebrad folgten; Kostka von Postupitz starb 1468 in Hohenstadt. Da hatten diese Kämpfe unsere Heimat an den Abgrund des Verderbens gebracht, die Orte verwüstet und die Bewohner zu Bettlern gemacht. Darauf bezieht sich gewiß der Spruch auf der ehrwürdigen Glocke in Frankstadt aus dem Jahre 1468: „O rex gloriae veni cum pace” — „O König des Ruhmes komme mit dem Frieden!” Das Volk nennt sie „Meßglocke”, die schon auf eine lange Zeit zurückblicken kann und sicher viel erzählen könnte aus vergangenen Tagen der Gemeinde. Wenn ich als Knabe die Glockenstube des Frankstädter Kirchturmes betrat, schaute ich immer mit Staunen und Verwunderung auf dieses Altertum.

Auch andere Gemeinden können sich alter Glocken rühmen, so z. B. Aussee 1474, Reitendorf und Schönwald ‚1496, Meedi 1522 und Altstadt 1523.

Benötigte der Staat im Kriege Kanonenspeise, so griff er zuerst auf die Kirchenglocken, da sie ja aus Bronze bestanden; so verlangte die Wiener Regierung 1526 und 1531 von den Gemeinden die Ablieferung ihrer Glocken, weil das Vaterland in den Türkenkriegen Material brauchte. Die Kirche dagegen ordnete an, da die Gläubigen stets beim Morgen- und Abendläuten im Gebete der drohenden Türkengefahr eingedenk seien, damit der Allmächtige den christlichen Heeren Mut und Kraft verleihe in dem schweren Abwehrkampf; dabei hatte jeder Mann seine Kopfbedeckung abzunehmen.

Mit der Reformation kam ein beachtenswerter Glaubenseifer in unsere ,Heimatdorfer, die jetzt Holzkirchen bauten, Schulen errichteten und Glocken kauften; so hat Hohenseibersdorf eine Glocke aus dem Jahre 1532, Hannsdorf 1557, Studinke 1568 (mit einer protestantischen Inschrift), Groß Ullersdorf 1570, Blauda 1568, Bladensdorf und Klein-Mohrau 1592.

Im Dreißigjährigen Kriege nahmen Freunde und Feinde die Glocken für Kanonenguß, wenn sie die Bewohner nicht rechtzeitig versteckten; als der unselige Krieg beendet war, läuteten aber viele Glocken den langersehnten Frieden ein und in vielen Gotteshäusern hörte man eine Predigt über die Worte: ,,O rex gloriae veni cum pace!” Neue Glocken wurden angeschafft, die alten geweiht, was immer ein großes Volksfest war; denn die Kirche wußte diese Feierlichkeiten mit großem Prunk auszustatten, und führte das Geläute der Meßglocke bei den Hauptteilen des Gottesdienstes ein, was wieder später abkam.

Die Glocken gehörten der Gemeinde, die sie auch für ihre Zwecke benutzte; bei einem Brande wurden die Bewohner zur Mithilfe gerufen; „Sturmläuten” hieß man dieses Zeichen, das ‚zur Nachtzeit besonders schaurig erklang. Bei Feindgefahr ertönten die Glocken und riefen die. Ortsbewohner zur Abwehr. Darum benutzte die Gemeinde den Kirchturm als Auslug, in gefahrvollen Zeiten. Die Türme baute man für diesen Zweck flach (vergleiche die Kirchenbauten von Schönwald und Meedl, die noch Wehrbauten im wahrsten Sinne des Wortes sind).

Um 1720 bürgerte sich die Sitte des Wetterläutens in unseren Gemeinden ein, weil die heißen Sommertage viele Unwetter brachten, die den Bauern die Getreidefelder zerschlugen. Nach dem damaligen Zeitgeiste sah man in den Gewittern die Arbeit der „Wetterhexen”, deren Macht durch den Glockenklang gebrochen wurde. Darum bauten viele Gemeinden, die keine Kirche hatten, wenigstens einen hölzernen Glockenturm in der Mitte des Ortes: Wehe dem Leichtsinnigen, der bei aufsteigendem Gewitter nicht rechtzeitig die Wetterglocke Iäutete, so daß der Hagel die Felder beschädigte; der lernte die Wirkung eines Volksgerichtes am eigenen Körper und an den Fensterscheiben seines Hauses kennen. Das arme Radomichl leistete sich nur eine eiserne Glocke (1732), die später als Alteisen nach Oskau in die Gußhütte wanderte.

Kaiser Josef Il. verbot das Wetterläuten, doch hielt sich der Brauch noch bis in die neue Zeit; langsam hörte die vielfältige Benützung der Kirchenglocken auf; die Dorfgemeinden aber begrüßten alle hohen Gäste (weltliche und geistliche) mit einem feierlichen Glockengeläute. Als 1866 die Preußen erschienen, geschah dies auch in Nordmähren.

Die Siege des Weltkrieges feierten unsere Orte durch ein feierliches halbstündiges Geläute zu Mittag. Leider verlangte der Staat gegen Kriegsende die Glocken, weil er keine Rohstoffe für Bronze besaß; doch ging er mit großer Schonung vor und nahm den Gemeinden nicht die geschichtlich wertvollen.

Als die Stunde der Abnahme kam, stiegen Bewohner auf den Turm, um zum letzten Male die Glocken zu Iäuten; ihren Klang empfand man als überaus traurig und viele hatten damals den stillen Wunsch: ,,O rex gloriae veni cum pace!” Man warf ja die Glocken in die Tiefe, wo sie in mehrere Stücke zerbrachen, die dann in die Munitionswerke wanderten. Den Gemeinden blieb meist nur eine oder zwei Glocken; sie läuteten keinen Frieden ein, wie 1648: sie blieben stumm, als wir nach 4 Jahren heimkehrten aus dem großen Weltenringen. Oft hatte ich draußen im Felde an die Worte Schillers gedacht: „O schöner Tag, wenn endlich der Soldat ins Leben heimgekehrt, in die Menschlichkeit, — — hell klingt von allen Türmen das Geläut.” Doch es war anders gekommen.

Jahre vergingen und die Zeit vernarbte die Wunden des Krieges, die Gemeinden kauften neue Glocken, die mit festlichem Gepräge ihren Einzug in die Heimat hielten und nach der Weise auf ihren Platz kamen, von wo sie ihre Stimmen der Dorfgemeinde erschallen ließen. Ihr erstes Geläute ‚aber galt den Heldensöhnen der Heimat, die in weiter Ferne ruhen und nie mehr zurückkehren. Auch damals weinten viele und gedachten wohl des Sinnspruches: „O rex gloria veni cum pace!”

Quellen:

Herrschaftsakte Eisenberg im Fürst Liechtensteinischen Hausarchiv.

G. Wolny, „Die Markgrafschaft Mähren.“

Veröffentlicht in: Zeitschrift unbekannt, ev. 1953, Folge 27, S. 4

Großbrände im Weinlande

Gefürchtet war früher eine Feuersbrunst, da unsere Ahnen kein geeignetes Mittel hatten, um diese Gefahr mit Erfolg zu bekämpfen. Allgemein betrachtete man sie als eine Strafe Gottes, die der Mensch für seine Sünden hinnehmen musste. Die Holzbauten, die Stroh- und Schindeldächer, die offenen Küchenherde und die Schlamperei vergrößerten das Unglück, das im Sommer ein großes Ausmaß annahm und häufig die ganze Gemeinde in Schutt und Asche legte.

Wohl gaben die Herrschaften Anordnungen, die einen Brand verhüten sollten, die aber oft nicht befolgt wurden. Jedes Haus sollte eine Leiter, einen Feuerhaken sowie einen Lederamper haben, die Gemeinde aber mehrere solche Geräte. Der Dorfrichter hatte zweimal im Jahr die Feuerstellen zu besichtigen. Leider geschah es nicht immer und man tröstete sich wie ein Mistelbacher Marktrichter mit dem Satze: „Bei uns brennt’s nicht gleich.“

1644 verursachten einquartierte Soldaten am 10. September eine Feuersbrunst in Mistelbach, die 28 Häuser der fürstlichen Untertanen und den Schafflerhof zerstörte. Die Wilfersdorfer Herrschaft gab ihnen Bauholz, gewährte Erleichterungen bei Militäreinquartierungen, bei Robot und weiten Fuhren und befreite sie von jedem Extra-Odinarirobot. Der fürstliche Hauptmann ordnete an, dass jeder Bewohner bei einem Brand mithelfen musste. Wer das nicht tat, wurde im Wilfersdorfer Schlossturm vier Wochen lang bei Wasser und Brot eingesperrrt. Der Markt hatte viermal im Jahr die Feuerstellen zu beschauen. Heu und Stroh mussten vier Klafter von der Feuerstatt aufbewahrt werden. Wer Hanf und Flachs im Backofen trocknete, zahlte 1 fl Strafe; wer mit offenem Licht in den Stall ging, büßte es mit einem halben Gulden. Jeder Hausbesitzer sollte auf dem Dachboden ein Fass voll Wasser sowie eine Leiter zum Besteigen des Daches immer bereit stellen. Die Mistelbacher waren aber die widerspenstigsten Untertanen im Herrschaftgebiet, folgten nicht, waren „rebellische Leute“ und wollten ihr eigener Herr sein. Die Nachtwächter nahmen ihre Pflicht nicht genau.

1675 fielen in Mistelbach 62 Häuser dem Feuer zum Opfer, auch der Pfarrhof samt dem Stadel und 17 geistliche Untertanen – es war „eine gerechte Strafe für die allzu große Hoffart der Leute“.

Drei Jahre später verloren 72 Mistelbacher ihr Haus. 1680 entstand im Stadel des Jakob Schuckert ein Feuer, das am 16. Mai sechzehn Häuser einäscherte. In Poysdorf zerstörte am 4. April desselben Jahres ein Großbrand den meisten Teil des Marktes; 18 Personen fanden dabei den Tod.

1685 erhielt die Stadt Brünn die erste Feuerspritze aus Nürnberg (nach Trautenberger „Geschichte der Stadt Brünn“). In Poysdorf legte ein Tischlerlehrling am 4. November 1686 boshafterweise ein Feuer, das 50 Häuser vernichtete, darunter die Kirche, Rathaus, Schule und Spital. In Mistelbach, wo eine Frau heiße Asche auf dem Dachboden ausgeleert hatte, verbrannten am 28. März und am 6. Mai 1711 84 Häuser, viel Vieh, Körnerfrüchte, Mehl und Wein, der aus den Fässern floss. Die Herrschaft Rabensburg verfügte über eine Feuerspritze.

Ein Mistelbacher Mädchen von elfeinhalb Jahren zündete am 23. August 1715 aus Bosheit ein Haus an; das Feuer griff sofort weiter und forderte viele Wohngebäude, die Gemeindeschmiede, die Schule, das Mesnerhaus, die Fleischbänke, Presshäuser, Stadeln und Getreideschober. Beim Schmalzauslassen entstand am 12. April 1720 im Markte ein Großfeuer, dem 80 Häuser zum Opfer fielen; am 10. Mai 1727 waren es wieder 80. Hüttendorf und Paasdorf wollten eine Feuerspritze kaufen.

In Poysdorf vernichtet am 16. Mai 1710 ein Großbrand den ganzen Markt bis auf 30 Häuser; schon drei Jahre später wütete hier am 3. Oktober wieder eine Feuersbrunst. 1793 wurden am 5. Mai in Poysdorf 51 Häuser und 26 Stadeln ein Raub der Flammen.

1808 sprach man in den Gemeinden von einer Feuerversicherung, die aber als eine schwere Sünde betrachtet wurde, weil der Mensch in die Allmacht Gottes eingreife. Womit soll er dann die Menschen strafen? 1812 wütete eine Feuersbrunst in Pillichsdorf, Höbersbrunn und Ehrnsdorf.

1814 gab es Großbrände in Poysdorf (Schaden 199.000 fl), Hausbrunn (12.050 fl), Ungerndorf (42.258 l), Unter-Stinkenbrunn (199.980 fl, der Lehrer verlor alles bis auf die Kleider am Leibe), Großkrut – Feuer und Hochwasser – „total ruiniert“. In Poysdorf brannte es in diesem Jahr viermal, dazu kam eine Überschwemmung, der Gesamtschaden: 444.130 fl.

Nun forderten die Herrschaften, dass die Untertanen eine Brandschaden-Versicherung abschließen, auch eine Hagelversicherung tauchte auf.

1817 war ein Unglücksjahr: Schrattenberg (105 Häuser abgebrannt), dazu kam ein Hochwasser. Großfeuer verzeichneten: Pellendorf, Zistersdorf, Rabensburg und Staatz, hier machte ein Hagelwetter am 20. Mai und am 10. Juni einen Schaden von 250.000 fl und ein solches in Hanfthal am 5. Juli von 122.073 fl 30 kr. Eine grenzenlose Armut war die Folge. Die Zahl der Bettler nahm von Tag zu Tag zu, in den Arbeiterfamilien herrschten Not und Elend.

1819 zerstörte eine Feuersbrunst in Poysdorf 62 Häuser, eine zweite 32, in Patzmannsdorf 90, in Groß Harras 202 und in Ameis 22. Im Jahre 1820 verbrannten in Gaweinstal 16 Objekte, in Drasenhofen 10, in Höbersbrunn 25, in Hausbrunn 19 und in Wultendorf 65, 1821 in Fallbach 21, 1822 am 1. April in Gaweinstal 200, in Ungerndorf am 15. April 45, in Staatz am 3. Juni 10 und in Lanzendorf am 7. Juni 10.

Eine Feuerbrunst suchte 1826 Bockfließ heim, die 260 Häuser forderte, und Fallbach mit 67. Ringelsdorf beklagte am 22. April 1831 den Verlust von 109 Objekten, 5 Toten und 25 Schweinen, in Hausbrunn verbrannten 25 Häuser und in Obersulz 28. Die Feuerversicherung fasste 1824 in Hohenau festen Fuß und 1828 in Herrnbaumgarten, da erkannten einige fortschrittliche Männer den Wert dieser Einrichtung und gaben den Mitmenschen ein Vorbild.

1833 gab es Verluste in Asparn – 19 Gebäude, in Großkrut 24 und in Bullendorf 35 nebst vielen Vorräten. In Mistelbach wütete am 15. Juni 1835 ein Großfeuer, das 151 Häuser vernichtete. Als die Decke der Pfarrkirche einstürzte, kamen 13 Mensachn ums Leben. Der Markt glich einem Flammenmeer und die Rauchwolken hüllten weithin die Umgebung ein. In Grafensulz verbrannten 1837 50 Gebäude mit allen Vorräten und in Wildendürnbach 121, hier konnten die „Fachleute“ keine Brandursache angeben, weil sie für diesen Dienst ganz untauglich waren; es war ja die traurige Biedermeierzeit. 1839 verzeichnete Herrnleis einen Riesenbrand. 1840 war wieder ein Unglücksjahr mit schweren Verlusten: Laa 47 Häuser, Ameis 124, Hausbrunn 127 und Pottenhofen 81 nebst allen Scheunen und Stadeln, 214 Schweinen, 3.249 Mandeln Getreide, 581 Metzen Körnerfrucht und der Einrichtung in den Wohnungen. Viele Gebäude brannten vollständig bis auf den Erdboden ab.

1863 wurde in Genf das Rote Kreuz gegründet, das den Humanitätsgedanken in allen Ländern erweckte, eine Folge waren die Feuerwehren, die zuerst in der Schweiz entstanden, in der Monarchie besaß die Gemeinde Blumenthal bei Preßburg schon 1861 eine Wehr. (Emil Portisch „Die Geschichte der Stadt Preßburg“). Im Laufe der Zeit änderte sich die Abwehr der Feuersgefahr mit Unterstützung der Technik von Grund auf. Großfeuer – ein Schrecken in alter Zeit, heute gehört es der Geschichte an.

Quellen:

Herrschaftsakte Wilfersdorf im F. Liechtensteinischen Hausarchiv.

„Circulare“ des Kreisamtes Korneuburg,

Gedenkbuch der Stadt Poysdorf (1945 verbrannt).

Veröffentlicht in: „Weinviertler Nachrichten“, 19. 5. 1960, S. 5

Gundacker von Liechtenstein als Pädagoge

Die Eltern des Fürsten Gundacker von Liechtenstein (1580 - 1658) waren Hartmann von Liechtenstein und Maria Gräfin von Ortenburg. Da er Protestant war, besuchte er die berühmte Brüdern-Schule in Eibenschitz bei Brünn, studierte an der Hochschule in Genf sowie in Basel und bereiste mit seinem Freund Karl von Zierotin, der in der Geschichte Mährens eine bedeutende Rolle spielte, ganz Frankreich. Nach dem brüderlichen Erbvertrag des Jahres 1598 erhielt er Wilfersdorf und Ringelsdorf, wurde 1602 katholisch und heiratete Agnes Gräfin von Ostfriesland; seine zweite Frau war Elisabeth Lukrezia von Teschen.

Gundacker war ein hochgebildeter Mann, der viele Schriften astrologischen, militärischen, astronomischen und wirtschaftlichen Inhalts verfaßte; daher bekleidete er auch wichtige Hofämter, da die Kaiser sein Urteil und seinen Rat würdigten. Er war Landeshauptmann von Oberösterreich, Landmarschall von Niederösterreich (1619), Präsident der Hofkammer, 1621 Geheimrat und 1622 Präsident der Exekutionskommission in Oberösterreich. 1623 erhob ihn der Kaiser in den erblichen Fürstenstand und ein Jahr später bekam er das ehrende Prädikat „Oheim“.

Wilfersdorf, das sein Lieblingsaufenthalt war, machte er zu einem Mustergut, sodaß er oft dem Kaiser, der immer in Geldnot sich befand, größere Summen leihen konnte. Er verfaßte eine Schrift über die Erziehung eines Regenten, denn nach der Renaissance verlangte man von einem Herrscher mehr als im Mittelalter. Nach dem Urteil Gundackers soll ein Herrscher stets die Ehre Gottes und seine Verehrung, die Wohlfahrt des Landes und seinen Wohlstand, die Reputation (Ehre) seiner Person im Auge behalten und sie als Richtschnur seiner Tätigkeit ansehen.

Unkatholische Personen sind zu informieren (unterrichten) oder auszurotten; die Eltern können, wenn sie sich nicht bekehrten, aus dem Land gewiesen werden und die Kinder sind katholischen Untertanen zu übergeben, damit sie dem Lande erhalten bleiben. (So handelte auch Maria Theresia, als sie die evangelischen Bauern, aus Oberösterreich nach Ungarn deportierte und ihnen die Kinder wegnahm.)

Fluchen, Schimpfen, Unkeuschheit und Wucher dürfen im Lande nicht geduldet werden, sie müssen daher öffentlich bestraft werden. Die Pfarrer sind öfters zu visitieren, weil sie nachlässig sind und ihr Amt ärgerlich verwalten. Diese Maßnahme muß auch bei Klöstern eingehalten werden. Daß Gundacker für ein straffes Kirchenregiment eintrat, spürten bei uns seine Patronatskirchen.

Um den Frieden im Lande zu sichern, muß der Regent Festungen bauen, Geschütze, Munition und Waffen bereitstellen. Die Untertanen üben sich im Gebrauch der Waffen; doch hat ein Drillmeister dabei die Aufsicht. Sein Plan, die Marchgrenze zu befestigen, damit der Fein nicht ins Weinviertel eindringe, wurde leider nicht beachtet, sodaß unsere Heimat schwere Opfer an Gut und Blut in den nächsten Jahren zahlte.

Der Regent fördere die Wohlfahrt des Landes, verhindere jede Teuerung und sorge dafür, daß es in den Märkten und Städten tüchtige Handwerker und Gewerbetreibende gibt, Geld darf nicht in das Ausland fliehen für Waren, die im Inland erzeugt werden. „Kauft österreichische Waren“, heißt es heute. Nicht zu dulden ist, daß halbfertige Erzeugnisse billig ausgeführt und die fertigen teuer eingeführt werden. Die Mauten und Zölle steigere er nicht zu sehr.

„Ein Regent muß ein gutes „iudicium“ besitzen (Urteilskraft); er sorge schon im Frieden für Geld und Kriegsnotdurft und lege großen Wert auf gute Ratgeber-Offiziere, Kriegs-, Gerichts- und Landräte. Da er von Gott verordnet ist und nicht in eine Republik gesetzt wurde, so bete er zu Gott, bevor er etwas unternimmt. Fehlt dem Regenten das iudicium, so nützen auch die besten Ratgeber nichts, dieses iudicium kann er durch Gebet, durch gute Erziehung sowie durch Gespräche mit verständigen und frommen Personen vermehren und verbessern.

Um tüchtige Ratgeber zu bekommen, sorge er für gute Schulen, Akademien und Universitäten, der Student muß fleißig lernen, größere Reisen unternehmen und später in verschiedenen Ämtern tätig sein. Zwingen darf man keinen Menschen zu einem Amt, denn Lust und Lieb’ zu einem Ding machen alle Müh’ und Arbeit gering. Offiziere müssen eine Akademie besuchen, Kriegsbeschreibungen sowie Berichte über Belagerungen lesen, die Grenzen bereisen und eine Zeitlang in den Niederlanden studieren, wo die Kriege mit viel und allerlei Vorteil geführt wurden. (Bekanntlich errichtete erst Maria Theresia in Wiener Neustadt eine Militärakademie.)

Ämter sind keine Belohnungen für den Adel, denn die Beamten müssen für den Posten fähig, ehrbar sein und ein großes Wissen besitzen, öfters sind sie zu visitieren, damit sie ihre Pflichten genau erfüllen. Der Regent dulde nicht, daß die Untertanen bedrückt werden, was nur eine Rebellion hervorrufe, er befrage oft die Untertanen, wie sich der Gubernator (Statthalter), die Offiziere und Beamten benehmen. Die getreuen, fleißigen und gehorsamen sind zu belohnen, die unfleißigen, ungehorsamen sowie ungetreuen zu bestrafen. Der Regent soll immer Geld haben, die Ausgaben vermindern und im Ausland Kredit besitzen. Mauten vergebe er im Lizitationswege; beim ersten Ausruf zünde man, wie es in Spanien, Italien und Frankreich geschah, ein Kerzlein an; löscht es aus, so bekommt der, welcher die letzte Summe entbietet, die Maut.

Der Regent hüte sich, etwas zu unternehmen, was gegen Gott, gegen seine Ehre, gegen seinen Nutzen oder gar unmöglich ist; seine Befehle müssen befolgt werden („Befehl ist Befehl“). Der Herrscher muß von den Untertanen geliebt, von den Bösen gefürchtet und von beiden geschätzt werden. Seine Pflicht ist es, Audienzen zu erteilen und die Ungehorsamen strenge zu bestrafen, den Untertanen sei er ein Vorbild, er soll nicht der Unkeuschheit und anderen Lasten frönen.

Alle Gesetze sowie Vorschläge bespreche er mit den Geheimräten, die sich frei aussprechen sollen; leider sagen sie zu allem „ja“ und trauen sich nicht zu widersprechen. Den Geheimräten schenke er seine besondere Aufmerksamkeit und nehme dazu nur kluge und verständige Leute.

Der Fürst Gundacker gebrauchte nach damaliger Sitte viele Fremdwörter und lateinische Sätze, die sein reiches Wissen bezeugen. Seine Schrift ist ein Denkmal jener Zeit, in der man die deutsche Sprache verachtete, da sie Luther in seiner Bibelübersetzung gebraucht hatte. In den Kreisen des Adels sprach man italienisch und französisch. Der Fürst kennt aber auch unsere Mundart, da er viele Ausdrücke verwendet, es ist dies ein Zeichen, daß er in Wilfersdorf mit dem Volke stark verkehrte. Seine Rechtschreibung und sein Stil verraten die Kanzleisprache seiner Zeit. Der Fürst hat wohl nur die Erziehung eines Herrschers berücksichtigt, doch schenkte er der Volkserziehung auch seine Aufmerksamkeit, denn er wollte um 1632 im Weinviertel ein Gymnasium errichten (in Mistelbach?). Den Geistlichen, die aus Bequemlichkeit keine Kinderlehren halten, entzog er die herrscherlichen Deputatsleistungen. Er sagte auch mit Recht: „Schulen bauen ist notwendiger als Klöster.“ Darum waren die Jesuiten seine stillen Feinde.

Gundacker war nicht nur ein Theoretiker, sonder auch ein erfahrener Praktiker, der in Wilfersdorf eine rationelle Wirtschaft führte und so ein Mustergut schuf, das allgemeine Bewunderung erregte. Seine gutgemeinten Ratschläge fanden in Mistelbach, Poysdorf und Laa sowenig Anklang wie ein Erziehungsplan am Habsburger Hof. Diese beschämende Tatsache verbitterte ihn, sodaß er sich nach Wilfersdorf zurückzog, wo er auch seine letzte Ruhestätte fand. Er wollte nicht in der Fürstengruft in Wranau begraben werden. In Wilfersdorf, wo er lebte und wirkte, hat er in der Pfarrkirche seine Gruft. Wohl niemand, der dieses Gotteshaus betritt und das Grabmal sieht, weiß, daß ein großer Staatsmann, ein Politiker und Gutsherr hier schlummert, der seiner Zeit verausgeeilt war. Mit Recht könnte er von sich das stolze Dichterwort sagen: Das Jahrhundert ist meinem Ideal nicht reif. Ich lebe, ein Bürger derer, welche kommen werden (Schiller, Don Carlos, III/19).

Erst 100 Jahre später, im Zeitalter der Aufklärung, reiften seine Ideen; der Volkskaiser Josef II. setzte sie teilweise in die Tat um.

Quellen:

Herrschaftsakte im Fürst Liechtensteinischen Hausarchiv.

W. Eymer „Gutachten des Fürsten Gundacker von Liechtenstein über Education eines jungen Fürsten und gute Bestellung des Geheimen Rates“ im Jahresbericht des Leitmeritzer Staatsgymnasiums 1904/5.

Falke „Geschichte des fürstlichen Hauses Liechtenstein“.

Veröffentlicht in: „Niederösterreichisches Lehrerblatt“, Oktober 1961 S. 4, November S. 6

Halbstarke

Häufig hört man heute aus dem Munde der Alten den Satz: „So etwas Schlechtes hat es früher nicht gegeben; die Jugend von heute ist nichts wert.“ Wir sehen gern die Vergangenheit im verklärten Licht einer falschen Romantik und sprechen von der guten alten Zeit, in der die Menschen wie Engel lebten. Die Geschichte lehrt uns etwas anderes; denn Halbstarke gab es auch früher. Man lese nur den ältesten deutschen Dorfroman „Meier Helmbrecht“, in dem der Dichter Wernher das Problem Vater-Sohn behandelt. Verkehrte Erziehung, das schlechte Beispiel der Eltern, mangelnde Autorität im Elternhaus sowie schlechte Gesellschaft sind die Ursachen, daß die Jugend entgleisen muß. „Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm“, ist ein Wahrwort. Die Jugend tritt in die Fußspuren der Alten, lebt und handelt so wie die Vorbilder.

1653 rauften die Burschen in Hohenau am Kirtag, daß 15 Personen schwer verletzt auf dem Kampfplatz blieben. Die fürstlichen Beamten in Wilfersdorf schildern die Unterbauern in den Dörfern als rohe und rauflustige Leute, die fluchten, schimpften, Gott lästerten und unverträglich waren. Es war auch kein Wunder; denn es gab wenig Schulen, die Kinder blieben lieber daheim, wuchsen auf wie die Pilze im Walde und hatten kein richtiges Vorbild, dem sie nacheifern konnten; wohl waren dem Religionsunterricht 4 bis 5 Stunden in der Woche zugewiesen, und die Kinder gingen täglich in die Kirche. Ein Bericht meldet über die Zustände in der Heimat: „Die Geistlichen nehmen ihre Pflichten nicht genau (1693). Sie gehen jagen und fischen, kümmern sich wenig um die Seelsorge, spielen leidenschaftlich Kegel und Karten. Die Bewohner von Poysdorf kennen keine Sonntagsheiligung und keinen Besuch der Predigt. Viele kommen nur zweimal im Jahr in die Kirche.“ Die Poysdorfer seien grobe Flegel, Knöpfe und Bärenhäuter (nach Dechant Palli von Falkenstein). Man erwog Strafen und einen Zwang zum Besuch der Kirche. Die Christenlehren wurden am Sonntag selten gehalten. Die Eltern nahmen die Kinder mit ins Wirtshaus, wo sie das Benehmen der Alten sahen und ihr Fluchen und Sakramentieren hörten. Sie schauten bei Hinrichtungen, beim Brandmarken durch den Scharfrichter zu, spuckten und verhöhnten den Missetäter, der am Pranger festgebunden war, und hörten, was die Erwachsenen da sprachen.

Die Mistelbacher waren Rebellen, Ländler und die widerspenstigsten Untertanen in der Umgebung. Trafen sich die Obersulzer und Kettlasbrunner bei der Grenzbegehung, dann gab es eine Rauferei der Erwachsenen, und Knaben, die bei diesem Brauch mitgehen mußten, schauten zu. In Erdberg machten im Gasthaus die Burschen nach 1732 oft so einen Lärm und Geschrei, daß die fremden Kauf- und Fuhrleute bei den Fenstern hinaussprangen, um sich in Sicherheit zu bringen. Die Poysdorfer Ratsherren stritten und rauften bei einer Sitzung im Rathaus, rieben mit der Faust gegeneinander auf, und oft endete die Beratung mit einer Schlägerei.

Die Sicherheitsverhältnisse auf der Brünner Straße waren für die Reisenden schlecht; denn Überfälle, Raub, Plünderung und Mord waren gar nicht selten, besonders auf der Hohenleiten, so daß die Regierung eine Wache aufstellen mußte. Die Generalstreifungen waren eine Menschenjagd auf Räuber, Zigeuner und Wegelagerer. Die Duellwut der Studenten in Wien kann man der Rauflust der Burschen auf dem Lande ruhig gegenüberstellen. Oft fand der Zweikampf auf der Straße statt, dem Kinder und Erwachsene ruhig zuschauten. Konnte da die heranwachsende Jugend besser sein?

In Ernstbrunn belegte die Obrigkeit 1766 das Raufen und Herumschwärmen der Burschen zur Nachtzeit mit einer Wachsstrafe für kirchliche Zwecke. In Themenau geriet 1767 ein Vater wegen der „Exzesse“ seines mißratenen Sohnes in Schulden, weil er sie bezahlen mußte. Die Regierung, die sich nicht helfen konnte, steckte Vagabunden, Raubschützen und „Früchterln“ (= Halbstarke) zur Strafe unter die Soldaten.

In der Zeit der Napoleonischen Kriege entwickelte sich infolge der Inflation ein ungesunder Reichtum auf dem Lande (vgl. Raimunds „Der Bauer als Millionär“); zugleich sank die Moral in den Dörfern. Die Herrschaften klagten über die Rohheit der Jugend, über die Unsittlichkeit, Syphilis in den bäuerlichen Kreisen (1813), über das Johlen, Lärmen und Herumschwärmen in der Nacht, über die Raufereien und Schlägereien, über die „Irreligiosität“ der Beamten und der Jugend, die beim Brautexamen eine tiefe Unkenntnis der Religion zeigten. Fastengebote hielt fast niemand ein, der Kirchenbesuch ging immer mehr zurück. Im Advent und in der Fastenzeit gab es in den Privathäusern Bälle sowie Unterhaltungen. Machtlos stand die Behörde dem „Schulstürzen“ der Kinder gegenüber, die schon fleißig Wein tranken und rauchten, was die Eltern mit Stolz erfüllte. Beim Militär hielten es die „Früchterln“ nicht lange aus; sie desertierten; die Offiziere taten es auch, doch wurde ihr Name auf einen Zettel geschrieben und am Galgen befestigt, so daß sie „infam“ = ehrlos waren und in der Gesellschaft nichts galten. Die Bauern unterstützten die Deserteure, versteckten sie und versahen sie mit Zivilkleidern, auch die Kriegsgefangenen. Dies taten die Bauern in und um Ernstbrunn.

Die Schubstationen in Wilfersdorf, Walterskirchen und in Steinebrunn konnten gar nicht die Schüblinge fassen. Poysdorf stellte am 15. Juni 1824 eine Polizei auf, um sich vor Einbrechern, Dieben und Brandlegern zu schützen. In Korneuburg bestand seit 1810 eine Erziehungsanstalt für schwer erziehbare Kinder. Das Linzer Konsistorium klagte über die Sittenverderbnis, Verwahrlosung und Zügellosigkeit der Jugend. 1815 war es gelungen, den Räuberhauptmann Grasl zu fangen, der im Volk wie ein Held betrachtet wurde.

In dieser Zeit verlangte die Regierung den Turnbetrieb im Geiste Jahns in den Schulen (1817), um so die Jugend in bessere Bahnen zu führen und die Moral auf dem Lande zu heben; denn die Offiziere waren mit den jungen Rekruten vom Lande nicht zufrieden; sie seien faul, unverträglich, roh, dumm, zügellos und konnten sich nicht benehmen; sie beschädigten sich selbst, desertierten und drückten sich vom Militärdienst. Die Sonntagsschulen und Kirchenlehren brachten nicht den gewünschten Erfolg und verschwanden bald.

1830 revoltierten die Leute gegen eine kirchliche Bestimmung, die verordnete, daß Selbstmörder ein stilles Begräbnis erhalten und außerhalb des Friedhofes beerdigt werden. Nun verbot die Regierung das Turnen und die Einfuhr umstürzlerischer Zeitschriften; Gesellen durften nicht heimlich zusammenkommen; monatlich sollten zweimal Streifungen vorgenommen werden. Wer Obstbäume beschädigte, wurde öffentlich geprügelt. Der Brünner Spielberg, „die Gralsburg der Reaktion“, war überfüllt von Revoluzzern und Jakobinern.

Die Revolution von 1848 hatte keinen Einfluß auf die sittliche und geistige Erneuerung des Volkes, weil die Reaktion mit dem Konkordat die Biedermeierzeit fortsetzte. Einzelne Gemeinden im Weinlande waren verrufen wegen ihrer Unmoral (Rabensburg, Hausbrunn und Alt-Lichtenwarth, wo die Jugend sich durch ihre Roheit besonders auszeichnete); die Hausbrunner hießen nur „die Groben“. Die Schrattenberger und Herrnbaumgartner verprügelten gerne die Rekruten, welche nach Feldsberg zur Stellung fuhren. Die Neudorfer bewarfen jeden Fremden mit Steinen und die Klementer durchschnitten dem Fuhrmann, der im Gasthaus saß, die Stricke beim Pferdegeschirr.

Der Satz spricht für die Moral der drei Gemeinden: „Wenn man auf einen groben Poysdorfer einen groben Schricker pelzt, kommt noch immer nicht ein grober Paasdorfer heraus“; von diesen stammt die Mahnung: „Ausgehalten, die Paasdorfer tanzen!“ An Kirtagen wurden für die Burschen der Nachbargemeinden „Tourentänze“ bewilligt, doch durfte da niemand mittanzen. Die Folge waren Streit und Raufereien, die oft von den Paasdorfern mit dem Messer geführt wurden. Gefürchtet waren die Burschen von Gaubitsch und Zwingendorf, denen man bei einer Stellung im weiten Bogen ausweichen mußte. Eine blutige Schlacht lieferten die Ketzelsdorfer 1893 mit den Poysdorfern auf den „Bußfeldern“. Von den rohen Ginzersdorfern sagte man, daß sie von den Hunnen abstammen. Der Kirtag galt immer als Rauftag der Dorfjugend. Die Kinder, die so ein zügelloses Treiben sahen, konnten schon in der Schulzeit nicht anders sein wie ihre Vorbilder. Auch sie rauften und lieferten am Heimweg aus der Schule Kämpfe, so die Poysdorfer mit den Wilhelmsdorfern, die Großkruter mit den Alt-Höfleinern, die Steinebrunner mit den Hradschinern usw. Hier galt der Satz: „Schlechte Beispiele verderben gute Sitten.“

Jemand mußte doch die Schuld tragen an diesen traurigen Verhältnissen. Da predigte der Poysdorfer Pfarrer Rauch 1889 bei der Bründlkirche am 8. September, daß all die Schlechtigkeit der Zeit von der Neuschule und den freisinnigen Lehrern ausgehe, die eine Heimsuchung fürs Volk seien. Der Dr. Sorge in Ameis verkündete 1897 von der Kanzel, daß an der Verrohung der Jugend nur die Sozialdemokraten, die Schule und die liberalen Lehrer die Schuld tragen. In beiden Fällen mußten die Lehrer das Gericht anrufen, wo die beiden Prediger ihre Behauptung nicht beweisen konnten; denn die Geschichte beweist, daß in alter Zeit, wo doch die Kirche einen stärkeren Einfluß auf die Menschen hatte, eine größere Roheit und Zügellosigkeit herrschte als heute. Man beobachte die Burschen an einem Kirtag, bei einer Musterung und bei einem Feste; alles verläuft wohl heiter und fröhlich, selten so zügellos und roh wie in der Vergangenheit. Das Dreigestirn Kino, Moped und Sport, wird auch einmal verblassen. Der Kern der Landjugend ist gesund, wenn Familie und Erwachsene auch ihren Teil beitragen. Salbungsvolle Predigten und schöne Reden nützen nichts, wenn das Vorbild fehlt. Die Römer sagten mit Recht: „Verba docent, exempla trahunt“ (Das Wort lehrt, das Vorbild zieht). Man muß heute Optimist und nicht Pessimist sein, der nur das Unheil vergrößert.

Quellen:

Herrschaftsakte Wilfersdorf im Fürst Liechtensteinischen Hausarchiv

„Circulare“ des Kreisamtes Korneuburg

Schulchronik von Poysdorf und Ameis.

Veröffentlicht in: „Niederösterreichisches Lehrerblatt“, April 1963 S. 5, Mai S. 4

Handel und Gewerbe in Wilfersdorf

Die alte Venedigerstraße, auf der 1227 der Minnesänger Ulrich von Liechtenstein von Venedig nach Feldsberg zog, war die Lebensader im Mittelalter für den Verkehr unserer Heimat. In Wilfersdorf schnitt sie die Zayatalstraße, die dritte Verkehrsstraße führte über den „Harten Tanz“ nach Obersulz ins Marchtal.

Obwohl Wilfersdorf der Mittelpunkt einer ausgedehnten Grundherrschaft war, erreichte doch nie der Markt die Bedeutung wie Mistelbach oder Zistersdorf.

Ging die Venedigerstraße von Wien über Klosterneuburg – Korneuburg – Hornsburg – Mistelbach nach Wilfersdorf, so änderte dieser wichtige Verkehrsweg am ausgehenden Mittelalter seine Richtung, weil er von Wien nach Wolkersdorf – Wilfersdorf führte; diese Linie hieß gewöhnlich die Brünnerstraße, da sie nach Brünn, der mährischen Landeshauptstadt, ging und von hier über Olmütz und Neisse nach Breslau.

1625 benützte die kaiserliche Post die Brünnerstraße, auf der die Reiter die Nachrichten von Wien nach Breslau übermittelten; Stationen waren Gaweinstal und Ketzelsdorf.

Der 30jährige Krieg richtete im Handwerk und Gewerbe beträchtlichen Schaden an; schlechte Maße und Gewichte benutzten die Kaufleute zum Nachteil der Kunden; die Bäcker, Müller und Fleischhauer suchten in diesen Tagen ihren eigenen Vorteil, was besonders 1638 und 1640 Anlass zu Klagen und Beschwerden gab. Die fürstliche Herrschaft schritt mit allen Mitteln gegen diese Preistreiber ein und nahm sich der Armen an, die große Not litten. Die Nikolsburger Juden und die Habaner (Wiedertäufer aus der Slowakei) hausierten mit Tuch in den Ortschaften und verkauften auch andere Waren den Untertanen; letztere hatten aber gute Erzeugnisse (Eisengeräte, Feuereimer, Tongeschirr, Hüte u. dgl.).

Hart lastete der Krieg auf unserer Heimat und zerstörte die Wohlhabenheit und die Kaufkraft der Bewohner; die Pest raffte viele Handwerker im Jahre 1645 weg; Zwietracht und Neid herrschten unter den Meistern, keiner ließ den anderen aufkommen; es mangelte an tüchtigen Meistern, Zimmerleuten und Schlossern.

Störer trieben bei den Bauern ihr Unwesen und nahmen den ehrlichen und rechtschaffenen Meistern das Brot „vor dem Maule“ weg. Die Herrschaft gab dem Handwerk genaue Zunftordnungen und drang darauf, dass sie auch eingehalten wurden. In Wilfersdorf bestand seit 1628 eine Schneiderzunft, die anderen Berufe hatten ihre Innung in Mistelbach; alle Meister auf drei Meilen im Umkreis gehörten der Wilfersdorfer Zunft an. Sie hatte einen starken religiösen Einschlag und lehnte jeden Lutheraner ab.

Den Zünften gelang es, eine gewisse Ordnung in das Wirtschaftsleben unserer Heimat zu bringen, sodass dem Handwerk und der Bevölkerung geholfen war. 1652 erließ die Regierung ein allgemeines Hausierverbot, das die erwähnten Juden und Habaner sehr schwer traf. Salz bezog man kiefelweise von Wien und Korneuburg.

Unsere Bevölkerung brachte dem Handwerk wenig Verständnis entgegen, sodass unsere Heimat auf die Einwanderung aus den Ländern der böhmischen Krone angewiesen war.

1662 zählte Wilfersdorf 1 Fleischhauer, 2 Fassbinder, 1 Schmied, 2 Schuster, 1 Bader, 1 Fischhändler, 1 Bandlkramer und 1 Zimmermann; sie alle klagten über den schlechten Geschäftsgang, da die Einwohner kein Geld zum Einkaufen hatten; die Schuster verdienten nichts, denn die Leute gingen im Sommer barfuss, um die Schuhe zu schonen. Die Tischler und Fassbinder litten schwer durch die mährischen Meister, die bessere und billigere Waren hier verkauften.

Von 1665 an durften die Juden von Nikolsburg die Märkte im Herrschaftsgebiete besuchen und ihre Waren verkaufen; dafür zahlten sie in das Rentamt nach Wilfersdorf alle Jahre 60 fl Schutzgeld. Doch war ihnen jede Ansiedlung strenge verboten. Die Klagen über die teueren Lebensmittel wollten nicht verstummen; schon 1662 hatten einige Arme den Amtmann auf offener Straße angerempelt, weil er sich nicht um die Lebensmittelfrage kümmere; denn die Bäcker buken kleinere Brote, sodass die Armen oft bittere Not litten. Da gab es wieder genaue Berechnungen und Vorschriften. Die Arzneien holte man aus der Mistelbacher Landschaftsapotheke.

Als sich 1678 im Herrschaftsgebiete „Störer“ zeigten, schritt der Amtmann scharf gegen sie ein.

Die Türkenkriege waren nicht nur eine unruhige Zeit voll banger Furcht und schwerer Angst für unsere Bewohner, sondern auch die Ursache einer Teuerung; denn die durchziehenden Truppen benötigten viele Lebensmittel, sodass die Fleischhauer meist ungarische Ochsen einkauften, die sie aus der Slowakei und Pohrlitz oder Auspitz holten. Hier waren große Viehmärkte; der Einkauf in der Fremde verteuerte aber das Fleisch, das sich viele Häusler und Arme nicht leisten konnten. Neben Rindfleisch aß man noch das der Schafe, seltener aber ein Schweinefleisch.

Die Regierung erließ 1685 ein allgemeines Hausierverbot. Die Bäcker in unseren Gemeinden richteten sich genau sowie die Seifensieder nach der Wiener Ordnung.

Mit dem Juchtenleder handelten die Mistelbacher und Obersulzer Meister. Hier in Obersulz gab es bis 1698 nur 2 Meister; nun ersuchte ein Adammacher um den Handel mit Juchtenleder, was ihm die Herrschaft auch bewilligte; jährlich zahlte er ins Rentamt 3 fl.

1701 übersiedelte ein Obersulzer Hosenschneider nach Mistelbach, wo er auch andere Maßarbeiten machte, was aber nicht sein sollte.

Für die Roboter erzeugte der fürstliche Hofpfister das erforderliche Brot, sodass ihm als Deputat täglich 1 Maß Wein und wöchentlich … Pfund Rindfleisch bewilligt wurden; außerdem bekam er noch seinen Lohn.

Große Erbitterung herrschte über das teuere Rindfleisch; doch waren auch sonst die Lebenshaltung und alle Erzeugnisse teurer als im benachbarten Mähren.

1707 und 1710 liefen wieder Klagen über schlechte Maße und Gewichte ein. Nun raffte sich endlich die Regierung zu einem energischen Schritt auf und handelte im Geiste des Merkantilismus, der nun auch bei uns zum Durchbruch kam und wichtige Neuerungen einführte. Durch Jahrzehnte hatte man sich an den starren Zunftbestimmungen angeklammert, jede vernünftige Neuerung abgelehnt, hatte schlecht und recht weitergewurstelt und so den Zusammenhang mit der übrigen Welt verloren; von Frankreich und Holland kam der Gedanke, dass Handel und Verkehr eine Lebensnotwendigkeit seien; der Staat müsse Waren erzeugen und ausführen, damit Geld in das Land komme.

Die Verkehrswege ließen bei uns viel zu wünschen übrig, da es vielfach nur breitere Feldwege waren, denen die feste Unterlage fehlte; im Herbst und im Frühjahr waren sie fast nicht zu benützen; die Robotbauern, die zur Ausbesserung herangezogen wurden, leisteten halbe Arbeit, sodass unsere Straßen eine Schande waren. Dem wurde jetzt abgeholfen, soweit es die Geldmittel gestatteten; denn der Geldmangel war immer eine chronische Krankheit unseres Landes.

Von 1714 an sorgte die Regierung für die Sicherheit der Brünnerstraße, in dem sie auf der gefährlichsten Stelle beim Wald auf der Hohenleiten einen Wachposten von 20 Mann auf= stellte, der die Straße abstreifte und jeden Verdächtigen anhielt; heute erinnert die „Kaserne“ an diese ehemalige Wache.

Inleute trieben auf eigener Faust Handel und verkauften Waren an Sonntagen zum Schaden des Gewerbes; Hausierer und Savoyarden gingen mit ihren Erzeugnissen von Ort zu Ort und handelten, wobei sie ihre billigen Waren rasch verkauften. Als sich deswegen die Handwerker beim Amtmann beschwerten, sagte er ihnen, dass die letzteren ein uraltes Recht zum Hausierhandel hätten; dazu wären die hiesigen Meister zu teuer mit ihren Waren und sie täten gut, wenn sie mit den Preisen zurückgingen; die Handwerker schädigten sich gegenseitig, da ein ungesundes Doppelverdienertum immer mehr überhand nahm. Gastwirte handelten mit Tuch. Die Tischler von Trebitsch brachten ihre billigen Erzeugnisse hieher, ebenso die mährischen Fassbinder, die sich eines guten Rufes erfreuten.

Die Zunftgesetze achteten einzelne Meister nicht und setzten sich über alle Bestimmungen hinweg; an Sonntagen gab es häufig Streit und Zank bei Bier und Wein, der blaue Montag wurde überall trotz des Verbotes gehalten; der Handel mit Juchtenleder ging sehr schlecht; die beiden Krämer in Wilfersdorf reichten an Schutzgeld der Herrschaft 3 fl.

Nach der Pestzeit 1714 wanderten viele Handwerker aus den Sudetenländern ein. Obwohl es in Wilfersdorf 3 Schneidermeister gab, arbeitete ein Grenadier im Schloss zum Schaden der Zunft als Störer für die Bauern (1718). Um diese Zeit deckte die Herrschaft ihre Gebäude mit Ziegeln, die Bauernhäuser zeigten noch Stroh- und Schindeldächer.

1720 ließ sich in Obersulz ein Wagner nieder. Der Wilfersdorfer Zechmeister redete 1721 der Witwe Kunst einen Schneidergesellen ab, was gegen die Zunftbestimmungen war.

Die Regierung ging 1723 scharf gegen die abgedankten Soldaten, Bildl- und Bandlkramer, gegen die herumwagierenden Geistlichen und Wegelagerer vor; viele Bettler zogen sich ein geistliches Gewand an, um auf solche Weise bei dem leichtgläubigen Volk größere Gaben zu erhalten; diese Fechtbrüder waren eine Landplage für unsere Heimat. Nicht betroffen von dieser Verfügung waren die geistlichen Orden z. B. die Barmherzigen von Feldsberg und die Kapuziner von Poysdorf sowie die Franziskaner von Zistersdorf.

1725 mussten alle Musikanten und Turner sich bei der Nikolaizeche in Wien einschreiben und beim Spielgrafenamt den Jahresschilling einzahlen, sonst durften sie nicht an Kirtagen und Mahlzeiten (Hochzeiten) spielen; die Herrschaft musste solche Störer sofort abschaffen. Wege und Straßen sollten hergerichtet werden.

Der Verkauf von Rauch- und Schnupftabak war von nun an nicht mehr frei; denn nur solche konnten handeln, die von der Obrigkeit einen „Lizenzzettel“ besaßen; untersagt war der Anbau von Tabak zum Schaden des Staates.

Der Amtmann musste Salitereien und Pulvermühlen, die ihre Erzeugnisse nach Wien in das Zeughaus lieferten, in Augenschein nehmen, ob sie in gutem Zustande waren.

Gewichte, Ellen, Weinmaße und der Dorfmetzen, den der Ortsrichter aufbewahrte, wurden überprüft, ob sie nicht gefälscht oder zu klein gemacht waren; in den Gasthäusern besichtigten Beamte die Kandln und Becher, bei den Kaufleuten aber die Schüssel- und Schalenwagen; die Müller waren gezwungen, ihre Maßl, Viertel und Metzen vorzuzeigen; die Kartenspiele wurden abgestempelt.

Von nun an sollte der Wilfersdorfer Amtmann ein wachsames Auge auf die Maße und Gewichte in den Orten haben; die alten unbrauchbaren wurden weggeworfen, die neuen holte man sich in Laa.

1726 erging an alle Pferdebesitzer der Befehl, an der Ausbesserung der Straßen mitzuhelfen; wer nicht mittun wollte, erlegte im Jahr zweimal 12 Kreuzer. Die Wanderer, die Bettler, Handwerksburschen und Müßiggänger auf der Straße wurden öfters „perlustriert“.

Bei einer Feuersbrunst hatte der Amtmann nach der Ursache des Brandes zu forschen; die Ochsen- und Kuhhäute wurden von nun an abgestempelt.

In Wilfersdorf wollte sich 1727 ein Binder einschleichen, obwohl der eine Meister kaum sein Brot verdiente; die Herrschaft verwies ihn nach Bullendorf, wo er ein eigenes Haus besaß.

Die Leinwand, welche die Leute hier brauchten, kam von Mähr. Trübau.

1728 verbot die Regierung die Einfuhr des böhmischen Branntweines; die Wolle konnte frei ausgeführt werden, doch sollte stets die genaue Menge der verkauften Wolle angegeben werden. Die Einhebung des Weinaufschlages ( vom Eimer 45 kr) unterblieb von nun an an der Landesgrenze.

Die beiden Fleischhauer reichten seit alter Zeit alle Jahre in das Wilfersdorfer Rentamt 4 fl 40 kr; nun stellte es sich heraus, dass sie seit 1660 nichts gezahlt hatten; die dritte Bank hackte nur für das Schloss aus (meist Rindfleisch). Jetzt wollte noch ein dritter Meister aushacken für die Gemeinde.

Die Kinder der Gerichtsdiener und Schergen galten von 1730 an als ehrlich und konnten ein bürgerliches Gewerbe oder Handwerk erlernen; die Schinder, Abdecker und Hundeschläger waren noch immer „unehrlich“. Ein verendetes Rind, Pferd oder Schaf wurde mit Kalk bedeckt, ehe man es mit Erde zudeckte.

Gegen die Salzschmuggler schritt die Regierung mit strengen Strafen ein.

Die Brünnerstraße, die man über Mistelbach – Wetzelsdorf – Poysdorf bauen wollte, folgte der „linea recta“ und berührte Wilfersdorf; die Herrschaft fürchtete, dass die Regierung die Bauern zum Ausbessern der Straße werde heranziehen; denn sie verrichteten ja nicht einmal die herrschaftliche Robot ganz. Die neue Straße werde den Gemeinden sicher aufhelfen und ihnen manchen Vorteil bringen. Die Deserteure wurden nach 1732 dem Landgericht eingeliefert.

1749 fuhr der erste Ordinari – Postwagen von Wien nach Brünn, wozu er zwei Tage brauchte. In Poysdorf blieb er übernacht.

In Obersulz meldete ein 6. Meister das Schusterhandwerk an, wurde aber von der Wilfersdorfer Herrschaft abgewiesen (1751). Im gleichen Jahre eröffnete der Staat die Lotterie.

1753 mussten die Wundärzte und Hebammen nach Wien kommen, wo sie einen Fortbildungskurs besuchten.

Das Handwerk teilte man zur Zeit Maria Theresias ein: in ein zünftiges, das Meister, Gesellen und Lehrjungen hatte, in ein unzünftiges, dem die drei Gruppen fehlten, in freie, die keine besonderen Kenntnisse voraussetzten, in persönliche, die mit dem Tode des Inhabers erloschen, in verkäufliche und radizierte; letztere führte die Regierung 1756 und 1775 ein und heißen im Volksmunde „Theresianische“; sie blieben mit dem Haus vereinigt und der Besitzer konnte sie ausüben; deshalb sind sie in den Grundbüchern auch vermerkt.

Nun wurden auch die Zünfte aufgelöst, die religiösen Rücksichten schränkte der Staat ein, Handel und Gewerbe erhielten mehr Freiheiten und die alten, beengenden Fesseln fielen. Die Juden bekamen ihre Freiheit, konnten sich überall ansiedeln und zahlten keine Judenmaut.

In den Napoleonischen Kriegen baute der Staat die Brünnerstraße nach englischem Muster um und ließ Pappelbäume setzen, damit in den schneereichen Winterszeiten nicht Holzstangen ausgesteckt wurden, welche die Wegrichtung angaben.

Um Nexing blühte 1811 die Seidenraupenzucht; die Franzosen hatten viele Maulbeerbäume umgehackt. Der große Geldkrach und die lange Kriegszeit brachten eine Verarmung unseres Volkes mit sich; die Kaufkraft war geschwunden und der Geist des Rückschrittes lähmte jeden Aufstieg; es war die Zeit des Vormärz, die das Rad der Geschichte um einige Jahrzehnte zurückdrehen wollte; es fehlten bei uns die neuzeitlichen Einrichtungen der Sparkassen, die dem Unwesen der Wucherer entgegenarbeiteten; der Markt Falkenstein und die Stadt Hollabrunn errichteten solche Geldinstitute, die Herrschaft Wilfersdorf besaß den „Achtelfond“.

Nach 1823 verkehrten auf der Reichsstraße die Eilposten, die in einem Tage die Strecke Wien – Brünn zurücklegten; in Poysdorf wurde eine Mittagsrast gehalten. Der große Verkehr brachte unseren Gemeinden manchen Vorteil; denn die Bauern leisteten Vorspann den fremden Kaufleuten, Wagner und Schmiede hatten genug lohnende Arbeit und die Gasthäuser feierten ihr goldenes Zeitalter.

1824 hob die Regierung die Militärbefreiung für die Gewerbetreibenden auf.

Der Markt Wilfersdorf zählte 1830 nur 38 Gewerbemeister und stand weit hinter Laa und Mistelbach zurück. In Wien war 1839 der n. ö. Gewerbeverein gegründet worden; auf dem Lande herrschten noch immer die alten patriarchalischen Zustände und ließen keine freiheitliche Regierung aufkommen; ein schweres Hindernis für einen Aufstieg des Handwerkes war die geringe Schulbildung des Volkes, das den Geist der neuen Zeit nicht verstehen wollte; durch die Marchebene fuhren die ersten Züge und leiteten das Zeitalter der Maschine ein, bei uns lachte man über diesen „schwarzen Teufel“, der so schnell verschwinden dürfte, wie er kam; denn gegen die Goldader der alten Reichsstraße stehe nichts auf, meinten die Alten.

Handschrift von Franz Thiel

Handwerk und Gewerbe im Markte Poysdorf nach dem Grundbuch von 1767

Die Kriege, die Maria Theresia mit Friedrich II., dem Großen, führte, hatten unseren Markt schwer geschädigt. Die österreichischen Truppen marschierten bei uns durch, sie waren manchmal längere Zeit einquartiert, die Bauern mußten Vorspann leisten, Verwundete kamen, die Steuerschraube wurde stärker angezogen und viele Bewohner leisteten Kriegsdienste. Alle sehnten sich nach dem Frieden, der 1763 geschlossen wurde. Vier Jahre später legte die Herrschaft Wilfersdorf ein neues Grundbuch an, das uns einen Einblick in das Erwerbsleben des Marktes gibt. Der Lebensnerv unserer Gemeinde war der Weinbau, der damals eine Goldgrube war, weil die Feinde des Weinstocks noch unbekannt waren. Die Reichsstraße, die den Markt durchschnitt, brachte Leben und Bewegung in die Gemeinde, Fuhrleute kamen und gingen, nahmen Wein nach Mähren mit, Bauern erschienen aus der Marchgegend und tauschten Heu, Stroh, Hafer u. dgl. gegen Wein ein. Die Handwerker waren noch wirkliche Arbeiter, da sie über keine Maschinen verfügten. Jeder Meister besaß mehrere Gesellen und Lehrburschen. In der Werkstatt sah man noch Leute, herrschte ein Familiensinn, ertönten Lieder und Wechselgesänge. Der Meister besaß auch einige Grundstücke, betrieb Feld- und Weinbau und sein Haus war eine Hofstatt. Es gab viele Geschäfte, die nicht so vielseitig waren wie unsere Großkaufhäuser der Gegenwart. Die Geschäftshäuser waren klein, ihr Kundenkreis beschränkt, die Märkte waren eine notwendige Einrichtung, die man damals nicht entbehren konnte.

Die Gasthäuser feierten ihr goldenes Zeitalter. Sie hatten neben der Wirtsstube noch Fremdenzimmer, Stallungen und Unterkunftsräume für die Fuhrleute. Nie war die Gaststube leer, die einen kamen, die anderen gingen und Knauser waren die Knechte nicht, im Gegenteil waren es trinkfeste Gestalten, die vom Wind und Wetter braun gebrannt waren. Sie kannten die Gasthöfe Nr. 144 „zum weißen Löwen“, Nr. 85 „Zur Weintraube“, Nr. 87 „Zum schwarzen Rößl“, Nr. 284 das alte Gemeindeschankhaus und Nr. 6 das Mechtl Wirtshaus. Abseits vom Markte führte das Wirtshaus bei der Singerburg ein recht bescheidenes Dasein.

Fleischhauer gab es auf Nr. 104, 275, 283, 285, 293 und 304.

Da im Poybach die Fischzucht betrieben wurde, so lebte im Hause Nr. 50 ein Fischer. Bei dem heutigen Ganserlpark war ein Fischbehälter, welcher der Pfarrkirche gehörte und der im Jahre 1839 zum letzten Male ausgebessert wurde.

Ein Griesler, namens Anton Schrötter, besaß das Haus Nr. 63.

Backhäuser gab es vier: Nr. 142, 199, 277 und 288.

Zwei Schuhmacher wohnten in Nr. 180 (Franz Wagner) und Nr. 285 (Hieß).

Leinwandhändler waren auf Nr. 269 und 285. Sie bezogen die Waren aus Nordmähren und Schlesien.

Das Schneidergewerbe war stark vertreten: 61 (Michael Baumgartner, ein Hosenschneider), 175, 188 (Hans Michael), 248 (Karl Berger), 320, 350 und 412 (Herwensky).

Kürschner: 91 (Joachim Loley), 280 und 318 (Augustin Luley).

Ein Huterer war auf dem Haus Nr. 252.

Der einzige Weber, der noch den Webstuhl trat, wohnte auf 162 und hieß Josef Hieller.

Dem Stricker Matthias Strobl gehörte das Haus 270.

Seifensieder gab es zwei: 75 (Karl Pacher) und 300.

Sattlerhäuser waren 89 und 266. Das erste wurde später ein Kaufmannshaus.

Wagner werden keine angeführt.

Im Hause 289 gab es einen Lebzelter.

Der einzige Eisenhändler hatte das Haus Nr. 79 und hieß Sykowitz.

Der Schlosser Gretzing hatte seine Werkstatt im Hause 272.

Der Siebmacher Sieberer lebte auf Nr. 232.

Die Faßbinder: 81 (Koch), 105 (Entres), 151 (Trost) und 306 (Anton Koch) hatten eine eigene Zunft, der alle Meister der Umgebung angehörten.

Dem Gewerbe der Ledererzeugung dienten die Häuser: 68 (Dominik Hand), 65 (hier wohnte die Lederin Katharina Lackner), 313 und 340 (Lebwohl).

Das Riemergewerbe war im Hause 88.

Färbereien: 67 (Anton Zahnt) und 302 (Franz Müllner).

Tischler: 8 (Simon Habitzl) und 326 (Konrad Sauer).

Glaser: 159 (Blum) und 282 (Knoll).

Salzverschleißer: 287.

Handelsgeschäfte: 290 und 310.

Kaufmannsgeschäft: 271.

Weißgerberei: 279 (Adam Haim).

Schmiede: 274.

Hafner: 38.

Zimmermeister: 10 (Haberländer).

Zimmermann: 41 und 71 (Josef Kuttler).

Handschuhmacher: 197.

Sauschneider: 126 alt.

Chirurg und Badestube: 103 (Namieski).

Erwähnt wird noch ein Kuchelgärtner Josef Fronberger, dessen Wohnhaus aber unbekannt ist. Sonderbar ist das Fehlen der Wagner, die doch sicher damals viel Arbeit hatten bei dem lebhaften Verkehr auf der Reichsstraße. Die Bauhandwerker bildeten auch eine eigene Zunft, doch wird kein Maurermeister angeführt, wohl aber ein Maurer, der im Hause Nr. 334 wohnte und Putz hieß.

Auffallend ist der starke Wechsel der Familiennamen. Die Stadt Wien und die Vororte zogen schon damals viele Familien an; fanden sie hier nicht ihr Fortkommen, so übersiedelten sie in die Großstadt, die ja im Entstehen war. Die Lücken mußten wieder gefüllt werden und aus den Sudetenländern kamen neue Familien, die hier bei ihrer bescheidenen Lebensweise in die Höhe kamen. Dieser Zuzug der Fremden und die Abwanderung in die Stadt Wien ist eine Erscheinung, die wir bis in die Gegenwart verfolgen können.

Handwerk und Gewerbe in unseren Familiennamen

In den Familiennamen des Weinlandes spiegelt sich das Handwerk und Gewerbe der Vergangenheit. Manches ist spärlich vertreten z. B. Nadler und Urner, die keine Unterschiede aufweisen wie andere z. B. Bäcker, Wirt, Schmied und Müller, die in verschiedenen Namen vorkommen.

Arbeiter, Arzt früher Bader, Badstüber, Bäßler, Beck, Baronbeck, Becker, Fembeck, Frühbeck, Gemein-, Grün-, Ham-, Hasel-, Lauter-, Kleiben-, Kern-, Korn-, Kren-, Krum-, Most-, Ofen-, Rohr-, Schiff-, Schöf-, Schuh-, Stier- und Weißbeck, Bernscherer, Binder, Bogner, Brandweiner und Breier, Drachsler, Eisler.

Faber, Färber, Fischer, Feilhammer, Fleischer, Fleischhacker, Fiedler, Forster, Forstner und Führer. Gärtner, Grabler, Glaser, Glöckner, Gschmeidler (= Händler) und Grießler. Hacker, Hafner, Haferl, Halter, Hausknecht und Heitzer. Jäger.

Kantner (= Sänger), Kasmacher, Kaufmann, Koch, Köhler, Kohlmann, Köllner, Krautschneider, Kräutler, Kramer, Kretschmer (= Gastwirt) und Küster. Lederer, Leitgeb (= Wirt) und Liener (= Leinwandhändler).

Maurer, Mautner und Müller: Arzt-, Bös-, Danksag-, Eichel-, Frei-, Hammer-, Holz-, Ips-, Kasten-, Neu-, Nuss-, Pru-, Riet-, Ross-, Schön-, Schrot-, Taxel-, Vogel-, Welz-, Wies-, Mühl- und Mühlebner. Nadler. Ölerter, Öhler (= Seifensieder) und Ölschläger. Pallierer, Pelzer, Pfister (= Bäcker), Pflanzer und Platter. Radspieler, Renner, Reiter und Rötzer.

Sailer, Sattler, Spannwagner, Spindler, Sieber, Sweiger und Schweiger (= Hirte oder Halter).

Schaffer, Schäfer, Scherer, Schleifer, Schließer, Schmelzer, Schmierer, Schmied, Schmiedl. Gold-, Grob-, Gürtel-, Hammer- und Wellschmied. Schneider, Schnitzer, Schreiber, Schusterloh, Schütz, Schweigler und Schweißer.

Stadtschnitzer, Stadtschreiber, Stecher, Steinschneider, Stricker, Stierschneider und Strohschneider. Tanzer, Tatzer (= der die Weinsteuer, den Tatz, einhob), Tascher, Tischler, Treffer und Turner (= Trafikant). Uhrner und Uhrmacher. Verschieber. Wächter, Wachter, Wagenknecht, Wanderer, Wagner, Wäscher, Weber, Wirt, Hausfrüh- und Böswirt. Zeiler, Zechmeister, Ziegler und Zimmermann.

Quellen:

Standesamt-Berichte in den „Weinviertler Nachrichten“

Handschrift von Franz Thiel

Handwerk und Gewerbe nach dem 30jährigen Krieg

Der 30jährige Krieg fügte dem Handwerks- und Gewerbestand einen bedeutenden Schaden zu, weil in dieser verworrenen Zeit die Zunftbestimmungen wenig beachtet wurden, die Meister eigenmächtig handelten und nur auf ihren Vorteil schauten; die Lehrlinge erhielten eine geringe Ausbildung, die Gehilfen gingen selten auf die Wanderschaft und fremde Meister ließen sich bei uns nieder, zu denen die Bewohner wenig Zutrauen hatten; daher verlangte die Obrigkeit von solchen den Nachweis, daß sie durch 10 Jahre das Handwerk ausgeübt hatten. Meister nahmen nicht untüchtige Gesellen auf und ließen sie zu keiner Arbeit, sodaß sie von Ort zu Ort wanderten und auf eine schiefe Bahn gerieten. Die alten Meister sahen ihre Rettung nur in den Zunftbestimmungen, von denen niemand abweichen sollte. Nach dem Zunftzwang mußte jeder sich seiner Innung anschließen, da er nur als Mitglied zu seinem Rechte kommen konnte, wenn er einen Prozeß führte. Der Meister besaß das Strafrecht über Lehrlinge und Gesellen. 1621 hatte die Regierung eine Bestandaufnahme des Handwerkes durchgeführt. Die Gesellen beschwerten sich mit Recht über das hohe Meistermahl, das für sie eine bedeutende Ausgabe war; denn in Wien hatte ein solches 7 Gänge, einem Schmiedegesellen kostete es 20 und einem Schlosser 30 fl (1 Eimer war um 1 ½ fl zu haben). Die Mistelbacher Handwerker, Krämer und Händler gingen nach 1627 nach Wilfersdorf, um sich bei der Herrschaft anzuvogten; sie gelobten auch, ihre Schuldigkeit immer dem Marktrichter zu reichen.

Die Zünfte stritten oft über die Arbeitsbefugnisse, da die Meister die Arbeiten anderer machten; solche Streitigkeiten gab es zwischen Schmiede und Schlosser, zwischen Sattler und Riemer, zwischen Tischler und Wagner, zwischen Kürschner und Hutstepper. Konnten die Tischler einen Kasten beschlagen, war ein strittiger Punkt. Die Tischler und Orgelbauer bildeten eine Zunft. Sollte ein Geselle, bevor er das Meisterstück machte, heiraten (Heiratszwang)? War es recht, daß er ein Hausbesitzer sein mußte, damit er als Meister mit der Gemeinde in allen Lasten mitleide? Die Wilfersdorfer Herrschaft, die alle Zünfte in ihren Schutz nahm, forderte von ihnen ein Schutzgeld. Sie schaute auf Zucht und Ordnung, ließ sich bei Zunftversammlungen durch einen Beamten vertreten, hatte in vielen Fällen ein Strafrecht und entschied Streitigkeiten der Zünfte.

Die Kirche schaute darauf, daß alle Zunftmitglieder dem Gottesdienst beiwohnten, daß sie zur Osterbeichte gingen (Beichtzwang), daß nicht Andersgläubige in den Gemeinden sich niederließen und daß in puncto Ehe keine Sünden begangen werden; nur ehelich geborene Kinder nahm die Zunft als Lehrlinge auf; ausgeschlossen waren die von Unehrlichen (Gerichtsdiener, Wafenmeister und Scharfrichter). Niemand durfte mit diesen Ausgestoßenen verkehren oder sprechen. Verboten war es allen, ein verendetes Tier anzugreifen und ohne Kopfbedeckung und Rock auf die Straße zu treten. Ein Geselle, der eine gefallene Jungfrau heiratete, wurde ausgestoßen; es mußte ein „eheliches Weib“ sein. Der Fürst Hartmann von Liechtenstein, der ein frommer Herr war schaute strenge auf die religiösen Pflichten seiner Untertanen. In Poysdorf hatten die Schuster und Müller ihre eigene Bank in der Pfarrkirche.

Die Meistersöhne genossen überall Vorrechte, was oft böses Blut und Verstimmung in den Zünften hervorrief. Witwen nach einem Meister sollten wieder heiraten oder das Gewerbe zurücklegen; darum war oft um solche Frauen ein „Grieß“ bei den Gesellen. Ein Gegensatz bestand zwischen den bürgerlichen und herrschaftlichen Meistern; diese beanspruchten oft den Vorrang. Einen zähen Kampf führten alle gegen die Störer und Hausierer, zu denen die Nikolsburger Juden gehörten, die an einem Montag scharenweise in den Ortschaften des Grenzlandes erschienen; es waren die „Binkerljuden“. Die Regierung verbot den Klöstern, Störe zu beschäftigen oder ihnen Arbeit zu geben. Das Meisterstück war um 1620 in Wien bei den Lederern eine teure Prüfung, da sie 16 ungarische Ochsenhäute und je 80 ungarische Schaf-, Bock- sowie Ziegenfelle auszuarbeiten hatten, was jedem 300 fl kostete; die Zahl wurde 1621 herabgesetzt, aber 1632 wieder erhöht auf 80 Ochsen- und 120 Schaf-, Ziegen- und Bockfelle. Wilderer ließen die Häute von Störern ausarbeiten. Händler trieben mit Fellen, die sie mit Farbe bestrichen, ein betrügerisches Geschäft mit den Meistern. Die Lederer nahmen keine unehelichen Arbeiter auf; blieb ein Meister dem Gottesdienst fern, so gab er zur Strafe der Kirche 6 Pfund Wachs. Juden und Soldaten durften keine Lederwerkstatt aufmachen. Huterer verkauften ihre Ware nur an Jahr-, nicht auf Wochenmärkten. Vom Hafnergewerbe waren die Juden ausgeschlossen.

Besaß eine Zunft eine kaiserliche Bestätigung, so war diese bei einem Regierungswechsel zu erneuern; eine solche Zunft war nicht wenig stolz und betrachtete eine, die eine herrschaftliche Bestätigung hatte, nicht als gleichwertig. Sollte eine neue Meisterstelle in einer Gemeinde eingerichtet werden, so fragte die Behörde bei der Zunft und beim Ortsgericht an. Die Anwesenheit aller Meister nannte man kurz Handwerk. Die herrschaftlichen Zünfte besaßen eine rasche und bessere Verbindung mit der Obrigkeit, der sie ihre Wünsche und Beschwerden vorbringen konnten. Das Handwerk erstarrte langsam in dieser Zeit, da die Meister keinen Weitblick hatten und nicht über die engen Grenzen der Heimat blicken durften. In Poysdorf setzte es der Marktrat 1650 durch, daß jeder fremde Handelsmann zuerst ein Haus erwerben mußte, ehe er sein Geschäft eröffnete; denn wenn er schon sein Brot hatte, so mußte er auch mitleiden. Den Tuchhandel betrieben bei uns die Nikolsburger Juden und die Habaner, die in den Gemeinden jenseits der March wohnten; die Juden versorgten auch die Ortschaften mit Leinwand, Sensen, Sicheln und anderen Eisenwaren. Der Hausierhandel erreichte damals einen Höhepunkt. Die Korneuburger, Wolkersdorfer und Asparner (a. d. Z.) ließen an Wochenmärkten keine fremden Kaufleute und Handwerker ihre Waren verkaufen, auch die Mistelbacher ersuchten in Wilfersdorf um eine solches Vorrecht. 1652 erinnerte der fürstliche Amtmann die Judengemeinde in Nikolsburg an das Hausiererverbot; denn die Mistelbacher und Poysdorfer beschwerten sich, daß ihnen ein großer Schaden zugefügt würde. Ein Beweis für das wirtschaftliche Leben Mistelbachs war die Tatsache, daß hier 1656 den Handwerksleuten 80 Häuser gehörten. Das Salz bezogen unsere Gemeinden von Korneuburg und Wien, von wo es die Fuhrleute holten. Den Handelsverkehr behinderten auf den Straßen die Bettler, abgedankte Soldaten, Zigeuner und arbeitsscheue Leute, die keine Arbeit fanden oder finden wollten. Die Arbeitslosigkeit und die soziale Not wurden von der Regierung wenig oder gar nicht beachtet.

1658 überprüfte die Behörde die Handwerksordnungen. Den Klöstern wurde verboten, Tischlergesellen zu Meistern zu befördern. Lehrlinge hatten einen „Bürger“ zu stellen. Aengstlich waren die Meister bemüht, die Zahl der Betriebe nicht zu vermehren, den Aufstieg der Gesellen zu Meistern zu verhindern, die Strafen zu erhöhen, die Meisterprüfung zu verschärfen sowie das religiöse Leben stärker im Handwerk zu betonen. Dadurch war vielen tüchtigen und fleißigen Kräften jeder Aufstieg genommen, besonders wenn es Fremde oder „Zugereiste“ waren. Es war eine engherzige Kirchturmpolitik, die mehr Schaden anrichtete als Nutzen. Die Herrschaft Wilfersdorf sollte den Meistern aus Südmähren, die oft bessere und billigere Waren zu uns brachten, jeden Zutritt und Verkauf auf den Märkten verbieten, da sie den bodenständigen Handwerkern Brot und Verdienst wegnahmen. Die Obrigkeit ging darauf nicht ein; sie verwarf den Heiratszwang, verbot die Forderung, einen Lehrling, der seinem Meister entlief und einem Gesellen, der sich mit einem Weibe eingelassen hatte, zeitlebens vom Handwerk auszuschließen. Bei den Bindern mußte manchmal der Geselle bei der Meisterprüfung das Holz für 6 Fässer (zwei Eimer und vier 15-Eimer) selbst mitbringen und den Beschaumeistern eine Mahlzeit sowie einen halben Eimer Wein geben.

1661 holte sich der Mistelbacher Meister Würsing einen Knecht und einen Lohnbuben von der Wiener Herberge und nicht von der Mistelbacher; deshalb zahlte er zur Strafe 4 Reichstaler; bis er die erlegt hatte, sperrte ihn der Marktrat im Dienerhaus ein. In Poysdorf war die Herberge, in der jeder Meister um Arbeitskräfte fragen konnte, im Gasthaus „Zur Traube“. Die Wilfersdorfer Herrschaft nahm 1662 eine Zählung der Handwerker, Handels- und Gewerbeleute in ihren Gemeinden vor.

In Wilfersdorf gab es: 1 Fleischhauer, 2 Faßbinder, 1 Schmied, 2 Schuster, 1 1 Bader, 1 Fischhändler, 1 Bandlkramer und 1 Zimmermann.

In Mistelbach: 1 Apotheker, 4 Fleischhauer (3 fürstliche und 1 dechantischer), 4 Lederer, 1 Eisler, 5 Schuhmacher, 2 Riemer, 2 Sattler, 2 Wagner, 1 Kupferschmied, 1 Maler, 2 Weißgerber, 2 Gürtler (einer führt den Leinwandhandel), 3 Seifensieder (1 fürstlicher und 1 dechantischer), 3 Schmalz- und Käsehändler (2 fürstliche und 1 dechantischer), 1 Nadler, 3 Seller, 2 Hafner, 2 Lebzelter und Wächsler, 1 Hutstepper, 1 Hutmacher (hat aber keinen Gesellen), 2 Stricker, 1 Drechsler und 1 Bader. Folgende haben keine Feilschaft: 3 Hufschmiede (2 fürstliche und 1 dechantischer), 5 Tischler (doch geht wenig ab), 4 Faßbinder, 1 Glaser, 4 Zimmerleute (3 fürstliche und 1 dechantischer), 3 Maurer, 2 Schlosser, 8 Schneider (7 fürstliche und 1 dechantischer), 2 Schwarzfärber (1 fürstlicher und 1 dechantischer) und 5 Leinweber (4 fürstliche und 1 dechantischer), diese haben aber wenig Arbeit.

In Poysdorf: 3 Fleischhauer (1 trautsohnischer Wilfing, 1 passauischer und 1 jesuitischer), 2 Lederer (1 trautsohnischer Dibiok), 2 Riemer, 6 Schuster (3 fürstliche, 1 trautsohnischer, 1 jesuitischer, 1 Inmann), 2 Sattler, 1 Eisenhändler, 3 Tischler, 3 Wagner, 2 Fischhändler, 3 Krämer (einer handelt auch mit Käse), 3 Seifensieder (der Valentin Bacher hat noch den Gewürz- und Kerzenhandel), 1 Seiler, 1 Stricker, 2 Hafner, 1 Lebzelter (Spindler mit Namen), 1 Hutstepper, 1 Weißgerber, 1 Kupferschmied, 9 Binder, 6 Schneider, 4 Maurer (1 betreibt nicht mehr das Handwerk), 3 Schmiede, 1 Bader, 3 Weber, 1 Kürschner, 1 Schwarzfärber, 2 Zimmerleute und 2 Schlosser.

In Obersulz: 2 Fleischhauer, 1 Eisenhändler, 2 Bandlkramer, 2 Fischhändler, 3 Schuhmacher, 3 Tischler, 3 Binder, 1 Schmied, 3 Zimmerleute und 2 Schneider.

In Bullendorf: 1 Schneider

In Kettlasbrunn: 1 Schuster, 1 Schmied, 1 Maurer, 1 Lederer, 1 Schlosser, 3 Schneider, 1 Bader.

In Eibesthal: 2 Schuster

In Loidesthal: 1 Gemeindeschmied

In Ketzelsdorf: 1 Zimmermann

In Wetzelsdorf: 1 Schuster

In Lanzendorf: 1 Schmied

In Mistelbach haben folgende mehr den Namen als das Gewerbe: 1 Tuechler, 3 Bandlkramer (davon 1 dechantischer), 2 Kürschner und 1 Handschuhmacher.

Summe: 10 Fleischhauer, 20 Schuster, die im Sommer keine Arbeit haben, weil die Leute barfuß gehen, 28 unterschiedliche Handelsleute, die aber bis auf 5 oder 6 schlechte Geschäfte machen und nur Bandlkramer sind, 18 Faßbinder, die wenig auf Kauf machen, da die Bauern die Fässer aus Mähren beziehen, 7 Lederer, 4 Riemer, 4 Sattler, 5 Wagner, welche auf das Glück warten müssen, wenn sie etwas verkaufen können, 2 Kupferschmiede (ihr Geschäft geht auf dem Land sehr schlecht), 11 Tischler (da zu viele sind, geht das Geschäft schlecht), 3 Weißgerber (ein mittelmäßiges Geschäft), 2 Gürtler – ein schlechtes Geschäft -, 5 Seifensieder und Kerzenmacher – im Sommer wird wenig verkauft, ein schlechtes Geschäft -, 1 Nadler (kein schlechtes Geschäft), 4 Seiler (ein mittelmäßiges Geschäft), ebenso bei den 3 Lebzeltern, 4 Hafner, 1 Hutmacher – hat selten Arbeit -, 1 Drechsler – geht nichts -, 3 Stricker und 3 Kürschner (die verkaufen im Sommer nichts), 1 Handschuhmacher (geht schlecht ab), 10 Schmiede, 4 Bader, 11 Zimmerleute, 1 Maler, 2 Glaser, 8 Maurer, 5 Schlosser, 22 Schneider, 3 Schwarzfärber und 8 Leinweber; diese arbeiten alle auf die „Auszüg“ und Tagwerk, nicht aber auf Kauf.

Die Obrigkeit milderte die strengen Strafen, setzte die hohen Gebühren bei der Gesellen- und Meisterprüfung herab, kämpfte gegen den Brauch des Taufens bei Gesellen und Meistern, der ohne Gefährdung des Lebens durchgeführt werden sollte. 1665 wurde den Nikolsburger Juden strenge das Betreten des Grenzlandes untersagt; sie durften sich nirgends zeigen, keine Märkte besuchen, keine Niederlage einrichten, kein Gewölbe mieten und nicht hausieren gehen; nur zu den Jahrmärkten in Mistelbach und Poysdorf bekamen sie Zutritt; doch war es ihnen nicht erlaubt, Glaubensgenossen aus anderen Gemeinden mitzubringen. Als Schutzgeld zahlten sie in das Wilfersdorfer Rentamt jährlich 60 fl.

1671 errichtete die Regierung in Wien ein Zuchthaus für Verbrecher und arbeitsscheue Individuen. Bettler mußten ein Kennzeichen tragen. Auf der Poststraße waren sie unverschämt und bauten neben den Straßengräben „Diebshäuseln“, die noch um 1830 anzutreffen waren. 1672 erzeugten die Drechsler Schachteln, Moltern, Badtröge, Grab- und Windschaufeln, Rechen, Heu- und Mistgabeln, Bögel, Drischel, Schwingen, Scheibtruhen, Schleif- und Wetzsteine; durch das ganze Land liefen Störer, Sieber, Fletzer und Kraxenträger, die Spinnräder, Kumpfel, Teller, Schüsseln, Bippen und Berchtesgadener Waren verkauften; sie schädigten unsere Meister, die oft nichts von ihren Waren veräußerten und bittere Not litten. Die Behörde hatte wegen der Türkengefahr andere Sorgen als die Klagen der Zünfte zu überprüfen. 1678 traten die Störer ganz offen auf den Jahrmärkten auf und hatten für ihre Waren genug Käufer; sie zeigten keine Furcht vor der Obrigkeit, den Zünften und Beschaumeistern. Das Krisenjahr 1684 traf das Handwerk und Gewerbe besonders hart, weil die Kaufkraft der breiten Massen einen Tiefstand erreichte. Es war ein Vorteil, daß die Meister gewöhnlich eine bescheidene Wirtschaft und einen Weingarten besaßen, sonst hätten sie vom Handwerk nicht leben können. Die Untertanen führten 1685 bei der Herrschaft Klage über die hohen Fleischpreise, über die Seifensieder und Bäcker. Ein Pfund Kerzen sollte nicht mehr als 9 fr kosten. Die Wiener Ordnung galt für die Lebensmittel und die Meister hätten sich strenge daran zu halten.

Viel Zündstoff häufte sich in Gesellen und Lehrburschen in diesen friedlichen Zeiten an; mancher Meister behandelte seine Untergebenen nicht fein; vor allem waren es die Lehrlinge, die eine harte Schule mitmachten; in Poysdorf zündete in boshafter Weise der Tischlerlehrling Simon Bemer das Haus seines Meisters an. 50 Häuser des Marktes, auch Kirche, Spital, Schule und Rathaus wurden eingeäschert. Langsam erkannten die Regierung und Behörden den Irrweg des wirtschaftlichen Lebens, das mit dem Geist der Zeit nicht Schritt hielt. Die Zünfte erstarrten, da sie zu konservativ waren und jede Reform ablehnten. In den Sudetenländern erwachte ein neuer Geist, der Merkantilismus, der eine Besserung der Verhältnisse versprach.

Der Poysdorfer Pfarrer forderte 1693, daß die Geschäftsleute am Sonntag während des Gottesdienstes schließen und nichts verkaufen sollten; das galt auch für die Gasthäuser. Die Leute waren darüber erbittert und baten den Fürsten um Hilfe; der Pfarrer schmälere das Einkommen der Handwerker und Geschäftsleute, suche nur Streit und Uneinigkeit, gehe lieber auf die Jagd, vernachlässige die Seelsorge und sei ein leidenschaftlicher Karten- und Kegelspieler. Die Kaufleute wären gute Christen, besuchten den Gottesdienst und gingen wallfahrten, während der Pfarrer in der Fastenzeit bis 2 Uhr nachts die Spielleute im Pfarrhof hatte. Die Regierung errichtete 1693 in Wien ein Armenhaus, in dem die eingewiesenen Leute arbeiten mußten; vielen war das unangenehm, weil sie lieber ein freies, ungebundenes Leben führen wollten. 1694 raubten unbekannte Täter die Pfarrkirchen in Poysdorf, Falkenstein, Herrnbaumgarten und Ottenthal aus und plünderten mehrere Dörfer. Die Poysdorfer waren stolze, eingebildete Untertanen, welche der Herrschaft nicht folgten, da sie sich als landesfürstliche Bürger betrachteten; selbstbewußt traten sie auf und stellten Ansprüche und Forderungen. Dasselbe taten die Ketzelsdorfer. Als nun die Beamten etwas scharf vorgingen, tadelte sie der Fürst und verlangte eine menschliche Behandlung der Untertanen. Es ist dies ein schönes Beispiel von Humanität, die eigentlich dieser Zeit noch fremd war. Seine besondere Sorge galt den Ketzelsdorfern, die sicher bei ihm gut angeschrieben waren und die er persönlich gut kannnte, da er auf seiner Durchreise nach Wien diesen Ort berührte. Die Mistelbacher Tuchhändler reichten jährlich 53 fl Schutzgeld in das Wilfersdorfer Rentamt, weil ja die Herrschaft sie gegen jeden unlauteren Wettbewerb schützte.

Die Poysdorfer Handwerker klagten 1714 in einer Eingabe an den Fürsten über den Hausierhandel der Materialisten und Savoyarden, die mit ihren Waren in die entlegensten Dörfer kamen; Feldsberg und Mistelbach untersagte ihnen aber den Eintritt in die Gemeinde, da sie keinen Kreuzer Zins oder Dienst in das fürstliche Rentamt leisteten. Inleute handelten an Sonn- und Feiertagen mit unterschiedlichen Waren; da sie einen geringen Gewinn nahmen, liefen ihnen viele Kunden zu, während sie auf diese Art die Meister und Geschäftsleute zugrunde richteten. In den schweren Zeiten stiegen noch die Abgaben von Jahr zu Jahr, dazu kämen die harte Last der Militäreinquartierungen und Truppendurchmärsche. Nicht selten gäbe es Mißernten, sodaß die Bewohner wenig oder nichts kauften. In der Poysdorfer Herberge saß ein Schuster, der sein Gewerbe betrieb und noch mit Kaufmannspezereien handelte. Fremde Bindermeister, die ihre Erzeugnisse in Poysdorf verkauften, nahmen so den bodenständigen das Brot weg. Es waren unruhige Zeiten in den Dörfern. Die Burschen rauften, in Wetzelsdorf gingen sie mit dem Messer auf einander los und Diebstähle gehörten zur Tagesordnung.

Die Herrschaft gab den Sublikanten zur Antwort: Die Savoyarden hatten ein uraltes Privileg zum Hausierhandel, das keine Herrschaft umstoßen konnte. Die Poysdorfer sollten ihre Waren nicht so hoch überschätzen, dann würden sie einen besseren Abgang haben. Nach den Erhebungen kamen die Binder den Anforderungen der Hauer nicht nach, die dann gezwungen waren, an die fremden Meister sich zu wenden.

Nach einer Verordnung vom 1. Oktober 1723 hatte die Obrigkeit die Hausierer, Quacksalber, Krämer, Savoyarden und Spieler etwas genauer zu „perlustieren“ und besonders ihre Butten und Kraxen zu untersuchen, ob sie nicht verbotene Waren einschmuggelten. Für die Arbeitsscheuen richtete die Regierung 4 Zwangs- und mehrere Spinnhäuser ein; wer da nicht gehorchte, kam zu Schanzarbeiten nach Orsova und Belgrad oder wanderte in die ungarischen Bergwerke; auch nach Neapel zu den Galeeren schickte man sie. Der Sammelplatz für solche Individuen war Korneuburg. Räuber und Zigeuner waren vogelfrei.

Als 1724 ein Wintersteiner in Mistelbach ein Geschäft mit Spezerei- und Seidenwaren eröffnen wollte, lehnten ihn die Gemeinde und die Herrschaft ab, da die zwei für den Markt genügten und ein 3. nicht notwendig wäre. Der Abgewiesene erhob gegen dieses Urteil Einspruch und begann einen Prozeß, der ihm zwar viel Geld kostete, aber 1740 mit einem Sieg endete, da der Wintersteiner sein Geschäft doch eröffnen konnte. Es waren aber für Mistelbach doch zuviel, weil die Bewohner nur wenig Woll- und Seidenwaren kauften; da verzichtete am 10. Juli 1744 der Lorenz Kirchmayer auf sein Geschäft, das der Wintersteiner und Arthaber übernahmen. Unsere Händler bezogen die Eisenwaren von Krems und Wien; verboten waren bei uns das ungarische, mährische, böhmische, das Vordernberger, Zeller und Neustädter Eisen.

Schon 1732 hatte die Regierung mit einer Reform der Zünfte begonnen, sie aufgelockert, die Mißstände beseitigt und die alten Bräuche wie Einkauf, Taufe, Hobeln usw. aufgehoben. Eine andere Zeit brach an, der Makantilismus, der neue Wege einschlug und den Uebergang zur modernen Wirtschaft brachte.

Quellen:

Herrschaftsakte Wilfersdorf im Fürst Liechtensteinischen Hausarchiv.

H. Zatschek „Handwerk, Stadt und Landesfürst“ im „Jahrbuch des Vereines für Geschichte der Stadt Wien“ 1953.

Dr. H. Güttenberger „Aus den Anfängen des Arbeitszwanges und der Arbeiterfürsorge in Oesterreich“ in „Neue Ordnung“ 1928.

Veröffentlicht in: „Heimat im Weinland“, Heimatkundliches Beiblatt zum Amtsblatt der Bezirkshauptmannschaft Mistelbach, 1956, S. 38 + 39, S. 42 + 43

Handwerk und Gewerbe

Das älteste Handwerk ist neben dem Müller und dem Bäcker der Schmied, den der Bauer notwendig brauchte. Wilfersdorf, der Sitz einer Herrschaft und an einer Verkehrskreuzung gelegen, hatte sicher schon im Mittelalter verschiedene Handwerker wie Wagner, Tischler, Schlosser, Zimmerleute, Maurer, Bader u. s. w., die neben ihrer berufsmäßigen Arbeit auch Viehzucht und Feldbau betrieben; ihr Wohnhaus war eine Hofstatt, ihre Ausbildung regelte die Zunftordnung.

Im Zeitalter der Renaissance blühten Handwerk und Gewerbe; doch zeigten sich da verschiedene Streitigkeiten zwischen den einzelnen Meistern. 1563 sollten die Fleischhauer das Inslet nicht an fremde Kerzenmacher und Seifensieder verkaufen, damit der Bedarf der Gemeinde in erster Linie gedeckt war.

Tischler und Zimmerleute vertrugen sich nicht, weil bis 1583 die Grenzen ihres Gewerbes nicht genau festgelegt waren und jeder in das Handwerk des anderen griff; dasselbe galt von den Schlossern und den Schmieden. Die italienischen Baumeister, die bei uns arbeiteten, wollten sich nicht an die hiesigen Bestimmungen halten, dazu verletzten sie durch ihren Stolz und Hochmut die bodenständigen Meister. Die Herren von Liechtenstein gaben 1583 den Tischlern und 1596 den Leinwebern eine eigene Zunftordnung. Die Müller mussten wegen des Fürkaufes getadelt werden, damit sie nicht Brot und Mehl verteuerten, die der arme Mann so dringend brauchte.

Die Mühlen – die Industrie des Mittelalters – hatten ergiebige Einnahmen, weil ja für die Gemeinden ein Mühlzwang bestand, den niemand verletzen durfte.

Ein wichtiges Handwerk jener Zeit war das des Baders – 1587 erwähnt –, der Arzt, Barbier und Inhaber eines Bades war, der das so wichtige Schröpfen besorgte. Weil damals auch Juden in Wilfersdorf lebten, so muss ein lebhafter Handel und Verkehr geherrscht haben.

Das änderte sich alles im 30jährigen Krieg, der Handwerk, Gewerbe und Handel sehr schädigte. Die Geldentwertung des Jahres 1621 und 1622 wirkte verheerend auf das Wirtschaftsleben; denn Wucher und Preistreiberei blühten zum Nachteil der Armen, die bittere Klagen über die Müller und Bäcker führten, weil sie schlechte Maße und Gewichte gebrauchten; das Gebäck war zu klein und zu teuer; so kosteten 1 Paar Semmeln 6 kr (Gewicht 16 Lot 2 Quintln). Aus dem Halbtreid machte man Schwarzbrot (1 Laib kostete 15 kr), aus Pohlmehl das Edelleutbrot (von 1 Metzen = 26 Laib à 3 Pfund im Teig), dann gab es noch Semmel-, Gesinde- und Fußmehl. Der Pfleger, der persönlich Proben bei den Bäckern machte, konnte sich überzeugen, dass nirgends das Gewicht stimmte.

Am 1. Jänner 1628 erschien eine Bäckerordnung, die dann am 18, Juni 1695 und am 23. August 1696 erneuert wurde.

1 Mut Semmelmehl kostete 10 fl, 1 Pfennig Gebäck wog 12 Lot 1 Quintl, 1 Mut Pohlmehl kostete 10 fl, 1 Pfen. Gebäck wog 15 Lot 1 Quintl, 1 Mut Roggenmehl kostete 10 fl, 1 Pfen. Gebäck wog 16 Lot 2 Quintl.

Im November schrieb die Herrschaft genau das Gewicht für das Gebäck vor, das sich nach dem Getreidepreise richten musste.

|  |  |  |  |
| --- | --- | --- | --- |
| Kostete 1 Metzen Weizen | so wog 1 Pfennig Wecken | Kostete 1 Metzen Korn | so wog 1 kr Roggenbrot |
| 4 Schilling | 9 Lot | 5 Schilling | 1 ½ Pfund |
| 5 Schilling | 8 Lot 1 Gwanten | 6 Schilling | 1 Pfund 10 Lot |
| 6 Schilling | 7 Lot 1 Gwanten | 7 Schilling | 1 Pfund 6 Lot |
| 7 Schilling | 6 Lot 1 Gwanten | 8 Schilling | 1 Pfund 4 Lot |
| 8 Schilling | 5 Lot 2 Gwanten | 9 Schilling | 1 Pfund 2 Lot |
| 9 Schilling | 4 Lot 2 Gwanten | 10 Schilling | 28 Lot |
| 10 Schilling | 4 Lot | 11 Schilling | 26 Lot |
| 11 Schilling | 3 Lot 2 Gwanten | 12 Schilling | 24 Lot |
| 12 Schilling | 3 Lot 1 Gwanten | 13 Schilling | 22 Lot |
| 13 Schilling | 3 Lot | 14 Schilling | 18 Lot |
| 14 Schilling | 2 Lot 3 Gwanten |  |  |

Nun bekamen auch die Schmiede eine Zunftordnung (13. April 1628), damit die alte Ordnung wieder einkehre und keine Andersdenkenden hier sesshaft werden; denn jeder Meister musste katholisch sein, von ehrlichen Leuten abstammen, kein uneheliches Kind sein, am Fronleichnamstage in Mistelbach an dem Umgang teilnehmen, seinen Beitrag genau leisten, einen ehrbaren Lebenswandel führen und der Obrigkeit gehorchen, das war das Fürstenhaus Liechtenstein in Wilfersdorf; deswegen erschien auch bei den Zunftwahlen ein Beamter der Herrschaft; 2 Beschaumeister besichtigten am Jahrmarkt die Waren der Verkäufer und nahmen alles fehlerhafte weg, damit der Käufer keinen Schaden erleide. Das Eisen bezogen die Meister von Mistelbach und die Händler hier von Steyr, nicht aber von Böhmen und Mähren, das der Mautner sogleich wegnahm.

1638 wollte die Regierung einheitliche Maß und Gewichte einführen, doch scheiterte der Plan an den Kriegswirren. Die trockenen Sommer sowie der unheilvolle Krieg erzeugten einen fühlbaren Mehlmangel, sodass die Brote wieder kleiner wurden und 1640 der Pfleger Proben in den Bäckereien machen musste. Die Bäcker buken neues Gebäck erst dann, bis das alte verkauft war. Die Klagen über kleine Brote und Semmeln waren damals wohl begründet. Vier Jahre später visitierte er die Mühlen, weil hier zu große Mautmaße benutzt wurden.

Die Mühlenbesitzer und Pächter waren damals reiche Leute, die Aristokraten des Dorfes, die auch eine Schweine-, Geflügel- und Taubenzucht betrieben, mehrere Fischbehälter besaßen und die herrschaftlichen Jagdhunde füttern mussten, wenn Schonzeit war. In trockenen Jahren benützte mancher Bauer eigene Ross- oder Ochsenmühlen, wenn die Bäche versiegten und die Mühlen ihren Betrieb einstellten.

Fremde Meister – „Zugeroaste“ und „Dahergeloffene“ - mussten sich zuerst ein Haus kaufen, bei der Herrschaft anmelden und das Schutzgeld erlegen = „anvogten“, dann heiraten, ehe sie ihr Gewerbe ausüben durften; genau war die Zahl der Meister für jeden Ort vorgeschrieben, die nicht überschritten werden durfte. Darum trieb es die Gesellen von Ort zu Ort, damit sie eine Witwe heiraten und so selbständig werden konnten.

Um 1650 blühte der Hausierhandel: Nikolsburger Juden erschienen, Wiedertäufer brachten ihre Waren, Slowaken kamen, invalide Soldaten bettelten, es fehlte an Menschen, Arbeitern und an Geld; die Fleischhauer gingen über die March in die Slowakei, um hier Vieh zu kaufen, da es bei uns fehlte. Doch schon 1652 untersagte die Herrschaft den Hausierhandel und regelte die Zahl der Meister.

Das Salz, das aus dem Salzkammergute kam, verkauften die Krämer kiefelweise; eine über= ragende Stellung nahmen damals die Jahrmärkte ein, wo sich der Bauer auf mehrere Monate versorgte und die auch der Gemeinde zu großem Vorteil gereichten.

1661 zählte man im Gebiete der Wilfersdorfer Herrschaft 9 Gastwirte, 51 Handwerker, 5 Schulmeister, 10 Gemeindehalter und 5 Bestandmüller.

Auf offener Straße „rempelten“ 1662 die Armen der Gemeinde den Pfleger an, weil die Brote der Bäcker zu klein waren; er sollte doch Abhilfe schaffen. Damals gab es in Wilfersdorf 1 Fleischhauer, 2 Fassbinder, 1 Schmied, 2 Schuster, 1 Bader, 1 Fischhändler, 1 Bandlkramer, 1 Zimmermann; in Bullendorf nur 1 Schneider, in Kettlasbrunn 1 Schneider, 1 Schuster, 1 Schmied, 1 Maurer, 1 Ledrer, 1 Schlosser, 3 Schneider und 1 Bader, in Eibesthal 2 Schuster, in Ketzelsdorf 1 Zimmermann, in Wetzelsdorf 1 Schuster, in Lanzendorf 1 Schmied und in Loidesthal 1 Gemeindeschmied.

Die Schuster hatten im Sommer keine Arbeit, da die Leute barfuss gingen; die Krämer machten schlechte Geschäfte, ebenso die Fassbinder – die Fässer kamen aus Mähren – die Wagner, Sattler und Riemer konnten vom Glück sprechen, wenn sie etwas verkauften; die Tischler verdienten nichts, weil ihrer zu viele waren, die Seifensieder und Kerzenmacher hatten nur im Winter Arbeit. Hafner und Lebzelter waren mittelmäßige Geschäfte, die Hutmacher hatten selten Arbeit, die Kürschner verkauften im Sommer nichts.

Am 12.Jänner 1663 bestimmte die Herrschaft das Gewicht des Gebäckes u. z. hatte 1 Pfennigsemmel = 2 Lot 2 Quintl, 1 Kreuzersemmel 10 Lot, ein 2 Kreuzerbrot 1 Pfund 4 Lot. Eine einheitliche Backordnung gab es bei uns nicht; denn in Laa, Poysdorf, Feldsberg und Korneuburg buken die Meister nach ihrem Gutdünken; die Müller und Bauern verkauften auf den Märkten ebenfalls ihr selbst erzeugtes Brot. Von 1 Mut Getreide nahmen die Müller 2 Metzen Maut und 1 fl 30 kr Mahlgeld. 1663 zählte man im ganzen Herrschaftsgebiete 45 Handwerker und Gastwirte.

Auf den Märkten erschienen die Nikolsburger Juden und brachten schon 1666 fertige Kleidungsstücke zum Verkaufe mit. Die Kranken, die zum Wilfersdorfer Bader kein Zutrauen hatten begaben sich zu dem nach Neusiedl a. d. Z., während sie die Arzneien von Mistelbach aus der Landschaftsapotheke oder gar von Wien holten. Die Wachszieher, die Honig und Wachs aus der Slowakei bezogen, erzeugten die schönen Wachskerzen, den Lebzelt, die Votivkerzen, die Wachsstöcke und Weihegaben für Wallfahrtsorte.

Hausierer versorgten 1672 die Bewohner mit Schachteln, Simperln, Trögen, Maltern, Grab- und Windschaufeln, Rechen, Gabeln, Drischeln, Schwingen, Sieben, Spinnrädern, Tellern, Schüsseln, Pippen und Berchtesgadner Waren.

1678 wandte sich die Regierung gegen die Störer, Hausierer, Flötzer, Sensenschmiede, Kragentrager, ungelernte Meister sowie gegen die Feier des blauen Montag, der damals als ein Feiertag betrachtet wurde. Das Tuch brachten die Händler von Trebitsch und Iglau, weil es einen guten Ruf hatte.

Die Untertanen klagten 1685 über die große Teuerung, von der besonders das Fleisch betroffen wurde; denn die Armen konnten sich gar keines kaufen; auch die Kerzen stiegen im Preise. Die Schneider erzeugten Lederhosen Wams Brustflecke = Waffen und Mäntel.

Die Tischlerzunft erneuerte 1694 die Wilfersdorfer Herrschaft und wies ihr den Sitz in Mistelbach zu. Die Schneider hatten ihre Zunft in Wilfersdorf doch sträubten sich die Mistelbacher, sie anzuerkennen. Der Streit wurde am 4. April 1695 beendet und die Mistelbacher gelobten, bei der Wilfersdorfer Hauptlade zu bleiben, am Gottesdienst und Umgang an dem Sonntag nach Fronleichnam teilzunehmen, sowie den Quatembergroschen in Wilfersdorf zu bezahlen; das Meisterstück werde in Wilfersdorf gemacht, die Gebühren teilen sich die Mistelbacher und Wilfersdorfer; gibt der Meister eine Mahlzeit, so erscheinen alle dabei; zahlt er das entsprechende Geld, so wird dieses für beide Orte aufgeteilt; bei Aufdingen und Freisprechen müssen je 2 Meister von Mistelbach und Wilfersdorf anwesend sein, die Gebühren werden geteilt; nimmt ein Geselle eine Meisterswitwe oder Meisterstochter, so arbeitet er nur 2 Jahre in Mistelbach; die Strafgelder werden gleichmäßig geteilt; zu jeder Abhandlung erscheinen je 2 Meister von beiden Orten; stirbt ein Mistelbacher Meister, so wird eine Messe zu 36 kr in beiden Gemeinden gelesen; wird ein Geselle in Mistelbach Meister, so meldet er sich zuerst hier bei der Viertellade dann in Wilfersdorf bei der Hauptlade an; wird ein kaiserliches Privilegium „conformiert“, so haben auch die Mistelbacher so wie alle anderen Meister dasselbe auszustehen; fortan sollen beide einig und friedfertig sein; wer aber eine Bestimmung übertritt, zahlt zur Strafe 50 Reichstaler, die zur Hälfte dem Handwerk und zur Hälfte der Herrschaft gehören.

1695 machte der Wilfersdorfer Hofbäcker zu kleine Brote; Juchtenleder erzeugte man in Ober Sulz; auf den Märkten galt bei uns im Getreidehandel der Mistelbacher Metzen.

1707 wollte man neue einheitliche Maße und Gewichte einführen, leider kam es nicht dazu. Die Verhältnisse waren so schlecht, dass man den Gesellen den Rat zur Auswanderung erteilte, da in der Heimat nichts zu erhoffen wäre. Nach den Kuruzzeneinfällen gab es wenig Vieh, sodass die Fleischhauer die Preise erhöhten (von 4 ½ Kreuzer auf 5 Kreuzer). Weil der Hofbäcker das Robotbrot für die Herrschaft backen musste, so gewährte sie ihm täglich eine Maß Wein und wöchentlich 5 Pfund Rindfleisch. Die 2 Krämer in Wilfersdorf bezahlten ins Rentamt jährlich 3 fl.

Savoyarden, Materialisten und Inleute, die an Sonn- und Feiertagen Waren verkauften, schädigten das Gewerbe um 1714; leider waren die Krämer insofern selbst schuld an diesen traurigen Zuständen, weil sie viel zu teuer waren und die Leute lieber bei den Hausierern kauften; infolge der schlechten Waagen und Gewichte wurde das arme Volk ausgesogen; in dieser Hinsicht war die Herrschaft machtlos und die Zünfte, die nur auf ihren Vorteil schauten, beanständeten diesen Unfug fast gar nicht; sie kämpften nur gegen die Störer und Hausierer, die Müllerzunft – 16.. errichtet – gegen die Winkelmüllner. Von Südmähren kamen bessere und billige Waren, von Znaym sehr gute Hüte und Bücher sowie Schriften; im Schloss Wilfersdorf arbeitete ein Grenadier als Schneider – im Orte gab es 3 Meister. Zwei Jahre später wird eine Krankenwärterin erwähnt; 1721 machte am 15. April der Schneider= meister Zechmeister der Witwe Kunst einen Gesellen abwendig, was nicht sein durfte.

1723 ging die Regierung scharf gegen die abgedankten Soldaten, Störer, Wegelagerer, Pilger und Bettler vor; auch die Musikanten und Turner mussten sich bei der Nikolaizeche anmelden, sonst durften sie an Kirtagen und Hochzeiten nicht spielen. Der freie Verkauf von Rauch- und Schnupftabak – seit 1620 bei uns üblich – wurde verboten, die Salitereien besichtigt, zimentierte Waagen, Ellen, Maße, Gewichte, Kandeln, Viertel und Maßl eingeführt, die Straßen hergerichtet, bei einem Brande die Ursache des Entstehens verlangt, der Genuss des böhmischen Branntweines untersagt (1728).

Die Kinder der Gerichtsdiener, die früher als „unehrlich“ von jedem Handwerk ausgeschlossen waren, wurden 1730 ehrlich gesprochen; die neue Poststraße brachte Handel und Verkehr. Die 2 Fleischbänke in Wilfersdorf hatten bis 1660 einen Zins von 4 fl 40 kr ins Rentamt gereicht, dann hörte plötzlich die Zahlung auf; die 3. Bank hackte nur für das Schloss; die Leute aßen meist Rindfleisch; nun hatte sich 1728 noch ein dritter bürgerlicher Meister angemeldet.

Um 1740 entrichteten folgende Schneider ein Meistergeld: 24 fl Johann Burchhauser zu Neusiedl a. d. Z., 30 fl 48 kr Franz Hoffmann zu Ober Sulz, 28 fl David Lintzer in Palterndorf, 20 fl Georg Schön in Kettlasbrunn, 27 fl Michael Wieland in A. Lichtenwarth, 15 fl Andre Frembl in Ringelsdorf, 30 fl Andre Pressinger in Erdberg; einige von diesen konnten nicht schreiben.

1742 zahlte die Schneiderzunft die Hälfte auf die Mistelbacher Fahne, die aus Damast bestand; als Beschaumeister auf den Märkten wirkten nicht nur einheimische, sondern auch fremde Meister. Die Mistelbacher Schneider zahlten in die Wilfersdorfer Hauptlade:

2 fl 24 kr = Quatembergroschen,

5 fl beim Aufdingen eines Lehrjungen,

3 fl 18 kr für die Ausfertigung eines Lehrbriefes,

3 fl 45 kr für das halbe Beschaugeld,

5 fl 18 kr für die Vidimierung der kaiserlichen Freiheit.

1751 führte der Staat die Lotterie ein; ein neuer Hut kostete 51 kr; bei den Müllern gab es Klagen wegen Ehrenbeleidigung, Unzucht, wegen Schwellung des Wassers, wegen Übergriffe gegenüber den Lehrlingen; die Bäcker führten Beschwerde, weil die Müller Mehl und Brot verkauften – was ein uraltes Recht war; seit 1744 schafften sich die Müller die Mühlsteine selbst an.

Die Hafner hatten ihre Zunft in Wien; großen Anklang fanden die Habanerwaren von Gr. Schützen, die eine Zierde der Bauernstuben waren.

Nach 1758 mussten sich die Müller die kleineren Verbesserungen selbst machen, nur die großen bezahlte die Herrschaft.

Der 7 jährige Krieg legte den Handel und Verkehr lahm, erzeugte eine Geldnot, die sich ungünstig auf das Gewerbe ausübte; viele verdienten als Taglöhner mehr; in Mistelbach hatte ein Schneider durch 15 Jahre keine Nadel in der Hand gehabt.

Die Viehzucht war bei uns von geringer Bedeutung und deckte nicht den Bedarf an Fleisch und Häuten, sodass die Fleischhauer in die Slowakei und nach Mähren gingen, wo in Pohrlitz große Viehmärkte stattfanden.

Im Zeitalter der Aufklärung wurden die Zünfte gelockert, die Meisterstellen vermehrt, die Protestanten zu dem Handwerk zugelassen; die Juden konnten Fabriken einrichten, die Kur= schmiede traten als Tierärzte an die Stelle der Schäfer und Schinder; man sprach von einem Kinderschutz, damit nicht frühzeitig die Kinder in die Fabriken eintreten; damals unterschied man folgenden Arten des Gewerbes:

1. zünftige (da war ein Meisterrecht notwendig),
2. unzünftige (da war kein Meisterrecht notwendig),
3. freie (dazu brauchte man keine Kenntnisse),
4. radizierte oder theresianische aus den Jahren 1756 und 1775, die am Hause hafteten,
5. persönliche (die erloschen mit dem Tode),
6. verkäufliche.

Weil der Mühlzwang aufhörte, so verkauften die Herrschaften ihre Mühlen, die nun in Privatbesitz übergingen; um 1785 mussten sie ihr Werk neuzeitlich umbauen, da weit mehr Getreide infolge Auflassung der Hutweiden angebaut wurde; der Zimmermeister Anton Daun war da ein erfahrener Mann, der die Dechantmühle ganz neu herrichtete.

Nach dem großen Umsturz in Frankreich mäßigte die Regierung den Fortschritt, indem sie die Gewerbe verminderte, die Militärbefreiung teilweise aufhob, das Vorrecht der Meister= söhne wahrte und die freiheitlichen Bestrebungen eindämmte. Die Sudetenländer gewannen in dieser Zeit einen bedeutenden Vorsprung, weil sie die Maschinen einführten, während Österreich sich gegen alles Fremde abschloss; hier bestimmte die Gemeinde die Zahl der Meister, bestellte Warenstempler, die ausländische Waren nicht abstempeln und zum Verkaufe zulassen sollten.

Nach dem Krach von 1811 fehlte das Geld, der Kredit, der Unternehmungsgeist, während Schleichhandel und Schmuggel blühten; in Nexing betrieb man die Seidenzucht (daher Maulbeerbäume); unsere Waren hatten zu hohe Preise und die Arbeiter forderten einen großen Lohn; zu dem allgemeinen Übel trug auch viel die rückständige Schulbildung bei.

Hausierende Wanderarbeiter dieser Zeit waren: die Gottscheer aus Krain, die Zillertaler aus Tirol, die Leinenhändler aus Schlesien und die Erntearbeiter aus Mähren.

Um 1830 zählte man in Wilfersdorf 38 Gewerbetreibende.

Handschrift von Franz Thiel

Handwerker und Gewerbsleute in Poysdorf

Handwerk und Gewerbe hatten in unserer Gemeinde, wo der Weinbau der Lebensnerv der Bevölkerung war, keine große Bedeutung; nur die Binder und Maurer waren in größerer Zahl vertreten, da ja der Bauer immer Fässer für seinen goldenen Trank brauchte und ein festes, gefälliges Wohnhaus das Ziel seine Wünsche war; die alten, stattlichen Bauernhäuser geben da ein beredtes Zeugnis von dem Glanz und dem Reichtum der Vergangenheit.

Handwerk und Gewerbe fristeten ein bescheidenes Dasein; eingeengt von den Fesseln der Zunft, erstarrte es vielfach und verlor seine Lebensfähigkeit. Die mährischen und slowakischen Meister übertrafen unsere in jeder Hinsicht, da sie bessere und billigere Waren herstellten und wegen ihres Fleißes und der geistigen Regsamkeit gesucht waren: Weber aus Schlesien, Sattler aus Böhmen, Hafner von Littau, Wagner von Neutitschein, Tuchmacher von Brünn, Müller aus Preßburg und Znaym, Seiler von Groß-Schützen, Wundärzte von Preßburg erfreuten sich eines guten Rufes; sie brachten neue Kräfte in unsere Gegend, wenn Kriege und Krankheiten einen Großteil der Bewohner weggerafft hatten.

Um 1660 entließ die Wilfersdorfer Herrschaft keinen Handwerker, da sie in den Gemeinden in geringer Zahl vorhanden waren. Lieber ließ sie die Bauern weggehen (trotz Leibeigenschaft). Unter Kaiser Josef II. konnte die Zahl der Meister stark vermehrt werden; es wehte ein frischer Wind durch das morsche Zunftgebäude, es gab verschiedene Erwerbs- und Verdienstmöglichkeiten,·so daß der Zuzug von Fremden anhielt. Von allen Seiten kamen sie: aus dem Reiche, aus Böhmen und Mähren, aus den Alpenländern; alle fanden da ihre zweite Heimat, wirkten, schufen und arbeiteten im Dienste der Gemeinde. Nur wenige Familien blieben ihrem Berufe treu; denn viele zog es weiter nach Süden in die Wienerstadt, wo sie eine bessere Verdienstmöglichkeit fanden. Unsere Heimat war ja immer Durchzugsland seit frühester Zeit, das gilt auch für das Handwerk und Gewerbe; auf der großen Verkehrsader Oder - Brünn - Donau (der sogenannten „Brünnerstraße“) kamen die meisten gezogen und wanderten wieder weiter.

Apotheker:

1804 Schlögel Nepomuk

1805 Hipfinger Dominik

1806 Lackner Anton

1821 Neherz Gabriel

1823 Lackner Anton

1857 Romanek Albin (Von Ung. Hradisch)

Aufschlageinnehmer:

1640 Mangen Sebastian

1660 Puecher von Puechhoffen Peter

1669 Rienecker Georg

1672 Perger Hans Georg

1720 Buechhoff Josef

Bäcker:

1652 Aman Zacharias

1652 Sturzer Hans

1719 Mayer Heinrich

1720 Weiß

1726 Putz

1726 Tot Leopold

1754 Lengauer

1754 Scheuch Karl

1768 Mayer Heinrich

1771 Hauser

1791 Braun Michael v. Groß Krut

1804 Hausner Thaddäus

1804 Lengauer Johann

1804 Stadelbauer Josef

1815 Hausner Georg

1827 Gessinger Karl

1828 Pfennigbauer Andreas

1885 Schwayer Johann

1841 Fischer

Badmeister:

1641 Prindler

1755 Hirtl Josef

1836 Schreder

Bildhauer:

1738 Müller Erhard

Binder:

1600 Ulrich Peter

1711 Schmidt Johann

1711 Feld Zacharias

1715 Pößler Martin

1716 Fuchs Christoph

1719 König

1719 Gull Joh. Georg

1719 Putz Franz

1726 Biermann

1730 Heindl

1780 Bergmann Josef

1765 Koch Anton

1765 Trost

1765 Lang Bernhard von Oblas

1765 Pankraz Entres

1767 Hochheim Niklas

1767 Hochheim Sebastian

1767 Neumann Heinrich

1767 Biermann Paul

1767 Preßl Hans

1767 Schmidt Hans

1784 Lechl Anton von Groß Krut

1791 Reismüller Josef

1792 Pairesch Josef von Groß Inzersdorf

1794 Aichmüller

1804 Trost Michael, Löchel Anton, Emminger Josef, Bergmann Katharina, Reismüller Barbara

1807 Bergmann Anton

1808 Trost Christian

1810 Gruber Georg

1819 Lechl Matthias

1820 Amon Elias

1827 Lechl Johann

Bräumeister:

1814 May Franz

1862 Schwarz Jakob aus Eggenhausen, Württemberg

1880 Wlassak, Pegeritsch und Springer

Buchbinder:

1804 Lorenz Franz

1846 Lust Dominik von Znaym

1862 Lust Johann

Büchsenmacher:

1796 Richter Augustin

1804 Küchler Augustin

1842 Hirsch Franz von Ernstbrunn

Dachdecker:

1830 Wuvich\* 1) Franz

1848 Gotsch Johann\*

Drechsler:

1738 Salzer Josef

1804 Schulz Ludwig

Eisenhändler:

1711 Huber Michael

1726 Wöler Georg

1726 Grätzer Franz

1765 Sykowitz

1784 Jähnl Joh. Michael

1808 Rick Jakob

Essigsieder:

1830 Malspitz Steffel

1880 Familie Hugl

Färber:

1720 Liebhard

1726 Friedrich

1738 Köller

1784 Jähnl Joh. Michael

1765 Müllner Franz

1802 Eipeldauer Georg

1804 Trösch Anton

1804 Üblein Ignaz

1829 Üblein Johann

1829 Nowerka Kaspar

1829 Dient Karl

1829 Hammerler Josef

Fischer:

1760 Kirchner

Fleischhauer:

1660 Binder Leonhard

1665 Weisböck

1665 Käsmannhuber

1666 Lampacher Jakob

1707 Schneider

1726 Wilfing Franz

1735 Lampacher

1758 Größl Franz

1758 Eckstein Franz von Meidling

1765 Rupp

1792 Wilfing Georg

1804 Strobl Johann, Mayer Franz

1805 Rupp Josef, Frühbeck Johann

1820 Graßel

1824 Brunner Franz von Kettlasbrunn

1825 Rieder Josef

1830 Frühböck Johann

1830 Wilfing Georg

1834 Kälbl Anton

1836 Hurter Karl von Drasenhofen

1836 Fröhlich Anton von Groß Krut

1836 Wilfing Zacharias

1741 Hofer

1767 Fronberger Josef

1830 Bühler Anton

Gastwirte:

**1. ,,Weißer Löwe“**

1723 Angerer

1765 Hölzl

1772 Zechmeister

1810 Wolf

1816 Schneider Jakob

1837 Leywolf

1861 Schwayer

**2. ,,Zur Weintraube“**

1667 Wunsch

1669 Rietmüller

1712 Schmeckenwürstel

1714 Böck Georg

1735 Böck Josef

1781 Berger Christian

1808 Hahn Georg

1813 Kimminger Josef

1820 Wilfing Anton

1832 Posch Philipp

1844 Milde

1851 Pasch

**3. „Zum schwarzen Rößl“**

1707 Schneider

1735 Willibacher

1740 Löschl

1749 Schwertführer Peter

1763 Weinzierl

1775 Leinfelder

1787 Friedrich

1807 Hipfinger

**4. „Kaiserwirtshaus“**

1813 Zechmeister Johann

**5. ,,Singerhof“**

1800 Man Lorenz

**6. „Gemeindegasthaus“**

1773 Heiderich Leopold

1801 Knoll Philipp

1811 Knoll Josef

1811 Galluczek Franz

1829 Leitner Josef

1843 Leitner Katharina

**7. ,,Zur alten Linde“**

1813 Haschka Georg

1829 Korschan Martin

1832 Bretschneider Johann

1835 Thomas Bernhard

1838 Kramer Karl

Glaser:

1697 Friedl Lorenz

1758 Wallner

1765 Blum Karl v. Stronsdorf

1765 Knoll Bernhard

1804 Koch Emanuel

1804 Löffler Anton

1807 Wagner Andreas

1825 Teppe Ignaz

1830 Löffler Leopold

1833 Heidinger Michael

Greisler:

1765 Schrötter Anton

1765 Dobsky

1787 Schreder Josef

1804 Hany Ferdinand, Rötzl Karl, Wilfing Franz, Kristament Franz, Neutmauer Johann

1802 Gräßl Franz, Klinger Gottfried

1806 Ebenauer Ignaz

1807 Hany Zacharias

1817 Pölzl Josef von Neuheim in Preuß. Schlesien

1821 Türinger Joh. Michael von Gnadendorf

1822 Wiesinger Johann von Lanzendorf, Mähren

1826 Glötzl Christoph von Eger

1826 Scheidl Josef von Weiden

1836 Krischofsky Anton

1850 Muck Matthias, Flach Valentin, Sonntag Josef

1869 Schwedt Anton

Gürtler:

1752 Feicht Franz

Hafner:

1765 Heidy

1770 Heidych Lorenz

1804 Fleiß Johann

1804 Prokisch Georg

1810 Rittl Anton

1830 Fuhry Anton von Ottenthal

1869 Gruber von Eisgrub

Handschuhmacher:

1726 Lewitsch

1726 Ecker

1784 Urban Vitus

1804 Hiener Leopold

1854 Tesch Anton von Zistersdorf, Stöckl Franz

Huterer:

1758 Dörfler

1785 Prolich Andre

1804 Piringer

1807 Frey

1822 Kletzl Adam

1829 Weisböck Simon

1830 Sladky Franz von Butschowitz

Kaffeesieder:

1838 Hipfinger Ferdinand

1849 Hugl

Kaufleute:

1726 Sauther

1746 Stiglholzer

1784 Paulisch Joh. Georg

1804 Hoffmann Konrad

1804 Schönberger Josef

1804 Reißleitner Leopold

1804 Paulich Georg

1810 Schicktanz Josef

1811 Sonntag Josef

1818 Skoda Josef von Kloster Saar

1829 Tamerus Josef

1830 Tazber Sebastian von Dobermannsdorf

1842 Schwedt von Taßwitz

Kürschner:

1765 Niedmüller

1765 Luley Augustin

1765 Loley Joachim

1794 Luley Josef

1803 Jahnl Anton

1804 Nowak Theresia

1804 Loley Josef

1804 Loley Georg

1812 Bley Karl

Lebzelter:

1597 Schneider Kaspar

1655 Schindler Matthias

1724 Fölzl (Fölzl Philipp)

1765 Gonauer Matthias

1796 Schrapfeneder Ferdinand

1804 Zauner Matthias

1836 Fritsch Franz

Lederer:

1730 Lettner Paul

1745 Gratzer Franz

1765 Hayd Dominik

1784 Lewohl Anton

1785 Lakner Johann

1792 Christamentl

1799 Lewohl Karl

1805 Lakner Franz von Wolkersdorf

1808 Lewohl Fürchtegott

1811 Schuckert

1833 Petzl von Melk

1847 Maly

1852 Lakner Rupert

Leinwandhändler:

1730 Eichinger

1765 Feindl

1765 Pawlowski

1794 Nowerka Dominik

Maler:

1655 Ulrich Daniel

1741 Löw Leopold

1798 Löw Josef

1823 Hirner Leopold

Mehlhändler:

1831 Zeiner Wenzel aus Landskron

Modistinnen:

1861 Inhauser Cäcilia

Müller:

1782 Piller \*

1821 Piller Anton

**„Froschmühle“**

1570 Schweizer Mörtl

1570 Strohmeier Oswald

1589 Frosch Friedrich

1610 Scheibelsberger Wolf

1628 Mangen Sebastian

1700 Mangen Johann Seb.

1719 Mechtl Bernhard von Engelsberg

1767 Fürst Trautsohn von Falkenstein

1785 Hellwein Anton

1813 Pointner Ferdinand

**„Dreyßl Mühle“**

1700 Mangen Matthias von

? Lüßeck Benedikt

? Jesuitenkollegium in Wien

1773 Leiwolf Ignaz

1871 Heger

1871 Hofer

1884 Schwayer Elisabeth

1892 Krenn Josef

**„Kirchenmühle“**

1600 Pfarrer Täubler, Riedl Georg,

Sixtl von Gr. Schützen

1649 Singer Georg

1672 Singer Lorenz von Singermühl

1796 Pasch Johann

1812 Schimkele Wenzel von Znaym

**Andere Müller:**

1726 Steiner

1756 Schrötter

1820 Hanny Ferdinand

1830 Schwayer von Rannersdorf \*

Nagelschmied:

1861 Nadler von Stronsdorf

1868 Hugo v. Gr. Meseritsch

Nadlermeister:

1758 Reiter

1785 Smolik

1804 Schmelik Josef

Reitermacher:

1794 Engel Georg

Riemer:

1647 Wunsch Zacharias

1726 Kolizinski

1733 Hager Karl

1751 Philipp Matthias

1804 Schielin Theresia

1804 Mike Joh. Georg

1812 Philipp Gotthard

1829 Riemer Heinrich

1832 Mick Johann

Salitermeister:

1787 Stoll Johann von Mähren

1845 Wimmer

1852 Tamerus

Sattler:

1667 Gebel

1726 Pößler Joh.

1765 Christ, Bollinger Anton, Keiner Seb., Pößler

1784 Pressel Andreas von Ulrichskirchen

1799 Göttlicher Ignaz von Eisgrub

1804 Christ Christian

1821 Kühner Josef

1840 Steffel

Seifensieder:

1657 Huber Christian

1726 Letner Sebastian

1765 Pacher Karl

1791 Fapeka Ferdinand

1804 Schreiber Johann

1806 Wagner Franz

1822 Gabath Karl

1871 Brunner

Seiler:

1760 Geisler Gottfried

1789 Hekelö Kaspar

1798 Strobl Franz

1804 Petzelt Johann

1804 Pfaff Johann von Drachenberg, Pr. Schlesien

1827 Holzinger Michael

1835 Ebenauer Josef

1849 Heinrich Karl

1859 Richter Karl

Siebmacher:

1765 Kargl

1851 Selner

Schleifer:

1820 Schicktanz Josef

Schlosser:

1647 Peschel Blasius

1696 Gäffel

1765 Gretzing

1804 Albrecht Andreas

1804 Gaffel Johann

1811 Dick Georg

1812 Gaffel Karl

1848 Dick Dominik

1850 Wolf Josef, Porod Ignaz

Schmied:

1647 Seidel Simon

1714 Schwöller Thoman

1741 Ringler

1750 Schreiber \* Johann

1783 Krumholz Josef

1804 Hauenschild Michael

1809 Urbanitz Wenzel

1809 Autritt Franz

1811 Wunsch Karl

1833 Hutter

1867 Österreicher

Schneider:

1710 Heindl Martin

1722 Rauch Georg

1722 Scheckh Simon

1726 Fried Jakob

1730 Prinka von Wilhelmsdorf

1759 Mottl

1760 Michael Hans

1765 Heindl, Baumgartner, Stoll, Berger, Herwenski

1784 Moser Franz

1789 Hofbauer Joh. Michael

1796 Maresch Theophil

1796 Schinkora Anton

1798 Fibicher Franz

1798 Hauenschild Michael

1800 Nimmerfroh Johann

1804 Hubiger Franz, Heindl Dominik, Woll Josef, Spieß Karl, Moser Josef, Spieß Josef

1805 Jaksch Andreas

1807 Kraker Josef

1815 Mader Sebastian

1822 Heinrich Anton von Michelstetten

1823 Fastatz Leopold

1825 Gröning von Bremen

1825 Bauer Franz von Passau

1837 Schlemmer Michael

1837 Horak Anton

1837 Bruckner Alois

Schornsteinfeger:

1859 Fink Augustin ;

1860 Matzner Franz

Schuster:

1720 Bauer

1726 Beck Georg

1726 Wagner Franz

1747 Bauer Heinrich

1747 Sieß Johann

1765 Voyt, Wagner Franz

1784 Köllner Georg v. Ketzelsdorf

1784 Stumbvoll Franz von Bullendorf

1796 Loibl Joh. von Ob. Sulz

1802 Pobitschuk Martin

1804 Veit Urban, Fürchtegott Peter, Scheich Ferdinand, Huber Josef, Pobischak Josef, Schwanzer Josef

1805 Fibicher Franz

1809 Fürchtegott Johann

1827 Sonntag Ignaz von Neugrafenwalde, Böhmen

1830 Graf Johann

1833 Lewitsch Martin

1840 Kunst Peter

1840 Holub Vinzenz v. Leitomischl

1840 Dietmayer Leop.

Spengler:

1805 Steigmann Matthias

1816 Steigmann Josef

1816 Steigmann Lorenz

1858 Erben \*

Stechviehhändler:

1825 Rieder

Stellfuhrmann:

1830 Schiller Johann

1858 Strobl Franz

Stricker:

1735 Thier

1763 Acker

1765 Strobl Matthias

1799 Kotzanek Matthias

1809 Thier Josef

1804 Strobl Franz

Tischler:

1724 Ridt

1730 Habitzl

1760 Tassatiel

1765 Habitzl, Sauer Konrad

1796 Tassatiel Anton

1799 Böshönig Karl

1804 Nagl Andreas, Tassatiel Anton, Sauer Josef, Mader Dominik.

1821 Sauer Lorenz

1825 Kriechbaum Leopold

1827 Hirner Josef

1836 Böshönig Karl

Tuchbereiter:

1848 Liebhart Georg

Uhrmacher:

1726 Gaffel Christoph

1803 Mitnacht Martin

1804 Hollauer Wendelin

1828 Christamentl Johann von Dürnkrut

1830 Kraker Josef

Wagner:

1691 Ecker

1722 Rupp

1740 Knoll Martin, Biller Simon von Mühldorf in Bayern

1767 Häberler Georg

1802 Czermak Dominik

1804 Czermak Magdalena

1804 Wild Augustin

1810 Thalhammer Josef

Weber:

1760 Hieller Josef

1765 Magister

1784 Friwitzer Franz v. Mistelbach

1804 Hawlik Vinzenz

1804 Radlmacher Ignaz

1830 Breitschedel Johann von Mähr.-Schönberg

1867 Fadony

1881 Heger Johann

Weißgerber:

1730 Baumann

1748 Heim Adam

1772 Piringer

1804 Pringer Franz

1805 Pruschka Josef

Wildprethändler:

1784 Ablaß Laurenz von Wien

1796 Stieglhuber Matthias

Wundarzt:

1645 Bader Hans

1666 Öttl Martin

 Schmidt Christoph

 Kramer Hans Jakob

 Fischer Barthlme

1716 Jakisch Paul Anton

1721 Puffler Franz Josef

1747 Namieski Franz

1766 Hirtl Josef

1788 Amaseder

1797 Tamerus Daniel, Färber Josef Paar v. Taßwirtz

1804 Donau Georg

1819 Helger

1834 Setzer Michael

1837 Hikisch, Strobl

1842 Koskul Friedrich

1845 Fechter

Zimmerleute:

1669 Mittermayer Hans

1669 Schallermayer Hans

1818 Täsch Johann von Wurmlingen im Schwabenlande

1724 Sturm

1760 Gartner

1765 Kuttler Josef, Haberländer

1804 Gartner Georg, Kungy Christoph

1808 Witaschek Anton

1809 Müller Simon

1826 Kastner Lorenz

1848 Gartner Andreas

1861 Schimanek Adalbert von Blowitsch in Böhmen, Schwach Matthias

Ziegelofenbesitzer:

1672 Rauch Leopold

1714 Pösch Bernhard

1835 Gmeinböck Andreas

Hebamme:

1784 Kraker Katharina, Geisinger Rosalia

1799 Mader Ursula

1803 Wenzel Marie

1817 Weinmayer Theresia

1823 Donau Franziska

1830 Scheuch Theresia

1842 Hirner Theresia

1847 Zansleitner Katharina

1849 Hübl Rosalia

1865 Vogler Marie

1865 Roßmüller Theresia

Auffallend ist die kleine Zahl der Handwerker die durch hundert und mehr Jahre ihrem Berufe die Treue bewahrten; man könnte in diesem Falle von einem „Handwerksadel“ sprechen. Die Anlage eines „goldenen Meisterbuches“ (nach dem Muster des niederösterreichischen Bauernbundes für erbangesessene Bauern) sollte an maßgebender Stelle berücksichtigt werden. Verschiedene Fragen und Erkundigungen, die ich einholte, zeigten mir, daß man heute die Familiengeschichte nur bis zum Großvater weiß; darüber hinaus geht die Erinnerung nicht mehr.

...Die letzte Seite sowie die Quellenangabe fehlt!!!

¹) Die mit einem \* Bezeichneten üben noch heute das Handwerk aus.

Veröffentlicht in: „Die Sippe“, Mai 1937, Folge 7, S. 105 - 110

Handwerksfamilien in Kl-Hadersdorf (Kreis Mistelbach, N.Ö) 1785 – 1860

Georg Altmann, Schneider, 1785

Leopold Fally, Schneider, 1789

Franz Seidel, Schuster, 1794

Michael Schneider Schuster, 1794

Andreas Piller, Müller 1795, von Auersthal

Johann Kurzweil, Bestandwirt, 1797

Josef Löb, Maurer, 1797

Georg Spitznagel, Schuster, 1798

Andreas Törsch, Binder, 1798

Franz Piringer, Schlosser, 1801

Paul Preißl, Webermeister, 1801

Ignaz Flaßig, Schuster, 1803

Johann Braun, Tischler, 1805

Franz Häß, Greisler, 1809

Franz Milde, Fleischhauer, 1809

Josef Nentwich, Binder, 1809

Josef Schodl, Maurer, 1809

Andreas Reyländer, Schneider, 1811

Josef Ferchländer, Halter, 1810

Lorenz Friedrich, Binder, 1822

Franz Seidl, Schuster, 1824

Georg Törsch, Schneider, 1826

Leopold Breymann, Schuster, 1820

Franz Grießmachen, Binder, 1826

Josef Friedrich, Halter, 1828

Jakob Zwanziger, Schneider, 1829

Michael Schneider, Schuster, 1833

Josef Bergauer, Gemeindewirt, 1836

1851 war keine Trauung - schlechtes Jahr

Bernhard Kudler, Wagner von Zwerndorf

Franz Adamoser, Schuster, 1854

Matthias Sauberer, Grobschmied, 1855

1859 keine Trauung

Martin Lanscha, Schuster, 1860

Johann Kähler, Schneider v. Markersdorf, 1860.

Quellen:

Pfarrmatriken des Pfarramtes Klein-Hadersdorf

Veröffentlicht in: „Der Adler“, 1939, 10 – 12, S. 160

Hanf und Flachs in unserer Heimat

Hanf und Flachs waren früher für unsere Bauern wichtige Nutzpflanzen, die sie im Haushalte und in der Wirtschaft notwendig brauchten; im Mittelalter musste sich der Bauer viel, was er benötigte, selbst herstellen, weil er oft kein Geld hatte, um solche Waren (Leinen, Seile, Stricke, Säcke usw.) zu kaufen, deshalb baute er Flachs (auch Haar genannt) und Hanf an. Die Feldwirtschaft mußte sich damals strenge an den Flurzwang und an die Dreifelderwirtschaft halten; nur der Weinstock, das Kraut, der Hanf und der Flachs bildeten da eine Ausnahme, da sie im Burgfrieden der Gemeinde in einer eigenen Ried angebaut wurden. Daran erinnern noch die Flurnamen in unseren Dörfern in Altlichtenwarth „In Hanffeld“, in Poysbrunn 1780 „Hanfland“ und „Hanfprint“, in Paasdorf „Hanfäcker“, in Höbersbrunn ,,Hanfthal“, in Bernhardsthal, „Hanfäcker“, auch „Hanfland“, in Ameis 1800 „In Hanffeld“, in Katzelsdorf „Hanfländer“, in Groß-Krut „Hanfthal“, in Ginzersdorf „Hanfland“ und in Wilhelmsdorf „Hanifretz“. Vom Flachs leiten sich folgende Flurnamen· ab: in Steinabrunn 1800 „Junge und alte Haarbreiten“, in Schletz „Harras“, in Wilhelmsdorf 1566 „Haarbreiten“, in Grafensulz „Untern Harras“ und „In Harras“, in Ottenthal „Haberg“, in Guttenbrunn „Habergwiesen“, in Wolkersdorf „Lindach“, in Wilhelmsdorf „Lindau“, in Falkenstein „Lindauwiesen“, in Ladendorf „Linnern“ und in Schrattenberg „Raistenwald“ (raisten = Flachs rösten). Zu erwähnen wären hier auch die Ortsnamen Hanfthal und Groß-Harras.

Nach der Aussaat schaute der Bauer darauf, daß nicht zu viel Unkraut in den Flachs- und Hanffeldern wuchs. War der Flachs. reif, so wurde er mit der Wurzel ausgerissen, ausgebreitet auf dem Felde und einige Zeit der Sonne ausgesetzt, bis er schön braun war. Nun führte ihn der Bauer heim, wo er mit Drischeln gedroschen wurde. Aus den Körnern preßte er das Leinöl, das die Bäuerin in der Küche verwenden konnte. Den Flachs aber breitete der Bauer auf einer Wiese aus, wo er durch den Regen und durch die Sonne „geröstet“ wurde, so daß sich die Fasern beim Brechen leicht lösten; dies geschah mit einfachen Maschinen, „Brecheln“ genannt. Nun mußte er noch geputzt und gereinigt werden; dazu hatte man „Hacheln“ = große Kämme. Im Winter war es die Arbeit der Mädchen und Frauen, ihn auf den Spinnrädern zu verarbeiten. Das Weben besorgte der Weber mit seinem Webstuhl; er stand bei den Bewohnern in keinem guten Rufe, weil man ihm oft nachsagte, daß er einen Teil des Garnes zurückbehalte. Lieferte der Meister seine fertige Leinwand ab, so mußte sie die Bäuerin im Sommer auf einer Wiese „bleichen“, d. h. sie breitete die Leinwand aus, begoß sie mit Wasser, ließ sie von der Sonne trocknen, schüttete wieder Wasser darauf und das ging so wochenlang, bis die Leinwand schön weiß war.

Als 1526 die Sudetenländer zu Oesterreich kamen, gelangten von Nordmähren und Schlesien bessere und billigere Leinenwaren zu uns, so daß der Flachs und Hanfanbau eingestellt wurde; dafür setzten die Leute Weingärten aus. Dies geschah z. B. in Wilhelmsdorf mit den „Haarbreiten“, die 1566 schon ein Weingebirge „Die Hundsberge“ sind; der Zehent von dieser Ried gehörte nach Falkenstein und zwar zwei Teile dem Burgherren und ein Teil dem Pfarrer; der Zehent betrug 1566 hier 46 ½ Eimer. Auch in Poysdorf wurde damals Flachs angebaut, weil in der Polizeiordnung, die 1582 Kaiser Rudolf II. dem Markte gab, den Bewohnern verboten wurde, im Poybach Haar einzuweichen und andere schädliche Sachen hineinzugießen; wer aber erwischt wurde, zahlte 5 fl Strafe.

Alle Weber in unserem Gebiete waren in der Weberzunft vereinigt, die in Falkenstein ihren Sitz hatte; ausgestellt wurden die Zunftartikeln 1644 am 28. September in Wien. In Drösing hatte der Pfarrer die Hälfte des Hanfzehents, auch von Waltersdorf a. d. March (1680). 1727 erhielt in Nieder-Absdorf ein Webergeselle 12 fl. Jahreslohn - ein Bauernknecht 16 fl, eine Dienstmagd 3 fl, zwei Pferde in Bernhardsthal kosteten 22 fl, zwei Zugochsen 34 fl, ein Halblehenhaus 150 fl, ein Metzen Korn 30 kr und ein Eimer Wein 1 fl 24 kr. Im Jahre 1759 zahlte man für eine Elle „rupfene Leinwand“ 7 kr, ein Metzen Backmehl 2 fl 30kr und Kornmehl auch 2 fl 30 kr.

In dem Mißjahr 1771 gab man für einen Metzen Hanfkörner 1 fl 30 kr, für einen Metzen Weizen 3 fl 30 kr, Korn 3 fl, Hafer 1 fl 18 kr, Linsen 3 fl, für drei Webstühle 6 fl und für zwei Bienenstöcke 3 fl. Zur Brautausstattung eines Bauernhauses rechnete man 1783: eine Bettstatt =- 2 fl, 1 Tuchent mit 2 Pölstern = 4 fl, zwei Leiblacher = 1 fl 30 kr und zwei Tischtücher = 1 fl. Ein Pfund Hanf kostete 1790 sechs Kreuzer. In den Marchgemeinden um Rabensburg sah man damals noch genug Flachs und Hanf; daher erscheinen in den Verlassenschaftsabhandlungen der Herrschaft Rabensburg Spinnräder, Hanf- und Haarbrecheln, Hanf- und Haarhacheln, Garnhaspeln sowie Webstühle, grobe Hausleinwand, grobwirkene Leinen, Strohsackleinwand, grobe und klare Leintücher, solche von flachsernem Werg; in Nieder-Absdorf besaß 1790 ein Haus 100 Ellen grobwirkene Leinen.

Große Bedeutung hatten damals die Färbereien, deren Besitzer steinreiche Leute waren. Wer bessere Leinenwaren verlangte kaufte solche von den Hausierern aus Nordmähren und Schlesien, denn diese Erzeugnisse hatten Weltruf und wurden von AdeIigen, Königen, Kaisern und sogar vom päpstlichen Hof in Rom gekauft.

1798 zahlte man für eine Elle Leinwand 21 kr, ein Metzen Korn kostete 1 fl 30 kr, Weizen 1 fl 45 kr, Hafer 1 fl, ein Eimer Wein 2 fl 30 kr, eine Kuh 11 fl, ein Pferd 30 fl. In der Zeit der Geldinflation, welche durch die Kriege mit Napoleon hervorgerufen wurde, besaßen die Bauern genug Geld, so daß sie auch bessere Leinen kaufen konnten. Dieser ungesunde Reichtum fand in den Krisenjahren 1811 und 1816 ein rasches Ende. 1805 schätzte man in Ameis ein Hanfgartl auf 5 fl. Für 20 „Bindeln Flachs und Hanf“ zahlte man 1810 10 fl, für ein Pfund Hanf 48 kr. und für ein Pfund Wolle 1 fl 36 kr. In Steinabrunn waren 1847 „die jungen und alten Haarbreiten“ schon Weingärten. 1849 wird noch in Alt-Ruppersdorf ein Hanffleck „Am Bach“ erwähnt. Die letzten Webermeister in Poysdorf waren 1867 Fadony und 1881 Heger Johann, der letzte Leinwandhändler 1794 Dominik Nowerka.

Im letzten Kriege sah man nach 1940 in unseren Gemeinden wieder Flachsfelder, die zur Blütezeit durch ihre schöne himmelblaue Farbe hervorleuchteten und deshalb allgemeine Bewunderung erregten. Der Anbau war nur eine kriegsbedingte Erscheinung und wurde sofort 1945 fallen gelassen. Der Flachs- und Hanfbau sowie die Weberei gehören bei uns der Geschichte an.

Quellen:

Verlassenschafts-Abhandlungen der Herrschaften Poysbrunn, Nieder-Absdorf und Rabensburg im Bezirksgericht Poysdorf

Die alten Katastralmappen im Bezirksgericht von Poysdorf und die Bücher im Vermessungsamt von Mistelbach.

Veröffentlicht in: „Mistelbacher Zeitung“, 28. 2. 1947, S. 2

Hausrat und Kleidung im niederösterreichischen Weinlande

Die Ehekontrakte, Inventursprotokolle und Verlassenschaftsabhandlungen der Herrschaften Poysbrunn, Feldsberg, Rabensburg und Nieder-Absdorf gewähren uns einen interessanten Einblick in die bäuerlichen Kulturverhältnisse des Weinlandes; wir erfahren da, wie sich unsere Vorfahren kleideten, welche Einrichtungsstücke sie hatten, wie sie wohnten, welche Arbeitsgeräte sie besaßen und wie der Hof und das Haus eingerichtet waren. Das Gebiet der erwähnten Herrschaften umfaßt den größten Teil des March-Thaya Gebietes, das wegen seiner Lage immer dem fremden Einfluß ausgesetzt war, so daß sich besonders bei der deutschen Bevölkerung keine bodenständige Tracht entwickeln konnte. Die Grenzen waren nichts Trennendes, die Leute heirateten herüber und hinüber, Handel und Verkehr beachteten nicht die Grenzsteine, da Nikolsburg und Lundenburg für die Weinbauern wichtige Märkte waren, deren Wirtschaftsradius bis in das Zayatal reichte; Handwerk und Gewerbe ergänzten sich gegenseitig. Da sehen wir in unseren Bauernhäusern viel brüderisches Geschirr, Brünner sowie Iglauer Tuch und schlesische Leinen. Die Brüder waren Wiedertäufer, die im 30jährigen Krieg aus unserem Gebiete vertrieben wurden; viele von ihnen fanden in den Gemeinden jenseits der March eine neue Heimat, wo sie ihre Habanerwaren herstellten, die auf unseren Märkten gerne gekauft wurden. In der Kleidung machte sich bei uns der ungarische und slawische Einfluß geltend; nicht übersehen dürfen wir den starken Reiseverkehr auf der Brünner Straße, die Hofhaltung der Fürsten Liechtenstein in Feldsberg, die zahlreichen Beamten bei den Herrschaften und die Großstadt Wien. All diese Kräfte entwurzelten frühzeitig die bodenständige Bauerntracht. Der Weinbauer, der über größere Einnahmen verfügt als der Getreidebauer im Gebirge, zeigt seine Wohlhabenheit in Hof und Haus sowie in der Kleidung und sieht in dem Städter sein Vorbild. Vor 150 Jahren lagen die Verhältnisse noch anders in den Dorfgemeinden; da achtete noch jeder Sitte und Brauch und hielt an der Überlieferung fest, die mit Haus, Hof und Familie verwurzelt war. Machen wir also einen Rundgang durch einen Bauernhof und schauen uns alles an, was die Ahnen besaßen in Küche, Kammer, Stube, Scheune, Stall und Keller und wie sie sich kleideten.

**Küche und Kammer** : offener Herd, irdener Fleckenherd in Herrnbaumgarten 1824, Feuerbock, Feuerzange, Feuerhund, Ofenschaufel, Ofenröhre, Blasebalg, Glutschaufel, Ofenkrucke, eiserner Kuchelbrater im Themenauer Gasthaus, Dreifuß, Glutpfanne, Schürhaken, Bratspieß, Wandleuchter im Wirtshaus, Öllampe, gewöhnliche Leuchter, Draht-, Zinn- und Stangelleuchter, Lichtputzer, Kerzenmodell, Laterne, Windleuchter, eiserne Leuchter mit Lichtputzer, Messinglampe irdenes Kuchelgeschirr, weißirdenes Geschirr, Pfannen mit Dreifuß, Eisenpfannen, kleine und mittlere Pfandln, Reinpfannen, Brat-, Blech-, Reich- und Wichtelpfannen, Reindln, Weidling (1797), Kupferrein, Fischpfanne, Rostpfandl, Kochtopf, eiserne Töpfe, hölzerne, eiserne und Messingmörser (1754), solche mit Stößln, irdener Suppentopf; Zinnschüsseln, bemalte Schüsseln, zinnerne Reifschüssel, Habanerschüssel, Suppenanrichtschüssel (1796), Schüsselkorb, Zinnteller (1738 in Reinthal), Zinnflaschen, 45 Pfund Zinngeschirr in Alt-Lichtenwarth 1766, 18 Zinnschüsseln und 44 Zinnteller bei einem Halblehner in Neusiedl a. d. Zaya 1769, Porzellanteller in Poysdorf 1803, irdene, weiße, grüne und ordinari Teller, große Holzteller, Schüsselteller, Tellerkorb, Habanerservice, Stellen für Schüsseln und Teller, Brüder- und Hollitscher Geschirr, schwarzes Geschirr; Löffel aus Holz, Blech, Bein und Zinn, Reichlöffel, zinnerne Vorleglöffel mit Holzstiel; irdenes und gläsernes Trinkgeschirr, ein Halbglas, zinnerne Halbseideln und Halbkandeln, Maßzimentln, zinnerne Zimentln, ein zinnernes Halbzimentl, steinerne Maßplutzer, Wasser- und Kürbisplutzer, weißirdene Plutzer, Steinplutzer, Plutzerl, Maßkrügel, Wasserkrügel, weiße und grüne Krüge, Essigkrug, Krüge mit Zinndeckeln, brüderische Halbkrüge, weißirdene Krüge, Geschirrstellen, Schüsselkorbstellen, Steingutgeschirr (1824).

Aus Kupfer: Flaschen, Pfannen, Töpfe, Zimenter, Kuchlwandeln, Kaffeekandeln (1743 in Reinthal), Geschirr, Schalenwaage (1743 in Reinthal), Kastrol, Häfen, Kessel, Hängkessel, Teller (1766 in Alt-Lichtenwarth), Fleischhäfen und Sturz; irdener und blechener Sturz, Brot- und Löffelrechen, Brotdösen, Löffelblech, Fleischrechen, Brottruchen, Almer, Almerl, Speistrucherl, Winkelalmer; Zug-, Schalen-, Schüssel- und Schnellwaage, Messinggewichte in Schrattenberg 1740, Krenstößl, -säge und –schalen; Butter- und Rührfaß, Rührkübel, Butterfaß von ½ Eimer, Teigwalker, großes und kleines Nudelbrett, Nudelreiter, schwarzirdenes Nudelreiterl, Nudelschäuferl, Nudelscheren, Sieb, Haarsieb, Ringelwalker, Ringelkrapfenmodell, Ringelkrapfenholz, Kas-, Topfen- und Wachspresse, Topfensackl, Kasdosen.

Mehlkasten, -zuber, -truchen, - trücherl, -sieb, - butten in Themenau, -faß, -bodingl, -trog, -stiebich in Walterskrichen 1760, -stüber in Reinthal 1794, -sack, -stander, -löffel, Verschlagl; Backmölterl, -trog, -dösen, -simperln u. zw. lange und runde, Fleischmölterl, Schlachttrog, Sautrog, Schmalzdösen mit Eisenreifen, Schmalzstanderl, Heiden-, Brein- und steinerne Salzmühle, Mohnstössel, Mohnstampfen; Gugelhupfscherm, Guglhupftopf in Herrnbaumgarten, Guglhupfbock in Unter Themenau 1812, irdener Guglhupf, Talkenblech, eisernes Herdfleckenblech, Tortenblattln (1815), Krautständer mit Eisenreifen, Krautstutzen, -schaffel, -standerl, -zober in Waltersdorf, -hobel, -messer, -hobel mit 5 Messern, Gurkenfaß, Rüben- und Sauerkraut, Rübenhobel, Rübengeschirr, Wasch-, Heiz-, Koch-, Ofenkessel aus Kupfer und Eisen, Kessel mit Dreifuß, Häng- und Stehkessel, Abwaschschafferl, Waschwanne und –wandel, Abspülschaff, Badewanne in Katzelsdorf 1753, Wasserständer, -grand, -büttel, -kandl, -lagl, Schaffeln, Wäschewalker, Leindln, Wäscherolle, Rollbrett mit Walken, Mangelrolle mit Steinen, Mangelbrett, Bügeleisen, Wäschekorb, Blechtrichter (Trachter), Quirl, Fleischgabel, -stock und –zeker, ein Standl Schweinefett, ein beschlagener Schmalztopf, Hack- und Holzmesser, Gewürzbüchse, Gewürzbüchse aus Blech, Pfefferschachtel, Stock- und Kufensalz, blecherne Salzdösen, Salzfaß aus Blech und Zinn, silberne Gewürzbüchse, Kaffeekanne, -löffel, ­kandln (1745), Handkorb, Handzekerl, Handkörbl, hölzerner Korb, Fleischkorb, Bürste, Reibeisen, Bartwisch, Beißzange, Werksmodell, Handspritze, Wurstdruck, blecherne Wurstspritze, eine Füllung zum Wurstmachen, Rind- und Selchfleisch, geräucherte und gesalzene Fische 1778, Vorschuß-, Pohl-, Fuß­, Semmel-, Mund-, Back- und Türkenweizenmehl 1770, Hirse, Heidenmehl und –grieß, Breinmehl, ein Schaffel mit Grieß in Herrnbaumgarten 1816, ein Sack Dörrobst und in Unterthemenau eine Truhe Dörrobst 1765.

**In der Kammer** : Wald-, Hand-, Zug-, Holz- und Plochsäge, Sagel, Pelzsagel in Reinthal 1740, Abinger, Kugel-, Zapfen- Triebel- und Schretelbohrer, Stemmeisen, Hobel, Schnitzmesser, Wurmschere in Herrnbaumgarten 1795, Baumschaber, Gärtnerheindl, Schaufel, Zange, Raspel, Eisenklammer, Feile, Zeiseleisen, Marderfalle, Mausfalle, Zirkel, Winkeleisen, Krampen, Spitzkrampen, Schraubstock, Grab- und Stoßeisen, Wasser- und Kalkbütteln, Grabscheit und Grabschaufel, Schrotmesser, Kette und Strick für den Ziehbrunnen, Vogelhaus, Maßkette, Ausmaßschuh, Maurerhammer, Kelle, Brechstange, Trägerkraksen, Buttenbänder; Spinnrad, Hanfrädl, Mödl für Hanf und Werg, Hanfkratzel, Hanfhachel, Werghachel, Garnhaspel, Haarhachel und –brechl, Wollkrampel, Strumpfwalkbrett, Wollradl, Hanfgarn, flachsenes Garn in Reinthal 1768, Spinnhanf, Ölpresse in Waltersdorf 1768, Wachs- und Apfelpreß, eiserner Fleischkranz, Bienentrügerl, solche mit Aufsatz, Honigfaßl, Rauchmaschine, Bienenmesser, Brunnensucher in Großkrut 1773.

Flinte, Pistole, Stutzen, Karabiner in Katzelsdorf 1753 und in Hausbrunn 1762, Pirsch- und Scheibenrohr, Schrotbüchse in Ringelsdorf 1812, Schrotstutzen, Terzerol in Bernhardsthal 1760, Degen, Hirschfänger, Pallasch, Hellebarde, Pallasch mit Kuppel.

**In der Stube**: Bretterfußboden, Kachelofen in Palterndorf 1767 auf 3 fl geschätzt, Ofenbank, Ofenbracker, Bettstatt, Spannbett, Himmelbett (1772), Schubbett, Bettstattl, ein einspanniges Bett 1781, ein Dienstbotenbett, ein „Pulpett“ in Reinthal 1764, ein Kanapee, ein Magdbett, eine blaue und eine weiße Bettstatt, große und kleine Federpolster, ein „happen Polster“ in Katzelsdorf 1760, blaue und rote Bettdecken, Hirschdecken, Strohsack, Lagerpritschen, Ober- und Untertuchent, eine Pflaumtuchent, rote und blaue gestreifte Tuchent, Kölnische Tuchentzichen 1750, Kotzen, Kopfkissen, Kopfmatratzl, gefärbte Leintücher, feine und raisterne Lailacher, besseres Unterbett, Unterbettzichen, Kopfkissen mit gutem Überzug, Matratzen, blaue Polsterziehen, rot ausgenähte Bettücher in Hohenau 1772, klare, grobe und hanfene Bettücher, ein gedrucktes Bettuch; Fürhangtücher, Bleichtücher in Ringelsdorf 1793, ein Himmelbett mit grünen Vorhängen, Wiege in Hausbrunn 1824, Kinderbett, Kinderbehäng mit silbernen Anhängen in Hauskirchen 1796, Kinderhutschen in Falkenstein 1818, eiserne Fensterstangen, grüne Fenstervorhänge 1759, Vorhänge aus Garn, Fliegengarn, eiserne Fenstergater, klare, grobe, genähte, gedruckte und raisterne Vorhängtücher;

Tische aus Eichen-, Eschen-, Nußbaum-, Birnbaum- und Kirschenholz, Oval-, Auszug- und Nähtische, Tischteppiche in Wetzelsdorf 1820, hanfene Hand- und Tischtücher, zwilchene Handtücher, Tische mit grüner Wichsleinwand und einfacher Leinwand überzogen, gezogene Tischtücher, Kaffeetücher, Vortücher; Lahnstuhl, Lahnbank, einfache Bänke ohne Lehne, Leibstuhl, Kinderstuhl, Fuß- und Betschemel; Sessel, schwarze und rote Ledersessel, Sessel mit Stroh geflochten, solche mit rotem Tuch überzogen, Roßhaar-, Rohr- und Feldsessel, Gewandtruhen, Krügel- und Kleiderstellen, Kleiderrechen, Almer, angestrichene Schriftentruhe in Themenau 1740, Koffer, Gewandtrügerl, Wandrechen, Wandalmer, Gewandrolle, Vorhäng- und Truchenschlösser, Billard mit Zugehör in Themenau 1764; Wand-, Hänge-, Kleider-, Gläser-, Wäsche-, Bilder-, Steh- und Pultkasten, Schreibpult, Eck- und Schreibkastel, schwarzer und furnierter Schubladkasten in Palterndorf 1796, gläserner Aufsatzkasten, weicher Aufwarter, mit Messing beschlagener Schubladkasten, Ausatzkastel aus Glas, Spiegel, Hängespiegel, Barometer in Rabensburg 1796, in Hohenau 1810 und in Palterndorf 1824, silberne Türschnallen in Rabensburg 1762, Weihkandln, irdene Weihbrunnkessel, zinnerne Weihkessel, Rosenkranz, Spielkarten, Maßstab, Schreibtafel, Dukatenwaage in Rabensburg 1796, Nähkissen, Aderlaßbindl, Abstauber in Herrnbaumgarten 1819. Hölzerne und eiserne Wanduhren, Hänguhren aus Holz, Eisen, Stahl und Messing, Stockuhr, Schlaguhr mit Viertelschlag, Uhren mit Holzwerk, Hänguhren in Bischofwarth um 1780 selten, Sackuhr aus Messing in Herrnbaumgarten 1795, eine Ganguhr 1784, eine hölzerne Stunduhr auf 30 kr. geschätzt 1793, Bilder aus Papier und auf Glas gemalt (Anna, Barbara, Wendelin, Joachim, Katharina, Johann v. Nepomuk), ein Ecce homo-Bild, ein Schoßberger Muttergottesbild, ein Kästchen mit dem Jesukind, Silberkreuz, ein Muttergottesbild im Kastel, ein Freundschaft-Christibild, Statuen, verschiedene „histori Stück“, Geldtruchen; in Katzelsdorf hatte 1740 ein Bauer 66 Silberknöpfe und 31 Kremnitzer Dukaten aufbewahrt, in Herrenbaumgarten 25 Pfund Kupferkreuzer 1817.

**In der** Scheune: Urbarstadel, Kasten für die Körner, Grummetkasten, Schüttkasten aus Gerten geflochten (1790), Flegl, Drischl, Dreschzeug, Dreschschwingel, Sichel, Gras- und Getreidesense (1813), Hafersense 1815, Kornsichel 1748, Rohrreißer, Rohrsichel, Dangelzeug, Danglstöckl, Danglhammer, Heu-, Eisen-, Reich-, Drescher- und Rechgabel, Holz- und Eisenrechen, Plödermühle, Windschaufel, Getreideroll in Großkrut 1768, Schaufel, Rühr-, Schupf-, Roll-, Korn-, Staub-, Futter-, Ofen-, Hand-und Schubreiter, Draht- und Eisenreiter , Simperl, Futterschwinge, Getreideviertel, Viertelschaff, Maßmetzen mit Eisen beschlagen und mit Holzreifen, Viertelmetzen, Maßviertel mit Eisen beschlagen und unbeschlagen, hölzerner Metzen in Loidesthal 1808, Hausmetzen, Viertelmaßl, Metzen mit eiserner Handhabe, geflochtener Schüttkorb in Themenau 1743, Säcke aus Leinen und Zwillich, Mühl-, Getreide- und Fischsäcke, Bandsäcke, Getreidefässer in Bischofwarth 1786, Schüttfässer; Stroh-, Sand-, Schütt-, Schotter-, Gehack- und Markttruhen, Gehackmaschine in Waltersdorf 1812, beschlagene Markttruhen, ein geflochtener Getreidekasten in Themenau 1743, Gehäckbank in Bischofwarth, Schleifstein mit Grand, Plachen „zum Weitzwaschen“ 1758; Halb-, mittere-, ordinari-, Leiter-, Fuhr-, Wein-, Acker- und Plochwagen, ein ganzer, ein beschlagener und ein unbeschlagener Wagen, große und kleine Leiterwagen, Plochwägerl, beschlagene und unbeschlagene Wagenräder, Fischwagen und Fischload in Bernhardsthal, beschlagene Wagenwinde mit Löffeln, Wagenwinde, - heber , -trittel, -leiter und –plachen aus Leinwand, Weizenplache, Wagenflechte, -achsen, -seil, -baum, -waage und –kette, Wiesbaum, Handwagerl, Schubkarren, Radscheibe, Scheibtruchen, Heuleiter, Leiterbaum, Postkalesche mit Leder 1797, eine Chaise, eine grün gefüttert Kalesche, eiserne Räder, Sperr- und Radlketten, Radlstrick, Wagenschmierfaßl; Renn-, Post-, Ploch-, Bauern-, Fuhr-, Kot- und Handschlitten, Schlittenflechte; Holzpflug, Eisenpflug (in Reinthal 1740, in Waltersdorf 1756, in Hohenau 1759 und in Nieder-Absdorf 1780), großer eiserner Sturzpflug, Wagenpflug 1743, Pflugwaage, Holzegge, Eisenegge, in Hohenau 1763, Walze, Holz- und Eisennägel, Eggengatter; Steig- und Halbleiter, Schnitt-, Hansel-, Heintzl-, Hobel- und Drechselbank.

Winter- und Sommerfrucht, schwere Fechsung, Winter- und Sommeranbau, Korn, deutscher Weizen, Sommer- und Winterweizen, Mitterweizen, Gerste sehr wenig (in Reinthal um 1760), kornschüssiger Weizen (1 Metzen kostete 1 fl 15 kr 1772). „Feld mit Ringen angebaut“ (= Hafer), Linsen, Kicherln, Fisolen, Lein, Hanf, Kolbenhanf, Bieslinghanf, gebrochener und ungebrochener Hanf, Mutterhanf, Hanfwerg, gemessen nach Strähn und Spulen, Türkenweizen, wenig Safran, Erdäpfel in Neusiedl a. d. Z. 1806 von einem Häusler nur 1 Metzen angebaut in Palterndorf 1807, Mohn in Ringelsdorf, wenig und Wicken (in Themenau 1832), Heiden in Katzelsdorf und Reinthal 1760, Gersten-, Hafer- und Kornschrot, roher und ungemachter Brein, Hirschbrein, Korn- und Weizenausreiter, Stroh in Mandeln, Fuhren und Schock angegeben, eine Tristen Kornstroh, Futter-, Streu-, Band-, Schab-, Hanf‑, Kicherl- und Rittstroh, Prossestroh in Themenau in Bünkeln gezählt, Rohrschabel, 20 Garben Rohr in Hauskirchen, Teichrohr in Großkrut 1752. Deckenrohr in Schrattenberg 1741, Grünrohr in Schobern und Garben, Brennrohr in Katzelsdorf 1744, 14 Mandeln Hanf bei einem Hauer in Ober Themenau 1770, ein Faßl Eicheln = 20 kr in Unter Themenau 1826, vier Stangen Türkenweizen in Herrnbaumgarten 1795; in den Marchgemeinden: Fischzillen, Kähne, Netze, Fischber, Schinakeln, Schiffeln, Fischgarn, Fischhackeln und Fischottereisen.

Im Stall: Borstenviehstall (nicht Saustall), ein Stall in Rabensburg mit Spalten 1779 zusammengesetzt, ein anderer mit Pfosten 1790, Rechen, Besen, Mistkral, Mist- und Dunggabel, Dungkral, Rübenhacke, -hachel, -hobel und –stößel, Gehacktmesser, -truchen, -bodung und ‑trücherl, Schneidmesser, Milchschaffel und -butten (in Themenau 1750), Milchwanker, Trankschaffel, Wasserradl, Kuhkrippe, Futterbandl, Ohmkorb, Waschmolter, großer Molter, Futter-, Wasser-, Sau- und Kalkgrand, Mölterl, Stroh- und Stallkrippe, einfache, doppelte und dreifache Maststeigen, Ochsenjoch, Brandeisen, Jochstange, Pferdegeschirr mit Messing, Kummet, Halfter, Leitseil, Reitzaun, Reitsattel, Bauchgurt, Seitenblätter, Roßbarren, Wagen- und Postkummeter, Pferdefliegengarn; 30 Viehschellen in Bernhardsthal, Schafglocken, Kuhschellen, Kuppelstöck, Karabatsch, hanfener Fürstrick, Stein- und Lecksalz, Pferde, Kuh, Kalbin, Tuttenkalb, ein abgespäntes Kalb, ein fertiges Kalb in Schrattenberg 1740, eine „prälegierte“ Kalbin in Themenau 1812, Junzen, Zugjunzen, Zug- und Mastochsen, Mutterpferd, Fohlen, Tuttenfühlen, Zucht-, Mast- und Spänsau, Spanfahrln, Abspänfahrln, ein „Möstschweinl“, ein Schwein in der Maststeigen, Schaf, Lamm, Brackschaf, Tuttenlampl, wenig Ziegen, Gänse, Hühner, Enten, Indian in Rabensburg 1740 und in Hausbrunn 1750, Tauben, Taubenverschlag.

Im Keller: Urbar-, Überland-, Milch- und Krautkeller; 1785 besaß die Habanergemeinde von Groß Schützen in Sierndorf a. d. March einen Keller; gewölbte Keller – „wölbte“ – werden in Hausbrunn 1750 erwähnt; Steinpresse in Alt Lichtenwarth 1799, rustene Weinpresse in Loidesthal, Nabinger, ordinari Nabinger, Tauchpresse in Poysbrunn 1799, Spindelpresse in Alt Lichtenwarth 1773, in Großkrut schon 1742, Spindel auf einer Presse in Palterndorf 1810.Preßwinde mit Seil, Preßholz, Preßkorb in Palterndorf 1772. Grießkorb in Reinthal 1740, Preßseil, -baum, -säule und ‑stutl, Weinbaum, Bürste, Gießkandl, Weinbock, -leiter, -gritz, -schopfer, -visier, -korb, viertel, ‑schlauch, -heber, -mühle in Dobermannsdorf 1785. -bock und -seil mit Eisenhaken, Schrotleiter, Windmühle 1775, Schüttgattern in Schrattenberg 1740, Schußgattern in Walterskirchen 1760, Geißschuß in Poysdorf 1797, Schuß-, Gieß-, und Setzkorb, Boding von 15 Eimern mit Holz- und Eisenreifen, Bödingl, große, mittlere und kleine Boding, Schütt-, Maisch- und Überwerfboding, Überwerfleiter, Birgboding in Katzelsdorf und Themenau, Mostsieb, Most-, Kamp-, Maisch- und Durchlaßreiter, große und kleine Reiter, Mostschopfer in Katzelsdorf 1750, Halb- und Vierteleimer.

Schaffl, Butten, Wankerl, Mostl-, Viertel-, Kamp-, Spül-, Lager-, Preß-, Sechtel- und Tretschaff, Büttel, Sechterl, Sechtelfaß, Maßl, Unter- und Hintersatzl, Spritz- und Gießamper, Wasser- und Weinkrüge, Gießkanne, Maßkrügel, Glaskrügel mit Zinndeckel; Fässer zu 12, 6, 4, 2 und 1 Eimer mit Holzreifen, in Alt Lichtenwarth Eisenreifen 1770, Viertel-, Essig- und Schüttfaß, Schraubfaßl, Faßbodingl, Zapfen, Beil, Fässer für Getreide und Linsen, Schüttkasten, Stübich, ein Buschen Holzreifen, Schraufreifen, solche mit Schlüssel, eiserne Blattreifen, ordinari Eisenreifen, Reif- oder Räfzieher in Reinthal 1739, Rafmesser, Vorhängschloß, Schlauchpipen, Holzpipen, Messingpipen mit einem Hundskopf in Palterndorf beim Müller Lattenmayer 1754, Weinschlauch von 12 Klafter Länge, hölzerner Schlauch, Mostrinnen, Kanter, Mostgrand von Nußbaumholz, Geitzgrund in Krut 1770, Maischgeitz, Weineinschlag. Kupferne Branntweinkessel mit Hut, Ständer, Branntweinflaschen, kupferner Maischkessel in Alt Lichtenwarth 1766, Kupferflaschen 1772, Glasflaschen, Trinkgläser, Halbkrügel und -glas, Biergläser, Glas- und Blechheber, Halbe aus Blech, Maßflaschen, irdene und blecherne Krügeln, Zinnkandln und –seideln, Handzeger, lange Zeger; Reit- und Breithaue, Scheren, Wein-, Bind- und Reißmesser, Bindschamel; Schlegel-, Stock-, Bind-, Zwerch-, Spitz-, Band-, Stoß- und Holzhacke, Reit-, Fleisch-, Hand-, Brat- Bind-, Span- und Anhänghackel, Hohlhackel = Texel, Bindhackel mit zwei Bisszangen, Zimmermannshacke, Holzschlägel, Steckenhackel in Reinthal 1740. Das Faßgeschirr wurde nach Eimern berechnet und bezahlt.

Die Gemeinden Herrnbaumgarten und Schrattenberg erzeugten bis zum Jahre 1880 einen guten Süßmost, „Vornatz“ genannt; da sah man noch in den Kellern: Vornatzrinnen mit Stampen und Sackeln, 15 und 16 Eimer Vornatzgeschirr, Rechentafeln, Vornatzkrüge, Sattelholz, Kräfteschnur, Vornatzschießkorb: 1820 kostete ein Eimer Vornatz mit dem Geschirr 20 fl.

Holz: Binder-, Bau-, Riegel-, Zeug-, Brunnen-, Kanter-, Brenn-, Lang-, Scheiter-, Ploch-, Bürtel-, Säulen-, Wurzen-, Schlitten-, Gerüst-, Klaub-, Wagner- und ausgehacktes Zimmerholz, Holzkrammeln, Spanholz in Ringelsdorf und Waltersdorf 1798, ein Steigel Bauholz in Feldsberg 1774, Tram, Durchzug, Schlittenkufen, Zaunspelten, Türpfosten, Stadelsäule, Firstplatten, Bretter aus Nußbaum-, Ulmen- und Rustenholz, Stadelsäule, Firstplatten, Bretter aus Nußbaum-, Ulmen- und Rustenholz, Körb- und Holzbürteln, Klaubbürtelholz; das Holz wurde nach Klaftern gemessen, das Bürtelholz nach Schilling oder Schock, in Themenau nach Mandeln; eine kleine Fuhr Föhrenzapfen kostete 1764 in Reinthal 24 kr; Steine, rohe und gebrannte Ziegel, Ziegelmodell, Ziegelform; in Rabensburg besaß 1806 ein Ganzlehner 232 Metzen Knopper à 1 fl 45 kr, Feuerhaken, Feuereimer sowie Musikinstrumente werden gar nicht erwähnt; in Herrnbaumgarten gab es 1817 eine Feuerspritze, in Feldsberg kannte man schon hohle Dachziegel.

Bücher: Gebetbücher, Schreibkalender, Hauspostille in Ringelsdorf, ein Buch vom Leben Christi in Ringelsdorf 1795, ein Buch vom Leiden Christi in Feldsberg 1794, ein medizinisches Buch in Herrnbaumgarten 1816.

Männerkleidung: Unterhose, Gattien, grobe Unterziehhose; kurze, klare und grobe „Hemeter“, Brusthemd, klare und grobe sowie hanfene Halbhemden, solche aus Flachs und feiner Leinwand in Ringelsdorf 1770, Silber- und Messinghemdknöpfe, blaue Tuchhosen, veigelblaue, schwarzlederne und hirschlederne Hosen, Leinen-, Manchester- und Reithose, Unterkleider aus Hirschhaut, Hosenträger und –riemen, Bauchgürtel, lederner Leibgurt, roter Männergurt in Themenau 1770, Fürstrick in Alt-Lichtenwarth, böhmische Hosen in Hohenau 1771, blauslowakische Hose in Waltersdorf 1819, böhmische Unterkleider; Pantoffeln, Bundschuh, Zischmen, Halblederstiefel, Bauernstiefel, kalbslederne Stiefel 1815, Juchtenstiefel, „condotonerne“, gewichste, böhmische und hirschlederne Stiefel, silberne Schuhschnallen in Alt Lichtenwarth 1766, Stiefelhölzer, Stiefeletten in Katzelsdorf 1753, Manchesterschuhe, Niederschuhe mit silbernen, mit zinnernen und gelbmetallenen Schnallen, Schuhbürsten; Pelzgamaschen 1880, Wollstrümpfe, blaue, schwarze, weißseidene und silberfarbene Strümpfe, Zwirnstrümpfe.

Tuch-, Ärmel-, Manchester-, Pelz-, Zeug- und Wolltuchleibl, solche von Kammertuch, Janker, Ansteckärmel, blaues Tuchjackl, weißes Ärmelleibl, Westen aus grünem Tuch, aus rotem Zeug, aus gelbem Kattun, aus Manchester- und Kammertuch, Brustfleck, Rock aus Tuch, Seidenzeug, Wolle, Kammertuch, gedruckter Leinwand, weißer Wolle und Flanell; ein böhmischer, ein ungarischer, weißer, gelber, blauer, stahlgrüner, hechtgrauer, rotbrauner, meergrüner, hanakischer, „gespunnener“, gemeiner, dunkelblauer und hellblauer Kaputrock, ein Kepernik, ein Wamsrock, ein Gehrock aus grünem Tuch, ein rötlicher Tuchrock mit weißen Gürtlerknöpfen, ein grauer Stutzfrack, ein Jagdröckl, ein blauer Tuchfrack, ein Mannsbilderrock, ein Kellerkittel; in Falkenstein trugen um 1800 die Hauer und Kleinhäusler grüne, rote und blaue Röcke, Pelze: zeugene, weiße, nackete, ungarische, kahle, aus grünem, weißem und blauem Tuch; Pelzleibl, Feiertagspelz, Orinaripelz, eine Hallina, ein Stutzpelzl, ein stahlgrüner Mantel mit massiven Silberknöpfen 1760, ein solcher mit Zinnknöpfen, ein grüner Rockpelz, ein kurzer Pelz, ein Kamisol bei einem Knecht, ein Mantlik, ein Schaf- und Lamplpelz sowie ein „raucher“ Pelz in Themenau 1743.

Tuchmütze, Kappel, slowakischer Hut in Waltersdorf 1819, Strohhut, kroatischer Mannshut, Mannsbilder-, Marder-, pohlische-, rauhe-, Schlaf- und grüne Mannshaube, samtenes Häubl, samtene Pudelhaube, feiner Hut bei dem Gastwirt in Rabensburg 1760; Halstücher aus Leinen, Seide, rotem Kammertuch und rotem Garn, Samtstützeln, Pelzhandschuhe, Fäustlinge, Handschuhe, Gehstock, Kompaß, „Kampl“, Sieglwachs, Papierschere 1798, Balbiermesser, Taschenmesser, Kardatsch (= Bürste), Tabakbeutel, ein schwarzer Sackflor; eine Baßgeige in Katzelsdorf 1750.

Frauenkleider: Unter- und Oberhemd aus Flachs- und Hanfleinen, ein Ordinarihemd, ein ausgenähtes Oberhemd, ein feines Halbhemd, ein Ärmelhemd in Themenau, ein Brusthemd, ein Oberstock- und Unterstockhemd, in Reinthal 1764,

*Leibln*: blaues, grünes, rot- und blaudamastenes, weiß piketenes, von Atlas, von Seide, von grünem Pariserzeug, von Flanell, Barchent, Kattun, von blauem Taffet, aus Brüsseler Zeug in Schrattenberg bei einem Kleinhäusler 1760, ein grünes mit Gold portiert, ein dunkelrotes kreditorenes mit grünen Bändern eingefaßt, ein ähnliches mit gelben Bändern, ein abgenähtes, ein Schnürleibl, ein Brustleibl in Themenau 1834, ein katrunenes Ärmelleibl, ein Janker, ein Spenzer von Kammertuch, von Kattun, ein gelber, ein blauleinerner und ein kreditorener, ein weißes Jankerl, ein weißer Kittel, Mieder: ein proschiertes in Hohenau 1764, eines von Spitzen, von blauem und grünem Damast, von rotem Tuch, ein rot kreditorenes, ein silberfarbenes, ein grünes, braunes, ein halbkardanenes, ein Tuchmieder mit grünem Samt besetzt, ein Korsettenmieder, ein Korsettl.

*Röcke*: aus Zeug, Kattun, roter Wolle, ein Brüsseler in Hauskirchen 1795, von weißem Musselin, von rotem Flanell, von Kammertuch , von Damast, ein blaugeblumter, ein grün gestreifter, ein Walliser, ein rosafarbener, halbgarnener, roter, schwarzer, gefütterter, gelbraschener, konsenszeugener, gelber, grünzeugener, ein persianerzeugener in Hohenau 1800, von englischer Leinwand in Rabensburg bei der Gasthausköchin, ein Frauenrock mit lichtblauen Bändern, ein hanfener Weiberrock, ein Weibsbilderrock, ein harrasener Rock in Bischofswarth 1786; blaue, gelbe, grüne, braune und kamerlottene Unterröcke, ein Überrock; ein persianerzeugenes, kreditorenes, kattunenes und weißpiketenes Röckl.

*Pelze*: aus Seidenzeug, Wolle, Tuch, Damast, ein weißer, ein veigelblauer, ein olivenfarbener, ein kreditorener, ein kurzer, aus Brüsseler Zeug, ein gelbkreditorener ohne Rock, ein Pelz mit blauem Tuch überzogen, ein mit Fuchs ausgeschlagener Pelz bei einer Dienstmagd in Bischofswarth 1812, ein Weibsbilderpelz, ein Tuchmantel, ein Stutzpelz, ein kreditorenes und zeugenes Pelzl, ein Brautpelz für die Standesveränderung in Ober-Themenau bestimmt; ein pergallenes, ein Atlas- und ein Schakelkleid,

*Fürtücher*: weiße, schwarze, blaue, taffetene, kattunene, musselinene und leinene; ein himmelblaues Kuchelfürtuch, rote und gelbe Tücher, Kopf-, Einbind-, Vor-, Tisch-, Tafel-, Stroh-, Gras- und Vorhangtuch, ein flammentücherner Einbund in Ringelsdorf, ein schleierner und ein leinerner Einbund, ein muhlinernes weißes Vortuch, ein Halskragen 1826, ein weißes Halshangerl in Bischofwarth 1812; ein schwarzseidenes, ein wattonenes und krisettseidenes Halstuch; blaue, rotgedruckte und rotgestreifte Tücheln, rotseidene, leinene und baumwollene Kopftücheln, ein Mailänder Tüchl in Katzelsdorf 1776, ein kattunener Maulbund in Alt-Lichtenwarth, zwei „Schlarln“ in Hohenau 1810, Halb-, Criset-, Flor-, Tauf- und Einbundtücheln; Socken, Fußsockeln, schwarze, blaue, seidene Strümpfe, Winter- und Sommerstrümpfe, ein Paar Trübengstützeln.

*Handschuhe*: weiße, gestrickte (1757), fuchsene, juchtene und schwarzsamtene. Schwarze, gelbe und rotausgenähte Schleier, eine lange weiße Kopfbinde, ein Einbundschleier, ein Musselin- und Kopfschleier, ein alter Flor, ein weißer Leinenschleier mit weißen und einer mit schwarzen Spitzen.

*Hausschuhe, Pantoffeln*: blaue, schwarzlederne und staublederne Schuhe, 1766 besaß eine Bäuerin in Reinthal 34 Handtücher, 20 grobe Tischtücher und 51 Ellen Leinwand, eine Gstettenhäuslerin in Schrattenberg 3 Ellen gute Spitzen, Servietten, grobe Spitzen und ein „Krall“ Zwirn (1754).

*Hauben*: schwarze mit goldenen Blumen, ordinari, klare, grobe, blaue, gelbe, schwarze, gelbgestickte, slowakische, grüne, rotausgenähte, geblumte, weiß- und rotsamtene, rotzeugene, silbergestickte, schwarzsamtene, nagelbraune, schwarzsamtene mit goldenen Spitzen, eine von schwarzem Crepin, eine Pelz- und Barchenthaube, eine mit goldenen Borten und eine mit Spitzen, eine Kattunhaube mit roten Blumen, eine weiße Haube mit „petire“ Spitzen, eine goldreiche mährische, eine Goldröselhaube bei einem Kleinhäusler 1795, silberzeugene, reiche, halbreiche, blau schaufelte, rauche, eine braun und eine rot piketene, eine „Cardanene“ mit groben Spitzen, eine mit Silber ausgenähte, ein damastenes Kinderhäublein, eine Kinderhaube mit Bändern, eine braune Haube mit Gold, eine weiße Bundhaube einer Dienstmagd in Bischofwarth. Haubenstock, Haubenschachtel. Bei einem Großbauer = Ganzlehner in Rabensburg 1805; Spiegel mit vergoldeten Rahmen, Tafelbrett, Tabakspfeife und –beutel, 12 Servietten, 26 Bilder aus dem alten Testament, Landkarten, geistliche Bücher und solche über Tierarzneikunde sowie über Gesetze, eine Sackuhr, silberne Hemdknöpfe, Hosenschnallen und Kaffeelöffel, ein Pelz mit Moskowiterfellen ausgeschlagen, ein stahlgrüner Jagdrock, kreditorene- und Kaschmirwesten, blaue Tuchhosen, brauner Tuchmantel, ein Hut mit Wichsleinwand überzogen, baumwollene und silberfarbene Strümpfe, Filzstiefel aus Hirschhaut.

1758 besaß ein Hofstatthaus in Katzelsdorf Silber-, Kupfer- und Zinngeschirr; ein Bauer derselben Gemeinde verfügte über 16 silberne Kamisolknöpfe und Tischteppiche, während ein Hauer eine silberne Tabakbüchse, Kette, Ringel, Nadel und 8 Knöpfe hatte. Dies zeigt von einer gewissen Wohlhabenheit unserer Ahnen.

Bei einem Krämer in Hauskirchen 1808: eine Stockuhr, mit vergoldetem Postament und Glaskasten, ein eichener Schreibkasten mit Aufsatz, ein Glaskasten, eine silberfarbene Bettstatt, ein Bücherstellen, ein großer Spiegel mit Goldrahmen, eine Nachthängelampe, Barometer, Rohrsessel, eine Porzellan-Zuckerbüchse, silberne Hosenschnallen, Sackuhr, Löffel und Schuhschnallen, eine Golduhr, damastene Servietten, Wollmatratzen, ein gelbzeugener Männerrock, ein lichtschwarzer, ein aschenfarbener und blauer Kaputrock, ein Frack und ein Koffertuch.

Im Pfarrhof von Nieder–Absdorf 1789: Feuerzeug, Papierschere, Schreibkasten, lederne Unterkleider, Samt- und weiße Pudelhaube, Kastorhut, Strohhut, Mantel, Rock, Beinkleider, Manchesterweste, Ledersessel, Zischmen, Haarpuderbüchse, Messingleuchter, 6 Hemden, 4 Tischtücher, 14 Servietten, 11 Schneuztücheln, 7 Paar Strümpfe, 3 Paar weiße Handschuhe, 4 Handtücher, ein Schlafrock, 2 Schlafhauben, silberne Messer und Löffel, Kaffeemühle, Kaffee- und Teegeschirr aus Porzellan, Trink- und Wermutgläser, Gewürzwaage und –schachtel, Maßkrügel, Zuckerlöffel; viele Bilder von Heiligen, vom Papst, Kaiser Karl und Kupferstiche; die hl. Schrift, ein marianisches Psalter, ein Predigtbuch, eine geistliche Sittenlehre, ein marianisches Alphabet, das eingefleischte Wort Gottes, Historie universale, auserlesene Sonntagspredigten, Epistel Pauli an die Römer, Himmelbrot, evangelischer Weltspiegel, erbauliche Lobrede, Christliches Jahr und Leiden Christi. Seidenwürmer, ein Gatterschlitten und eine halbgedeckte Kalesche sowie 14 Simperln mit der Brotrehm.

Die Pfarrerköchin in Ringelsdorf besaß 1798: eine Haube von Goldstoff und eine von grüner Seide, einen Pelz von grünem Damast, einen Rock von rotem Piket, ein grünseidenes Miederleibl, Schuhe aus grüner und blauer Seide, staublederne Schuhe.

Im Pfarrhof von Herrnbaumgarten 1788 : aus Silber: ein Salzfaß, Tabakdose, Uhrkette, Vorleglöffel, Messer, Opfertaler und Löffel; 20 Paar ordinari vergoldete Partikeln, ein Tabatier mit Perlmutter, seidene Schlafhaube, schwarzes Sametkappel, ein ausgelegter Spieltisch, ein „domo Brett“, ein Tisch mit Marmorstein, ein Tafeltisch mit gewichster Leinwand, Kaffee- und Teekandeln, Schokoladebecher, Rosoglio Stempelgläser und Krügeln, Gläser mit vergoldetem Rand, geschliffene Extragläser, Hollitscher weiße Teller und Suppenschalen, Kuchelwandl, blecherne „Tatzen“, Tafelbrett, eine Stockuhr mit Reiter, 37 Bilder, gipserne Bilder, ein Pariser Kastorhut, ein Paraplui, eine Serviettenpresse, ein mit Eisen beschlagener Rübenstößl, 27 Fässer Wein im Keller.

Pfarrerköchin in Rabensburg: ein gelb leiwander Überrock, ein weißes Seidenkleid von Liwinzer Zeug, ein Muschelinkleid mit kurzen Ärmeln, ein Muschelinrock, ein „perkalenes“ Kleid und ein solcher Überrock, ein „perkalener“ Rock mit Portur.

Beim Wundarzt in Hauskirchen 1810 : Zinnschüsseln,- teller, -kandln und –schalen, ein silberfarbener Pelz, eine schwarze Tuchweste mit Blümeln verziert, eine gedruckte, eine kammertuchene, eine samtene und gelbseidene Weste, ein dreieckiger, ein runder und ein lederner Hut, Schmißerln, rotseidenes Parisol, Rohrsopha und –sesseln, Bettmatratzen, Strohsessel, ein Kastlbild, ein Porträt, 40 Bücher über Chirurgie, 60 Gläser, 17 Tegel, 2 Abziehsteine, Brennkessel, Barbierbecken und –messer, zinnerne Klistierspritze, Mundspritzeln, Schröpfköppel, Aderlaßzeug, Apothekerwaage, ein Elektrisierkastel, ein eiserner Ofen, Reisekoffer, Reisetrügerl, Tintenkrug und Reittafel.

Beim Dr. med. Michael Ducka in Poysdorf 1817: weiße Muschelin Fenstervorhänge, ein Messingkreuz, ein Toilettenkastel, goldene Frauenuhr, silberne Frauendose, Goldringe und –ohrgehänge, 5 Schnur weiße Knopferln mit gelben Schließen, 6 Schnur Granaten, Stiefelhaken, Reitpeitsche, Stahlsporen, ein Reitpferd um 80 fl, ein weißer „Ridikill“, ein blautuchener Schabrack, ein Schlafrock, „weißpergalline“ Frauenhandschuhe, ein schwarzer Sametfrauenhut mit Federn, ein grüntaffetes Paraplui, 4 Frauennachthemden und Bäckereigeschirr.

Im Schulhaus von Nieder–Absdorf und Bernhardsthal 1738: ein kleiner Spiegel, furnierter Wäschekasten mit 3 Schubladen, ein furnierter Kleiderkasten, Bettstatt, Schreibkasten, Gläserkasten, Kanapee, Ovaltisch, Auszugtisch mit grüner Wichsleinwand überzogen, ein Betschemel, eine spanische Wand, ein eiserner Fleckenherd, 4 harteschene abgenützte Polstersessel, Leder- und Schlafsessel, Stockuhr vom Meister Egidius Rauch verfertigt, hölzerne Standuhr, silberne Sackuhr, Zinnteller und –schüsseln, Majolika Geschirr, eine Badewanne, ein Standerl saure Rüben. 7 Männerhemden, ein schwarzseidenes Halstuch, blaugestreifte Schnupftücher, „Gardy“ Hosen, stahlgrüne, kastanienbraune und „kasiminer“ Beinkleider, eine weißgetupfte zickerne Weste, ein dunkelbrauner Tuchfrack, ein stahlgrüner schon umgedrehter Tuchfrack, ein franzblauzeugener Sommerfrack, ein tuchener Kaputfrack von gleicher Farbe, ein Schlafrock „von falber Kronrasch“, ein Reisepelz mit grünem Zeug überzogen, ein Hut, eine grüne Haube, 2 Paar Stiefeln, Rupfenstecken, Bürste, 6 große Bilder mit Rahmen, Klavier, Geige, Atlasleibl, Schleier, Crisettüchel, schwarze und weiße Halsketten, Handschuhe, goldreiche Haube. Das Brautkleid der Reinthaler Schulmeisterin schätzte man 1772 auf 14 fl 12 kr = der Wert von 5 Bienenstöcken; hier sah man als Andenken einen Wolfszahn in einem Silbergefäß.

Der Bestandwirt in Unter Themenau besaß 1833 zwei goldene Sackuhren und Silberlöffel. Der Ledermeister Franz Lackner in Poysdorf hatte Pretiosen im Werte von 310 fl (1816), einen Nußbaumkasten mit Bronzearbeit, 2 Nußbaumbettstatten, 6 Sessel, Sopha, Tafeltisch, ein Kreuz im Glassturz, 1 Aufwarter, 12 Hemden, 12 Paar Strümpfe, 6 Schuhe, 3 Tafeltücher, 12 Servietten, 8 Handtücher.

Zum Schluß einige sonderbare Dinge: 1765 in Reinthal eine „Knöth Schragen“ bei der Hanselbank, ein übertragener „Rokolohr“ in Waltersdorf, 1762 in Hohenau bei einem Maler ein „alter Winter Patzen“, „ein triebener Winter Stutzen“. 1769 zwei Fahrtln Anten Beyer á 45 kr, 1782 in Rabensburg ein Stück „Fleischbart“ und ein steirischer Stiebich, 1819 in Alt Lichtenwarth 2 Stück „Kober“.

Veröffentlicht in: „Österreichische Zeitschrift für Volkskunde“, 1950, S. 156 - 165

Hauszeichen

Wer aufmerksam durch die Straßen Poysdorfs geht, bemerkt an einzelnen Häusern verschiedene Zeichen, Bilder, Tafeln und Wappen. Dies alles ist ein kleiner Überrest von der Volkskunst, in der sich das Seelenleben unserer Ahnen, ihre Freude, die Angst, die Furcht und den Schmerz ausdrückten. Das Wohnhaus war ja dem Bauer seine ganze Welt. Er schmückte es nach bestem Wissen und Können. Dass die religiösen Bilder überwiegen, ist ja selbstverständlich. Da treffen wir Bilder der Heiligen Dreifaltigkeit, die ja in den Tagen der Pest von unserem Volke besonders verehrt wurde. Gott Vater und Gott Sohn sitzen in den Wolken, der Heilige Geist schwebt als Taube über ihnen und zahlreiche Engelköpfe schauen aus den Wolken hervor. Mit diesem Bilde stellte der Hausbesitzer sein Haus und seine Familie in den Schutz des Allmächtigen, wenn die Pest in unserer Heimat wütete. Neben dieser Seuche waren Hochwasser und Feuer noch sehr gefürchtet. Die Schutzheiligen gegen diese Gefahren waren der heil. Nikolaus und der heil. Florian. Die Bilder und Statuen von dem letzterem sind bei uns häufig anzutreffen, wie er als römischer Hauptmann in den Wolken steht, in der einen Hand eine Fahne hält und in der anderen ein Gefäß, aus dem das Wasser auf ein brennendes Gebäude fließt. Im Hause des Herrn Charwat ist noch eine Florianstatue aus dem alten Kapuzinerkloster zu sehen. Als es aufgehoben wurde (1788), verkaufte man die Einrichtung der Kirche und die Leute erstanden die Bilder und Statuen. Am häufigsten bemerkt man Bilder der Jungfrau Maria, deren Verehrung im Zeitalter der Gegenreformation eine weite Ausdehnung annahm. Die „Zellermuttergottes“, die von Wranau und dem Altbrünner Königskloster, sind stark verbreitet. Das darf uns nicht wundern, da ja diese Gnadenorte von den Poysdorfern alle Jahre besucht wurden. Maria Zell ist doch der bedeutendste Wallfahrtsort in Österreich und Wranau die Lieblingsstätte des Fürstenhauses Liechtenstein, das in paradiesischer Einsamkeit mitten in der „Mährischen Schweiz“ unweit der bekannten Mazocha liegt.

Einige Tafeln erinnern uns an traurige oder freudige Ereignisse unserer Heimat. Da ist es eine große Gedenktafel im Hause des Herrn Bürgermeisters Schwayer, die uns berichtet, dass am 27. Dezember 1820 der Kaiser Franz I. und seine Frau und am 29. Dezember 1820 der Kaiser Alexander von Russland hier übernachteten. Damals war es ein bekanntes Gasthaus „Zum weißen Löwen“, in dem viele durchreisende Fremde über Nacht blieben. Am Hause des Herrn Eisenhut und an der Scheune des Herrn Messinger geben uns zwei Tafeln die Höhe des Wasserstandes an, als durch einen Wolkenbruch im Jahre 1814 und 1925 der Poybach aus seinen Ufern trat und den Markt überschwemmte. So einfach diese Tafeln sind, so sprechen sie doch eine eindringliche Sprache von dem Schrecken und dem Unglück, das durch ein Hochwasser unserer Heimat drohte. Auch der Baumeister J. Mattner ließ bei seinem Wohnhaus in der Laaerstraße rückwärts beim Poybach eine Tafel anbringen, die uns die Wasserhöhe von 1925 anzeigt.

Über der Einfahrt in die alte Froschmühle – heute im Besitz des Herrn Vogelsang – hängt das Wappen der Grafen von Trautsohn, die neben dem Fürsten von Liechtenstein einen bedeutenden Besitz und viele Untertanen im Markte hatten. In dem Wappen sieht man ein Hufeisen und mehrere Tierfiguren, die uns den Besitz der Familie angeben, und zwar deutet der Hahn auf Sprechenstein, der Gemsbock auf Schroffenstein – beide Orte liegen in Deitsch=Südtirol – und der Falke auf unser Falkenstein. Die Wappentiere sowie die Namen „Zum weißen Rössl“, „Zum schwarzen Adler“ und „Zum weißen Löwen“ führen uns in graue Vorzeit zurück, als diese Tiere schützende Dämonen und gute Hausgeister waren, die Haus und Hof vor Unglück bewahrten. Haben doch unsere Ahnen vor dem Wohngebäude, vor Stall und Scheune Köpfe von Pferden und Kühen auf hohen Stangen aufgestellt, um den Einfluss der bösen Geister zu bannen. Das Pferd war unseren Vorfahren ein heiliges Tier und stand in so hohem Ansehen, dass man es zur Arbeit gar nicht benützte. Eulen als Sinnbild der Gelehrsamkeit und Schlangen als Zeichen der Verjüngung und Gesundheit treffen wir bei Apotheken. Die alten Trafiken hatten auf der Aushängetafel einen gewaltigen Türken, der aus einer langen Pfeife rauchte. Dieses Bild ist geschichtlich begründet, da die Türken unsere Lehrmeister im Rauchen waren und das Rauchen aus Porzellanpfeifen seit 1683 sich rasch in unserer Heimat ausbreitete. Die Wiener sahen von der Stadtmauer die rauchenden Türken, die vor ihren Zelten hockten oder saßen und hielten dieses Bild fest.

Wie der Adel stolz auf seine Wappen war, so hat sich auch im Bürgertum diese Vorliebe entwickelt und besonders waren es die Fabriken und Geschäftshäuser, die ihre Gebäude mit solchen Hauszeichen schmückten. So hatte die ehemalige Lederfabrik des Herrn Lackner (heute ist es die Bäckerei des Herrn Kowarik) zwei gewaltige Löwen im Firmenschild, die jetzt im Presshaus des Herrn Lewitsch zu sehen sind. Im Wohngebäude des Herrn Franz Hauser ist ein Wappen aus dem Jahre 1661 mit den rätselhaften Buchstaben „ I A A P V Z“ eingemauert. Die mündliche Überlieferung berichtet von einem Baron Fichtl, der hier im 16. Jahrhunderte lebte; doch sind keine Urkunden über ihn aufzutreiben und in den Archiven kommt sein Name nicht vor. Auch das erwähnte Wappen in der Vogelsangmühle gab Anlass zu einer Sage von dem Baron Mechtl, der mit seinem treuen Diener Wilhelm nach Babylon reiste. Die Familie Mechtl lebte wirklich in Poysdorf.

Die Handwerkerzeichen stammen aus einer Zeit, da unsere Leute noch nicht lesen und schreiben konnten. Da mussten die Meister ihr Haus und ihre Werkstätte durch ein äußeres Zeichen bemerkbar machen. Der Schuster wählte den Stiefel, der Schlosser ein Hufeisen, der Bäcker ein Brot, der Binder ein Fass, der Sattler den Pferdekopf, der Hutmacher einen großen Hut und der Töpfer in der Singergasse hatte über dem Eingang einen Zwerg, der mit einer Keule in die Heferln und Schüsseln hineinschlug. Oft waren diese Zeichen mit humorvollen Sprüchen versehen, wie z. B. ein Schuster in Feldsberg zu dem verkehrten Stiefel folgende Verse schrieb:

„Weil jetzt die Welt so aufgeklärt,

ist der Stiefel umgekehrt;

doch sollt es einmal besser werden

kommt der Absatz auf die Erden.“

Schöne Arbeiten sind die Wirtshauszeichen. So zeigt der Keller des Herrn Tillich an der Brünnerstraße eine Bierkanne, die an einen verzierten Arm aus Schmiedeeisen hängt. Eine Nachbildung der alten Weinglocke, welche den Zechern die Sperrstunde verkündete, kommt bei uns auch vor. Das Bild des sagenhaften Königs Gambrinus bemerkte ich noch vor Jahren an einem Gasthaus. Der Name wird abgeleitet von Jan primus, das war Johann I. von Brabant, der im 13. Jahrhundert lebte und ein Freund und Gönner der Bierbrauer war. Er hat aber nicht, wie es immer heißt, den Deutschen das Bierbrauen gelehrt, da ja unser Bier schon um diese Zeit bekannt war. Dass man Kröten oder Frösche in die Häuser einmauerte, damit die Bewohner vor jedem Unglück bewahrt bleiben, ist eine häufig vorkommende Sage. So wurde z. B. in der Pfarrkirche von Mistelbach eine Kröte eingemauert, auch von der alten Froschmühle in Poysdorf wird dasselbe berichtet. Manche Häuser begnügten sich mit steinernen Froschfiguren, die neben der Haustür oder dem Hoftor zu sehen sind. Solche Figuren erblickt man in der Wienerstraße gegenüber der Knabenschule.

Die Hauszeichen gehören einer vergangenen Zeit an, als man noch nicht das Hasten und Jagen und den scharfen Lebenskampf kannte. Sie passten so recht zu den schmalen, winkeligen Straßen, zu den niedrigen Häusern und den kleinen Plätzen. Heute weht ein neuer Geist. Der Geschäftsmann hat große Schaufenster und farbenreiche Reklametafeln, die oft stark das Bild der Landschaft beeinträchtigen.

Handschrift von Franz Thiel

Hochwasser in Poysdorf

Der Poybach ist ein kleines, unscheinbares Wassser, das in manchen Jahren einen großen Schaden verursachte. Die Hochwassergefahr ist eben im Weinviertel von großer Bedeutung, da infolge des geringen Waldbestandes das Regenwasser rasch abfließt und sich in den Niederungen sammelt; die kleinen Bäche können die Wassermasse nicht fassen, sie treten aus und überschwemmen das Land. Das Gemeindegedenkbuch führt mehrere derartige Ungewitter an.

Am 28. September 1814 ging abends um 6 Uhr ein Unwetter mit Blitz und Donner über Poysdorf nieder. Hagel und Eiskörner prasselten auf die Hausdächer, alle Wege und Straßen glichen Gebirgsbächen, das Wasser stürzte von allen Seiten zum Poybach, der die Menge nicht aufnehmen konnte und aus dem Bette trat. An seinen Ufern lagen große Vorräte an Bauholz, da ja im gleichen Jahre ein Feuer am 15. April 107 Häuser vernichtet hatte. Die Wassermassen schwemmten das Holz mit, das aber die Brücken verlegte, sodaß der Bach austrat und in die Seitengassen floß. Poysdorf glich einem See, aus dem nur die Häuser herausragten, überall rauschte und heulte es, mannshoch stand das Wasser, das an die Mauern der Häuser anschlug, Tore und Türen durchbrach, in Höfe und Wohnräume drang, bei den Fenstern in Zimmer und Küche floß und über die Stufen in die Kellerräume gelangte. In den Stallungen brüllte das Vieh, das vor Angst in die Futtertröge sprang, es zerrte an der Kette, riß sich los und suchte den Ausgang, wurde aber von den Wogen mitgerissen und verschwand in einem Wasserwirbel. Laut schrien und jammerten die Leute, rangen die Hände gegen Himmel und weinten, daß es einen Stein hätte erbarmen können. Doch das Element wütete mit voller Gewalt, riß Mauern ein, zerstörte die notdürftig aufgebauten Hütten, riß Menschen und Hausgeräte mit; Strohbündeln, Bänke, Tische, Sesseln schwammen in den Fluten dahin, Menschen tauchten empor und rangen mit den hochgehenden Wogen, das Element raste; Blitze zuckten, der Donner rollte, und die Menschen wußten nicht, wie sie die anderen retten könnten. Sprachlos standen sie da in dem schweren Kampfe. Allzu früh kam die Nacht und deckte mit ihrem Schleier die Stätte des Unglückes zu. Am nächsten Tage konnte man das Unglück übersehen, das den Markt so schwer traf. Die Weinernte war zum Großteil vernichtet, 19 Menschen waren in den Fluten ertrunken, 17 Pferde, 34 Kühe, 32 Schafe, 40 Schweine und 36 Ziegen hatte das Wassser mitgenommen. Das Jahr 1814 war für den Markt das unheilvollste im vorigen Jahrhunderte.

1842 ging wieder ein Wolkenbruch über Poysdorf nieder. Es war am 21. Juli um 3 Uhr nachmittags, als ein schweres Gewitter aufzog. In den Wegen und Gassen wälzten sich die braunen Wassermassen daher, daß am Josefsplatz 3/4 Meter hoch das Wasser stand. Das alte Rathaus glich mehr einer Insel in den Fluten. Der Poybach trat aus und richtete einen großen Schaden im Markte an.

Am 12. Juli 1848 entlud sich am Abend um 9 Uhr ein Unwetter, das bis zum Morgen anhielt, sodaß wieder der Markt einem großen See glich, doch war der Sachschaden gering. Gleich am nächsten Tage folgte ein Unwetter zwischen 3 und 4 Uhr nachmittags, das so heftig war, daß der Poybach in wenigen Augenblicken das Wasser nicht fasssen konnte. Er riß die Brücken und Stege weg, vernichtete den Müllern jedes Wehr und trug viele Getreidegarben mit fort. Beim Rathause hatte das Wasser auf der Straße eine so starke Strömung, daß der Rechtsanwalt Dr. Neißer, der mitten auf der Reichsstraße stand, nicht mehr ins Rathaus gehen konnte. Der Schaden auf den Feldern war sehr groß.

Am 28. Juni 1886 erschien zwischen 4 und 5 Uhr nachmittags ein Hagelwetter mit Wolkenbruch. Es war gerade Jahrmarkt und die Kaufleute hatten ihre Waren ausgeräumt; da goß es in Strömen und die vom Felde hereinstürzenden Wassermassen trugen viele Waren mit sich fort. Am schwersten waren die Töpfer getroffen, da ihre Heferln in den Fluten fortschwammen. Niemand getraute sich in die reißende Strömung, da jeder unrettbar verloren gewesen wäre. Die Weingärten zwischen der Reichsstraße und dem Walde waren fast vollständig verhagelt; kaum ein Zehntel der Weinernte konnte sich erhalten und gerade in dem Jahre wäre viel Wein gewachsen. Jetzt entschloß sich die Gemeinde, den Bach zu regulieren. Der Staat gab 6000 fl her, das Land zahlte den gleichen Betrag und die Gemeinde steuerte 7000 fl zu dem Werke. Die Kirchenmühle wurde mit 4000 fl eingelöst, das Flußbett tiefer gelegt, am Rande setzte die Gemeinde Bäume und brachte ein eisernes Geländer an.

Am 9. Oktober 1894 kam um 1/2 5 Uhr abends ein Unwetter mit Hagelschlag. Es wurde plötzlich Nacht, sodaß die Leute voll Angst aus den Weingärten liefen; doch sie kamen nicht weit, da ein wolkenbruchartiger Regen einsetzte, der alle Feldwege und Straßen in reißende Bäche verwandelte. Bis zu den Knien wateten die Erwachsenen in den Fluten; die Kinder und Frauen, die auf dem Felde waren, konnten sich nicht retten und weinten. Die Hagelkörner verwundeten viele Menschen, daß sie bluteten und sich nicht die Wunden verbinden konnten. Grell leuchteten die Blitze, der Donner rollte, der Hagel rauschte und der Poybach glich in kurzer Zeit einem tosenden Gebirgswasser; schäumend und brausend wälzten sich die unbändigen Wassermassen dahin und führten Feld- und Hausgeräte mit; bestürzt flohen die Leute aus den Häusern, die neben dem Poybach standen. Rat- und tatlos sahen die Männer zu und wußten nicht, wo sie zuerst helfen sollten. Hoffnungslos standen sie der Naturgewalt gegenüber, die menschliche Kraft versagte im Kampfe gegen die entfesselte Natur.

Vom Huberberg floß das Wasser herein und riß die gewaltigen Eismassen mit, die da aufgetürmt lagen. Die Post, die nach Nikolsburg fuhr, blieb stecken und konnte nicht weiter. Der Kutscher deckte die Pferde mit Decken zu und wartete, bis das Unwetter sich ausgetobt hatte. Vögel und Hasen waren von den großen Hagelstücken erschlagen worden. Die Fluren glichen einer Winterlandschaft; alles war schneeweiß wie zu Weihnachten; die Weinlese ersparten sich die Hauer; denn die Trauben lagen auf der Erde. Der Schaden betrug 200.000 fl.

Im Jahre 1909 entlud sich am 29. Juli ein Wolkenbruch über Poysdorf, der die ganze Ernte vernichtete; der Schaden belief sich auf 500.000 K, es wurde gesammelt, um die allgemeine Not zu lindern. Das Ackerbauministerium, die Südmark und der Völkerverein gaben dem bedrängten Markte größere Spenden, 33%der Grundsteuer wurden abgeschrieben, doch das alles konnte den Schaden nicht ersetzen, der die Gemeinde so hart traf.

Handschrift von Franz Thiel

Hochwasser

Am 28. September 1814 ging abends um 6 Uhr ein Unwetter mit Blitz und Donner über Poysdorf nieder. Hagel und Eiskörner prasselten auf die Hausdächer, alle Wege und Straßen glichen Gebirgsbächen, das Wasser stürzte von allen Seiten zum Poybach, der die Menge nicht aufnehmen konnte und aus dem Bette trat. An seinen Ufern lagen große Vorräte von Bauholz, da ja im gleichen Jahre ein Feuer am 15. April 107 Häuser vernichtet hatte. Die Wassermassen schwemmten das Holz mit, das aber die Brücken verlegte, sodass der Bach austrat und in die Seitengassen floss. Poysdorf glich einem See, aus dem nur die Häuser herausragten, überall rauschte und heulte es, mannshoch stand das Wasser, das an die Mauern der Häuser anschlug, Tore und Türen durchbrach, in Höfe und Wohnräume drang, bei den Fenstern in Zimmer und Küche floss und über die Stufen in die Kellerräume gelangte. In den Stallungen brüllte das Vieh, das vor Angst in die Futtertröge sprang, es zerrte an der Kette, riss sich los und suchte den Ausgang, wurde aber von den Wogen mitgerissen und verschwand in einem Wasserwirbel. Laut schrien und jammerten die Leute, rangen die Hände gegen Himmel und weinten, dass es einen Stein hätte erbarmen können. Doch das Element wütete mit voller Gewalt, riss Mauern ein, zerstörte die notdürftig aufgebauten Hütten, riss Menschen und Hausgeräte mit; Strohbündeln, Bänke, Tische, Sesseln schwammen in den Fluten dahin, Menschen tauchten empor und rangen mit den hochgehenden Wogen, das Element raste; Blitze zuckten der Donner rollte und die Menschen wussten nicht, wie sie die anderen retten könnten. Sprachlos standen sie da in dem schweren Kampfe. Allzufrüh kam die Nacht und deckte mit ihrem Schleier die Stätte des Unglückes zu. Am nächsten Tage konnte man das Unheil übersehen, das den Markt so schwer traf. Die Weinernte war zum großen Teil vernichtet, 19 Menschen waren in den Fluten ertrunken, 17 Pferde, 34 Kühe, 32 Schafe, 40 Schweine und 36 Ziegen hatte das Wasser mitgenommen. 148 Häuser waren überschwemmt und 96 eingerissen. Das Jahr 1814 war für den Markt das unheilvollste im vorigen Jahrhunderte.

1842 ging wieder ein Wolkenbruch über Poysdorf nieder. Es war am 21. Juli um 3 Uhr nachmittags, als ein schweres Gewitter aufzog. In den Wegen und Gassen wälzten sich die brausenden Wassermassen daher, dass am Josefsplatz ¾ Meter hoch das Wasser stand. Das alte Rathaus glich mehr einer Insel in den Fluten. Der Poybach trat aus und richtete einen großen Schaden im Markte an.

Am 12. Juli 1848 entlud sich am Abend um 9 Uhr ein Unwetter, das bis zum Morgen anhielt, sodass wieder der Markt einem großen See glich, doch war der Schaden gering. Gleich am nächsten Tage folgte ein Unwetter zwischen 3 und 4 Uhr nachmittags, das so heftig war, dass der Poybach in wenigen Augenblicken das Wasser nicht fassen konnte. Er riss die Brücken und Stege weg, vernichtete den Müllern jedes Wehr und trug viele Getreidegarben mit fort. Beim Rathause hatte das Wasser auf der Straße eine so starke Strömung, dass der Rechtsanwalt Dr. Neißer, der mitten auf der Reichsstraße stand, nicht mehr ins Rathaus gehen konnte. Der Schaden auf den Feldern war sehr groß.

Im Februar 1862 trat der Poybach nach einem Unwetter aus seinem Bett und verursachte einen nicht unerheblichen Schaden an den Häusern und Scheunen, die neben dem Bache stehen.

Am 28. Juni 1886 erschien zwischen 4 und 5 Uhr nachmittags ein Hagelwetter mit Wolkenbruch. Es war gerade Jahrmarkt und die Kaufleute hatten ihre Waren ausgeräumt; da goss es in Strömen und die vom Felde hereinstürzenden Wassermassen trugen viele Waren mit sich fort. Am schwersten waren die Töpfer getroffen, da ihre Heferln in den Fluten fortschwammen. Niemand getraute sich in die reißende Strömung, da jeder unrettbar verloren gewesen wäre. Die Weingärten zwischen der Reichsstraße und dem Walde waren fast vollständig verhagelt; kaum ein Zehntel der Weinernte konnte sich erhalten und gerade in dem Jahre wäre viel Wein gewachsen. Jetzt entschloss sich die Gemeinde, den Bach zu regulieren. Der Staat gab 6000 fl her das Land zahlte den gleichen Betrag und die Gemeinde steuerte 7000 fl zu dem Werke. Die Kirchenmühle wurde mit 4000 fl eingelöst, das Flussbett tiefer gelegt, am Rande setzte die Gemeinde Bäume und brachte ein eisernes Geländer an.

Am 9. Oktober 1894 kam um ½5 Uhr abends ein Unwetter mit Hagelschlag. Es wurde plötzlich Nacht, so dass die Leute voll Angst aus den Weingärten liefen; doch kamen sie nicht weit, da ein wolkenbruchartiger Regen einsetzte, der alle Feldwege und Straßen in reißende Bäche verwandelte. Bis zu den Knien wateten die Erwachsenen in den Fluten; die Kinder und Frauen, die auf dem Felde waren, konnten sich nicht retten und weinten. Die Hagelkörner verwundeten viele Menschen, sodass sie bluteten und sich nicht die Wunden verbinden konnten. Grell leuchteten die Blitze, der Donner rollte, der Hagel rauschte und der Poybach glich in kurzer Zeit einem tosenden Gebirgswasser; schäumend und brausend wälzten sich die unbändigen Wassermassen dahin und führten Feld- und Hausgeräte mit; bestürzt flohen die Leute aus den Häusern, die neben dem Poybach standen. Rat- und tatlos sahen die Männer zu und wussten nicht, wo sie zuerst helfen sollten. Hoffnungslos standen sie der Naturgewalt gegenüber, die menschliche Kraft versagte im Kampfe gegen die entfesselte Natur.

Vom Huberberg floss das Wasser herein und riss die gewaltigen Eismassen mit, die da aufgetürmt lagen. Die Post, die nach Nikolsburg fuhr, blieb stecken und konnte nicht weiter. Der Kutscher deckte die Pferde mit Decken zu und wartete, bis das Unwetter sich ausgetobt hatte. Vögel und Hasen waren von den großen Hagelstücken erschlagen worden. Die Fluren glichen einer Winterlandschaft; alles war schneeweiß wie zu Weihnachten; die Weinlese ersparten sich die Hauer; denn die Trauben lagen auf der Erde. Der Schaden betrug 200 000 fl.

Im Jahre 1909 entlud sich am 29. Juli ein Wolkenbruch über Poysdorf, der die ganze Ernte vernichtete; der Schaden belief sich auf 500 000 K. Es wurde gesammelt, um die allgemeine Not zu lindern. Das Ackerbauministerium, die Südmark und der Völkerverein gaben dem bedrängten Markte größere Spenden, 33% der Grundsteuer wurden abgeschrieben, doch das alles konnte den Schaden nicht ersetzen, der die Gemeinde so hart traf.

Am 30. Juli 1925 ging über das Poybachtal ein Unwetter nieder, das allen Gemeinden unermesslichen Schaden zufügte. In den Fluten des Poybaches schwammen Hühner, Gänse, Enten, Hunde, Katzen, Stühle, Bänke, Fässer, Türen, Pflüge und Getreidegarben. Von den Abhängen der Hügel strömte das Wasser ins Tal, die Wiesen bei der Bründlkirche glichen einem See, der Josefs- und Dreifaltigkeitsplatz stand unter Wasser und in der Laaerstraße wälzten sich die Fluten. Menschen flohen entsetzt aus den Wohnungen und schleppten ihre Habe in benachbarte Häuser; Wohnräume, Ställe und Scheunen waren mit dem schlammigen Wasser erfüllt, sodass es aus den Fenstern herausfloss. Brücken und Stege wurden weggerissen und verschwanden in den Fluten. Die Vogelsangmühle glich einer Insel im Meere. Einen Meter hoch stand hier das Wasser im Hofe und mit schwerer Mühe retteten einige kühne Männer die Schweine. Stellenweise rissen die Fluten das Straßenpflaster auf. Wohin das Auge schaute, sah man nur Schlamm und Wasser. Am nächsten Tage konnten die Leute den Schaden erst ermessen, den das Unwetter angerichtet hatte. Die Ernte war vernichtet, sodass mancher Bauer mit Tränen in den Augen seine Felder durchschritt, als er das Werk der Zerstörung erblickte. Aus den Scheunen, die neben dem Poybache stehen, räumten die Leute das Getreide heraus, damit es in der Sonne trockne. Zwei Gedenktafeln – beim Herrn Mattner und beim Herrn Messinger – geben den Wasserstand des Poybaches an. In den nächsten Tagen hatte die Feuerwehr viel Arbeit, da einzelne Keller einzustürzen drohten.

Holzmaisen

Der Wald gehörte ursprünglich dem Grundherrn, der auch das Jagdrecht besaß. Er trat aber ein Stück davon den Gemeinden ab, da ja die Bewohner Holz „zur Notdurft“ brauchten. Solche Gemeindewaldungen hatten Gaweinstal und Paasdorf im frühen Mittelalter, Rabensburg, Mistelbach und Alt-Lichtenwarth 1414, Wilfersdorf 1514 und Neusiedl a. d. Zaya 1626. Der Gemeindewald, der einfach „Holz“ hieß, gehörte einer bestimmten Anzahl von Bauernhäusern; in Klein-Hadersdorf bei Poysdorf sind es 69, die eine Art Waldgenossenschaft bilden. Jeder Hausbesitzer erhält einen gewissen Anteil, den er sich nicht selbst aussuchen darf; das muß das Los entscheiden. In Niedersulz wurden 1550 einem Ganzlehner 4 Luß und einem Halblehner 2 Luß zugesprochen.

Das Ausstecken der Waldanteile besorgte der Dorfrichter mit den Geschworenen, die für die Mühe eine Mahlzeit erhielten. In Ketzelsdorf sagen die Leute: „Nach dem Ausschlagen kommt das Fraßl.“ Dasselbe geht meist auf Gemeindekosten. In Ketzelsdorf muß es der Bürgermeister zahlen, dem dafür zwei Anteile zugesprochen werden. In Klein-Hadersdorf hat ein Bauer für das Essen aufzukommen, doch ohne Entschädigung. Alle Jahre wechseln da die Gastgeber ab, nach 69 Jahren kommt wieder der erste an die Reihe. Hier nennt man das Los „Rowisch“. In Ketzelsdorf heißt das Losziehen „Rabitzl ziehen“ und in Mistelbach „Holz heben“. In Hadersdorf geschieht es meist zu Elisabeth, damit im Dezember das Holzschlagen = Holzmaisen stattfinden kann, wenn die Erde gefroren ist.

Schon einige Tage zuvor trifft da jeder die notwendigen Vorbereitungen; er schärft die Säge und die Hacken, zählt die erforderlichen Strohbandeln oder macht solche aus Eisendraht und schaut sich um Hilfsarbeiter in der Gemeinde um.

Am frühen Morgen spürt man im Bauernhause eine gewisse Lebendigkeit, obwohl es noch stockfinster ist. Die Leute beeilen sich, möglichst bald im Walde zu sein, besonders dann, wenn der Weg sehr weit ist; jedem wird etwas zum Tragen zugewiesen. Der Zöger mit der Weinflasche, dem Treibstoff, darf nicht fehlen. Alle haben warme Kleider angezogen, denn draußen weht ein kalter Wind. Still und ruhig ist die Dorfstraße, ab und zu tauchen dunkle Gestalten auf – es sind Kirchenbesucher -, einzelne Häuser sind von einer Hoflampe beleuchtet, laut hallen die Tritte der Männer auf der harten Erde. Eine geheimnisvolle Adventstimmung liegt über dem Dorfe und über den Feldern, die mit einer leichten Schneedecke eingehüllt sind. Im geschützten Hohlweg ist es etwas angenehmer, weil man hier den eisigen Wind nicht so spürt. Hier merken die Leute bald, dass sie nicht allein auf dem Wege in den Holzschlag sind; man hört deutlich fremde Stimmen in der stillen Winternacht. Längst hat sich das menschliche Auge an die Dunkelheit gewöhnt, denn man sieht schon den Weg und die nächste Umgebung. Am östlichen Himmel zeigt sich ein lichter Schein, der den anbrechenden Tag verkündet. Im Morgengrauen wird der Wald erreicht. Die Äste und Zweige der Nadelbäume haben einen leichten weißen Schimmer; es weihnachtet in der weiten Natur und jeder spürt diesen Zauber im Herzen. Schweigend schreiten die Männer dahin, ihre Gedanken sind bei der Familie, bei den Kindern und beim Weihnachtsfest, das in einigen Tagen gefeiert wird.

Bald ist der Schlag erreicht, wo der Bauer die Lage seines Loses weiß. Jeder legt seinen Wintermantel ab, dazu kommen die anderen Sachen: Zöger, „Freßbinkerl“, Säge, Bänder usw. Der Bauer schaut sich seinen Teil genau an und muß leider bekennen, dass er das große Los nicht gewonnen hat. Doch denkt er sich: „Da kann man nichts tun“ und beginnt sofort mit der Arbeit, die Kraft und Geschicklichkeit erfordert. Immer wieder saust die scharfe Hacke in den grünen Baumstamm, dass die Splitter herumfliegen. Denn er muß den Stamm nahe beim Boden dachförmig abstocken, damit er gleich wieder austreiben kann. Krachend stürzen die Stämme zur Erde, bleiben manchmal in den Ästen der Nachbarbäume hängen. Wiederholt ertönen die Rufe „Achtung!“, „Aufgepaßt!“ Wie in einem Ameisenhaufen wimmelt es von Leuten in dem winterlichen Holzschlag. Einzelne Stämme, die mit Kalk angestrichen sind, dürfen nicht abgehackt werden; es sind dies die „Losreiser“, welche 24 Jahre alt sind, und die „Überständ“, die ungefähr das doppelte Alter erreicht haben. Aus ihnen werden die großen Eichen, die dann verlizitiert werden. Die „Kreide“, das sind die Stämme, welche die Losgrenze angeben und die Nummern tragen, kann der Bauer bis zur Brusthöhe abschneiden. Den Stumpf behält sich die Herrschaft. Beim „Fürzug“ ist an den Bäumen ein Teil der Rinde abgeschält und auf der einen Seite „angepletzt“ oder mit dem Herrschaftszeichen, „Egel“ genannt, versehen. Dies macht der Heger mit dem „Egelhackl“. Diese Stämme kann der Bauer abhacken. Gewöhnlich ist ein Forstmann anwesend, der in strittigen Fällen entscheidet.

Ist ein großer Teil des Loses abgehackt, so beginnen zwei Arbeiter mit dem Bürdelhacken. Sie suchen sich zu diesem Zweck einen dicken Stamm als Unterlage. Das Abhacken der Äste nennt der Bauer „ausbeischen“; es ist dies in der Regel eine Männerarbeit. Das Astholz, „Beischhaufen“, muß schön beisammen liegen. Wer nicht genug Bandeln hat, macht sich aus den Haselnußzweigen „Wieden“, was aber der Förster nicht gerne sieht. Die meterlangen Bürdeln stellen zuerst die Leute senkrecht auf, dann macht man einen pyramidenförmigen Haufen, hinter dem die Stämme geordnet liegen. Dieses „Aufmieseln“ = auf das Maß bringen, gehört zur Ordnung. Zwischen Bürdeln und Stammholz muß ein Abstand frei bleiben, auf den Abfuhrweg wird Rücksicht genommen, die abgehackten Stammenden sollen in der Fahrtrichtung liegen. Der Bauer sucht sich zwei bis drei „Radler“, die er in der Weinlese beim Maischeführen braucht, um die „Load“ festzumachen, damit sie nicht rutscht.

Rasch ändert sich der weite Holzschlag. Unter den Bäumen, die stehen bleiben, sieht man größere und kleinere Haufen. Die Leute schalten öfters eine kurze Pause ein, machen allerlei witzige Bemerkungen, plaudern über das Maß und über das Holz, lachen und sind fröhlich, wenn die Arbeit rasch weitergeht, und vergessen nicht auf einen tüchtigen Schluck aus der Flasche.

Nicht immer scheint die matte Sonne auf die Winterlandschaft, über die sich der blaue Himmel wölbt. Manchmal braust ein Schneesturm durch den Wald oder es regnet; dann schwinden der Frohsinn sowie die heitere Stimmung. Stellt sich der Hunger ein, so setzen sich die Leute auf die Bürdeln, machen einen kleinen Kreis und verzehren ihr Geselchtes und Brot. Nachbarn leisten ihnen Gesellschaft, nörgeln über die Holzverteilungen und sprechen über die Dorfereignisse. Zum Schluß wutzelt sich jeder ein Zigarettl und geht dann, wenn er ausgeraucht hat, wieder an die Arbeit. Der Beischhaufen wird immer kleiner und verschwindet endlich ganz. Mit einem schweren Seufzer wird der letzte Ast zerhackt und Ordnung gemacht. Der Bauer schält von einem großen Stamm ein Stück Rinde ab, schreibt seinen Namen und die Losnummer drauf, steckt auf den Bürdelhaufen ein besonderes Kennzeichen und macht sich reisefertig. Jeder schneidet sich noch ein Stück Brot ab, macht einen Schluck, damit die Flasche leer wird, und packt seine Sachen zusammen. Kommt vielleicht der Heger vorbei, so erhält er auch eine Stärkung, damit er auf den Holzhaufen ein wenig aufpasst, da ja Diebstähle in der Kriegs- und Nachkriegszeit nicht selten waren. Manche Partei erschien einige Tage nachher mit dem Fuhrwerk im Holzschlag und fand einen leeren Platz vor. Während der Schlägerung ist aber jede Holzabfuhr untersagt. Langsam leert sich der weite Schlag, die Leute verschwinden, nur da und dort hört man eine Hacke oder Säge und, wenn die Dämmerung eintritt, hat auch der Letzte den Heimweg angetreten. Die Wilhelmsdorfer, die 1948 ihr Holz weit im Mistelbacher Walde hatten, nahmen sich gemeinsam ein Lastauto für die Hin- und Rückfahrt auf. Eine besorgte Partei, die nicht mit irdischen Glücksgütern gesegnet war, schrieb auf einen Zettel: „Nimm das Holz von einem Reichen, nicht aber von einem Armen!“ und steckte ihn in den Bürdelhaufen.

Daheim erwartet die Holzarbeiter ein warmes Nachtmahl, dem sie alle Ehre erweisen, denn nichts bleibt übrig, da die Waldluft Hunger macht. Dann erzählt der Vater den Kindern vom Christkind und vom Christbaum, den er gesehen hatte und der nur für brave Kinder bestimmt sei. Bei Regenwetter und weichem Waldboden ist das Wegführen des Holzes aus dem Schlage untersagt. Nach den alten Dorfrechten war der Georgitag der letzte Termin für die Holzabfuhr, weil dann alle nichtöffentlichen Wege gesperrt wurden.

Die Holzalmosen für die Armen und für die Klöster in Poysdorf, Feldsberg und Zistersdorf gehören der Vergangenheit an. Für die Falkensteiner Armen bestimmte die Herrschaft das Holz aus der „Spielleiten“ – früher „Spitalleiten“ genannt, für die Rowische der Untertanen war die „Rabischleiten“ vorgesehen – heute ist der Name vergessen. Der Pfarrwald gehörte der Kirche, die bisweilen noch die „Gluteiche“ bekam für die Glut im Weihrauchfaßl. 1774 werden im Rabensburger Revier „4 Strickl Altholz“ erwähnt und 1788 in Feldsberg ein „Schnurholzgeld“ von 18 Kreuzer. Neusiedl a. d. Zaya besaß 1821 eine eigene „Waldlade“; das dürfte eine Waldgenossenschaft gewesen sein, die aber keine neuen Mitglieder aufnahm, damit die Losanteile nicht verkleinert würden. Deswegen gab es oft Streit und Hader in den Gemeinden, weil die Neubauern und Armen auch einen Anteil forderten. Die Grundherren machten häufig den Gemeinden den Wald streitig, so dass langwierige Prozesse geführt wurden, z. B. in Mistelbach und Eibesthal. Im Rabensburger und Hohenauer Revier führten die Leute ihr Holz bald weg, da es hier viele Bienengärten gab.

Die großen Eichen, die der Weinbauer für den Keller braucht, kauft er im Lizitationswege. Da geht es oft recht hitzig zu, wenn die Preise hinaufgetrieben werden, dass mancher nicht mehr mittun kann. Hier erscheint eine Würstelfrau, die für die leiblichen Bedürfnisse der Kauflustigen sorgt. Das Abhacken der Stämme besorgte die Herrschaft, die dafür 5 % des Geldwertes einhob. Dazu gab der Bauer eine Flasche Wein noch her. Die Äste der Eichen heißen „Überholz“. Im Kriege sägten sich die Bauern selbst die Stämme ab. Zum Aufladen hat man einen Holzheber oder ein Hebzeug, um den Stamm auf den großen Wagen zu bringen.

Aufgearbeitet wird das Holz daheim. Ist das Brennholz zersägt und gespalten, so stellt man es in einen Kegel zusammen und feiert in Poysdorf den „Holzhahn“, in Herrnbaumgarten ist es ein „Lätitzl“, in Nieder-Absdorf der „Odomasch“ und in Drasenhofen ein “Valedi“, bei dem der Wein nicht fehlen darf. Vor dem Veredeln holt sich der Bauer aus dem Walde das notwendige „Mies“ = Moos, doch braucht er dazu einen Erlaubnisschein der Herrschaft, die auch einen Geldbetrag dafür verlangt. Da im Weinlande nicht so große Waldungen sind, muß viel Holz aus dem Waldviertel eingeführt werden. In der Nachkriegszeit erschienen aus dem Alpenvorland die Bauern, die nur gegen Wein ihr Holz abgaben, nicht aber für Geld.

Veröffentlicht in: „Der Winzer“, Dezember 1949, Folge 12, S. 143 + 144

Honigpreise in der Vergangenheit

Honig und Wachs waren bei uns immer wichtige Handelsartikel, die im Inlande nicht in hinreichender Menge vorhanden waren; sie wurden eingeführt, wie wir dies aus dem ersten Handelsvertrag im Donauraum, der Zollordnung von Rasselstetten aus der Zeit um 903 ersehen. Honig und Wachs kamen damals sicher aus Osteuropa, da russische Händler aus Kijew an der Donau erscheinen, um ihre Waren da abzusetzen; der wichtigste Handelsplatz war Mautern, das Weinland gehörte um diese Zeit zum Großmährischen Reich. Über den Wert und über die Preise erfahren wir nichts.

Nach dem mittelalterlichen Rechtsbewußtsein mußten sich Bienendiebe der Feuerprobe unterwerfen und über glühendes Eisen gehen. Die Wunde wurde eingebunden und nach einigen Tagen geöffnet; heilte sie, so hatte er die Probe bestanden und seine Unschuld war erwiesen. Preisangaben von Wachs und Honig fehlen aus dem Mittelalter; denn im Weinlande gab es keine Klöster, die schriftliche Aufzeichnungen machten. Erst in der Renaissance änderten sich die Verhältnisse, da diese Zeit den denkenden Menschen schuf, der mit dem Stifte in der Hand seine Wirtschaft zu führen begann, der seine Einnahmen und Ausgaben aufschrieb und ein Archiv anlegte, in dem die Schriften aufbewahrt wurden. Wohl vernichtete der Dreißigjährige Krieg dieses Kulturgut, das für die Kenntnis der Heimatgeschichte so wichtig wäre.

Nach dem Frieden von 1648 fing der Aufbau der zerstörten Dörfer, Märkte und Städte an; langsam begann die Wirtschaft wieder anzulaufen. Honig und Wachs waren im freien Handel nicht erhältlich. Jeder mußte schauen, wie er zu diesen Artikeln gelangte. Da hatte die Kirche von Hohenau 20 Bienenstöcke, die dem Pfarrer den Honig und der Kirche das Wachs lieferten. Schon damals tauchte bei uns der Zucker auf, der aber nur in Apotheken erhältlich war; 1667 wird er zum ersten Male in Mistelbach erwähnt, und zwar in einer Gewürzrechnung für eine Mahlzeit. Die Warenpreise waren nicht einheitlich für ein Land oder gar für den ganzen Staat festgesetzt; es fehlten die einheitlichen Maße und Gewichte.

Der "Wochenzettel" eines Marktes regelte die Preise für die umliegenden Gemeinden; sie waren maßgebend für den Handel und Verkehr. Aus diesen Wochenzetteln und den Verlassenschaftsabhandlungen sind die folgenden Preise für die "Dominien" (Herrschaftsgebiete) Wilfersdorf und Rabensburg zusammengestellt; zum Vergleiche sind auch andere Handelsartikel angegeben, so dass wir einen lehrreichen Querschnitt des bäuerlichen Wirtschaftslebens im Zayagebiet erhalten.

**1726** hatte ein Bauernhaus in Nieder-Absdorf 15 Bienenstöcke á 1 fl., ein Metzen Korn = 30 kr., ein Pferd 14 fl., ein Halbwagen 4 fl.

**1736** besaß in Neusiedl ein Bauernhaus (Halblehner) 6 Bienenstöcke á 1 fl. 30 kr., eine Ente 6 kr., ein Metzen Hafer 12 kr., ein Pfund Rindfleisch 4 1/2 kr., ein Eimer Wein 1 fl. 24 kr. bis 2 fl.

**1750** kostete eine Maß Honig 20 kr., eine Henne 7 kr., ein Metzen Korn 48 kr.

**1752** zahlte man für einen Bienenstock 1 fl. 30 kr., ein Schaf 1 fl., ein Schwein 4 fl., eine Henne 9 kr., eine Gans 15 kr., ein Metzen Hafer 24 kr., ein Metzen Korn 89 kr., ein Metzen Kornmehl 1 fl. 15 kr.

**1772** besaßen die Imker in Hohenau eigene Bienengärten, und zwar beim Sommerhof, beim Fatzihof und in der Ried "Biligras"; hier waltete schon ein fortschrittlicher Geist, der bestrebt war, die Bienenzucht rationell zu betreiben. 7 Stück ,,Bienbeutten" schätzte das Hohenauer Marktgericht auf 19 fl. 37 kr., 11 Bienenstöcke auf 31 fl., eine Bienenhütte auf 1 fl. 45 kr., ein Indian 24 kr., eine Maß Schweineschmalz 28 kr., eine Maß Rindsschmalz 36 kr., ein Pfund ungeschlissene Federn 12 kr., ein Krautgarten in Nieder-Absdorf 11 fl.

**1774** hatten zwei Bienenstöcke in Bernhardsthal den Wert von 3 fl., drei Webstühle auch 3 fl.

**1776** verfügte der "jubiliertgewesene" Waldbesitzer Johann Lehner in Hohenau über vier Bienengärten; er war der führende Mann in der Bienenzucht, der den Imkern mit Rat und Tat zur Seite stand. Schwärmten die Bienen, so liefen die Leute mit kleinen Glocken herbei und läuteten fleißig. Dem Vollmond schrieb man eine große geheimnisvolle Kraft zu, da es hieß: "Schwärmt ein Stock zur Vollmonsdzeit, so schwärmt er noch einmal."

**1784** zahlte man für einen Bienenstock 1 fl., **1789** aber 2 fl.; auch die anderen Preise stiegen innerhalb von fünf Jahren sehr stark; ein Metzen Korn von 1 fl. auf 3 fl., Weizen von 1 fl. 30 kr. auf 3 fl. 45 kr. und ein Schaf von 1 fl. 15 kr. auf 1 fl. 30 kr.

**1791** kostete eine Maß Honig 36 kr., ein Seidel Honig 15 kr., ein Pfund Bienenwachs 20 kr., ein Bienenstock in Bernhardsthal 13 fl., 1000 Dachziegel 3 fl. 15 kr., ein Zentner Eisen 8 fl. 50 kr., ein Metzen Korn 1 fl. 30 kr., Weizen 3 fl., Gerste 1 fl.

**1794** besaß ein Halblehner 27 Bienenstöcke á 2 fl. 30 kr., ein Zentner Heu 45 kr., ein Metzen Buchweizen 1 fl.

**1795** ergab eine gerichtliche Schätzung in Bernhardsthal: ein Bienenstock 3 fl., ein junger 2 fl., ein Bienengärtlein 10 fl., ein leerer Bienenstock 12 kr., 8 Pfund Wachskerzen 9 fl. 36 kr., eine Zuchtsau 4 fl., ein Eimer Wein 2 fl. 30 kr., eine Elle Leinwand 15 kr., ein Halblehn-Bauernhaus 800 fl.

**1801** gab es in Hohenau Bienengärten "Beim unteren Teich"; hier benutzte man zum Auspressen des Honigs Wachspressen. Die Hinterbliebenen spendeten nach einem Begräbnis der Kirche Wachs als ein Totenopfer. In Bernhardsthal lagen die Bienengärten "In der Erlau".

**1810** schätzte man einen Bienengarten von der Größe eines Tagewerkes in Bernhardsthal auf 200 fl., ein Metzen Weizen 10 fl., Erdäpfel 2 fl. 42 kr., ein Pfund Hanf 48 kr., ein Pfund Wolle 1 fl. 36 kr., eine Maß Gansschmalz 2 fl., ein Pfund Zucker 3 fl.; in Ringelsdorf kostete 1/8 Tagwerk Bienengarten beim Schafflerhof 100 fl., ein Bienenstock 8 fl., ein leerer 1 fl., eine Bienenhütte 40 fl.

**1815** - ein Mißjahr - ein Bienenstock in Bernhardsthal 5 fl., 1000 Mauerziegeln 30 fl., 200 Weinstecken 2 fl., 12 Pfund Lekwar 6 kr.

**1835** zählte man in Poysdorf 57 Bienenvölker; doch dürfte diese Zahl zu niedrig sein, denn die Leute fürchteten eine Steuer und da hört die Wahrheitsliebe auf.

**1861** kostete ein Zentner Honig 24 fl., ein Zentner Wachs 48 fl., ein Eimer Wein 10 fl., ein Metzen Korn 4 fl. 50 kr., Hafer 1 fl. 70 kr.

**1912** zahlte man für 1 kg Honig 2 K 40 h, Äpfel 40 h, Erdäpfel 10 h, Sauerkraut 20 h, Linsen 60 h, Zucker 88 h, Butter 4 bis 4 K, Rindfleisch 2 K 30 h.

**1926** 1 kg Honig 3 bis 4 S.

**1937** 1 kg Honig 4 S, Wachs 5 S, ein Bienenstock 45 bis 50 S.

**1948** 1 kg Honig 20 S, ein Bienenvolk mit Stock 500 bis 600 S.

(Die Angaben von 1926 verdanke ich dem Imker Herrn Karl Erben in Poysdorf.)

Zur Erklärung der Wertangaben: Ein Halblehnerhaus gehörte einem mittleren Bauer, der in Bernhardsthal 20 bis 30 Joch Grund hatte.

Ein Zentner hatte bis 1875 bei uns 56 kg, ein Pfund 56 dkg; von 1875 galten kg, m, hl - das Dezimalsystem.

1 fl. = Gulden, hatte 60 Kreuzer (kr.), von 1858 an aber 100 Kreuzer, 1 Krone (K) = 100 Heller (h), 1 Denar ist ein alter Pfennig, 1 Schilling = 30 Denar. Ein Tagwerk war das alte Wiesenmaß, in der Wachau auch für Weingärten, 12 Tagwerk = 1 Joch. Eine Maß hatte 1,4 Liter.

Quellenangabe:

Herrschaftsakte Wilfersdorf im Fürst Liechtensteinischen Hausarchiv.

Verlassenschaftsabhandlungen der Herrschaft Rabensburg.

Veröffentlicht in: „Der Bienenvater“, 1948, S. 288 - 290

Hundert Jahre Eisenbahn in Deutschland und Österreich

Immer war der Mensch bestrebt, sich die Naturkräfte dienstbar zu machen und mit ihrer Hilfe den harten Kampf ums Dasein zu führen. Kultur ist Naturbeherrschung. An Stelle der Händearbeit trat die Maschine – ein Segen und ein Fluch für die Menschheit. Das Altertum kennt die Sklaverei, das Mittelalter die Fronarbeit und Leibeigenschaft, die neue Zeit mit ihren vielen Erfindungen brachte uns die Maschine, die unser ganzes Kulturleben beeinflußte. Von größter Bedeutung wurde aber die Dampfmaschine, die in England schon 1698 als „Feuermaschine“ bekannt war. Die Wiener sahen 1722 eine solche im Schwarzenberg-Garten und betrachteten sie als ein Weltwunder.

In Paris tauchte 1769 der erste Dampfwagen auf, der zum Transport von schweren Geschützen verwendet wurde; doch zeigte er große Mängel, er war zu schwerfällig und kam deshalb nach kurzer Zeit außer Gebrauch.

England besaß 1795 die erste Pferdeeisenbahn, hier benützte man schon seit 1767 eiserne Schienen statt der Hölzernen.

Den ersten Dampfwagen, der auf der Straße verkehrte, hatte die Stadt Philadelphia (1804); er brauchte keine Schienen und entwickelte eine geringe Geschwindigkeit. Auffallenderweise ereigneten sich sehr wenig Unfälle. Zufrieden war man mit dem neuen Verkehrsmittel gar nicht; auch zeigte es sich, daß die Straßen zu schlecht waren für diese Neuerung.

Fulton baute 1807 das erste Dampfschiff, daß auf dem Hudson verkehrte. Er machte dem Kaiser Napoleon den Vorschlag, eine Dampfschiff-Flotte zu erbauen und damit die Eingländer zu schlagen. Napoleon fand diesen Plan zu abenteuerlich, übergab den Vorschlag einer Kommission, weil er sich dachte, so etwas müsse das Aussehen der Welt verändern.

In England erschienen in den folgenden Jahren mehrere Dampfwagen, die aber alle sehr bald verschwanden, weil sie zu schwerfällig waren und eine geringe Betriebssicherheit zeigten; man ließ endlich diesen Plan ganz fallen und wandte der Lokomotivbahn die volle Aufmerksamkeit zu. Hier, in England, erkannte man die hohe Bedeutung der Adhäsion und der Eisenschienen, doch scheiterten alle Versuche, da die Maschinen zu schwer waren.

Österreich baute nach englischem Muster mehrere Kleinbahnen in Bergwerken, so in Eisenerz, in Gmunden und bei Ratzwald; sie gerieten gar bald in Vergessenheit.

1819 erschien das erste Dampfschiff, das den Weg von Amerika nach Europa zurücklegte.

Unterdessen hatten einige Fabriken in Österreich Dampfmaschinen eingestellt; Brünn besaß die erste 1816 (Fabrik Offermann); Böhmen 1823, das Küstenland 1825 und Niederösterreich 1826.

In England erreichte ein Dampfwagen auf der Straße eine Stundengeschwindigkeit von 16 km (im Jahre 1825). Ein Jahr vorher gründete Stephenson die erste englische Lokomotivfabrik.

In der Zwischenzeit baute Österreich zwei Pferdeeisenbahnen, und zwar eine zwischen Prag – Lane in Böhmen und eine in Oberösterreich, welche die Donau und Moldau verbinden sollte. Der geistige Schöpfer dieses Planes war Franz Anton Ritter von Gerstner, der daran dachte, mit dieser Linie den ganzen Salzhandel und Verkehr an sich zu reißen. Am 7. September 1824 erhielt er die Erlaubnis zum Bau, am 28. Juli 1825 begann die Arbeit, die aber nicht recht vorwärts gehen wollte. Die Bauern leisteten Widerstand, griffen die Beamten und Arbeiter an, es fehlte an geschulten Kräften; wohl fanden 6000 Arbeiter hier Verdienst, doch war Gerstner mit ihnen nicht zufrieden, sodaß er zeitweise Pioniere einstellte.

Am 27. September 1827 vekehrte der erste Materialzug, der von Pferden gezogen wurde. Die Wagen bezog man von Gußwerk bei Maria-Zell. Leider schied Gerstner aus dem Unternehmen, ging nach Rußland und baute hier eine Bahn von Petersburg nach Zarskoje Selo, dann wanderte er nach Amerika aus. An seiner Stelle trat Matthias Schönerer, der Vater des bekannten altdeutschen Politikers. Am 1. August 1832 konnte die Linie Budweis – Linz eröffnet werden. Die Pferdebahn legte die Strecke in 14 Stunden zurück, die Eilpost brauchte 12 Stunden und die Ordinaripost einundeinhalb Tage. Die Wagen waren offen, sodaß die Reisenden den Unbilden der Witterung ausgesetzt waren; manchmal stürzten auch die Wagen um, doch regte man sich über solche Unfälle nicht besonders auf, sie gehörten ja zum Verkehr. S. Rothschild baute dann die Linie von Linz nach Gmunden. Der Fahrpreis von Linz nach Gmunden betrug in der zweiten Klasse (heute dritte Klasse) 48 fr. C. M. Den Fahrplan hielt die Bahn nicht genau ein.

Die erste Lokomotivbahn besaß England, wo am 6. Oktober 1829 zwischen Liverpool und Manchester der erste Zug verkehrte. Georg Stephenson errang mit seiner Maschine „Rocket“ den Sieg über alle Mitbewerber, da er mit seiner Lokomotive in einer Stunde eine Last von 20 Tonnen 20 Kilometer weit führte. Die Maschine hatte eine Rostfläsche von 55 dm², eine Heizfläche 12.8 m² und ein Gewicht von 4.5 Tonnen. Englische Zeitungen hatten schon vorher die Maschine des Stephenson lächerliche gemacht, da sich doch nur Narren einem so raschen Verkehrsmittel anvertrauen würden. Stephenson erreichte eine Stundengeschwindigkeit von 40 Kilometern. An jenem denkwürdigen Tage ahnte wohl niemand, daß diese Maschine einen Siegeszug über die ganze Welt antreten und daß mit ihr eine neue Zeit im Handel und Verkehr anbrechen werde. Zweifler und Nörgler trauten der Neuerung nicht, versprachen ihr keine Zukunft und hielten an dem Pferdefuhrwerk fest. Trotzdem begannen einzelne Länder mit dem Bahnbau; der Westen Europas und Amerika gingen den übrigen Staaten mit gutem Beispiel voran. Bezeichnend ist es, daß zuerst mit kleinen Strecken der Versuch gemacht wurde. Am 7. Dezember 1835 eröffnete Deutschland seine erste Linie zwischen Nürnberg und Fürth. Die Regierung zeichnete für diese Bahn zwei Aktien = 200 fl. und bekundete damit ihr „hohes Interesse“.

Zwei Jahre später, am 17 November 1837, rollte der erste Zug von Floridsdorf nach Deutsch Wagram. Von Wien konnte man den Zug nicht abgehen lassen, weil die Donaubrücke noch nicht fertig war. Für die erwähnte Strecke benötigte der Zug 26 Minuten. Wohl selten hat ein Ereignis auf die Zeitgenossen einen so tiefen Eindruck gemacht, wie die erste Eisenbahnfahrt vor den Toren Wiens. Gegner und Feinde gab es genug, die ihre warnende Stimme gegen den schwarzen Teufel erhoben; das Landvolk traute ihm nicht; allgemein sah man in der Eisenbahn ein Mittel, daß uns nur Not und Elend bringen werde; denn sie sei feuergefährlich, vergrößere die Arbeitslosigkeit, mache Gastwirte, Wagner und Schmiede brotlos, stürze den Bauer ins Unglück, weil er für seine Pferde, für Hafer und Heu keine Abnehmer finden würde, fördere nur die Verbrecher, die mit der Bahn rasch entfliehen, erzeuge in den Zuschauern und Reisenden Krankheiten, verursache viele Unfälle usw.. Hatte doch Thiers öffentlich erklärt, daß der Bahnbau sich nur in der Nähe der Großstädte rentieren würde. In Frankreich machten sich die Gelehrten über die Eisenbahn lustig, weil sie dem Staate nur Schaden zufüge; denn er verliere zwei Drittel der Einnahmen aus den Transportkosten; auch würde die Lokomotive stehen bleiben und nicht weiter fahren können, weil die Räder sich immer um sich selbst drehen. Allgemein sah man in der Bahn ein „Werk des Teufels“ und eine Versuchung Gottes; denn zum Fahren seien doch die Pferde und andere Tiere erschaffen und der Mensch dürfe in die göttliche Ordnung nicht eingreifen; das sei eine schwere Sünde. Ein hoher Kirchenfürst erklärte die Erfindung als ein „Teufelswerk“. Die bayrischen Ärzte verlangten neben den Bahnbauten hohe Scheibenwände, weil die Reisenden und die Zuschauer Gehirnerschütterungen und Schwindelanfälle bekämen. Die oberste Baubehörde Bayerns machte die Regierung aufmerksam, daß Erddämme für die Bahnen ungeeignet seien, dazu wären feste Mauern nötig. Trotzdem baute man Bahnen, gab vielen tausend Arbeitern eine Verdienstmöglichkeit und hielt an dem neuen Verkehrsmittel fest, dem die einsichtsvollen Männer eine große Zukunft versprachen. Ein erbitterter Gegner war der Altgraf Salm, der 1844 sagte: „Es ist schade, daß die Folter abgeschafft wurde“. Ein Freund der Eisenbahn war Friedrich Freiherr von Kübeck (gestorben 1855).

Die erste Lokomotive für Österreich kam aus England; Stephenson baute sie selbst und gab ihr den Namen „Austria“. Auch die zweite Lokomotive „Ajar“ genannt war ein englisches Erzeugnis; sie steht heute in Wien im technischen Museum. 1840 konnte die erste Lokomotive, „Patria“, die bis 1862 in Verwendung stand, in Österreich gebaut werden. Der schon erwähnte Schönerer, der in England den Maschinenbau studierte, brachte als Mustermaschine die „Philadelphia“ mit; er baute in Wr. Neustadt eine ganze Reihe von Lokomotiven. Die Sicherheit auf den Bahnen war um jene Zeit eine geringe, da es keine Betriebsordnung gab. Die Wechselbeleuchtung war ganz unbekannt, ebensowenig kannte man Signale; die Wagen hatten keine Ferdern, keine Beheizung und keine Beleuchtung. Die Verkehrsdichte war auf den Strecken sehr gering. Die Nordbahn ließ anfangs zwischen Wien und Brünn ein Zugspaar verkehren, dem 1843 ein zweites Paar folgte; im gleichen Jahre ließ sie die Wagen erster und zweiter Klasse beleuchten. Die Südbahn hatte den stärksten Personenverkehr, der auch von Jahr zu Jahr rasch anstieg. Die Nordbahn ging schon 1839 zum Nachtverkehr über. Doch machte sich überall das Fehlen jeder großzügigen Einheitlichkeit bemerkbar. Jede Linie hatte oft eigene Spurweite, eigene Wagen, eigene Tarife und nahm auf die anderen keine Rücksicht. Dies erschwerte und verteuerte den Verkehr. Wagen der einen Linie konnten nicht auf eine andere Linie übergehen. Diesem Übelstande half 1846 der Verein deutscher Eisenbahnverwaltungen ab, die Richtlinien für den Betrieb herausgab, die wegen ihrer mustergültigen Ordnung von vielen Staaten übernommen wurden. Österreich erhielt 1851 eine genaue Betriebsordnung. Bis jetzt hatte man Bahnen in der Ebene gebaut, weil das Gebirge zu große Schwierigkeiten bot. Amerika hatte die ersten Bergbahnen. In Österreich wagte sich der Bauleiter Ghega, der die Strecke Lundenburg – Brünn vollendete, an die Semmeringstrecke. Sein Plan wurde anfangs verlacht und verspottet, doch führte er ihn zum größten Erstaunen der Mitwelt durch. Es war die erste große Alpenbahn, ein Wunderwerk des technischen Fortschrittes, dem in den nächsten Jahrzehnten noch mehrere andere folgten; es waren dies die Brenner-, Arlberg-, Tauern- und Maria-Zeller-Bahn.

Die Nordbahn legte 1856 das zweite Geleise, da der Güterverkehr einen ungeahnten Aufschwung nahm. Die Nord-Süd-Richtung war im alten Österreich die Hauptverkehrsader; unwillkürlich muß man da an die alte Bernstein- und an die Venedigerstraße denken, die bis zum Ausgang des Mittelalters einen regen Verkehr aufwies. Die Südbahn führte 1857 den ersten Schnellzug ein, der von Wien nach Laibach fuhr, aber nicht täglich; die Westbahn folgte 1860 mit einem Schnellzug zwischen Wien und Salzburg.

Das Kriegsjahr 1866 zeigte, daß Österreich mit seinen Bahnlinien nicht auf der Höhe der anderen Staaten stand. Es folgte in den nächsten Jahren eine rege Bautätigkeit; zahlreiche Haupt- und Nebenstrecken, sowie viele sogenannte „strategische Linien“ wurden gebaut; Sicherheit und Schnelligkeit waren die Leitsterne für den inneren Ausbau des Verkehres. Jetzt verlangte jede größere Gemeinde eine Bahn, alle suchten den Anschluß an das große Verkehrsnetz, da ja nur die Bahnlinie den erwünschten Fortschritt bringen konnte. Es war jene Zeit, wo es zu wenig Arbeiter gab, wo viele mit einer geringen Schulbildung den Weg zur Beamtenlaufbahn einschlagen konnten. Es war die goldene Zeit, wo der tüchtige vorwärts kam.

Mit der Entwicklung der Eisenbahnen hängt der Fortschritt der letzten Jahrzehnte zusammen; Fabriken entstanden, die Gemeinden vergrößerten sich, der Fremdenverkehr setzte ein, überall regte sich neues Leben – der Aufstieg war fast zu schnell. Die Nordbahn konnte z. B. im Herbste gar nicht den Güterverkehr bewältigen, wenn die Zuckerrübenernte war. Zu den Feiertagen war der Personenverkehr eine Kraftleistung der Bahnen, die ihren Stolz darin setzten, allen Wünschen der Reisenden gerecht zu werden. Damals – um 1910 – erwog man den Plan, die Nordbahn viergleisig auszubauen. Ein Wunderwerk der Schnelligkeit und Sicherheit war der Lokalverkehr auf allen Strecken in der Nähe Wiens.

Unsere Bahnen glichen einem Rießenuhrwerk, dem man volles Vertrauen schenken mußte. Der Weltkrieg rechtfertigte diesen stolzen Gedanken, daß wir uns auf die Bahnen verlassen konnten; denn sie leisteten Unmenschliches in jenen Tagen. Wer den Aufmarsch der Armee Mackensen im April 1915 sah, wer Gelegenheit hatte, den Verkehr in den großen Etappenstationen zu sehen und zu erleben, der wird dieses Bild nie vergessen. Die Bahnen haben einen Hauptanteil an den siegreichen Kämpfen der Mittelmächte. Vielleicht war es der Höhepunkt, den damals unsere Bahnen erreichten, weil man seit dieser Zeit von einem langsamen Niedergang sprechen kann, den die Zeitverhältnisse mit sich brachten. Die Nord-Süd-Richtung hat ihre Bedeutung verloren, weil die Tschechen alle Güter von Lundenburg nach Preßburg leiten. Der größere Verkehr auf der Westbahn war leider nur eine vorübergehende Erscheinung; der erwünschte Durchzugsverkehr durch unser Vaterland blieb infolge der Autarkie der anderen Länder aus.

Nach dem Kriege baute man mehere Seilbahnen, um den Fremdenverkehr zu heben. Die Kohlennot unseres Landes zwang die Bahnverwaltung, einzelne Strecken elektrisch zu betreiben, Motorzüge und Schienenautos einzuführen. Im Kraftwagen zeigte sich ein wichtiger Gegner der Eisenbahn, da er in die entlegenen Gebirgsdörfer gelangt, die Berge der Alpenwelt erklimmt und weder an Geleise noch an Fahrpläne gebunden ist. Im Verkehr mit dem Ausland und im Güterverkehr herrscht noch die Eisenbahn, da dürfte sie noch die führende Rolle beibehalten (Kohlenzüge auf der Nordbahn). Vergleichen wir noch die Lokomotive „Rocket“ mit einer neuzeitlichen Schnellzugslokomotive; die hat eine Rostfläche von 4.47 m², eine Heizfläche von 227.5 m², ein Gewicht von 85 Tonne, eine Länge von 20 m und faßt 27 m³ Wasser sowie 9.3 m³ Kohle; in der Stunde benötigt sie 10 m³ Wasser. Die amerikanischen Maschinen sind 127 Tonnen schwer, die der Güterzüge 140.

Die Geschichte kennt keinen Stillstand und keine Ruhe, ununterbrochen arbeitet der Forschergeist und bringt Neuerungen und Erfindungen, die unserem Leben eine neue Richtung weisen. Hundert Jahre Eisenbahn – es war ein gewaltiger Schritt nach vorwärts. Dankbar wollen wir der Männer gedenken, die an dem Aufschwung mitarbeiteten und die Wegweiser und Pfadsucher auf diesem Wege waren.

Veröffentlicht in: „Niederösterreichisches Lehrerblatt“, 1935, Folge 4 + 5 (S. 43 + 44)

Im Altvatergebirge

Langsam rollt der Zug durch das liebliche Zohseetal, am westlichen wolkenlosen Himmel steht die blasse Mondsichel, leichte Nebel ziehen talaufwärts, aus dem Schornstein einiger Häuser steigen kleine Rauchwölkchen empor, auf den Straßen und Wegen ziehen vereinzelt Arbeiter dahin in die entlegenen Fabriken; die aufgehende Sonne verkündet einen schönen Sommertag, der so recht zu unserer Gebirgsreise paßt; selbst in das Herz eines verbitterten Griesgrames muß ein Lichtstrahl der Freude und Lust fallen, wenn er die erwachende Natur betrachtet, die wogenden Getreidefelder, die taubenetzten Wiesen, die im Sonnenscheine glitzern und flimmern, den lustig plätschernden Bach, der uns eine weite Strecke das Geleite gibt. Auf einmal erweitert sich das Tal, wir gelangen nach kurzer Fahrt ins Teßtal, dessen Hauptort die Stadt Mährisch-Schönberg ist. Der große Bahnhof verrät einen bedeutenden Verkehr, 5 Eisenbahnlinien laufen hier zusammen, deutscher Fleiß und deutscher Unternehmungsgeist haben hier wie in den Gebirgstälern eine blühende Industrie geschaffen, die eine materielle Quelle für die armen Bewohner ist, die dem mageren Boden kaum das fürs Leben Notwendige abgewinnen. Infolge der regen Industrie hat die Stadt in den letzten Jahrzehnten bedeutend zugenommen, die innere Stadt hat enge, kurze und düstere Straßen, die äußeren Stadtteile besitzen gerade, breite Straßen und stattliche Häuser von grünen Gärten umgeben; unter den öffentlichen Gebäuden der Stadt erwähnen wir den Prachtbau des k.k. Staatsgymnasiums, das in seiner inneren Einrichtung den modernen Anforderungen vollkommen entspricht, das „Deutsche Haus“ mit dem Stadttheater, das Gerichtsgebäude, das gotische Rathaus und das großartige Elektrizitätswerk. Die Stadt, deren Verwaltung nach dem besten Muster eingerichtet ist, bildet in nationaler Beziehung ein Bollwerk gegen die slawischen Anstürme.

Wir verlassen das „Musenstädtchen“ auf der Kaiserstraße und wandern im Teßtale aufwärts; dieses ist nicht besonders breit, auf beiden Seiten von dunkelgrünen Wäldern eingeschlossen; eine Ortschaft reiht sich an die andere; die Bauernhäuser, die nach fränkischem Muster erbaut sind, zeichnen sich besonders durch ihre Reinheit, Nettigkeit und ihren Blumenschmuck aus. Neben Ackerbau und Forstwirtschaft bildet die Industrie die Haupterwerbsquelle des Volkes; Leinen- und Baumwollspinnereien, Eisenhütten, Papierfabriken, Raffinerien, Brettsägen und Glashütten wechseln in bunter Reihenfolge in den einzelnen Dörfern ab. Mitten in einer schönen Gartenanlage neben der Straße erhebt sich auf einem hohen Granitsockel das Standbild des großen Volkskaisers, Josef II., dem die deutsche Bauernschaft hier ein treues Andenken bewahrt. Da, wo die Wälder bis nahe an die Straße herantreten und das Tal sich allmählich einengt, steht das Schloß Ullersdorf, der Schauplatz Grilllparzers „Ahnfrau“; lebensmüde und traurig steht das Schloß da, es denkt an jene Zeiten zurück, wo mutiger Rosse Gewieher und Schwertergeklirr durch die hohen Burgräume schallten; wie ein Zauberschloß aus alter Zeit lugt es durch die Büsche und Bäume heraus; wer das Gruseln lernen will, dem empfehlen wir, sich eine Nacht im Schloßparke aufzuhalten: vielleicht vernimmt sein Ohr im Rauschen des Windes das Weinen und Wehklagen der Ahnfrau und der Unglücklichen, die als „Hexen“ hier des Martertodes starben; eine Viertelstunde vom Schlosse entfernt liegt das älteste Schwefelbad Mährens, das in die Klasse der Akratothermen gehört und eine gleiche chemische Zusammensetzung hat wie die Quellen in Gastein und Tuffer; die großen Lauf- und Nadelwälder, die sauerstoffreiche Luft des Gebirges, die zahlreichen Ausflüge in die Umgebung machen Ullersdorf als Sommerfrische sehr empfehlenswert; für die Brünner Ferienkolonien ist ein großes, stattliches Ferienheim errichtet. Zur rechten Seite erhebt sich auf einem Berge die „Hohe Warte“, ein schloßähnliches Gebäude, dessen Mauerwerk mit Efeu und Farnkräutern bedeckt ist; wie das Kopfhaar einer riesenhaften Wassernixe flattern die Efeuranken im Winde hin und her; Ruhe und Frieden herrschen auf dieser Höhe, nur verworren dringen das Pochen, Hämmern, Zischen und Brausen der Zövtauer Eisenhütten vom Tale zu uns empor; Poesie und Prosa können wir diese Gegensätze bezeichnen; hier das träumerische, sagenumwobene Schloß aus alter Zeit, unten das hastende Leben der Gegenwart, hier Ruhe, unten das Getöse, hier reine, frische Luft, unten rauchende Fabriksschlote. Wir steigen den steilen Bergesabhang hinab und treten in ein Hammerwerk ein, das abseits der Straße liegt; mitten im Saale, dessen Fußboden aus gestampftem Lehm besteht, ruht ein gewaltiger Hammer; ein berußter Geselle zieht an einer Schnur, draußen rauscht das Wasser stärker, die Räder drehen sich mit einem gewaltigen Donnerschlag fällt der Hammer nieder, der Boden zittert, die Fenster klirren, erschreckt fahren wir zusammen, nur die markige Gestalt des Arbeiters steht ruhig, ein Griff, das Wasser hört auf zu rauschen, der Hammer steht still. Diese Eisenhütten stammen größtenteils noch aus dem 13. und 14. Jahrhunderte; damals blühte der Bergbau in dieser Gegend, an vielen Orten waren ergiebige Gruben, die heute leer dastehen oder verfallen sind; in diesen Gruben arbeiteten die fränkischen Kolonisten durch mehrere Jahrzehnte, mit Schlägel und Bergeisen förderten sie die in den verborgenen Tiefen ruhenden Schätze ans Tageslicht und verarbeiteten dieselben an Ort und Stelle. Spurlos sind im Leben des Gebirgsvolkes jene Zeiten nicht verschwunden, die an den Bergbau erinnern; in Sagen und Erzählungen sind jene Zeiten verherrlicht (die im Volke weiterleben als ein treues Vermächtnis unserer Ahnen). Im Mittelpunkte all dieser Sagen steht der Berggeist Altvater, der im Altvaterberge schlummert; dieser Berggeist ist der christianisierte Wodan, er war der Schutzgeist der Bergleute, er ist der Schirmherr des Gesenkes; jedes Unrecht, jede Freveltat findet in ihm den Rächer, die Tugend belohnt er; ihm zur Seite steht eine große Schar Zwerge, die in den Tiefen des Berges die ungeheuren Gold- und Silberschätze bewachen; nur am Palmsonntag soll es den sterblichen Menschen gegönnt sein, diese Schätze zu sehen; während der Priester in der Kirche das Evangelium liest, öffnet sich der Berg, schließt sich aber wieder, wenn der Priester das Evangelium gelesen hat; wer zu lange im Berge bleibt, finden den Ausgang verschlossen und er ist dem Hungertode preisgegeben.

Während wir durch den Tannenwald hinschritten, spähten wir nach allen Seiten, ob wir nicht den alten Berggeist irgendwo in einer Felsspalte sitzen sähen; leider späten wir umsonst, nur einen preußischen Bergfexen aus Natibor bemerken wir, der sich verirrt hatte; er schloß sich uns an und erzählte uns allerlei lustige Schnurren, die uns den weiten Weg beträchtlich abkürzten. Auf einmal standen wir vor der „Habsburgswarte“ die auf dem Gipfel des Altvaters steht; unser Bergfex schlug aus Freude einige Purzelbäume und tanzte mit dem Bergstock um die Warte herum. Meilenweite Wälder umgeben den Altvater, hie und da schauen freundliche Ortschaften, blühende Städte, schmucke Wallfahrtskirchen aus dem dunklen Grün; weltabgeschieden steht der Beobachter, sein Auge dringt in die weite Ferne, bis alles durch einen Nebelvorhang abgeschlossen ist; zu unseren Füßen liegt der Beterstein, auf welchem die Hexen ihre nächtlichen Zusammenkünfte hatten, das Bergstädtchen Engelsberg, der Geburtsort des Liederfürsten Engelsberg, Freudental mit den drei erloschenen Vulkanen Schlesiens, Troppau, die Hauptstadt Schlesiens, die ehrwürdige Bischofsstadt Olmütz mit den großartigen Festungsanlagen, die Industrieorte Sternberg, Neustadt und Schönberg; bunte Schmetterlinge, goldglänzende Fliegen und schimmernde Käfer beleben die Natur, farbenprächtige Blumen schmücken die Heide, alles ist still und ruhig, die Natur ruht im Dornröschenschlaf, andächtig lauscht der Wanderer, in dessen Seele auch jene Ruhe und jener Frieden einzieht, den er im Getriebe des Alltagslebens vermißt. In der Nähe der Aussichtswarte ist die Schweizerei, die höchste menschliche Wohnung im Gesenke, wo der Tourist sich von den Strapazen ausrasten kann; ein buntes Leben entfaltet sich in der rauchgeschwärzten Gaststube; da studiert das Oberhaupt einer mädchenreichen Familie die Karte, dort sitzen mehrere Herren, die dem Lehrstande angehören; sie besprechen mit ruhigen und klaren Worten ihre Reise, in ihren Reden drückt sich eine pathetische Sicherheit aus; sehr lustig geht es bei den Studenten zu, die ihrer Freude die Zügel schießen lassen, gemächlich schmaucht der Jägersmann bei dem Fenster seine Pfeife, er ist ein Feind der Touristen, die mit ihrer Neugierde überall hinkommen, selbst in die entlegensten Forste; lustige Klänge ertönen aus dem Nebenzimmer, wo eine Zither, eine Harmonika und eine Violine spielen. Die Mehrzahl der Gäste sind Reichsdeutsche, mit denen sich sehr gut verkehren läßt; die Gebirgsbewohner sind bedächtige, nüchterne Leute, die nicht im geringsten jene überschäumende Lebenslust haben, die dem Bewohner des Donautales eigen ist. Nach einem stärkenden Mahle verlassen wir die Gastwirtschaft und wandern am Kamm des Gebirges weiter; das niedrige Nadelholz gewährt uns einige schöne Ausblicke in die herrlichen Längstäler, auf deren Grunde Ortschaften sich ausbreiten. Das Gebiet durch welches wir schreiten, gehört zum Teil dem Fürst Liechtenstein, zum Teil dem Deutschen Ritterorden, zum Teil dem Bistum Breslau; weite Heideflächen wechseln mit Nadelwäldern, die aber wenig rentabel sind, da die Bäume oft nur meterhoch werden; wenn der Baum zugrunde geht, verfault er merkwürdigerweise nicht sofort, sondern bleibt mehrere Jahre kahl und öde; das Volk bezeichnet solche Bäume als „Baumleichen“.

Am „Roten Berg“ überschreiten wir die verkehrsreiche Straße, die Schönberg mit Freiwaldau verbindet und steigen zum „Heidebrünnl“ empor; vom Tale dringt das mächtige Rauschen und Plätschern der Teß zu uns herauf, während wir am Bergesabhang dahinschreiten; unterhalb der kleinen Holzkirche ist eine Quelle, deretwegen die Leute hierher wallfahrten. Kaiser Josef hat diese Wallfahrten verboten, sie wurden später zwar wieder aufgenommen, aber nicht mehr in dem großen Umfange wie früher. Schwere Zeiten brechen über das Kirchlein herein, wenn der Winter seine Schneemassen auf die Berge schüttet, wenn die verheerenden Stürme kommen; zur Winterszeit stehen die Gebäude leer, nur hin und wieder kommt ein Jägersmann in diese Gegend; oft ist das ganze Kirchlein eingeschneit und nur die Wetterfahne schaut aus der weißen Schneedecke heraus. Gegen Sonnenuntergang erblicken wir den „Fuhrmannstein“; in dem Steingebilde erkennen wir ganz deutlich einen Wagen von zwei Pferden gezogen, hinter dem ein Mann geht; die Sage erzählt, daß zur Zeit einer Hungersnot im XIII. Jahrhundert dort ein Knecht mit Brot nach Schlesien fuhr; in seinem Groll über die steinige Straße warf er die Brote zum Teil herab und zertrat sie mit den Füßen; zur Strafe wurde er in Stein verwandelt und steht auf einsamer Bergeshöh. Vereinzelt finden sich hier in den Wäldern Bauden und Schutzhütten, wie solche der Wanderer im Riesengebirge findet; sie dienen zum Aufbewahren des Heues, das im Winter auf Schlitten ins Tal geführt wird, als Zufluchtsstätte, der Waldarbeiter und der Jägersleute, die sich bei Gewittern hierher flüchten; ein eigener Zauber umgibt diese Bauden, wenn zur Winterzeit der Sturmwind durch den Wald saust, daß die Bäume stöhnen und ächzen, wenn meterhoch der Schnee liegt, wenn Hirsche und Rehe, zutraulich die Nähe des Menschen aufsuchen; am offenen Herd knistern die Fichtenscheiter und verbreiten eine angenehme Wärme, der alte, wetterharte Förster erzählt Sagen und Märchen von dem „weißbärtigen Alten,“ von seinen Zwergen und Kobolden.

Dann wird’s in unserem Busen helle,

Im Herzen, daß sich selber kennt.

Vernunft fängt wieder an zu sprechen,

Und Hoffnung wieder an zu blühn.

(Goethe „Faust.“)

Nach einer mühevollen Wanderung gelangen wir auf die Hochschar, auf deren Seitenabhang das neue aus Stein erbaute „Georg-Schutzhaus“ steht; von dem Plateau des Berges übersehen wir Oberschlesien und einen großen Teil von Preußisch-Schlesien; im Talkessel liegt die Stadt Freiwaldau mit ihren großen Leinwandfabriken, links an der Bergeslehne zieht sich Gräfenberg hin, „Die Perle Schlesiens“; hier gründete der schlichte Bauer Vinzenz Priesnitz im Jahre 1826 die erste Wasserheilanstalt, die bald einen Weltruf erlangte und heute von tausenden Patienten besucht wird; die dankbare Menschheit hat dem Begründer des Kaltwasser-Heilverfahrens in Gräfenberg zahlreiche Monumente mit Aufschriften in fast allen europäischen Sprachen gesetzt. Am nördlichen Horizonte erblicken wir das „schlesische Rom“, die Stadt Neisse, früher eine starke Festung, die aber seit einigen Jahren aufgelassen ist; in der schier grenzlosen preußischen Ebene heben sich inselartig einzelne Dörfer und Schlösser ab, den Vordergrund des schönen Rundbildes erfüllen die träumerisch sich hinziehenden Berge und Hügel der Sudeten. An seltsam geformten Granitblöcken führt uns der Weg hinab in das idyllisch gelegene Bergstädtchen Goldenstein, das erst vor drei Jahren durch eine Feuersbrunst zum großen Teil eingeäschert wurde; mitten im Städtchen erhebt sich ein kleiner Hügel, auf dem eine verfallene Ruine steht, knorrige Eichen und weiße Birken wachsen in dem Gemäuer, das traurig herabschaut auf die stattlichen Häuser der Gegenwart, ein alter „Schüttkasten“ ruft in unsrem Geiste jene traurigen Zeiten des Jahres 1770 wach, als eine große Hungersnot hier herrschte, als zum erstenmal die Kartoffeln angebaut wurden; in dem „Schüttkasten“ wurde das Getreide aufbewahrt, das unters Volk verteilt wurde; in der Nähe Goldensteins liegt das einzige Graphitbergwerk Mährens, das noch heute abgebaut wird. Nach dem Besuche dieses Bergwerkes löste sich unsere Reisegesellschaft, der vergnügte und stets lustige Bergfex fuhr ins Adlergebirge bis Bad Reinerz, die schlesischen Kollegen reisten nach Weidenau, wir aber kehrten nach Schönberg zurück; pustend und schnaubend rollt der Zug auf den Eisenschienen dahin, die sich in großen Schlangenwindungen durch das Marchtal ziehen; der schwarze Rauch der Lokomotive zeichnet einen langen Strich am Himmelsgewölbe, es ist der Schlußstrich unserer letzten Reise ins Altvatergebiet.

Veröffentlicht in: „Niederösterreichische Volksbildungsblätter“, 1. 9. 1912, Nr. 359, S. 137ff

Im Kampf die Schädlinge des Weinstockes

Keine Pflanze unserer Heimat hat so viele Feinde wie der Weinstock, die dem Hauer seit alter Zeit viel Kummer und Sorge bereiten; mit verschiedenen Mitteln suchte er ihrer Herr zu werden und den Weinstock vor jedem Verderben zu bewahren. Diese Schädlinge waren Naturgewalten (Frost, Kälte, Hagelwetter und Hochwasser) oder Tiere (Stare, Sperlinge, Füchse, Wildschweine, Heuschrecken, Rebenstecher, Heuwurm und Sauerwurm).

Gegen die Naturgewalten waren unsere Ahnen fast machtlos; sie erblickten in ihnen böse Geister, Dämonen und Hexen, die dem Menschen auf jede Art Schaden zufügten. Aus dem religiösen Empfinden versuchte er, diese Gefahren zu beseitigen. Betend und singend zogen und ziehen noch heute die Bauern vor dem Himmelfahrtstage durch die Felder und Weingärten, damit sie von jedem Feinde verschont bleiben. Altgermanisches Brauchtum im christlichen Gewande leuchtet aus diesen Flurumzügen, die am Fronleichnamstag ihren Höhepunkt erreichen. Andere Abwehrmittel zu gebrauchen hielten unsere Vorfahren für eine Sünde, weil sie in diesen Heimsuchungen die strafende Hand des Allmächtigen sahen.

Zur Abwehr der schädlichen Naturgewalten errichteten die Ahnen auf Bergeshöhen, den sogenannten Wetterwinkeln, Bildstöcke oder Holzkreuze. Im Volke hießen sie Wetterkreuze; manche sind gemauerte Tabernakelsäulen oder kleine Kapellen, die weit hinausschauen in das Bauernland. Solche gab es in Obersulz die „Mariahilfkapelle“, in Wilfersdorf den „heiligen Berg“, in Wetzelsdorf das „Sechterbergkreuz“, zu dem noch heute am Johannestag in der Sonnenwende die Gemeinde eine Prozession unternimmt, in Poysdorf das „Knollsche Wetterkreuz“, in Wilhelmsdorf das „Tahofkreuz“ und in Herrenbaumgarten die „Urbanikapelle‘‘ — 1770 Pestkreuz genannt.

1638 war bei uns ein sehr trockener Sommer, so daß die Ackererde infolge der Hitze „ganz zerkloben“ war, wie der Marktschreiber Georg Singer uns berichtet: da erschienen viele „aschfarbene Khöffer mit Spitzigen Mäulern“. Fürs Getreide war es ein Mißjahr, nicht aber für den Wein, da sich die Leute „in Erkhauffung der Vässer am Geld erschöpften“. 1639 zeigten sich in den Weingärten wieder viele „Khöffer“ im Mai und Juni. Da gingen Prozessionen durch die Felder und Weinberge; in Poysdorf stand vor dem Walterskirchner Tor — das geschah auch in anderen Gemeinden — „eine Load voll Wasser“, die der Geistliche gesegnet hatte. Damit besprengten die Leute bei den Prozessionen die Weinstöcke und Felder; es gingen die „Khöffer“ zugrunde, welche die Milch des Getreides ausgefressen hatten, ein Regen machte dann den Schaden gut.

Die Heuschrecken waren früher gefürchtete Schädlinge (1685, 1693, 1730, 1748, 1749); sie erschienen in so großen Scharen, daß sie die Sonne verfinsterten. Die Bauern machten große Feuer, läuteten die Kirchenglocken, schossen Pistolen ab und suchten mit Trompetenschall und Trommelwirbel die Tiere zu vertreiben; an diese Schädlinge erinnern die Käfer- und Heuschreckenkreuze (in Poysdorf und in Walterskirchen).

In Wetzelsdorf unternahmen die Bauern alle Jahre eine Wallfahrt nach Maria-Dreieichen, damit ihre Weingärten von den Butzenstechern verschont bleiben. Diese hatten in Poysdorf das Weingebirge „Ebenthal“ zugrunde gerichtet, so daß die Hauer hier das „Butzenstecherkreuz“ errichteten. In Wilfersdorf zogen die Bewohner mit dem Bilde des hl. Anselm durch die Fluren, damit die Feldfrüchte keinen Schaden erleiden. Die Wilhelmsdorfer beschlossen 1679, an einem Samstagnachmittag nicht zu arbeiten, damit ihre Weingärten vor Schauer und Mühltau [Mehltau?] bewahrt bleiben; dieser Brauch bestand in Falkenstein seit 1528.

Zeigten sich im Sommer schwarze Wolken und rollte in der Ferne der Donner, dann ertönte von dem Turm der Kirche die Wetterglocke. In Walterskirchen bekam der Mesner für diese Arbeit von jedem Felde zur Erntezeit die „Wettergarbe“, die er sich selbst heimführte. Im Bauernhaus zündete die Mutter bei einem Gewitter rasch die Wetterkerze an, stellte sie mitten in die Wohnstube und die Kinder beteten den Wettersegen; war auf dem offenen Herd noch eine Glut, so warf sie einige geweihte Palmkatzerln, auch Palmzweige oder Birkenästchen vom Fronleichnamstage in das Feuer.

In den heißen und trockenen Jahren um 1720 war neben dem Wetterläuten auch das Abschießen von Böllern auf den Bergeshöhen im Gebrauch, um die Unwetter zu vertreiben. Sehr alt ist die Sitte des Räucherns bei Frostgefahr; denn der Feldsberger Schloßinspektor Johann Wiegand erwähnt sie 1759 in seinem Buche „Der wohlerfahrene Landwirt“. Es gab aber viele Gemeinden, die nichts taten, und meinten: „Da kann man nichts machen; der Herr hat’s gegeben, der Herr hat’s genommen.“ Dem Reichen, der einen vollen Weinkeller hatte, war es oft ganz recht, wenn ein Frost kam, weil dann der Wein im Preise stieg; hart traf es den Armen der mit der Jahresfechsung rechnen mußte.

Gegen die Stare, die im Herbst den Weingarten Schaden zufügten, stellten die Bauern Windradeln, Sturenschrecken, Tattermanne u. dgl. auf. 1754 verlangte die Wiener Regierung, daß jeder Erwachsene fünf Spatzenköpfe abliefere, weil diese Tiere einen großen Schaden anrichteten. Die Wildschweine wurden unter Kaiser Josef II. abgeschossen, das Wetterläuten, die Wallfahrten und Prozessionen verboten, ebenso der arbeitsfreie Samstagnachmittag; doch ließ sich das Landvolk von diesen alten Bräuchen nicht abbringen. Im Gegenteil führten einzelne Gemeinden eigene „Gemeindefeiertage“ ein gegen die Gefahr eines Hagelwetters, so z.B. gelobten die Dörfer um den Staatzer Berg, alle Jahre eine Wallfahrt zu Maria-Bründl bei Poysdorf zu unternehmen und an dem Tage nicht zu arbeiten (1817); ein Schauer hatte in diesem Jahre die ganze Getreide- und Weinernte vernichtet; dazu waren auch 1815 und 1816 ausgesprochene Mißjahre.

Neue Wege schlug der Abwehrkampf gegen die Schädlinge ein, als die Reblaus, die Peronospora und das Oidium in den Weingärten auftraten; die Naturwissenschaft und die Chemie stellten die Mittel bereit, die einen ausschlaggebenden Erfolg zeitigten und unseren Weinbau retteten; es gab wohl hie und da Mißerfolge, die manchen alten Weinbauer entmutigten, da ja aller Anfang schwer ist. Viele beobachteten diesen wissenschaftlichen Abwehrkampf, der ja etwas Neues in den Landgemeinden war, mit einem gewissen Mißtrauen, das aber mit der Zeit überwunden wurde. Gegen die Peronospora bespritzte man die Weinstöcke mit einem Pinsel, den man in die Kupfervitriollösung tauchte; die bequemere Spritzbutte löste diese zeitraubende Pinselarbeit ab.

1896 nahm in der Südsteiermark die Gemeinde Feistritz das Wetterschießen auf, das in Italien große Erfolge zeitigte; dasselbe galt von Ungarn, wo man sagte: „Lieber eine Wetterstation, als eine Prämie für Hagelversicherung“. Die Station, die eine einfache Holzhütte mit einem großen Schalltrichter war, stand auf einem Hügel und schützte eine Fläche von 1 Quadratkilometer; ein Schuß benötigte 80 bis 100 Gramm Pulver. Der erzeugte Luftwirbel wirkte bis 800 Meter Höhe. Um Unfälle zu vermeiden, gab die Regierung genaue Polizeivorschriften heraus, die von den Besserwissern, die es in den Dörfern gab, oft nicht beachtet wurden. Da kam es oft vor, daß die Station mangelhaft eingerichtet war, daß der Schießwart verreist war oder den Schlüssel verlegt hatte, daß das Pulver feucht war, daß mit dem Schießen begonnen wurde, als die ersten Hagelkörner fielen usw.

Italien zählte 1844 mehr als 10.000 Wetterstationen, die ihren Zweck erfüllten. Deutschland benutzte seit 1890 Raketen mit Schießbaumwolle, die in den Wolken explodierten; diese Abwehr übernahmen seit 1900 die Franzosen. Im Hollabrunner Bezirk waren die Schießstationen sehr gut organisiert; im Bezirke Mistelbach gab es nur eine Station, und zwar in Mistelbach selbst (1901); die niederösterreichische Landesregierung bewilligte für solche Stationen Unterstützungen; viele Landgemeinden wollten aber bei uns nichts von einer derartigen Neuerung wissen; die Alten sahen in diesem „Schießen gegen den Himmel“ einen Frevel, der ihr religiöses Empfinden verletzte. Da es zu wenig Wetterstationen gab, so mußte natürlich der erwartete Erfolg ausbleiben. Um 1910 verschwanden diese Wetterkanonen.

Böhmen war das erste Land in der alten Monarchie, das schon 1897 die allgemeine Bekämpfung der Peronospora einführte und jeden bestrafte, der gegen diesen Schädling nichts tat; denn es ist eine allgemein bekannte Tatsache, die sich in dem Satze ausdrückt: „Wo der Bauer nicht muß, rührt er weder Hand, noch Fuß.“

Die Gemeinde Langenlois führte als erste die Frostwehr 1898 ein, die einheitlich organisiert war; dabei durfte sich niemand ausschließen oder auf eigene Faust vorgehen. Krems folgte diesem Beispiel 1899; große Feuer — dazu nahmen die Hauer Moos, Laubstreu, Scharten und Abfälle, die etwas feucht sein sollen — wirken besser als viele kleine; Teerrauch ist nicht so gut. Die besten Frostthermometer bezog man aus Deutschland.

Im Jahre 1903 hatten im niederösterreichischen Weinviertel von 346 Weinbaugemeinden 197 nicht geräuchert; von denen, die es taten, meldeten 50 Prozent einen Erfolg; hundert Gemeinden forderten den Zwang beim Räuchern. In Poysdorf trat nach 1911 die Feuerwehr in den Dienst der Frostabwehr; den Antrag stellte der Fachlehrer Franz Metz. Nach dem ersten Weltkrieg gebrauchten die Hauer Frosthüte und versuchsweise Glutöfen; diese fanden nicht den allgemeinen Beifall, ebenso die Hagelraketen, die ein Agent vorzeigte; es gab damals Bauern, die lieber eine Hagelversicherung abschlossen, der sie mehr Vertrauen schenkten. Solche Anstalten bestanden bei uns seit dem Jahre 1832.

Sicher verlangt jetzt der Kampf gegen die Schädlinge des Weinstocks nicht nur mehr Geld, sondern auch mehr Arbeit, so daß diese Ausgaben den Wert der Bodenrente verringern. Der Bauer muß heute für den Abwehrkampf eine gewisse Vorbildung besitzen, die er sich in Schulen, Kursen, Vorträgen und Zeitschriften aneignen kann. Die Wissenschaft stellt ihm die besten Kampfmittel zur Verfügung, sie steht ihm mit Rat und Tat zur Seite und schützt ihn auch vor jedem Schwindel und minderwertigen Erzeugnissen, die viel Geld kosten, aber wertlos sind.

Die letzten Jahrzehnte bedeuten auch für unseren Weinbau einen wichtigen Wendepunkt, der sich in allen Zweigen der Weinkultur bemerkbar macht; Technik und Fortschritt greifen in das entlegenste Dorf, und der Bauer muß da Schritt halten mit der Zeit und ihren Forderungen.

Quellen:

Herrschaftsakte Wilfersdorf im Fürst Liechtensteinschen Hausarchiv in Wien

Gemeindegedenkbuch von Poysdorf

„Allgemeine Weinzeitung“ Wien 1899 bis 1910

Veröffentlicht in: „Österreichische Weinzeitung“, 7. 8. 1948, Nr. 31, S. 254

Im Kampfe gegen die Feuersgefahr

Wohltätig und segensbringend ist das Feuer immer für die Menschheit im Laufe der Geschichte gewesen, doch hat seine zerstörende Gewalt ihm auch großen Schaden gebracht; weil es eine göttliche Gabe war, wurde es von unseren Ahnen mit kultischen Mitteln bekämpft. An die alten Tierköpfe, die auf Stangen im Hofe der Germanen die Feuersgefahr abwenden sollten, erinnern die „Rossgoschn“, die eine Nachbildung von Pferdeköpfen waren und noch vor 70 Jahren die Scheunengiebel zierten. Zwischen den Köpfen bemerkte man einen Holzhammer = das Zeichen des Gewittergottes Donar; ebenso alt ist die Hauswurz, die in einer Dachecke grünt und wächst, sie war diesem Gott heilig. Auch Blitzsteine mauerte der Bauer bei der Haustür ein; eine solchen fand V. Kudernatsch im Hause Datschetzky in Poysdorf.

Im Christentum kamen noch andere Abwehrmittel dazu: Die Wetterkränze vom Himmelfahrtstage, die durch die Deckenöffnung der Kirche herabgeworfen wurden und die am Fronleichnamstage den letzten Altar zierten, die Sonnenwendkränze, die Birkenzweige von den Altären am Fronleichnamstage, die Palmzweige vom Palmsonntag, die Antlaßfeier [Antlasseier?]vom Gründonnerstag, die der Bauer über das Hausdach warf, die Ziegel mit einem Sonnenrad – auf der Falkensteiner Ruine fand ich einen solchen nach dem ersten Weltkrieg , Benediktuspfennige, die man in den Dachbalken versteckte, die verschiedenen Feuersegen, z.B. Agathazettel und Josefssegen, welche die Zimmerwand zierten, die Laurentius- und Florianstatuen, die man noch heute in Mauernischen sieht, das Opfer einer schwarzen Henne, die man beim Hausbau einmauert, die geweihte Lichtmesskerze, welche die Bäuerin bei einem Gewitter anzündete, und im Mittelalter die Prozession mit dem Allerheiligsten zur Brandstelle; die Buchstaben I. H. S. ( in hoc signo = in diesem Zeichen) sollten eine Abwehrkraft besitzen. Man bemerkt sie manchmal auf einem Kirchendach. Die Turmspitze mit Halbmond und Stern war gleichfalls ein Heilszeichen. Vergessen ist heute das Drudenkreuz, ebenso die Sitte, Vögel an das Scheunentor anzunageln.

Brandstifter wurden mit dem Tode bestrafe; der Scharfrichter legte den Verbrechern auf einen glühenden Rost und die Kirche exkommunizierte ihn = sie schloss ihn aus der Gemeinschaft der Gläubigen aus; nach der Wiener Synode von 1267 mussten ihre Namen viermal im Jahre von der Kanzel verlesen werden u. zw. am Palmsonntag, zu Pfingsten, zu Maria Himmelfahrt und zu Weihnachten (E. Tomek „Kirchengeschichte Österreichs).

Bei der Gründung unserer Dörfer nahm man Rücksicht auf die Feuersgefahr; denn die beiden Zeilen des Angerdorfes liegen an den Ufern eines fließenden Gewässers. In den Weistümern der Gemeinden finden wir recht bemerkenswerte Bestimmungen; so hatte das Dorfgericht die Feuerstellen und Kamine jährlich zu beschauen, z.B. in Drösing zweimal, in Poysdorf viermal u. zw. vor jedem Jahrmarkt, in Zellerndorf monatlich, in Wilhelmsdorf und Götzendorf dreimal. Jeder Fehler musste sofort ausgebessert werden (Strafe 72 den bis 5 Pfund). Der älteste Feuerwehrmann ist der Nachtwächter (Poysdorf hatte zwei, von denen einer auf dem Kirchturm Wache hielt, während der andere durch die Straßen und Gässchen schritt). Die Brandstätte war eine Freiung, d.h. niemand durfte hier raufen, streiten oder gar mit dem Messer auf seinen Feind losgehen; wer in Schoderlee die Freiung brach, zahlte zur Strafe 2 Pfund. Die Hausbesitzer sollten Büttel, Eimer und Feuerhaken haben, mit denen sie zum Brandplatz laufen mussten. In Thomasl bei Ernstbrunn durfte sich kein Bewohner Zeit lassen (1550). Wer sich ausschloss, war ein schädlicher Mann = ein Verbrecher und in Thomasl der Herrschaft mit Leib und Gut verfallen (nach G. Winter „Weistümer). Die Pferdebesitzer hatten mit dem Wagen und einer Load zu erscheinen. Wer in Eibesthal nicht mithalf, kam in den Verdacht, ein Brandleger zu sein. Zimmerleute, Müller und Winzer erschienen mit einer Hacke.

Abbrändler hatten in der Regel 3 – 5 Freijahre und erhielten von der Herrschaft auch Bauholz; den Mistelbachern gab der Fürst das Holz für die Feuerhaken und Leitern, die auf dem Marktplatz aufbewahrt wurden. Die Herrschaft nahm ihre Pflicht und Fürsorge sehr genau, gab Ratschläge und visitierte nach dem Banteiding die Schutzgeräte der Gemeinde. Der Fürst Gundacker verlangte 1634, dass auf je 5 Häuser eine Gemeindeleiter und ein großer Feuerhaken, für den Markt wenigsten 50 Eimer und für eine Stadt 100 angeschafft wurden. Wer sich an der Bereitschaft zur Erntezeit nicht beteiligte, sollte vom Ortsrichter bestraft werden. Weigerte sich eine Ortschaft die Bestimmungen des Fürsten durchzuführen, so wurde sie in Wilfersdorf angezeigt. Um einen Großbrand einzudämmen, riss man rasch 2 – 3 Häuser nieder, deren Besitzer dieselben Begünstigungen hatten wie die Abbrändler. Schlamperei, Sorglosigkeit und Leichtsinn waren leider oft die Ursache eines Unglückes, das man aber dem Zorn Gottes zuschrieb, der auf solche Weise den Menschen strafen wollte. Manchmal waren Spione und Bettler aus Ungarn Brandleger, die von den Türken dazu bestellt wurden. Kalendermacher verkündeten aus der Stellung der Sterne oft eine „abscheuliche Brunst“ an (1688), sodass der Amtmann den Dorfrichtern sofort Weisungen erteilte, u. zw. sollte sie die Funken auf den Feuerstellen auslöschen, nicht mit einem offenen Lichte in die Stallungen und Scheunen gehen, gefüllte Wasserbottiche vor dem Haus bereitstellen, die Leitern sowie die Haken visitieren und ein Lobamt in der Kirche zu Ehren der Jungfrau Maria, den Hl. Florian und Laurenz lesen lassen. Der Zeit um 1670 gehören die Florianiprozessionen an, die zur Abwendung der Feuersgefahr am 4. Mai um die Ortschaft gingen; es war ein kleiner Gemeindefeiertag.

Gute Feuereimer lieferten die Habaner in Gr. Schützen und St. Johann, die unsere Leute auf den Märkten kauften. Um 1700 tauchten die ersten Kaminfeger auf, die von Italien kamen und in Feldsberg, Rabensburg und Wilfersdorf in den fürstlichen Häusern die Schornsteine viermal im Jahre kehrten. Wohlhabende deckten ihre Häuser mit Ziegeln. In Rabensburg und Wilfersdorf besaß die Herrschaft eine Feuerspritze. In den Alpentälern errichteten fortschrittliche Gemeinden Brandkassen (Anfang einer Feuerversicherung). Die Paasdorfer und Hüttendorfer wollten 1726 eine Feuerspritze kaufen, doch schoben sie die Anschaffung hinaus; wenige Wochen später (am 4 Sept.) wurde Paasdorf eingeäschert. Die Wilfersdorfer Herrschaft verlangte vom Dorfrichter jedes Mal eine genaue Schilderung und die Ursachen des Brandes. Als man 1740 bei uns eine Feuerversicherung einführen wollte, lehnten alle so eine Neuerung ab, da sie nur eine versteckte Steuer sei. Bei Znaim baute sich der Pfarrer Diwisch 1742 einen Blitzableiter, den die Bauern zerstörten, weil er ein Hagelwetter verursacht hatte. 1764 machte die Regierung wieder den Versuch mit einer Feuerversicherung, über die unsere Ahnen entsetzt waren; denn so etwas wäre ein Eingriff in die göttliche Strafgewalt; eine Feuersbrunst sei eine Strafe für die Hoffart der Menschen.

1770 erließ die Regierung praktische Anordnungen gegen die Feuersgefahr; Feuermauern zwischen den Häusern, Ziegeldächer, gewölbte Stallungen, Verbot des „Tabakschmauchens“, Verlagerung des Brennholzes nicht neben den Scheunen, Errichtung von Baukommissionen in jeder Gemeinde, Verlegung von Wachsbleichen und Seifensiedereien außerhalb der Gemeinde, Abbruch der Vorgärten in den Dorfstraßen (in der Poysdorfer Laaerstraße erst 1795).

Kaiser Josef ging noch einen Schritt weiter und verbot die Florianiprozessionen (von 1810 an wieder erlaubt), Holztreppen, Holzkamine und Ausbrennen der Schornsteine; er verlangte Feuerkommissionen in den Gemeinden, eine strenge Prüfung der Maurermeister auf dem Lande, genaue Kontrolle des Hauses durch den Besitzer vor dem Schlafengehen, kein Hochzeitsschießen im Dorf, ebenso keine Sonnwendfeuer und Ausbrennen der Fässer bei einem Winde. Nachlässige Nachtwächter sollten öffentlich geprügelt werden (zur Strafe). Der Dorfbader hatte am Brandplatz anwesend zu sein.

Am 4. September 1819 wurde die erste wechselseitige Feuerversicherung in Wien gegründet, die nur langsam in die Landgemeinden drang. Schwindler verkauften den Leuten Blitzableiter aus Stroh. Die Feuerversicherung beeinflusste den Hausbau der Ortschaften, weil die offenen Herde, die Strohdächer, die Holzscheunen und –hütten langsam verschwanden. 1831 strafte die Marktgemeinde Poysdorf alle, die öffentlich Tabak rauchten. Seit 1825 erschien der Feldsberger Rauchfangkehrer vier Mal im Jahr in Poysdorf, um die Kamine zu kehren. Die Gemeinde Blumenthal bei Pressburg besaß 1861 eine Feuerwehr. Den Anlass zu solchen Wehren gab aber erst die Gründung des Roten Kreuzes in Genf 1863. Zehn Jahre später ordnete bei uns ein Staatsgesetz die Feuerwehren in den Gemeinden an. Sie waren zuerst Turnerwehren, später erhielten sie einen militärischen Charakter (Kommando, Dienstgrade, Dienstzeichen, Medaillen usw.). Die Städte waren die ersten, die solche Wehren zum Wohle der Allgemeinheit schufen, ihnen folgen die Markt- und Dorfgemeinden.

Es ist ein weiter Weg, den die Menschheit im Kampfe gegen die Feuersgefahr gehen musste, bis sie die richtigen Mittel fand, die zu einem Erfolg führten. Der Gemeinschaftsgeist, der Opfersinn, der Fortschritt und die Technik hatten einen hervorragenden Anteil daran.

Quellen:

Herrschaftsakte Wilfersdorf im Fürst Liechtensteinschen Hausarchiv

Gemeindearchiv Poysdorf (1945 tw. verbrannt)

Veröffentlicht in: „Mistelbach Laaer Zeitung“, 23. 6. 1956, S. 5

Im Riesengebirge

Im Nordosten Böhmens erhebt sich ein mächtiger Gebirgsstock der »Riesengebirge« genannt wird. Woher stammt wohl dieser Name? Die einen behaupten, das Gebirge hätte seinen Namen von dem Riesen Rübezahl, der in diesen Bergen seine Wohnung hatte; andere meinen, der Name des Gebirges stamme von dem Riesen am Rathaus zu Arnau; wieder andere geben folgende Erklärung: Das Gebirge zeichne sich unter allen Gebirgen Böhmens durch die Höhe der Berge und durch abwechslungsreiche Szenerien aus, darum gebühre ihm die Bezeichnung ,,Riesengebirge«. Wie dem auch immer sei, eins steht fest, dieses Gebirge ist eine Perle, ein Kleinod in unserem Vaterlande. Es ist durch seine Erhabenheit und Größe, durch den lieblichen Wechsel anmutiger Täler, durch die sagenumsponnenen Höhen und durch die Urwald umdämmerten Schluchten ein Anziehungspunkt vieler Reisenden. Man mag von österreichischer oder von preußischer Seite in die breiten Talfurchen eindringen, überall genießt man die zahlreichen landschaftlichen Reize dieses stillen Edens.

Wir wollten von Osten den Anstieg in das Gebirge unternehmen. Ehe wir zur Ausführung unseres Planes schritten, galt es, eine denkwürdige, historische Stätte zu besuchen. Es ist dies der Kapellenberg bei Trautenau, wo im Jahre 1866 ein Kampf zwischen dem 10. österreichischen Armeekorps und dem 1. preußischen Armeekorps stattfand. Der Kampf wurde von den Oesterreichern unter Gablenz mit einem blutigen Siege erkauft. Wo vor 46 Jahren die Brüder eines Volkes sich zerfleischten, da erhebt sich jetzt ein prachtvoller Garten, der Stadtpark von Trautenau. Föhren und Tannen, Blumen und Rosen bedecken den vom Bruderblute getränkten Boden. Im Schatten der Bäume ruhen die Kämpfer friedlich neben einander; die dankbare Nachwelt hat diesen Helden schlichte Grabdenkmäler gesetzt, die mit Eichenlaub, Blumen und Palmenblättern geschmückt waren - der 27. Juni war der Jahrestag der Schlacht. Leise rauschte der Wind in den dürren Eichenblättern und entblätterte die weißen Rosen, die das Grab eines österreichischen Rittmeisters zierten; daneben erhob sich ein Grabdenkmal aus schwarzem Marmor, das den Gefallenen eines preußischen Grenadierregimentes gewidmet war. Auf der Bergesspitze erhebt sich die kleine Kapelle, welche noch deutlich die Spuren des mörderischen Kampfes zeigt, der hier tobte. Ist auch die Fernsicht von diesem Kirchlein eine großartige — man sieht auf die bewaldeten Höhen des Riesengebirges, auf die mit Ortschaften dicht besäten Täler, auf den herrlichen Naturpark zu unseren Füßen - sie wird getrübt durch die Erinnerung an das blutige Treffen. Von einem Besuche des Gablenz Denkmals mußten wir absehen, da die Zeit drängte und der Zug, wenn es auch nur ein Bummelzug ist, wartet nicht. Derselbe brachte uns in 20 Minuten nach Freiheit, von wo ein wohlgepflegter Promenadenweg nach dem Kurort Johannisbad führt. Johannisbad gehört in die Gruppe der Wildbäder und erfreut sich eines starken Besuches. Im Kurpark und auf den Straßen entwickelte sich ein lebhaftes Treiben. Kurgäste, Touristen und Einheimische eilten geschäftig umher. Da verlangt einer Auskunft über den nächsten Weg auf die Schneekoppe, dort will einer den nächsten Zug nach Prag wissen, der schimpft, daß er kein Quartier findet und man hört Ausdrücke wie ,,Spießbürger“, ,,Krähwinkel“, ,,zusperren die Bude". Doch er muß sich dem Unvermeidlichen fügen so wie wir und den Aufstieg ins Gebirge unternehmen. Eine Baude wird uns schon aufnehmen, dachten wir; wenn wir auch im Heuboden übernachten müssen, einmal können wir uns das Vergnügen erlauben.

Längst eines Waldbaches führte der Weg talaufwärts. Auf den Bänken die seitwärts des Weges standen, saßen Kurgäste plaudernd oder Zeitung lesend, Kinder hüpften lustig umher oder wateten in den hellen Fluten des Baches auf und ab und suchten allerlei Schätze, runde Kieselsteine, rote Wasserfäden oder kleine Fische. Allmählich wurde die Steigung größer, das Plätschern des Baches verstummte, wir pilgerten mutterseelenallein durch den grünen Forst. Gleich den Säulen eines Domes stehen die Baumriesen da, melodisch rauscht der Wind durch die Aeste und singt das uralte Lied, von dem unsere Urahnen sagten: Die Götter gehen durch den Wald. Da liegt ein Waldriese vom Sturmwind niedergeworfen. Der ausgerissene Wurzelstock gleicht einer Mauerruine, dort wachsen an einer vermoderten Tanne mächtige Farnkräuter empor und Epheu ranken umhüllen den Baumstrunk. Je höher wir empor stiegen, desto kleiner wurden die Tannen. Ihr Stamm war über und über mit Moos und Flechten bedeckt und, wo sie einzeln standen, waren sie verkrüppelt. Mitten auf einer blumenreichen Wiese liegt die ,,Schwarzschlagbaude“. Drinnen geht es lustig zu. Ein Tourist martert das Klavier in der Ecke des Saales und das junge Volk schleift durch die lange Reihe der Tische dahin. Sonderbare Logik dieser Menschen! Da steigen sie ins Gebirge, um die würzige Waldluft zu genießen, und hier sitzen sie in dem dampfenden Saal oder tanzen. Während wir uns stärkten, betrachteten wir das Hügelland, aus dem im fernen Osten die Schneekoppe wie ein Riese unter Zwergen hervorragte. Wohl war noch ein weiter Weg bis dahin und die Sonne stand schon tief am westlichen Horizont und malt auf den glänzenden Matten der Bäume gigantische Schatten.

Auf den Wiesen grasten Rinder und Ziegen, Schnitter mähten das Gras; das dürre Gras wurde zusammengefasst und in Heuschobern aufgeschlichtet. Da und dort tauchte eine Baude auf; es sind dies Holzhütten, deren Schindeldächer tief herabreichen; die meisten werden nur im Sommer bewohnt, im Winter stehen sie leer. Zu ebener Erde liegen die Wohnräume und Stallungen, der Dachboden wird als Heukammer benützt. Rein und sauber sind die Wohnungen, freundlich und entgegenkommend die Leute. Der Reisende findet in den Bauden eine gastliche Aufnahme. Der bunte Wechsel zwischen Berg und Tal, zwischen Wald und Wiesen, zwischen mächtigen Geröllhalden und steilen Felswenden zwischen wildtosenden Bächen und stillen Seen, gehört zum Charakter des Riesengebirges. Die Wege sind in gutem Zustande, vortrefflich markiert, daß sich jedermann ohne fremde Beihilfe auskennen muß. Von einem Verirren kann gar keine Rede sein. Auf Schritt und Tritt trifft man Ausflügler, Arbeiter und Kräutersucher. Die Sonne neigte sich dem Untergange zu, als wir müde und matt in der »Fuchsbergbaude« anlangten. Die feurig rote Sonnenscheibe übergießt die dunkelgrauen Granitfelsen mit einer sanften Röte, das zarte Grün der frisch gemähten Wiesen hebt sich von der dunklen Farbe der Tannen und Fichten ab, heimwärts pilgert der Hirte mit seiner Herde, in das eintönige Schellengeläute der Kühe mischt sich der helle Ton der Hirtenpeife; auch die Mäher schreiten langsam der Baude zu, aus deren Schornstein ein bläulicher Rauch zum Abendhimmel emporwirbelt. Eine stille Dämmerung ist über die Flur gebreitet; langsam hüllt die Nacht Berg und Tal in schwarze Finsternis; unten im Tale tauchten plötzlich unzählige Lichtlein auf; es ist dies das Lichtmeer der Stadt Trautenau; eine feierlich-düstere Stille umgibt uns, die nur zeitweise von dem Flug einer Baumeule oder einer Fledermaus unterbrochen wird. Unvergeßlich ist die Erinnerung eines solchen Abends. Doch auch er hat ein Ende. Eine müde Schläfrigkeit zwingt uns zur Nachtruhe.

Beim ersten Morgengrauen verließen wir die Baude und wanderten über die taubenetzte Heide, die im Schimmer der Morgensonne blinkte und blitzte, als hätte Rübezahl in der Nacht Millionen Diamanten ausgestreut. Hie und da kriechen am Boden die langen Aeste der Zwergkiefer mit den scharfen steifen Nadeln hin; sie sind der einzige grüne Schmuck der weiten Heideflächen mit ihren hochstängeligen Gräsern, mit den blauen und roten Heideblümchen und der weißrötlichen Schafgarbe. Zur unserer Rechten öffnet sich ein tiefes Tal; wie Schwalbennester kleben die Bauden an den schroffen Talwänden; weit draußen sehen wir die zerstreut liegenden Häuser der einzelnen Ortschaften, in grüne Wälder eingebettet. Mühelos ist der Marsch bis zur Schneekoppe, da sich der Weg an der Bergeslehne hinzieht. Schwieriger ist aber der Aufstieg auf dieselbe; schroff und steil steigen die Gehänge empor, in Schlangenwindungen führt der Weg zwischen den Felsblöcken aufwärts, die wie bleiche Totenschädel im Sonnenschein erglänzen; kalt und rauh weht der Wind indieser Höhe und gern sucht man ein windstilles Plätzchen, von wo man in das weite Land ausschauen kann. Ein ganzes Hügelmeer breitet sich vor unseren Augen aus; je weiter das Auge hinausdringt, desto kleiner werden sie, bis sie schließlich am fernen Horizont in eine weite Ebene übergehen.

In den langen Tälern liegen Dörfer und Städte des berühmten »Tuchmacherlandes«. Weitab am Horizont, wo ein leichter Nebelschleier sich ausbreitet, erblicken wir die Ortschaften, gleich Inseln des Meeres in der fruchtbaren Ebene. Wolkenschatten gleiten über die Lande, hier verdunkelnd, dort wieder helle Felder aufdeckend, wie Silberstreifen durchziehen die breiten Straßen das grüne Gelände, eine Ruine, ein Turm hebt die graue Spitze aus dem Schimmer; da und dort wallt die Rauchsäule eines Meilers aus dem grünen Forste zum wolkenlosen Himmel empor, dumpf erklingt der Schuß eines Forstmanns aus der Tiefe. Wir trennen uns von dem großartigen Rundblicke und steigen hinab zur ,,Riesenbaude“. Ein sandiger Fußweg schlängelt sich am Kamm des Gebirges dahin. Welch bewegtes Leben herrscht hier! Man glaubt, auf einer belebten Straße einer Großstadt zu sein. Da pilgert langsam der Deutsch-Oesterreicher, der mit phlegmatischer Ruhe die Naturschönheiten beobachtet, dort der gemütliche Sachse, der es ganz ruhig eingesteht, daß diese Gegend weit schöner ist als sein ,,Ländle“, da kommen still und ruhig einige Tschechen, die ihre Nationalität verbergen wollen, - ihr Gespräch klingt gedämpft - dort kommt ein Falstaff im Schweiße gebadet einhergekeucht. Hurtig und flink marschieren einige Studenten an uns vorüber, mit breiter Ausführlichkeit erklärt jener Tourist die Berge und Ortschaften - er dürfte gewiß dem Lehrstande angehören, dort verzehrt eine Gesellschaft ihr Mittagsbrot, sie liegt im weichen Grase zwischen den niedrigen Föhren. Hoch am Himmel steht die glänzende Sonnenscheibe. Buntfarbige Schmetterlinge wiegen sich in der zitternden Luft, Hummeln summen um die Heideblumen, im hohen Grase zirpt die muntere Grille ihr eintöniges Lied; die Herde weidet nicht mehr, die Kühe haben die schattige Kühle gesucht und wiederkauen das Futter; der Schäfer ruht hinter einem Felsblock, die rechte Hand unter dem Haupte; neben ihm liegt der Schäferhund, der dann und wann einen Blick der Herde zuwirft.

Das liebliche Bild verschwindet, eine tiefe Talschlucht öffnet sich zur rechten Hand; am Grunde derselben liegt ein See; er gleicht einem Cyklopenauge umgeben von den Wimpern grüner Pflanzen, überragt von der Stirne der Felsen. An diese Schlucht schließt sich ein niedriger Wald, aus dem mächtige Felsen hervorschauen; der bekannteste ist der „Mittagsstein“, von dem Rübezahl so häufig in mondhellen Nächten zu den Elfen gesprochen hat.

Jetzt schläft der „Herr des Gebirges“ in den Felsen und nur zu Weihnachten, in den zwölf Nächten, steigt er aus der Tiefe empor und rast im wilden Sturm über die Berge und Täler, die dicht mit Schnee bedeckt sind. Hört der Jäger im dunklen Forste den Sturm brausen, dann schlägt er behutsam ein Kreuz und murmelt leise; die wilde Jagd tobt, hier zeigt noch der Winter seine alte Kraft, meterhoch schüttet er den Schnee auf, daß selbst das Knieholz unter der weißen Fülle vergraben liegt; die Tiere haben sich in die tieferen Täler geflüchtet, wie ausgestorben sind die Berge; nur manchmal kommen Skifahrer herauf u. zw. nur bei klarem Wetter. Stellenweise bleibt der Schnee das ganze Jahr liegen; dies ist bei der ,,Schneegrubenbaude" der Fall. Eine Geröllshalde von 2—3 km breitet sich vor derselben aus; dann und wann blitzen die bleichen Granitfelsen auf, wenn zufällig ein Sonnenstrahl den eingesprengten Glimmer bestrahlt. Steht man am Rande der tiefen Felsenschlucht, so glaubt man in einen Höllenpfuhl zu schauen. Kahl und finster blicken die Felsen empor, noch nie hat ein Sonnenstrahl da hineingeleuchtet; in den Ritzen und Spalten liegt der Schnee; tief unten im Tale sehen wir das freundliche Schreiberhaus, die roten Ziegeldächer leuchten aus dem dunklen Grün der Tannen und auf dem Schienenweg keucht ein Lastzug gegen Reichenberg. Noch einmal überblicken wir das reizende ,,Tuchmacherland“ mit seinem grünen Hügelmeer, dann schreiten wir hinab zur Quelle der Elbe und folgen ihrem Laufe. Bei der ,,Elbfallbaude“ stürzen die kristallhellen Fluten viele Meter tief in eine Schlucht; dumpf brausend fallen sie auf die mächtigen Felsblöcke, daß Millionen und Millionen Wassertröpfchen nach allen Seiten spritzen, hurtig und munter geht es dem Tale zu. Klippen und Felsen sperren den Lauf des Baches, wirbelnd und schäumend stürzen die gehemmten Fluten über die Granitblöcke oder winden sich zwischen ihnen hindurch; rechts und links kommen kleinere Bächlein; sie führen ihr Wasser der Elbe zu, deren Lauf nun immer ruhiger wird. Hohe, stattliche Tannen stehen an den Ufern Schildwache, breite Gassen bilden sie, in denen man ein scheues Reh, oder den verschmitzten Reineke sehen kann; dort auf der Waldwiese rauschen die Sensen, hell schimmern sie im Glanze der Nachmittagssonne; langsam schreiten die Mäher vorwärts, jetzt stehen sie still und wetzen die Sensen; tief im Walde erklingt die Axt des Holzhauers; die langen bleichen Stämme werden in die Brettersäge geschafft; langsam dreht sich das große Wasserrad, drinnen in der Hütte ertönt ein Rauschen und Kreischen; die frisch geschnittenen Bretter liegen geschichtet, der Holzgeruch erfüllt die ganze Umgebung. Das Tal erweitert sich, Holzhütten sehen wir zu beiden Seiten des Weges; sie sind niedrig und ihre Dächer greifen weit aus; auch stattliche Villen und Hotels bemerken wir. Es ist der berühmte Luftkurort ,,Spindelmühle“, die Perle des Riesengebirges. Weltabgeschieden liegt dieser Ort zwischen bewaldeten Bergen, hinter denen die Sonnenscheibe verschwunden ist; geheimnisvoll flüstern die Tannen im kühlen Abendwind. Allmählich breitet sich die Nacht über dieses ruhige Tal. Am Himmel erstrahlt die glänzende Mondscheibe und übergießt mit seinem matten Schimmer die Gegend, durch welche unser Postautomobil gegen Hohenelbe fährt. Hie und da leuchtete die Lichtlein der Johanniskäferchen, die lautlos dahinschweben; die Fenster mancher Hütte sind erhellt, die meisten sind schon dunkel, die Menschen ruhen nach des Tages schwerer Mühe und der erste Hahnenschrei ruft sie wieder zur Arbeit. Endlich tauchen die Lichter Hohenelbes auf; wir sind am Ziele unserer Tagesreise angelangt.

Veröffentlicht in: „Niederösterreichische Volksbildungsblätter“, 1. 9. 1913, Nr. 371, S. 137ff

In der Herberge

Der Weg wird uns zur Herberg führen.

 Nestroy „Lumpazivagabundus“.

Nach den Kreuzzügen erwachte auch bei uns der soziale Gedanke und das Mitgefühl mit dem Armen, dem Kranken und dem Fremden, der auf seiner Reise der hilfreichen Hand der Mitmenschen bedurfte. Es wurden Raststationen = Herbergen und Hospitäler errichtet, die sich der Fremden annahmen. Pioniere auf diesem sozialen Gebiete waren die Jakobsbrüder = Wallfahrer, die nach Santiago de Compostela pilgerten, und die Johanniter in Mailberg. Manche Kirche bot den Fremden den Kirchenboden als Raststätte für eine Nacht (Michelstetten). Größere Gemeinden, die an Verkehrsstraßen lagen, hatten ihre Herberge, Poysdorf 2 und Mistelbach eine, die 1509 dem Liechtenstein gehörte. Die Tavernen und jedes Gemeindegasthaus war später verpflichtet, den Fremden zu beherbergen und ein Nachtlager zu geben, das meist recht verlaust war; dem Fremden musste es recht sein.

Neben dem Pilger war der Handwerksbursche, der ja drei Jahre „walzen“ musste (daher „Walzbruder“ genannt) auf diese Herbergen angewiesen, die meist auch der Sitz einer Zunft waren, die in einer Stube die Lade mit den Schriften und Zunftbriefen hatte; hier versammelten sich die Zunftmitglieder zu Beratungen, zum Aufdingen und Freisprechen der Lehrlinge, zu den Wahlen und geselligen Zusammenkünften nach des Tages Arbeit und am Sonntagnachmittag.

Die Gaststube machte einen recht unsauberen Eindruck, über den sich damals niemand sehr aufregte; denn der Herbergsvater war in der Regel ein Grobian und sein Hausknecht ein derber Flegel, der sofort handgreiflich wurde, wenn ein Fremder etwas tadelte. Der Lehmfußboden wurde ab und zu gekehrt; ein Verbot des freien Ausspuckens war unbekannt. Die Bänke und Tische, die ein Zimmermann gemacht hatte, wurden selten abgewischt, weil diese unnötige Arbeit die Gäste mit ihren Kleidern besser besorgten. Die Becher, die aus Holz gemacht waren, spülte der Hausknecht nur ab und zu in einem Wasser aus, das in der Woche 2-3 mal erneuert wurde. Die kleinen schmierigen Fenster ließen wenig Sonnenlicht in diese dumpfe Herbergsstube, die nie gelüftet wurde. Im Sommer konnten die Gäste nicht die vielen Fliegen abwehren; fiel eine in die Suppe oder in den Wein, so fischte man sie mit dem Finger heraus und aß oder trank ruhig weiter. Diese Stuben waren die Brutstätten der ansteckenden Seuchen und Krankheiten, welche das ganze Dorf in Gefahr brachten. Es war die gute, alte Zeit, die wir heute oft im Schimmer einer falschen Romantik sehen.

Der Pilger und der Handwerksbursche, der müde, hungrig und durstig hier einkehrte, der oft ganz durchnässt oder verstaubt auf der Bank ausruhte, musste lange auf die karge Mahlzeit warten; hatte er kein Geld, so ging er betteln oder klopfte bei einem Meister an und sprach: „Ein wandernder Handwerksbursche tat schön bitten um ein Essen.“ In der Herberge erfuhr er, ob ein Arbeitsplatz in der Ortschaft frei war; dann konnte er sofort „einstehen“ und zahlte in den nächsten Tagen den anderen Gesellen in der Herberge seinen Einstand, der ihn gleich in Schulden stürzte. Die freie Zeit, den Sonntag und blauen Montag verbrachten die Gesellen in der Herberge, tranken, spielten Karten, lärmten und rauften oft; angeblich hieß der folgende Wochentag von den vielen blauen Flecken am Körper blauer Montag; denn in später Nachtstunde machte der Herbergsvater mit seinem Hausknecht Ruhe und Ordnung unter den Gästen. Die Herberge sollte im Winter um 8 Uhr und im Sommer um 9 Uhr gesperrt werden. Doch hielt sich niemand strenge an die behördlichen Bestimmungen. Waren Tür und Tor geschlossen, so wurden Tische und Bänke in eine Ecke geschoben, einige Bündel Stroh ausgebreitet und das Nachtlager für die Fremden war fertig. In der Sommerszeit übernachtete mancher Walzbruder lieben „bei der grünen Bettfrau“ (=im Freien), weil er sich besser ausruhen konnte als in der stinkenden Herberge. Die Nachtgäste waren: Pilger, Landstreicher, Bettler, Rastelbinder, Handwerksburschen, fahrendes Volk, Hausierer und andere „Kinder der Landstraße“, später **Savoharden** aus Italien, „**Gottscheberer**“ aus Krain, und Württemberger, die mit Blumensamen handelten, die Leinenweber von Nordmähren (Deutsch Liebau) blieben lieber in Privathäusern über Nacht.

Die Fremden, die gerne plauderten und viel zu erzählen wussten, fanden bei den Ortsbewohnern genug Zuhörer, die sich freuten, wenn sie etwas Neues vernahmen. Nicht aufgenommen wurden in der Herberge die Zigeuner, die „unehrlichen“ Leute (Scharfrichter, Gesellen, deren Name im „Schwarzen Buch“ stand, und Protestanten sowie **Akatholiken** – Stiefkinder einer intoleranten Zeit, der Humanität fremd war.

Erst der Merkantilismus räumte nach 1730 mit diesen Vorurteilen auf und verwandelte die alten Herbergen in **radizierte** Gasthäuser, die sogar ein Schild und einen Namen tragen konnten; das eine hieß „Zur Goldenen Traube“, das andere „Zum Weißen Löwen“, das ein freies Einkehrhaus mit Garküche und Weinschank war. Sie änderten ihr inneres und äußeres Aussehen, bauten größere Stallungen und sogar bescheidene Fremdenzimmer. Dies galt besonders vom „Weißen Löwen“, wo die bessere Gesellschaft abstieg.

Nach 1731 mußten den Gesellen und Zunftmitglieder in der Zunftstube öfter die Artikelsbriefe und behördlichen Verordnungen vorgelesen werden, damit sie nicht übermütig werden und sich gar gegen die Obrigkeit auflehnten, wie es in anderen Ländern geschah. Der Verkehr stieg auf der neu erbauten Brünnerstraße nach 1732 an und wurde für die Bewohner sowie für Gewerbe und Handwerker ein Segen. Der einst so stille „Körnlmarkt“ in Poysdorf (heute Dreifaltigkeitsplatz genannt) faßte manchmal gar nicht die alten Verkehrsmittel; die Weinbauern, die Landkutscher, die kein Posthorn verwenden durften, die Stellwagen aus den Städten Mährens, die Postkutsche, die Herrschaftskarossen, „ein feines Zeugl“, das 4 Pferde zogen, die Equipagen, die Landbauer, die Zeisel- und Kobelwagen, die schweren schlesischen Frachtwagen mit 4 Zoll breiten Radreifen („Bierzöllige“ geheißen), in die 4-6 Pferde eingespannt waren, die Bauernwagen, die Eil- und Extrapost; die Herrschaften und Generale hatten einen Vorreiter, der auf der Straße für die hohen Herren freie Bahn machte, weil es keine Verkehrsordnung gab.

Dazu kamen die Fußgänger, Wallfahrer, Hausierer, die Herrschafts-, Kreis-, Stadt- und Kapitelboten, die Walzbrüder, Landstreicher, Bettler, fahrendes Volk, Studenten, Rastelbinder, Soldaten, welche nach Turas bei Brünn ins Militärlager marschierten oder nach Wien heimkehrten; es war ein buntbewegtes, farbenreiches Bild, das hier die Poysdorfer sehen konnten. Pferde wurden gewechselt, Wagen ausgebessert, Pferde beschlagen, das Geschirr genäht, die Leute fluchten und schimpfen, die Pilger sangen fromme Lieder, aus den Fenstern schauten Neugierige auf das ungewohnte Verkehrsleben, das oft bis in die Nacht anhielt. Kaiser Josef II. soll einmal auf seiner Durchreise ganz energisch mit der Peitsche sich freie Bahn durch die vielen Wagen verschafft haben, die auf dem Körnlmarkt standen. Berechtigtes Aufsehen erregten die Lederergesellen, die auf der Wanderschaft Degen und Säbel trugen, die sie bei Raufereien gerne benutzten, sodaß die Regierung ihnen 1836 dieses Vorrecht entzog. Es waren nicht immer singende Handwerksburschen, die mit dem Stab in der Hand und das Ränzlein auf dem Rücken in der Herberge einkehrten und einige Stunden rasteten. Es gab unter ihnen nach 1800 „Revoluzer“, welche als Jakobiner die Ideen der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit verbreiteten; wurden sie aber erwischt, so kamen sie unbarmherzig hinter Schloß und Riegel. Die Karbonari, die von Italien nach Brünn auf den Spielberg wanderten, stärkten sich in der Herberge, wohl zum letzten Mal; denn die Kasematten waren eine Hölle, aus der selten ein Gefangener heil und gesund herauskam.

Die Poysdorfer Gasthäuser waren am Abend oft so angefüllt, dass die Bewohner keinen Platz bekamen und ihre freie Zeit am Bachrande verbrachten; daher rührt der Spottname „Bachschwanzeln“. Für die alten Herbergsbesitzer waren es goldene Zeiten; denn sie wurden in einigen Jahren steinreich und setzten sich dann zur Ruhe; die Goldgrube kaufte ein anderer. Beim „Weißen Löwen“ kehrten Kaiser und Könige, Fürsten und Grafen ein, auch der 13jährige Mozart mit Vater und Schwester, Grillparzer, Beethoven und Richard Wagner, Generale und Minister – sie alle stärkten sich da und labten sich an dem goldenen Tropfen, denn Poysdorf war damals eine wichtige Raststation.

Mit dem Bau der Nordbahn und später durch die Ostbahn verlor sich der Straßenverkehr. Es war einmal! Die Regierung richtete in Feldsberg, Hohenau, Poysdorf, Gaweinstal, Ernstbrunn, Mistelbach und Laa sowie in Zistersdorf und Stronsdorf Schubstationen ein; da wurden Landstreicher und mancher Handwerksbursche über diese Stationen in seinen Heimatsort „abgeschoben“. Die Romantik der Straße, der Herberge und der Walzbrüder verblasste und geriet in Vergessenheit; viel dazu trugen auch die Verpflegstationen bei.

Nur in der Dichtkunst und in der Malerei lebt die Erinnerung an die Herberge und an die Walzbrüder weiter. Nestroy hat dieser Zeit in dem unsterblichen „Lumpazivagabundus“ ein bleibendes Denkmal gesetzt. Heute klingt im Zeitalter des Motors das Lied: „Der Weg wird uns zur Herberg führen“ wie ein Hohn.

Veröffentlicht in: „Mistelbacher Bote“, 1957

In der Wekelsdorfer Felsenstadt

Wonnig ist’s, in Frühlingstagen
Nach dem Wanderstab zu greifen

Und, den Blumenstrauß am Hute,

Gottes Garten zu durchschweifen.

 F. W. Weber

Die Sonne stand am westlichen Himmel, als wir vom Hauptbahnhof der Stadt Glatz gegen Wekelsdorf fuhren; es war ein warmer, schöner Sommerabend, an denen das vergangene Jahr leider sehr arm war. Zu unserer Rechten und Linken sahen wir üppige Getreidefelder, die der baldigen Ernte entgegensahen, frisch gemähte Wiesen mit den runden Heuschobern, langgestreckte Dörfer, deren Häuser hinter einem Walde von Obstbäumen versteckt lagen, an den Bergeslehnen dunkelgrüne Nadelwälder aus denen hie und da der weiße Reich eines Meilers zum blauen, wolkenlosen Himmel emporstieg, und am fernen Horizonte die wellig in einander geschobenen Höhenzüge des Heuscheuer Gebirges. Allmählich senkte sich die Dämmerung über die stillen Fluren, die Feldarbeiter zogen heimwärts, aus den Fabriken ergossen sich ganze Menschenströme und knarrend rollt dort der schwerbeladene Heuwagen dem Dorfe zu. Alle Ortschaften, besonders auf österreichischer Seite, haben eine großartige Industrie; Fabrik an Fabrik reiht sich hier, jede Ortschaft weist einige Fabrikskamine auf. Der Mittelpunkt der Industrie ist die Stadt Braunau. In der Abenddämmerung bemerkten wir noch die Umrisse des Benediktinerstiftes und der Wenzelskirche, die in der Geschichte des 30jährigen Krieges eine wichtige Rolle gespielt haben.

Es war schon stockfinster, als unser Zug nach Wekelsdorf, dem Ziele unserer Reise, kam. Am frühen Morgen schritten wir zu der bekannten Felsenstadt, die seit 1824 allgemein bekannt ist. In jenem Jahre brannte der Wald auf einige km² nieder und beim Aufforsten entdeckte man die sonderbaren Felsen, in denen die geschäftige Phantasie des Menschen historische und sagenhafte Personen erkannte. Ein Führer leitet die Fremden durch die Felsenstadt, erklärt die Gebilde und erteilt jedem bereitwillig Auskunft. Unser Führer war ein stattlicher Mann mit silberweißem Haar, dabei jugendfrisch, lustig und gesprächig. Um 7 Uhr schritten wir auf einem Waldweg der Felsenstadt zu. Die Strahlen der Morgensonne glitzerten gleich Diamanten auf den taunassen Grashalmen, weiße Nebelschleier zogen talaufwärts, ein Bächlein eilte lustig murmelnd durch die Wiesen dahin. Bei einer Biegung des Weges hörten wir die lieblichen Töne zweier Waldhörner, die das Lied „Von der Alpe tönt das Horn“ bliesen; es war dies der Gruß, mit dem die Felsenstadt ihre Gäste willkommen hieß. In Schlangenwindungen stieg der Weg den steilen Berg hinan, an dessen Spitze eine Holzhütte steht. Von hier genießt man einen herrlichen Runddblick über das stille Tal, in dem schon der gelehrteste der Habsburger, Rudolf II., dem edlen Weidwerk oblag. Von der Hütte hört man auch ein siebenfaches Echo, das besonders an schönen Tagen eine selbstsame Überraschung für den Fremden ist. Ein Jägerbursche tritt zur Kanone und gibt einen Schuß ab, der mit doppelter Stärke in den bewaldeten Bergen erdröhnt; leiser immer leiser erklingt das Echo, bis auf einmal in den Lüften ein Sausen und Pfeifen hörbar wird, als ob unzählige Kugeln über unsere Köpfe hinwegfliegen würden.

Langsam schreiten wir auf dem sandigen Weg weiter. Rechts und links liegen gewaltige Felsblöcke, über einander getürmt, mit Moos, Heu und Farnkräuter bedeckt, hie und da sogar Fichten und Tannen, die trotz des kargen Bodens ganz gut weiterkommen. Im Hintergrunde erheben sich die nackten, kahlen Felswände mit ihren verschiedenen Formen und Gestalten; unter andern sieht das staunende Auge einen bayrischen Riesenhelm, einige Laibe Schweizerkäse, ein Nashorn, den Getreidemarkt mit den oben zusammengebundenen Säcken, einen Gemsjäger, der am Anstand sitzt, die Laube Rübezahls, in der sich der schelmische Berggeist oft aufhielt, während jetzt Füchse, Hasen und Rehe Schutz vor Regen, Wind und Kälte suchen, die Harfe und die Hosen Rübezahls, die aus einem festen „Stoffe“ gemacht sind, das Riesenschwalbennest, den Löwenkopf und die harrende Felsenbraut, die seit Jahrtausenden auf ihren Freier wartet; obwohl sie „steinreich“ ist, findet sich auch heute niemand, der um ihre Hand anhielt. Plötzlich stehen wir auf einem Kreuzweg. Wohin? Da hat die Natur einen Wegweiser aufgestellt, der uns in die eigentliche Felsenstadt den Weg zeigt. Der Wegweiser sieht einem Schlachtbeil ähnlich und steht auf einem Felsenturm. Bis jetzt hörten wir noch bisweilen eine Vogelstimme, ein Knacken der dürren Äste, das Murmeln einer versteckten Quelle, sahen die grünen Tannen und blühenden Blumen, die Felsen blieben in „respektvoller Entfernung“, wir atmeten die harzduftende Waldluft; jetzt hört das alles auf. Die Felsen nähern sich an manchen Stellen so, daß nur eine kleine Spalte frei bleibt, durch welche das Tageslist hereinfällt; eine naßkalte Atmosphäre, manchmal ein dumpfer Modergeruch von den faulenden Baumstämmen umgibt uns; lautlose Stille, ewiger Friede herrscht in der Felsenstadt; nur dann, wenn draußen der Sturmwind heult, hört man in den Felsen ein Wimmern und Stöhnen, das ganz unheimlich klingt. Überhaupt ist es hier greulich, wenn ein Unwetter tobt. Die Donnerschläge krachen mit doppelter Stärke, daß die Felsen erdröhnen, grell leuchten die Blitze in der Dunkelheit, während der Regen wolkenbruchartig durch die Felsspalten herabstürzt. Daher ist stellenweise der Boden unter den Füßen sumpfig, so daß Holzbrücken gelegt werden mußten.

Auf dem Marktplatz der Stadt liegen mächtige Ballen „Tuch“; es ist dasselbe, aus dem die Hosen Rübezahls gemacht sind. Eine hohe Gasse führt uns auf den großen und kleinen Domplatz. Hier sieht man in den Felswänden dunkle Löcher, die eines Menschen Hand gemacht hat. Man vermutet, daß die Bewohner der umliegenden Ortschaften im 30jährigen und später im 7jährigen Kriege sich hier versteckten; sie leben in Holzhütten während draußen der Feind ihr Gebiet plünderte und brandschatzte. Die schauerlichste Felsenschlucht ist die Totengasse mit den anstoßenden Totengruft; die Totengasse ist so enge, daß man mit Not durchschreiten kann; da die oberen Felskanten in einander greifen, fällt kein Tageslicht herein; beständig hört man ein leises Wimmern in den Felsen, das durch den Wind hervorgerufen wird. Anmutig überrascht uns nach dem kleinen Schrecken in der Totengruft der freie Platz mit blühenden Blumen, der Frühlingsgarten Rübezahls genannt. Aus dem Gras sprießen liebliche Blumen, an den Felswänden klettern Schlingengewächse empor und in den Ritzen grünen mächtige Farnkräuter. Wie oft saß hier Rübezahl und erzählte den Waldnixen und Elfen seine Schwänke und Abenteuer mit den Menschen; bisweilen spielt er auf seiner Harfe lustige Weisen, während Kobolde, Zwerge, Nixen und Elfen tanzend über die grünen Boden dahinschwebten; vom Himmel fiel der Mondesschein durch die Felsen und beleuchtete das liebliche Bild:

Da pfeift es und geigt es und klinget und klirrt,

Da ringelt’s und schleift es und rauscht es und wirrt,

Da gispert’s und knistert‘s und flister’s und schwirrt.

 Goethe

Im Hintergrunde des Frühlingsgartens liegt der Spielball Rübezahls, d. i. ein runder Stein von 2 Meter Durchmesser. In einiger Entfernung steht der wandernde Pilger und die betende Nonne, beide Figuren stehen vor dem Eingang in den Dom. Düster und funkel ist das Innere, eine Grabesstille herrscht ringsum. Auf einmal spielt die Orgel das Lied „Großer Gott wir loben dich“. Der Eindruck ist überwältigend, leise, ganz leise erklingt das Spiel der Orgel, es ist etwas Geisterhaftes, dieses feine Piano. Nach dem Liede betritt der Führer die Kanzel – unter ihr liegt die natürliche Totenmaske des deutschen Kaisers Friedrich III. (verstorben 1888) - und hält als „Domprediger“ die Begrüßungsansprache in gebundener Rede. Es ist ein tiefergreifender Anblick – die dunklen, kahlen Felswände, das feenhafte Orgelspiel, die ehrwürdige Gestalt des greisen Führers auf der Kanzel und die in andächtiger Verwunderung dastehenden Fremden. Durch eine Seitentür verlassen wir den Dom und treten hinaus in das „Panorama“; zerklüftete Felsen bilden einen großen Halbbogen; aus diesem Felsenwirrsal, das den Trümmern einer zerstörten Stadt ähnlich sieht, erheben sich einzelne Felsen , die wie die Kamine aus dem Trümmerhaufen hervorschauen. Der Schornsteinfeger steht abseits, ein Mönch leistet ihm Gesellschaft; es sind dies die zwei einzigen Personen, die sich aus dem „Panorama“ der zerstörten Stadt gerettet hatten. Eine Ente und ein Pudel waren ihnen vorausgeeilt. An diesen Gestalten führt uns der Weg vorüber in das Theater. Ein Elefant und ein Löwenpaar ruhen neben dem Eingange. Nach den gewaltigen Felsblöcken, die auf dem Fußboden des Theaters liegen, könnte man annehmen, daß das letzte Schauspiel der „Hermannschlacht“ war; denn der ganze Boden ist mit Steinen dicht besäet, durch die sich der Weg hindurchschlängelt. Am Ausgange des Theaters steht der 2 Meter hohe Zahnstocher Rübezahls.

Unsere Wanderung ging dem Ende zu. Wir durchschritten noch zwei schauerliche, finstere Schluchten: die Unterwelt, in die kein Lichtstrahl fällt, und Sibirien, hier war es so kühl wie in einem Eiskeller. Rasch schritten wir durch diese Felsenkluft und standen am Ausgange. Einige Worte des Abschieds von unserem Führer, eine Händedruck und wir eilten der Station zu. Wieder ertönte ein Böllerschuß als letzter Gruß der „Felsenstadt“, aber das Echo erstarb in dem heranbrausendem Zuge; vom Fenster des Waggons aus sehen wir noch lange die malerischen Felsen zu beiden Seiten des Tales.

Wie sind diese Felsen entstanden? Es ist bekannt, daß das Wasser einst das Festland bedeckte. Auch Böhmen bildete einen großen See; das Wasser aber floß in tiefen Tälern ab, es machte sich selbst Wege, durchbrach Felsen und Gebirgsketten. Der weiche Sandstein setzt dem Wasser einen geringen Widerstand entgegen. Zu der ausnagenden Tätigkeit des Wassers gesellten sich vulkanische Eruptionen; die Kegelberge und die warmen Quellen des Erzgebirges sprechen für diese Annahme, daß vulkanische Eruptionen in Nordböhmen stattfanden. Wind, Regen, Sturm und Frost trugen auch viel dazu bei, daß die weichen Sandsteinfelsen so sonderbare Formen annahmen. Die schöpferische Kraft der Natur ruht nie, sie ist beständig tätig, sie arbeitet langsam aber sicher und genau, ein Menschenalter verschwindet da ganz. Es vergingen tausende von Jahren, ehe die Felsenstadt fertig war. Und selbst heute arbeitet auch die Natur weiter, das Regenwasser gräbt neue Ritzen, der Sturmwind wirft Felsen aufeinander, der Frost spaltet sie und die Phantasie des Menschen sieht dann ein neues Gebilde.

Veröffentlicht in: „ Niederösterreichische Volksbildungsblätter“, 1. 5. 1913, Nr. 367, S. 68ff + 73

Inflationen in Österreich

Das Geldwesen und die Finanzverwaltung waren in Österreich immer ein wunder Punkt in der Wirtschaftsentwicklung.

Schon die Münzerneuerungen, die dem Landesfürsten gute Einnahmen verschafften, zerstörten das Vertrauen des Volkes zu dem Gelde; daher unterblieben sie nach 1359. Doch führte Rudolf der Stifter dafür das Ungeld ein, das war eine Getränkesteuer u. zw. 10 % von den ausgeschänkten Getränken. Weil er die Steuerfreiheit der Geistlichkeit aufhob, wurde er als ein Nero bezeichnet, der die Kirche verfolgte.

Es war ein schwerer Fehler, daß Österreich keine einheitliche Münze besaß; hier galten die rheinischen sowie die ungarischen und der böhmische Groschen war der Dollar von heute. Der Wiener Pfennig verlor immer mehr seinen Wert; denn Österreich hatte keine Goldbergwerke, sodaß es auch keine Goldwährung einführen konnte.

Die Hussitenzeit zwang die Landesfürsten zu erhöhten Steuern, weil ja Kriege immer viel Geld kosten. Eine große Inflation erschütterte 1457 — 1460 unser Wirtschaftsleben; es war die Zeit der Schinderlinge und des Schandgeldes, mit dem sich die Dorfbuben bewarfen. Da verarmte das Volk. Geistliche vergriffen sich an Stiftungen, verkauften Kirchenäcker und erteilten gegen Geld Ablaßbriefe, um ihre Einnahmen zu vergrößern. Dazu kamen: eine Mißernte (1459), Hungersnot, Pest und der Einfall der Tschechen unter Georg von Podjebrad, der besonders das Weinviertel plünderte und ausraubte. Kein Wunder, wenn viele Leute aus den Dörfern flohen und nicht mehr zurückkehrten. Der Handel und Verkehr auf der Donau — und Venedigerstraße gingen nach 1492 zurück. Unser Land verarmte und am meisten der Bauer, von dem die Grundherren höhere Abgaben forderten.

1502 zahlte man bei uns für einen Goldgulden, der 1336 nur 90 Wiener Pfennig kostete, schon 330. Die Renaissance brachte verschiedene gute Reformen, die auf einige Zeit das Geldwesen ordneten und das Vertrauen des Volkes stärkten; 1513 die Anlage der Gültbücher, 1520 die Silberwährung, 1524 eine Münzordnung und 1559 eine Münzreform; ein Gulden hatte 60 Kreuzer, ein Kreuzer aber 4 Denar; die vorherrschenden Münzen blieben bei uns die rheinischen und ungarischen. Rudolf Il., der sich wenig um die Regierung kümmerte, hinterließ nur 32 Millionen Gulden Schulden.

Kaiser Matthias wollte eine gründliche Reform des Finanzwesens durchführen und übertrug diese Arbeit dem Seifried Christoph von Breuner in Asparn a. d. Z. und dem Herrn Gundacker von Liechtenstein in Wilfersdorf, der die treibende Kraft war. Leider gab es da große Hindernisse, die nicht zu überwinden waren: die Protektion bei den Beamten, die Korruption in den Ämtern, die teure Hofhaltung, die planlose Geldwirtschaft usw. Die Ideen des Liechtenstein eilten der Zeit weit voraus; sie waren modern und wurden damals nicht beachtet. Da kam der 30-jährige Krieg; die Leute befeilten und beschnitten die Münzen, die dadurch ihren Wert verloren; es waren die berüchtigten Kipper und Wipper, die recht fromme Sprüche zierten, z. B. „An Gottes Segen ist alles gelegen“. Diese traurige „Münzcalada“ erreichte 1623 ihren Höhepunkt. Schmuggel und Schiebereien begleiteten die Geldentwertung, der eine große Teuerung, eine Hungersnot und die Pest folgten; denn die Bäcker wollten nicht backen; in den Dörfern fehlten Brot und Fleisch. Der Tauschhandel und das Hamstern blühten zum Nachteil der Armen und Angestellten. Kein Wunder, wenn sie entliefen; so hatten z.B. um Großkrut vier Märkte und fünfzehn Dörfer keinen Geistlichen. Knechte und Mägde verließen die Bauern, die ihnen keine Lohnerhöhung gewährten. Mit der „langen Münze“, wie man auch dieses wertlose Geld nannte, kauften die katholischen Edelleute Rebellengüter und waren somit echte Kriegsgewinner.

Die Inflation verdarb die guten Sitten, förderte die Genußsucht der Jugend und erschütterte die Ordnung in den Gemeinden, die oft keine Geistlichen und Schulmeister besaßen. Kaiser Ferdinand III. lieh sich von Städten und Märkten Geld aus, das er nie zurückzahlte — dazu gehört auch Poysdorf.

Das Muster eines schlechten Hofkammerpräsidenten (= Finanzminister von heute) war der Graf Ludwig von Sinzendorf (1656 - 1678); eine Nebenlinie dieses unfähigen und eigennützigen Edelmannes besaß die große Herrschaft Ernstbrunn. Man wußte endlich, gar nicht die Höhe der Staatsschulden, es waren chaotische Verhältnisse, doch wurstelte man weiter, so gut es ging. Da fand sich ein Retter in der Not u. zw. der Fürst Hans Adam von Liechtenstein, der die Gründung der Wiener Bank 1705 anregte. Nun ging es langsam besser, besonders als die Ideen des Merkantilismus auch bei uns dem Handel und der Wirtschaft neue Wege wiesen, die dem Staate größere Einnahmen verschafften. Die Aufklärung ging einen Schritt weiter, da weitblickende Männer verschiedene Reformen auf allen Gebieten durchführten, welche die Grundlage zum modernen Staate wurden (Steuer-, Urbarialreform, Militär, Bildungswesen usw.). 1762 mußte die Wiener Bank Papiergeld herausgeben, weil es an Silbermünzen fehlte.

Mit den Napoleonischen Kriegen begann ein trauriges Kapitel unserer Finanzwirtschaft; es fehlte trotz der hohen Steuern an Geld und im Ausland hatte Österreich keinen Kredit. 1796 begann die Ausgabe von Papiergeld, das beim Volk verhaßt war. Von den Kirchen und Klöstern begehrte der Staat Gold und Silber sowie Anleihen. 1807 und 1810 dachte man daran das Papiergeld um ein Drittel zu vermindern, ja sogar im Verhältnis 3 : 1 umzutauschen. Es kam aber nicht dazu. Dafür folgte am 20. Februar 1811 der Geldkrach, der den Wert eines Guldens auf 12 Kreuzer herabdrückte. Die Wiener nannten den Kaiser „Papiermacherfranzl“. Die vielen Stiftungen und der Religionsfonds litten schweren Schaden.

Traurig waren diese Zeiten für alle Lohn und Gehaltsempfänger, während Gewerbe und Landwirtschaft große Vorteile errangen. Um 1810 sah man auf dem Lande einen ungesunden protzigen Reichtum, der dem Dichter Raimund zu dem Schauspiel „Der Bauer als Millionär“ den Stoff gab. Das neue Geld „Einlösscheine“ und „Antizipationsscheine“ konnte im Volk kein Vertrauen zum Staate erwecken; es war ein Fehler der Regierung, welche die Währung durch eine einfache Rechnung verbessern wollte, ohne auf die Wirtschaft, den Verbrauch und den Handel Rücksicht zu nehmen.

Im Papiergeld sah das enttäuschte Volk „ein Werk des Teufels“; denn 1816 gab es wieder so viel wertloses Geld, daß die Regierung sich entschloß, eine Nationalbank zu errichten, die den Notenumlauf regeln sollte. Einen hervorragenden Anteil an dieser Gründung hatten der Fürst Johann I. von Liechtenstein in Feldsberg und der Staatzer Graf Ferdinand Colloredo Mannsfeld. Österreich war ein armes Land, das mit seinen Einnahmen nicht die Ausgaben decken konnte, während der Steuerträger unter der Last der Abgaben fast zusammenbrach. Aber Reformen lehnte der Kaiser ab, da er streng konservativ war und in den Ideen der Neuzeit den Untergang seines Reiches erblickte.

1847 und 1855 waren Krisenjahre, in denen man den Zusammenbruch der Währung befürchtete. Der Staat hatte kein Geld, um die notwendigen Ausgaben zu leisten. Die Beamten bezogen so niedere Gehälter, daß es eine Kunst war, mit diesem Geld zu leben. Von den Schulmeistern und -gehilfen will ich nicht sprechen, da sie ja immer die Letzten waren, wenn es sich um eine Besserstellung ihrer Lage handelte.

Am 1. November 1858 ordnete der Finanzminister die Währung, sodaß von nun an ein Gulden 100 Kreuzer hatte.

Nach 1870 trat eine scheinbare Blüte im Wirtschaftsleben Österreichs ein; denn es wurden Eisenbahnen, Fabriken und Banken gegründet; die Preise gingen in die Höhe und schließlich konnte man von einem „Gründerrausch der Büchelmillionäre“ sprechen. Am 9. Mai 1873 trat der Geldsturz ein, den einsichtsvolle Männer vorausgesagt hatten. Das Vertrauen in die Währung war überall erschüttert, so daß viele, darunter auch die Habsburger, ihr Geld im Ausland anlegten.

1892 ging Österreich zur Krone über, die 100 Heller hatte.

Beim Ausbruch des Weltkrieges 1914 verschwand das Silbergeld. Die Inflation machte unsere Krone so wertlos, daß dann bei der Sanierung 1 Schilling 14.400 Kronen galt.

Der Völkerbund nahm sich unseres Landes an und brachte die Finanzen sowie die Wirtschaft in Ordnung. Die Inflation nach dem 2. Weltkrieg, die noch bei allen in guter Erinnerung ist, wurde durch die großzügige Marshall-Hilfe nicht zu so einer Katastrophe wie die nach 1918. Das Volkseinkommen betrug nach Zeitungsberichten 1952 in Österreich 69 Milliarden, während die Steuern die Volkswirtschaft mit 29 % belasten.

In Österreich fehlten immer das Kapital, der Unternehmungsgeist und der Weitblick. Die Steuern sind im Vergleich zu anderen Staaten zu hoch, die Handelsbilanz war meist passiv und unsere Industrie konnte selten mit der des Auslandes in Wettbewerb treten. Der Fremde sagt wohl mit Recht: „Der Österreicher verzehrt lieber und spart weniger“.

Quellen:

M. Vancsa „Geschichte von Nieder- und Oberösterreich“.

O. von Mitis „Gundacker von Liechtensteins Anteil an der kaiserlichen Zentralverwaltung“.

Gindely „Geschichte der Gegenreformation“.

Dr. A. Nagl „Die Reformen des deutschen und österreichischen Münzwesens im Jahrbuch des Vereines für Landeskunde 1915“.

Veröffentlicht in: „Niederösterreichisches Lehrerblatt“, Juni 1954, S. 7 – 8, August 1954, S. 8 - 9

Johann Josef Graf Trautsohn, Erzbischof von Wien

Das Geschlecht der Grafen von Trautsohn kam im Jahre 1572 aus Südtirol nach Niederösterreich, wo es vom Kaiser Maximilian ll. das Schloß und die Herrschaft Falkenstein erhielt. Aus diesem Geschlechte hatte das Wiener Bistum zwei bedeutende Männer erhalten: den Bischof Graf Ernst Trautsohn (1685 bis 1702), ein großer Wohltäter der Armen, der den Stephansdom mit mehreren neuen Seitenaltären schmücken ließ, und den Erzbischof Johann Josef Graf von Trautsohn.

Dieser war zuerst Koadjutor des Grafen Kollonitz, unter dem das Bistum Wien zu einem Erzbistum erhoben wurde. Er führte das 40 stündige Gebet ein und erbaute die Kurhauskapelle. Nach seinem Tode erhielt der Graf Trautsohn die Würde eines Erzbischofs; denn diese Stellen waren damals in der Regel den Adeligen vorbehalten.

Zu seiner Zeit drangen auch die Gedanken der Aufklärung in den Kaiserstaat und rüttelten an den überlieferten Grundfesten der Religion. Die einen stemmten sich gegen das Neue, die andern erkannten die Bedeutung dieser Zeit, die so große Vorteile dem Bürger und Bauer brachte. Ein stiller, ruhiger Vertreter der Aufklärung in den Kreisen der Geistlichkeit war unser Trautsohn. Er genoß auch das volle Vertrauen der Kaiserin Maria Theresia, die sich wiederholt bei ihm Rat in kirchlichen Angelegenheiten erbat. Da es im Kirchenjahr sehr viele Feiertage gab, ordnete die Kaiserin am 3. März 1754 an, daß nach dem Handschreiben des Papstes Benedikt 24 Feiertage in Oesterreich aufgehoben werden müssen; dazu gehörten die Festtage der Apostel, ausgenommen der Feiertag Peter und Paul, der Osterdienstag, Pfingstdienstag usw. Die Leute konnten an diesen Tagen arbeiten, nur sollten sie in der Frühe einem Gottesdienst beiwohnen. Während der Erzbischof Trautsohn diese Anordnung gut hieß, bekämpfte sie der Kardinal Troyer von Olmütz, der selbst nach Wien fuhr und die Kaiserin überzeugte, daß aus Mähren und Schlesien viele Bewohner nach Preußen auswandern werden, wenn die Feiertage abgeschafft würden; denn in Preußen hätten die Leute vollständige Freiheit in religiösen Dingen. Auch die Bischöfe von Passau und Salzburg sprachen sich gegen das Verbot aus, leider ohne Erfolg.

Die guten Wiener halfen sich da selber; sie zerschlugen an einem aufgehobenen Feiertag den Schaukasten einer Porzellanhandlung und machten an mehreren Stellen der Stadt Krawalle. Daraufhin ordnete die Kaiserin eine strenge Untersuchung an und, da mehrere Geistliche in den Predigten das Volk zum Widerstande aufforderten, ließ sie diese verhaften und in der Burg Greifenstein einsperren. Am 24. April (Georgstag) durchstreiften Militärposten die Stadt, um jede Ruhestörung zu verhindern. Die Kaufleute aber verlangten an den aufgehobenen Feiertagen höhere Preise für die Waren, um die Bewohner von dem Einkaufe abzuschrecken.

Auf dem Lande hielten die Gläubigen die Feiertage, sodaß ein rechter Wirrwarr sich entwickelte, der bis zum Jahre 1772 anhielt; am 2. Jänner hob ein Gesetz die Feiertage endgültig auf, auch die Verpflichtung, in der Frühe einer hl. Messe beizuwohnen. Die Absicht, an den übrigen Feiertagen die Schaubühnen und alle Orte des Frohsinns und der Heiterkeit zu schließen, ließ man als undurchführbar weg.

Der Erzbischof verlangte von der Geistlichkeit ein vorbildliches tugendsames Leben, sie sollten sich jeder Eitelkeit enthalten, nicht Titel beilegen, die ihnen gar nicht gebühren, und nur mit ehrenwerten Personen verkehren. Er war ein Gegner von den Predigten, die damals nach dem Muster des Abraham a Santa Clara in den Kirchen so beliebt waren. Man legte großes Gewicht auf die Form, auf Wortverdrehungen und Witze, auf Spitzfindigkeiten und Wortspielereien, auf Fabeln und Anekdoten und vergaß dabei auf den religiösen Inhalt.

1752 erließ er einen Hirtenbrief, der in jenen Tagen berechtigtes Aufsehen erregte. Er sagte darin: ,,Die Leute laufen in die Kirche, um Ablässe zu gewinnen, setzen auf die Heiligenbilder größeres Vertrauen als auf Christum selbst, halten die Gebote der Bruderschaft strenger und vernachlässigen aber die zehn Gebote. Manche Priester ziehen gegen die Obrigkeit in den Predigten los, kritisieren Verordnungen und Einrichtungen, politisieren und säen Unfrieden und Groll unter den Bürgern und Bauern, reizen die unruhigen Köpfe zur Empörung. Dies paßt nicht für einen Priester. Auch die schön geputzten Predigten, die den Ohren des Pöbels schmeicheln, zeigen in der Regel eine verfehlte Wirkung. Die Prediger sprechen von Ablässen, vom Rosenkranz, von Bildern, aber nicht vom Heiland, vom Glauben, vom Erlöser und der Liebe.“

Die Protestanten zollten diesem Briefe die höchste Anerkennung und sorgten dafür, daß er im Volke verbreitet werde; darum hieß es auch, der Erzbischof sei ein heimlicher Protestant.

In dem weltlichen Schulwesen erblickte er die Zukunft des Volkes; bis zu seiner Zeit hatten die Jesuiten viele Lehrkanzeln an den Hochschulen Oesterreichs. Er trat dafür ein, daß auch Ausländer an unsere Hochschulen berufen werden, damit die Wissenschaft und die Forschung in neue zeitgemäße Bahnen geleitet werde und das rückschrittliche Oesterreich einen Schritt vorwärts komme. Er verlangte, daß die Lehrer besser gezahlt werden, da ein tüchtiger Lehrer viel Nutzen in das Land bringe. Der Prager Bischof dagegen war anderer Meinung, da eine bessere Bezahlung nur Faulenzer großziehe.

Er erleichterte den Protestanten den Uebertritt zur katholischen Kirche; denn sie brauchten nicht mehr die alte Glaubensformel beschwören, daß sie ihrer alten Religion für immer entsagten.

1757 schloß er die Augen und sein Nachfolger war der Erzbischof Migazzi, unter dem die vielen Neuerungen durchgeführt wurden, die der Volkskaiser Josef II. veranlaßte.

Veröffentlicht in: „Niederösterreichisches Lehrerblatt“, 15. 10. 1933, Folge 3, S. 38

Johann von Capestrano

1451 erschien der Franziskanermönch Johann von Capestrano in Wien, wohin ihn Aeneas Silvio Piccolomini, der eine Zeitlang Pfarrer von Laa a. d. Th. und der Wegbereiter des Humanismus in Oesterreich war, berufen hatte; es war ein kleiner, schmächtiger, kahlköpfiger Mann, der die Kutte auf dem bloßen Leibe trug, stets barfuß ging, fleißig fastete und fleißig Almosen für die Armen sammelte.

Damals schaute es in unserem Land trostlos aus, weil der Kaiser Friedrich kein Herrscher war, sondern eine Schlafmütze, der den Dingen seinen freien Lauf ließ und sich nicht um seine Pflichten kümmerte. Die Wiener legten seinen rätselhaften Wahlspruch: A-E-I-O-U so aus, dass sie sagten: A Esel ist ober uns.

Das Volk schildert Piccolomini als richtige Phäaken, genusssüchtig, roh, rauflustig und besessen von einer Spielwut und Trunksucht; besonders rügt er den Kleiderluxus des weiblichen Geschlechtes. Der Bauer klagt wohl über die hohen Steuern und Abgaben, doch folgte er sonst den Städtern und ahmte ihre Untugenden nach. Der Wucher blühte und ein soziales Empfinden für die Armen und Notleidenden vermisste man überall.

Die kirchlichen Verhältnisse waren traurig; einen Einblick gewähren die „epistolae Luciferi“, welche die Missstände schonungslos aufdeckten. Erziehung und Unterricht, Predigt und Seelsorge waren vielfach unbekannte Dinge. Das reiche Einkommen der Pfarren Laa, Falkenstein, Staatz, Rußbach usw. bezogen hohe Würdenträger; dafür bekamen die Vikare in diesen Orten einen Hungerlohn, der jede Arbeitsfreude lahmlegte. Wohl hatte Thomas Ebendorfer, der einige Jahre Pfarrer in Falkenstein war, Reformen verlangt, doch niemand beachtete seine Warnungsrufe und alle lebten sorglos in den Tag hinein.

Nur die Wallseer in Asparn a. d. Z. und die Liechtensteiner in Feldsberg bekundeten mehr Interesse an der Not des Volkes als die weltliche und geistliche Obrigkeit. Johann von Liechtenstein (gest. 1474) und seine Gemahlin Berta – die „weiße Frau“ der Herren von Rosenberg – beriefen im Sommer 1451 den Capestrano nach Feldberg, wo er einige Predigten hielt. Es war eine Sensation für unsere Gemeinden, deren Bewohner zahlreich nach Feldberg strömten. Zu Fuß und in Bauernwagen kamen sie, um den fremden Prediger zu hören, der mit lauter Stimme und temperamentvoll die Sünden der breiten Masse geißelte; ein Dolmetscher übertrug die Sätze ins Mittelhochdeutsche. Die Männer brachten Spielkarten und Würfel sowie andere sündhafte Dinge, die zu einem Haufen zusammengelegt und vor der Kirche angezündet wurden. Die Frauen trugen einfache Kleider, gaben Almosen und waren in sich gekehrt. Die Kirtage nahmen in diesem Jahr einen stillen und ruhigen Verlauf. Capestrano regte einen Klosterbau für Franziskanermönche an, der einige Jahre später auf den Ruinen des alten Baues von 1286 ausgeführt wurde. Von Feldsberg zog er nach Brünn aber weiter nach Böhmen durfte er nicht. Die Tschechen lehnten seine Predigten ab.

Als Capestrano später die Männer zu einem Kreuzzug gegen die Türken aufrief, verhallte sein Ruf. Die Zeiten eines Bernhard von Clairvaux waren vorbei. Alles hatte sich geändert, auch die Menschen. Das Auftreten Capestranos vor 500 Jahren in unserer Heimat war eine Episode und nach kurzer Zeit hatte man seine aufrüttelnden Worte vergessen.

Quellen:

E. Tomek, Kirchengeschichte Oesterreichs,

K. Höß, Geschichte der Stadt Feldberg.

Veröffentlicht in: „Mistelbach-Laaer Zeitung“, 6. 10. 1951, S. 4

Johann von Nepomuk im Weinland

Es war eine traurige Zeit, in der Johann von Nepomuk, dessen Eltern aus Deutschland stammten, in Prag, dem sittenlosen Babet, lebte und als Geistlicher wirkte. Der jähzornige König Wenzel IV. (1378 - 1419) war ein Gegner des Hochadels und der Kirche, die er mit allen Mitteln bekämpfte. Auch mit dem mährischen Markgrafen Jodok und dem österreichischen Herzog Albrecht führte er Krieg. Als er in Wien gefangen war, konnte er mit Unterstützung des Johann von Liechtenstein nach Nikolsburg fliehen. Wenzel ließ seinen Gegner Johann von Nepomuk, der als Beichtvater der Königin Johanna am Prager Hof verhaßt war, am 20. 3. 1383 in die Moldau werfen.

Die Mit- und Nachwelt vergaß diesen Märtyrer, zumal sein Doppelgänger Johann von Pomuk denselben Tod fand. Erst 1641 erinnerten sich die Jesuiten dieses Blutzeugen Christi und machten ihn zum Anti Hus und Anti Luther. Bald umgab ein Kranz von Legenden seine Gestalt, die ihn beim Volk recht beliebt machten; er war ein Opfer des Beichtgeheimnisses, das Muster und Vorbild eines „exemplarischen Priesters“, den bald ein Glorienschein umgab. Wunder ereigneten sich, sodaß ihn die Jesuiten zu ihrem Patron erwählten, der die siegreiche Gegenreformation verkörperte. Der Adel – bei uns die Liechtenstein – förderten seine Verehrung; denn er war der Beschützer der Fischer, der Schiffer, der Strafhäuser und Gefangenen, dessen Hilfe der Gläubige in Wassernot anrief; dafür gerieten die Heiligen – Nikolaus und Christoph in Vergessenheit. Nicht vergessen dürfen wir ihn als Brückenpatron; denn auf den Holzbrücken, welche die Gemeinden selten rechtzeitig ausbesserten, geschahen viele Unfälle.

Die erste Statue, die bei uns dem Johann von Nepomuk gesetzt wurde, steht neben der Straße Bernhardsthal – Reinthal (1716). Drei Jahre später erhielt er eine in Poysdorf neben dem Walterskirchner Tor; sie dürfte der fürstliche Hofbinder Johann Georg Wilhelm Fuchs gestiftet haben. 1720 begann in Rom der Heiligsprechungs-Prozeß, der erst 1728 beendet wurde (1721 selig gesprochen). Großartig war die Prager Feier, die mehrere Tage dauerte. Das „Goldene Prag“ zeigte allen theatralischen Prunk der Barockzeit (Ehrenpforten auf der Moldaubrücke, farbenprächtige Prozessionen aus ganz Böhmen, Wallfahrer und Pilger, Glockengeläute, Festgottesdienst in allen Prager Kirchen, Predigten, Feuerwerk und Festbeleuchtung der Moldauufer, bacchanalische Volksfeste, Theater, Unterhaltung usw.). Städte und Märkte beeilten sich, seine Statue im Gemeindegebiet aufzustellen. Maler, Bildhauer und Steinmetzmeister hatten mehr als genug Arbeit, um alle Wünsche zu befriedigen. Die Meister stellten den Heiligen als Beichtvater oder als Domherr dar mit einem Kreuz und einer Märtyrerpalme in der Hand, sowie mit fünf Sternen über dem Kopfe – diese Auszeichnung kam nur der Jungfrau Maria zu – manchmal hielt er einen Finger auf den Mund, als Sinnbild des Schweigens; bei den fünf Sternen muß man sich Buchstaben denken, die das Wort tacui – ich schwieg ergeben.

Die sehenswerte Statue in Groß-Krut wurde am 16. Mai 1741 feierlich eingeweiht; nach der Stiftung von 1767 brannte immer ein Nachtlicht vor der Statue. Poysdorf besitzt ihrer fünf; bei der Singerburg, beim Walterskirchner Tor, in der Wandnische des Hauses 11 in der Brunngasse, bei der Poluken – eine Stiftung des Kaspar Seebauer, der in der Brunngasse, Hausnummer 301, wohnte – und bei der Pfarrkirche, die ursprünglich die Rathausbrücke schmückte. Da wir solche Statuen fast in allen Gemeinden des Weinlandes finden, kann man mit Recht sagen: „Auf allen Brucken stehn die Nepomuken.“ Asparn an der Zaya feierte jährlich den 16. Mai als Feiertag mit einer Prozession, einem feierlichen Tedeum und einem Hochamt in der Kirche; dabei gab eine Kanone vier Salutschüsse ab. Zu Mittag vereinigte die Honoratioren des Marktes ein Festmahl im Schloß.

Die Gemeinde Ketzelsdorf weihte ihre Kapelle diesem Heiligen und feierte seinen Tag mit einer Prozession und einem gesungenen Amt. Die Mistelbacher gründeten eine Bruderschaft und ersuchten den Prager Bischof um eine Reliquie, doch bekamen sie keine. 1749 erhielt Dobermannsdorf eine Statue. Manche tragen am Sockel einen Spruch: „Halte deine Zunge im Zaume!“ – „Heiliger Johann von Nepomuk, bewahre uns vor Schande und Spott!“ Johannesaltäre sehen wir in den Kirchen zu Bernhardsthal, Zistersdorf, Drasenhofen, Kettlasbrunn, Herrnleis, Gnadendorf, Ernstbrunn und Ulrichskirchen. Die Prager Musikanten widmeten dem Heiligen ein Wanderlied, das wir als Studenten gerne sangen:

„Mit der Fiedel auf dem Nacken, mit dem Käppel in der Hand, ziehn wir Prager Musikanten durch das weite Christenland. Unser Schutzpatron im Himmel heißt der heilige Nepomuk, steht mit seinem Stern und Kränzel mitten auf der Prager Bruck. Als ich da vorbeigegangen, hab´ ich Reverenz gemacht, ein Gebet ihm aus dem Kopfe recht bedächtig dargebracht.“

Auf dem Lande bürgerte sich die Johannesfeier rasch ein, da sie gewöhnlich am Vorabend des 16. Mai bei einbrechender Dunkelheit im Freien vor einer Statue abgehalten wurde. In dem Lindenbaum, der schützend sein grünes Laubdach über den Heiligen ausbreitete, säuselte ein Mailüfterl! Frauen und Kinder hatten mit Blumen und Kränzen die Statue geschmückt sowie auf dem Altartisch einige Kerzen angezündet, deren Schein den Heiligen mit einem hellen Glanz übergoß. Eulen und Fledermäuse, die das Licht anlockte, huschten vorüber, ohne die Andacht zu stören. Erwachsene kamen herbei und bildeten einen Halbkreis, während in der Mitte ein Geistlicher die Litanei vorbetete. Gedämpft klangen die Stimmen in die dunkle Nacht hinaus, Weihrauchwolken umhüllten den Heiligen, der still lächelnd auf die Andächtigen herabblickte. Von dem Johanneslied, das am Schluß der Andacht gesungen wurde, weiß ich heute nur mehr eine Stelle: „Der du hast müssen, hier dein Leben schließen in Prag auf der Moldaubruck, wo die Blinden sehen und die Lahmen gehen.“

Nach der Andacht zerstreute sich die Menge, die Kerzen wurden ausgelöscht und die finstere Nacht verhüllte die Statue. Als der Jesuitenorden 1773 aufgehoben wurde, gerieten diese Andachten langsam in Vergessenheit. Dafür setzte die Kirche später die Maiandachten, die beim Volke rasch sehr beliebt wurden.

Die Tschechen sahen in dem Heiligen einen Nationalhelden, so dass die Deutschen im Volkstumkampf nach 1880 von ihm wenig wissen wollten. Heute sind die Johannesandachten vergessen und gehören der Vergangenheit an. Einsam und verlassen stehen die Statuen, die der Zahn der Zeit arg beschädigt; noch mehr tun es die Menschen, welche sie mit Kalk oder mit Farben bestreichen, was dem Stein nur schadet.

Quellen:

Bretholz „Geschichte Böhmens und Mährens“

G, Gugitz „Das Jahr und seine Feste im Volksbrauch Oesterreichs“

Herrschaftsakte Wilfersdorf im Fürst Liechtensteinischen Hausarchiv

Veröffentlicht in: „Mistelbach-Laaer Zeitung“, 10. 7. 1958, S. 4

Johann Zandt von Asparn a. d. Z.

Johann Zandt, der in Asparn am 19. Juni 1679 geboren war – damals wütete im ganzen Land die gefürchtete Pest, - war schon als Knabe ein guter Sänger und Musiker. In der Marktgemeinde wurde damals viel Musik betrieben und die Bewohner waren durch ihre Sangeslust im Zayatal bekannt. In einer solchen Gemeinde, wo jede Familie das Volkslied pflegte, wo Burschen und Mädchen am Feierabend sangen, musizierten und tanzten, wuchs der Knabe auf.

Mit 14 Jahren kam er als Sängerknabe nach Znaim in das ehrwürdige Prämonstratenser Stift nach Klosterbruck, das 1190 gegründet war. Gleichzeitig besuchte er die Lateinschule und wollte in den Orden eintreten. Doch überredete ihn der Abt Karl Kratochwil, nach Wien zu gehen und Logik sowie Physik zu studieren. Nebstbei lernte er das Orgelspiel.

Da besuchte einmal der Abt Engelbert Hoffmager von Geras das Stift Klosterbruck und lernte den jungen Zandt kennen, den er sofort überredete, mit nach Geras zu kommen, das damals eine wichtige Pflegestätte der Kirchenmusik war. Zandt wollte sich Geras einmal nur anschauen und fuhr mit dem Znaimer Stadtrichter Schuller, der als Advokat der Klosterbrucker Abtei dienstlich dort zu tun hatte, nach Geras, das ihm so gut gefiel, dass er am 20. Dezember 1702 übersiedelte und im folgenden Jahr als Bruder Nikolaus eingekleidet wurde.

Zugleich übernahm er die Stelle eines Stiftsorganisten, später auch die Ausbildung der Sängerknaben. Er galt in dieser Zeit als der beste Organist des Waldviertels. Die Priesterweihe empfing er 1709, vier Jahre später war er Küchen- und Kellermeister, 1715 Ökonomieprovisor, 1721 Prior und Novizenmeister, von 1725 bis 1730 wirkte er in Drosendorf als Pfarrer und am 4. Jänner 1730 wählten ihn die Mitbrüder zum Abt des Stiftes.

Nach dem Brande des Klosters ließ er eine prachtvolle Orgel aufstellen, die noch heute die schönste Barockorgel des Landes ist. Die Kirche erhielt ein neues Aussehen, wie er es wünschte; er vermehrte die Ornate und die Bibliothek und widmete sich besonders der Pflege der Kirchenmusik im Sinne des Satzes: „Omnia ad maiorem dei gloriam“ – Alles zur größeren Ehre Gottes.

Die Sängerknaben mussten in seinem Geiste ausgebildet werden; zu ihnen gehörte der bekannte Leopold Schenkh, welcher später eine größere Bedeutung erlangte. Die Kirchenmusik in Geras erreichte zu seiner Zeit eine Blüte und ein Ansehen, wie sie in keinem anderen Stifte im Waldviertel genoss.

Zandt starb am 28. Februar 1746.

Quellen:

Josef Pfiffig: „Geraser Komponisten im 18. Jahrhundert“ in „Unsere Heimat“ 1950.

Alphons Zak: „Die Totenbücher der Stifte Geras und Pernegg“ im „Jahrbuch des Vereines für Landeskunde“ 1912.

Josef Siegmund Ebersberg,
ein Jugendschriftsteller aus dem Weinlande

Die Pietisten und Philanthropen machten den Anfang mit geeigneten Jugendschriften, die früher unbekannt waren, weil die Bibel als d a s Buch der Bücher für die Jugend wie für das Alter galt. Dies änderte sich mit einem Schlage, als Campe 1779 seinen Robinson herausbrachte, der die Bibel als Jugendbuch rasch verdrängte. Eine weite Verbreitung fanden die frommen Erzählungen von Christoph Schmid, die ich selbst noch in meiner Kindheit gerne las. (Christoph Schmid schrieb von etwa 1810 an bis gegen 1850.) In seinem Geiste verfaßten Leopold Chimani und Josef Siegmund Ebersberg eine Reihe von Jugendschriften, die man bei uns noch um 1910 in den Schülerbüchereien und Pfarrbibliotheken fand.

Ebersberg, 1799 in Steinabrunn bei Gr. Mugl geboren, wo sein Vater die Stelle eines Verwalters bekleidete, besuchte das Nikolsburger Gymnasium und ging dann nach Wien; hier studierte er an der Hochschule, hungerte und fror genug in der Donaustadt, doch erreichte er sein Lebensziel: er wurde Gymnasiallehrer und bereiste mit dem Grafen Schafgotsch Deutschland.

Ab 1830 gab er die Zeitschrift „Feierstunden der edleren vaterländischen Jugend“ heraus, der später, 1840, „Der österreichische Zuschauer“ folgte.

Es ist von großem Reiz, aus den Bänden dieser Zeitschrift das Bild des Herausgebers und seiner Zeit zu gewinnen. Es war ein Kind seiner Zeit, ein treuer Sohn des Weinlandes, fromm, gottesfürchtig, duldsam gegen andere, ein Patriot und sozial denkender Mensch, der nach dem Dichterworte lebte: „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut!“ Aber wie die Zeit seines Wirkens nur äußerlich ruhig, tatsächlich jedoch eine Zeit des Überganges und der Gärung war, so zeigen sich auch in ihm gewisse Gegensätzlichkeiten und Spannungen.

Selbstverständlich lehnt er jeden gewaltsamen Umsturz ab, doch trat er für die Ideen der Aufklärung ein. Als echter Biedermeier erblickt er in Kaiser Josef II. einen Herrgott und Menschenfreund. Wie dieser lehnt er jede streng konfessionelle Lebensauffassung ab. Aber – (die vielen Ermahnungen der Regierung Metternich!) – in der „seichten, oberflächlichen Aufklärung der Brauseköpfe“ sieht er das Unglück für Volk und Staat; solchen Leuten sollte man lieber einen Mühlstein um den Hals hängen … (was wohl nicht ganz duldsam klingt). Natürlich tritt er für Treue und Liebe zur Dynastie, zum milden und fürsorglichen Landesvater ein. Er preist in vielen Erzählungen Vaterlandsliebe, Heldenmut für Gott, Kaiser und Vaterland und die Wohltaten einer gesegneten Regierung. Wie hoch beglückt war der Untertan, wenn ihn der Landesvater ansprach oder gar bei ihm einkehrte. Ein solches Ereignis mußte in einer Gedenktafel festgehalten werden. (Z. B. in Gaweinstal und in Poysdorf.)

Als Humanist forderte er den Mittelweg zwischen dem finsteren Schulpedanten und dem freigeistigen Philanthropen; denn die Vergangenheit (=Barockzeit) machte aus dem Menschen einen plumpen Idioten, die Philanthropen hingegen einen spitzfindigen Atheisten. Der Unterricht wende sich an Herz, Gemüt und Verstand, doch verwarf er die „Frömmelei“ der alten Autoritätsschule; das Kind lerne denken und urteilen, daher sprach er von einem „veredelnden Nachdenken“. Er fand Gellerts Schriften geeignet, die Jugend für Wahrheit, Sittlichkeit und Schönheit zu begeistern.

In der Natur sah er überall Gottes Allmacht und Fürsorge für Mensch und Tier. In diesem Geiste verlangte er den Unterricht in der Naturkunde. Wichtig fand er den Naturschutz, für den er immer eintrat.

Er war mit der Jugend seiner Zeit nicht ganz zufrieden. Er haßte an ihr Eitelkeit, Stolz, Hochmut und Eigendünkel; denn jene, die alles besser wissen und verstehen und dem Alter sogar noch Lehren geben wollen, scheitern im späteren Leben.

 Er klagt über die Anmaßung und Roheit, über die Ungezogenheit und Unhöflichkeit der „Humanitätsschüler“ (=Gymnasiasten). (In Nikolsburg bestand noch um 1890 am Piaristengymnasium die Sitte, daß die älteren Jahrgänge die jüngeren prügelten und mißhandelten, ohne daß die Lehrer dagegen einschritten; es war dies eine Erinnerung an die alte „Depositionsfeier“ der Studenten, die in Olmütz noch 1651 geübt wurde, wobei der Gedanke zugrunde lag, daß ein angehender Studiosus zuerst geschliffen und gehobelt werden müsse, damit aus ihm ein „Mensch“ werde.)

Auch die Hochschüler in Wien fand er sittenlos, unreligiös, verblendet und unglücklich: es waren „verfinsterte Seelen, in deren Herz kein Lichtstrahl der göttlichen Gnade fiel“; diese räudigen Schafe, die nur die anderen anstecken, gehörten hinter Schloß und Riegel.

Wie die Jugend sein soll? Bescheidenheit und Ehrlichkeit zieren die Jugend. Allerdings, das Beispiel! Der Lehrer und Erzieher sei selbst ein Humanist, ein Kämpfer für Aufklärung und gebe ein gutes Beispiel. Vor allem flöße er den Schülern Gottesfurcht und Religion ein, denn „selig ist das Volk, das unter dem schattigen Baum des Glaubens gelagert ist und von den Strahlen der reinen Wahrheit erwärmt wird.“ Mit Güte und energischer Strenge führe der Erzieher die Jugend auf die Bahn des Guten.

Immer wieder schärft er den Kindern Elternliebe, Mitleid und Erbarmen mit den Armen und Hilfsbedürftigen ein, da den Hartherzigen stets die wohlverdiente Strafe trifft, während Milde und Güte belohnt wird, denn das Gute setzt sich immer durch. Nicht Haß und Rachsucht, sondern Großmut und Verzeihung trage man seinem Feinde gegenüber im Herzen.

Er ermahnt Kinder und Studenten, den Eltern und Anverwandten, den Wohltätern, den Erziehern und den würdigen Seelsorgern zu Neujahr Glück zu wünschen, ihnen ein Gedicht aufzusagen, sie mit „Küß die Hand!“ zu grüßen. (Dies geschah in Ernstbrunn noch um 1910. Den Geistlichen mußten die Kinder auf der Straße nach dem Gruß die Hand küssen – bis 1895 in Großkrut Sitte.)

Sein Kampf galt den stolzen und protzigen Ignoranten, den Schmeichlern, Schmarotzern, den charakterlosen Possenreißern sowie den Spaßmachern, die jede Menschenwürde verleugnen, der Schmutz- und Schundliteratur, dem Branntwein, der Lüge.

Dagegen preist er Arbeit, Ruhe und Zufriedenheit mit seinem Beruf als Grundlage für ein glückliches Leben.

Zu seinen Mitarbeitern gehörten u. a. die mährischen Professoren Wolny, der eine Topographie Mährens 1837 herausgab, Albin Heinrich Leonhard Knoll, welcher 1817 in Olmütz die Olympischen Spiele erneuerte (nach E. Wünsch. Die Ritterakademie in Olmütz, in „Nordmährerland“ 1942), und der Dichter Johann Gabriel Seidl.

Der vielfach ausgezeichnete Mann starb am 27. Oktober 1854.

Quellen:

J. S. Ebersberg „Feierstunden“, und „österreichischer Zuschauer“.

Veröffentlicht in: „Niederösterreichisches Lehrerblatt“, Folge 3, 1957, S. 5 + 6

Josef von Eichendorff im Weinland

Die Heimat des Dichters Eichendorff ist das Schloß Lubowitz bei Ratibor; daneben besaß die Familie noch das Gut Sedlnitz im Kuhländchen, das sie schon 1655 erworben hatte. Die landschaftliche Umgebung beider Schlösser hat auf das empfängliche Gemüt des Knaben einen tiefen Eindruck gemacht. War er in der Fremde, dann erinnerte er sich immer an seine Heimat und verglich beide Landschaften; denn eine echte Naturverbundenheit, eine tiefe Liebe zu seiner Heimat, Ehrfurcht vor der Vergangenheit und eine fröhliche Wanderlust, die weite Welt zu sehen und zu genießen, erfüllten die Brust des Dichters, der auch unser Weinviertel einmal besuchte; sein Tagebuch gibt uns Aufschluß über diese Reise.

Im Jahre 1810 kam der Dichter mit seinem Bruder Wilhelm nach Wien, um an der Hochschule Rechts- und Staatswissenschaften zu studieren. Da traf er viele gleichgesinnte Männer, mit denen er innige Freundschaft schloß, so z. B. den Südmährer P. Klemens Maria Hofbauer, den Dichter Friedrich Schlegel, den Dresdner Theodor Körner und den Grafen Wilczek, der im Schloß Seebarn bei Korneuburg wohnte! Diese Familie besaß noch die Herrschaften Gänserndorf, Harmannsdorf und Tresdorf. Diese Landschaft mit den bewalteten Hügeln, den freundlichen Dörfern, den zahlreichen Wein- und Obstgärten gefiel dem Dichter, so daß er sie dreimal besuchte.

Am 16. September 1811 war Eichendorff Gast der Familie des Grafen Wilczek im Schloß Seebarn und machte einen kleinen Ausflug nach Leobendorf; vielleicht besuchte er von da die Ruine Kreuzenstein und genoß den herrlichen Anblick der Donaulandschaft, die einige Jahre später auch den Dichter Lenau so mächtig ergriff. In der Gesellschaft Eichendorffs war auch der Graf Anton Sedlnitzky, Landeshauptmann von Troppau und ein Landsmann des Dichters. Er befand sich auf der Heimreise nach Schlesien und hatte in Seebarn Station gemacht. Die Familie Wilczek, der sich auch Eichendorff anschloß, begleitete den Gast am nächsten Tage bis nach Grußbach in Südmähren.

Schon am frühen Morgen waren alle reisefertig und bestiegen im Schloßhof den Wagen. Eichendorff saß „auf der Wurst“ und, da ein kalter Morgenwind durch das weite Tal strich, hüllte er sich in seinen Mantel ein. Aufmerksam betrachtete er die Landschaft: Seebarn und Kreuzenstein verschwanden, die Hügel des Rohrwaldes begleiteten ihn, einzelne Ortschaften tauchten auf, um gleich wieder hinter einer Bodenwelle zu versinken. Schwere, mit Frucht beladene Bauernwagen rollten auf den Markt nach Korneuburg, auf den Feldern arbeiteten die Leute und bestellten die Wintersaat. An den weinumlaubten Hängen reifte die goldene Traube, die noch der Sonnenwärme bedurfte. Von bewaldeter Höhe grüßte die schlichte Wallfahrtskirche Karnabrunn die Reisenden. Da erblickte man in der Ferne „Ehrensburg“ (Ernstbrunn), wo man dem Schloß einen kurzen Besuch abstatten wollte. Es gehörte dem Prosger von Sinzendorf (1773-1822), der 1803 den Fürstentitel erworben hatte. Er war der Letzte seines Namens und Stammes, ein Liebhaber der Kunst und Wissenschaft, der das geräumige Schloß zu einem Musensitz machte, das mit Feldsberg oder Eisgrub wetteifern konnte. Seit 1592 saß das Geschlecht der Sinzendorf in Ernstbrunn, das den Mittelpunkt einer ausgedehnten Herrschaft bildete.

Alleen von Linden und Pappeln umgaben diesen ehrwürdigen Bau, den Eichendorff sofort kritisch betrachtete. Er fand ihn „unordentlich durcheinander gebaut“, zum Teil schon Ruine, das Alte verdorben, sodaß der Schloßbau einen verwirrenden Eindruck machte. Den prächtigen Saal, dessen Wände mit Zuckerpapiertapeten bedeckt waren, schmückten herrliche Glasluster, viele Wandleuchter, seltene Originalgemälde, Stukkaturarbeiten und ein Parkettboden. Hier hatte nach der Schlacht bei Wagram Kaiser Franz durch einige Tage gewohnt; hier gab der Fürst für seine Hofgesellschaft Bälle und Unterhaltungen, an denen auch Gelehrte und Künstler teilnahmen.

Eichendorff bewunderte die Bildergalerie mit den zahlreichen Kunstwerken, die Prachtstuben der Maitressen und die großartige Mineraliensammlung. Dies alles verriet einen kunstsinnigen Fürsten, der auch keine Geldausgabe scheute, wenn er ein seltenes Werk kaufen wollte. Auf einem Tischfand der Dichter ein aufgeschlagenes Buch von G. Herder.

Die Gartenanlage zeigte englischen Stil. Viele Treibhäuser waren vorhanden, da der Fürst eine große Vorliebe für ausländische Pflanzen hatte; stolz war er auf seine gelungene Nachahmung der hängenden Gärten der Semiramis, deren Ruinen heute noch sichtbar sind. Im Garten sah er viele Störche, die umhergingen und gar keine Furcht zeigten. Störend wirkte auf den Dichter die mangelnde Einheit dieses Prachtbaues.

Nach dieser längeren Rast bestiegen wieder alle den Wagen und weiter ging es über Klement nach Eichenbrunn, wo man um 1 Uhr mittags ankam. Der Knecht fütterte die Pferde und die Gesellschaft machte es sich in der niedrigen Gaststube des Gemeindewirtshauses bequem; Frauenhände richteten „das reiche Mahl“ her, das rasch verzehrt wurde.

Jetzt wurde die Fahrt recht langweilig, denn die Laaer Ebene bot keine Abwechslung, weil der Wald fehlte. Nur Felder, Wiesen, Teiche und Sümpfe gab es da und armselige Dörfer mit strohgedeckten Häusern, deren Sauberkeit nicht groß war. Aus der Ferne sah Eichendorff das Städtchen Laa mit den alten, grauen Stadtmauern, mit den Schießscharten, den Ruinen eines Jungfrauenklosters und dem alten festen Schloß. In den strohgedeckten Häusern lebten die Bewohner recht kümmerlich von dem Ertrag des Ackerbaues. Was sie verkaufen konnten, führten sie nach Mistelbach und Znaim auf den Markt. Die Straßen machten selbst einem Dorfe keine Ehre.

Ganz anders war das Bild der Landschaft jenseits „der Teyer“; grüne Wiesen, Wasserläufe, viele Weidenbäume und große Scharen von Hausgänsen. Das alles erinnerte ihn an seine schlesische Heimat. In Höflein standen vor dem Schlößchen schon viele Wagen; es waren die Grußbacher, die ihnen entgegenkamen. Der Graf Hardegg war ein Mann voll patriotischer Gesinnung, die „krumme“ Gräfin Althan, die keine Zähne mehr hatte, zeigte sich als eine redselige Frau, während die kleine Gräfin Hardegg auf den Dichter einen schlechten Eindruck machte, denn sie war derb, garstig, bös aussehend, trug immer das kleine Kind auf dem Arm und hielt nicht viel auf Ordnung und Höflichkeit.

Kinder und Hunde umgaben die Gesellschaft, die hier zur Jause einen Kaffee trank und sich recht laut unterhielt. Die Sonne stand schon tief im Westen und übergoß das Thayatal mit hellem Glanze. Große Scharen von Wildenten zogen südwärts und ein kühler Abendwind wehte durch die herbstliche Landschaft. Nun beeilten sich alle, bestiegen wieder die Wagen und im schnellen Galopp ging es dahin, um noch vor Einbruch der Dunkelheit das Schloß in Grußbach zu erreichen.

Die Seebarner waren schon müde und sehnten sich nach Schlaf und Ruhe. Leider gab es bei der Ankunft eine große Unordnung, da nicht genug Lichter vorhanden waren, die Einteilung der Zimmer machte die Gastgeber ganz verwirrt. Beim Abendessen mußten die Komtessen deutsche und französische Gedichte vortragen, ihre Schriften und Zeichnungen sehen lassen. Auffallend war die große Tierliebe der Familie Hardegg, die ganz ruhig zuschaute, wie sich die Hunde auf die Sessel setzten und so ihr dargereichtes Futter fraßen.

Eichendorff legte sich bald nieder und schlief die ganze Nacht. Am nächsten Morgen verabschiedete er sich von der Familie Sedlnitzky, die gegen Brünn weiterreiste. Der Dichter ging in den Schloßpark; denn der Morgen war seine Freude, da fühlte er sich in seinem Element. Das Schloß das auf einer Anhöhe lag, war ein ausgedehntes Bauwerk und zwei Stockwerk hoch. Im Park der im französischen Stil angelegt war, gab es Treibhäuser, Springbrunnen, Wasserkünste, eine Orangerie, eine Einsiedlerhütte, kleine Inseln, Myrthensträucher, einen Eichenwald mit Irrgängen, Uhus und Silberfasane. Die Obstbäume trugen reifes Edelobst, viel lag auf dem Boden; überall herrschte Ordnung, überall zeigten sich Wohlhabenheit und Reichtum wie daheim in Lubowitz. Als er in die Schloßkapelle trat, hatte der Gottesdienst schon begonnen, bei dem die alte Gräfin „schmackhaft schlesisch“ vorbetete. Um 8 Uhr verließen die Seebarner das gastfreundliche Grußbach um noch vor Einbruch der Dunkelheit heimzukommen. Sie benutzten denselben Weg wie bei der Herreise und machten in Eichenbrunn eine Iängere Mittagsrast. Da mußte die alte Gastwirtin erscheinen und den Herrschaften Gesellschaft leisten. Sie erzählte Begebenheiten aus ihrem Leben, die großen Beifall fanden.

Ernstbrunn wurde jetzt nicht besucht, dafür blieb der Wagen in Oberleis vor dem Pfarrhof stehen, der mit seinen Nebengebäuden und der hohen Gartenmauer mehr einer Festung glich. In der Pfarrkirche entdeckte er das alte Gnadenbild „Maria, die Himmelskönigin“, das früher die Wallfahrtskirche schmückte, die einige Jahre vorher abgebrochen worden war. Zu Fuß stiegen sie dann auf die Hochfläche des Berges, um die weite Aussicht zu genießen. Im fernen Osten tauchten die Höhenzüge der Karpaten auf, im Norden breitete sich die Laaer Ebene aus, im Westen der Ernstbrunner Wald, dessen Laub sich schon herbstlich zu färben begann, im Süden drang der Blick über die bewaldeten Höhenzüge, aus denen die Karnabrunner Kirche und der Michelsberg herausragten, bis zum Schneeberg. Still und ruhig war es auf dieser Anhöhe. Da zogen wohl durch die Seele des Dichters jene Gedanken, die er später in die Worte kleidete: „Da draußen, stets betrogen, saust die geschäftige Welt.“

Als sie zu ihrem Wagen auf der Straße zurückkehrten, erfuhr er Verschiedenes über die Grußbacher Familie des Grafen Hardegg. Der Alte stehe unter dem Pantoffel, die Kinder würden ganz verkehrt erzogen usw. .

Die Dämmerung senkte sich langsam über den Rohrwald und über die Korneuburger Landschaft, als der Wagen glücklich in den Schloßhof von Seebarn rollte. Alle waren müde und mit Staub bedeckt, sodaß Eichendorff am nächsten Tag sogleich in Wien in das Diana-Bad ging.

Am 27. Oktober 1811 besuchte er Fellabrunn, wo er den Grafen Hardegg von Seefeld kennen lernte; es war dies ein tüchtiger Jäger, aber nicht „von der allerfeinsten conduite”. Den nächsten Tag nahm er an einer Kreisjagd teil, bei der die Bauern auf dem Dorfe als Treiber angestellt wurden. Das Wetter war anfangs nicht angenehm, da ein kalter Wind über die Felder wehte, dem ein Hagel folgte. Später heiterte sich der Himmel auf und die Sonne kam zum Vorschein. Die Hasen liefen wie toll umher und suchten den Kreis zu durchbrechen, was auch einzelnen gelang, während die meisten „purzelten“. 183 Hasen waren geschossen. Mehr aber freute sich der Dichter über den herrlichen Spätherbsttag, den er am Fuße des Rohrwaldes genießen konnte. Der Wald beim Schloß entsprach seinem Geschmack, weil er einem großen englischen Garten glich, in dem es nur wenig Hasen gab, aber dafür viele Fasane und Rehe. Für die Schönheit der Natur hatte er immer ein offenes Auge; leider erlitt der alte Graf Wilczek einen Unfall, da er einen Schuß durch das Bein erhielt. Bis zum 30. Oktober blieb Eichendorff in Hollabrunn und durchstreifte Feld und Wald, Hügel und Tal, um diese Landschaft des Rohrwaldes und seine Bewohner kennen zu lernen. Am 1. November befand er sich wieder in Wien.

Zum letzten Male besuchte er Seebarn am 17. November, da ihm der Graf zur Jagd eingeladen hatte, die um Korneuburg und Leobendorf am folgenden Tage stattfand. Der Abschied von diesem Fleckchen Erde, wo er im Kreis gleichgesinnter Freunde einige vergnügte Tage verlebte, fiel ihm schwer. „O Täler weit, o Höhen...”

Veröffentlicht in: „Heimatkundlicher Familienkalender“, 1950, S. 48 - 51

Kaiserreisen durch unsere Heimat

Die Straßen unserer Heimat benutzten nicht nur Kaufleute, Händler, fromme Pilger und Krieger, sondern auch Kaiser, Könige und Persönlichkeiten von Rang und Würde. So dürfte die hl. Elisabeth, das Idealbild einer mildtätigen Frau aus der Ritterzeit, auf dem alten Handelsweg Preßburg — Laa — Znaim — Prag nach Thüringen gereist sein, wo sie auf der geschichtlich denkwürdigen Wartburg eine neue Heimat fand. Ende Mai 1360 zogen Karl IV. und Rudolf der Stifter von Tyrnau auf dem Verkehrsweg Tyrnau — Hohenau — Großkrut — Staatz nach Seefeld (Dr. C. Höfler ,,Oesterr. Geschichte für das Volk”). 1412 begab sich Herzog Ernst der Eiserne nach Krakau, um die masowische Herzogstochter als Braut nach Oesterreich zu bringen; die Reise war recht einfach, aber die Rückkehr ließ sich sehen, weil 400 Reiter das Paar begleiteten, das die Marchstraße benutzte und bei Korneuburg die Donau überschritt (Dr. A. Steinwenter im ,,Archiv für öst. Geschichte” Bd. 58).

Kaiser Rudolf II. begab sich 1583 von Wien nach Brünn, doch wissen wir nicht die Straße; denn eine führte über Ulrichskirchen — Mistelbach — Neudorf nach Mähren, die andere über Wolkersdorf — Ketzelsdorf — Steinebrunn. Ferdinand II. (1619 - 1637) war öfters in Nikolsburg. Als die Poststraße 1732 gebaut war, benützten die Herrscher diesen Weg, der auch die Bezeichnung Kaiserstraße mit Recht erhielt. Karl VI. reiste mit großem Gefolge auf dieser Straße nach Wolkersdorf zu den Jagden, an denen der Adel unserer Heimat teilnahm. Maria Theresia soll am 11. September 1745 von Wien bis Großkrut in 3 Stunden gefahren sein (Pfarrchronik von Großkrut); sie reiste nach Holitsch in Südmähren zu der Hetz- und Entenjagd; sie war eine reisefreudige Frau, die sehr oft unser Weinland besuchte. 1748 begab sie sich am 12. Juni nach Brünn und kehrte schon am 21. Juni wieder nach Wien zurück; sie besichtigte hier das große Militärlager, das unweit von Brünn bei Turas errichtet war und wo sich damals ein russisches Auxiliarkorps aufhielt. Ihre Reisen entsprachen dem spanischen Hofzeremoniell und waren so recht der Ausdruck der absoluten Fürstenmacht, die den farbenprächtigen Prunk liebte.

Die Reise des Hofes erfuhren die Herrschaften einige Tage vorher, da sie die notwendigen Vorbereitungen treffen mußten; denn die Handroboter richteten die Straße her, füllten die Geleise und Löcher mit Schotter oder Sand, leiteten die Wassertümpel in den Straßengraben, visitierten die Brücken und verjagten die Bettler und Wegelagerer, die leider eine Landplage waren und den Verkehr oft behinderten. Wo ein Pferdewechsel war (Wolkersdorf, Gaweinstal, Wilfersdorf und Poysdorf), stellten manchmal die Bewohner eine Ehrenpforte auf, die mit Blumen, Fähnchen, Fichtenreisig und mit einem Spruch geschmückt war. Die Häuser neben der Straße reinigten und färbelten die Besitzer wie am Fronleichnamstage. In Wilfersdorf ließ der Amtmann die Kanonen auf der ungarischen Bastei überprüfen, da ja beim Empfang einige Schüsse abgefeuert wurden. Die Militärwache auf dem Kasernberg, die Verstärkung erhielt, durchstreifte den Wald auf der Hohenleiten und sperrte jeden Verdächtigen ein. Die Untertanen durften nicht der Landesmutter ein Gesuch oder eine Bittschrift überreichen, noch weniger sie ansprechen. Die Herrschaftsbeamten überprüften ihre Galauniformen, die Handschuhe und den Degen sowie die Perücke. Der Amtmann hatte in diesen Tagen schwere Sorge, da er die Verantwortung über alles auf sich nehmen mußte; denn im Dienste des Allerhöchsten durfte es keine Fehler geben; noch dazu vertrat er eine Liechtensteinische Herrschaft, die im Lande einen guten Ruf besaß. Oft befand sich der Majoratsherr selbst im kaiserlichen Gefolge, und der hatte scharfe Augen. Vom Kirchturm und vom Schloß flatterten Fahnen, letztere in den fürstlichen Hausfarben. Für die Gemeinden an und neben der Poststraße war es ein kleiner Feiertag, an dem viele Bewohner herbeiströmten, die meist ihre Neugierde anlockte, da es viel zum Schauen gab.

Schon lange vor der bestimmten Stunde der Ankunft standen die Leute dicht gedrängt bei der Ehrenpforte. Die Kaiserin saß in einem 4- bis 6-spännigen Wagen, dem oft eine Kolonne von 15-20 Wagen folgte. War Militär in den umliegenden Gemeinden einquartiert, so bildete es auf der Straße Spalier, während die Offiziere die kaiserlichen Wagen begleiteten. Ein Vorreiter sorgte dafür, daß die Fahrbahn frei blieb; denn damals gab es noch keine Fahrordnung; doch hatten die kaiserlichen Wagen immer den Vorrang, wie später auf der Eisenbahn der Hofzug. Bemerkte der Turmwächter die Hofwagen, so läuteten die Glocken, die Kanonen donnerten, die Leute bildeten ein Spalier zu beiden Seiten der Straße. Aus den Fenstern blickten die Neugierigen. Die Trompeter und Pauker machten einen ohrenbetäubenden Lärm - es war der musikalische Gruß an die Landesmutter, die hoch erhobenen Hauptes huldvoll auf die Untertanen blickte, die rasch niederknieten. Der Amtmann sprach einige Worte der Begrüßung, ein Mädchen in der bodenständigen Tracht reichte einen bescheidenen Imbiß, von dem das Kaiserpaar etwas kostete. Der Kaiser nahm mit Kennerblick den Wein und lächelte, da er ihm schmeckte; denn er war aus dem fürstlichen Hofkeller, aber nicht von Schrick. Die Beamten wurden manchmal zum Handkuß vorgelassen, nicht aber der Marktrichter und die Geschworenen, die in ihren schwarzen Mänteln nur zuschauen durften.

Die kurze Rast benutzte der Reiseleiter zum Pferdewechsel, wenn ein solcher nötig war, und zum Ausbessern von Fehlern, die sich bei den Wagen vielleicht zeigten; deshalb hatten der Schmied, der Wagner und Sattler der Gemeinde Bereitschaft und standen sofort bereit.

Setzte sich die Kolonne in Bewegung, so läuteten die Glocken, die Musik spielte, die Kanonen donnerten, die Untertanen bildeten ein Spalier und musterten die Hofgesellschaft, unter der ein lebhafter Knabe auffiel – der spätere Kaiser Josef II. Bald verschwanden die Wagen hinter einer mächtigen Staubwolke und die Bewohner zerstreuten sich, um der gewohnten Tagesarbeit nachzugehen. Manche kritisierten später im Weinkeller diesen Pomp, lachten über den Kaiser, der so gern dem Wein zusprach, über die Kaiserin, die als ,,Landesmutter” protestantische Bauernfamilien nach Süd-Ungarn gewaltsam ,,transplanierte” und ihnen die Kinder wegnahm, die sie katholischen Familien übergab (Dr. G. Entz ,,400 Jahre Protestantismus in Oesterreich”).

Nicht immer gab es einen feierlichen Empfang, der z. B. bei dringenden Eilfahrten unterbleiben mußte; die Geschwindigkeit einer Kaiserreise betrug 10 bis 12 km in der Stunde. In vielen Schlössern gab es Kaiserzimmer zum Uebernachten des Hofes (Nikolsburg, Feldsberg, Prinzendorf usw.). Gern hielt sich Maria Theresia in Nikolsburg auf, wo der Schloßpark ihrem Geschmack entsprach. Im Juni 1756 beehrte sie Ladendorf mit einem Besuch und wohnte im Schloß einer Hochzeit bei; sie freute sich über eine reichlich gedeckte Tafel und entwickelte einen guten Appetit, was dann dem Leibarzt van Swieten viel Sorge bereitete, wenn er sie ausheilen mußte.

Andere Formen nahmen die Kaiserreisen unter Josef II. an, der sich mit Vorliebe in Feldsberg beim Fürsten von Liechtenstein aufhielt, der für ihn die Straße durch den Tennauwald (,,Fürstenweg”) baute. Josef war das Gegenteil seiner Mutter; die Straßen mußten im natürlichen Zustande bleiben; jeder Empfang, Ehrenpforte, Glockengeläute und Spalier der Untertanen waren strenge verboten; denn er sah lieber die Leute bei der Feldarbeit, die Kinder in der Schule und die Beamten in der Kanzlei. Niemand durfte vor ihm das Knie beugen. Jeder konnte ihm ein Gesuch oder eine Beschwerde überreichen, doch mußte sie genau unterschrieben sein. Er visitierte sogar die Gefängnisse, ob sie rein, sauber und wohnlich waren. In Wilfersdorf erwartete ihn der Amtmann, der ihm genau Auskunft über die Verhältnisse geben mußte; hatte ein Feuer oder ein Elementarereignis in einer Gemeinde Schaden angerichtet, so erschien auch der Dorfrichter, um alles der Wahrheit gemäß zu schildern; auch der Landrichter hatte auf die Fragen des Kaisers genau zu antworten. Er übernachtete selten in einem Schloß, sondern in Gast- und Bauernhäusern; seinen Strohsack ließ er vor dem Gebrauch mit trockenem Stroh füllen.

1769 reiste er nach Mähren und ackerte am 19. August nachmittags zwischen 5 und 6 Uhr bei Slawikowitz bei dem Bauer Trnka eine Furche; den Pflug sah ich 1907 im Brünner Landesmuseum. 1770 begab er sich am 31. August nach Mähr.-Neustadt, wo er mit dem König Friedrich von Preußen zusammentraf. Am 18. Oktober 1772 übernachtete er in Gaweinstal beim ,,Schwarzen Adler”, verzehrte ein bescheidenes Nachtmahl und sprach mit den Kindern und Erwachsenen in kameradschaftlichem Ton; andere Reisen:

19. August 1768 - 24. September 1774 - Heimreise von Feldsberg nach Wien, 27. September 1776, 29. September 1777, 10. April 1778 - Fahrt nach Troppau, im Jahre 1779 nach Schlesien, wo er in Ober-Lindewiese am 1. Sept. aus dem Fürstenborn trank, 1779 nach Brünn und schnitt bei Roketnitz am 5. Sept. mit einer Sense Hafer, 26. April 1780, 17. August 1780, 16. Sept. 1781, 29. Oktober 1783, 27. August 1784, 1. Sept. 1785, anfangs Sept. 1786, 11. April 1787 und 29. August 1787. „Den Kaiser beseelte eine hadrianische Reisewut”, sagt Loesche in seiner „Geschichte des Protestantismus“. Er wollte die traurigen Verhältnisse (,,Augiasstall”) Oesterreichs mit eigenen Augen sehen, ebenso die schlechten Schulverhältnisse, die ,,Verlotterung des Gottesdienstes” und die Genußsucht der höheren Geistlichkeit.

Nach dem Tode des Kaisers 1790 mußten die Landesfürsten wieder in den größeren Gemeinden begrüßt und feierlich empfangen werden; dabei trat aber das Volk mehr in den Vordergrund und Schützenvereine bildeten Spalier, während ein Banderium (ist: Burschen hoch zu Roß) ihnen entgegenritt. Neben den österreichischen Herrschaften erschienen auch Fremde, die aber nicht feierlich begrüßt wurden. 1790 besuchte König Ferdinand IV. von Neapel den berüchtigten Spielberg in Brünn, wo sich Kaiser Josef II. 1783 eine Stunde lang in den unteren Kasematten hatte einsperren lassen, und nahm dann an den Jagden in Holitsch, Feldsberg und Eisgrub teil; von den Parkanlagen und dem Schloß in Eisgrub war er so entzückt, daß er sagte: ,,Ich möchte lieber der Fürst Liechtenstein sein.” Am 18. Jänner 1791 fuhr der Kaiser Leopold II. durch unsere Heimat, am 10. April 1799 der russische Großfürst Konstantin, der Wien besuchte, am 5. Jänner 1800 der volkstümliche Erzherzog Johann (nach Wien) und am 10. September 1802 der Erzherzog Karl, der das Truppenlager bei Turas inspizierte. Diese Reisen sowie die der Generale hatten mehr einen militärischen Charakter und fielen durch die begleitenden Offiziere in ihren bunten Uniformen auf. Die Gemeinden an der Brünnerstraße sahen viel durchmarschierendes Militär und litten schwer durch die Einquartierungen.

Der ,,gute” Kaiser Franz reiste öfters nach Brünn: im Dezember 1798, am 24. August 1804, 1805 mit seiner Gemahlin nach Brünn - Olmütz, wo er mit dem russischen Kaiser den Krieg gegen Napoleon besprach, am 19. April 1808, am 30. November 1808 und am 8. Mai 1810 - die Kaiserin kehrte von Brünn nach Wien zurück. Am 17. Juli 1811 begab sich der Erzherzog Maximilian nach Brünn, das er schon am 25. verließ und nach Wien zurückfuhr. Zum Wiener Kongreß erschien 1814 der Preußenkönig, der kein Aufsehen erregte, während der Zar mit den Großfürsten und dem zahlreichen Gefolge sehr auffiel; nicht vergessen dürfen wir die geschäftstüchtigen Engländer, die beim Kongreß nicht fehlen durften.

Am 1. Mai begab sich der Kaiser 1820 nach Brünn und im Dezember desselben Jahres wieder, da er und seine Gemahlin Karoline am 27. Dezember 1820 bei der Rückkehr nach Wien im Poysdorfer Gasthaus ,,Weißer Löwe” übernachteten. Da trat wieder der feierliche Empfang in sein altes Recht: ein Triumphbogen mit Fichtenzweigen und Papierrosen geschmückt, Spalier der Kinder, Musik, Böllerschießen, Ansprachen, Festbeleuchtung der Häuser, Transparente in den Fenstern, sogar eine bescheidene Straßenbeleuchtung durch einige Laternen am Dreifaltigkeitsplatz, Feuerwerk, Lampions, eine kleine Serenade, die mit dem Kaiserlied schloß. Die Marktgemeinde Poysdorf war da nicht knauserig und ließ sich diesen Tag schon etwas kosten; wir erleben da ein Stück Biedermeierzeit mit dem patriarchalischen Gepräge.

Am 7. Oktober 1822 sah unsere Heimat wieder den Zar Alexander, der sich nach Verona zu einem Kongreß begab. Als der Herzog Albrecht von Sachsen Teschen am 10. Dezember 1819 die große Herrschaft Selowitz erwarb, fuhren der Kaiser und die Erzherzoge mit großem Gefolge und Gästen zu den sehenswerten Hofjagden, die in ganz Europa bekannt waren; hier trafen sich Kaiser, Könige und der Hochadel und gaben den Jagden ein farbenprächtiges Bild wie in Feldsberg und Eisgrub. Der Kaiser und die Generale reisten oft in das große Militärlager bei Turas und zu den Manövern in der Umgebung von Brünn, so z. B. am 23. Sept. 1833 und 1834. Da unterblieb der festliche Empfang in den Gemeinden. Am 28. Mai 1836 bewunderten die Bewohner die starken und fest gebauten Wagen der 2 französischen Herzoge - Söhne des französischen Königs Ludwig Philipp (1830-1846).

Obwohl von Wien nach Brünn die Züge der Nordbahn verkehrten, liebte die Hofgesellschaft den Wagen und die ruhige Reise auf der Brünnerstraße; der streng konservative Geist des Kaiserhauses kam auch da zum Ausdruck (lieber langsam, ruhig und sicher mit dem alten erprobten Verkehrsmittel als mit der gefahrvollen Eisenbahn). Erst Franz Josef benützte diese und die Bewohner des Weinlandes sahen nicht mehr die prunkvollen Kaiserreisen der guten alten Zeit, von denen manchmal die Alten an den langen Winterabenden erzählten und die den Kindern wie ein Märchen vorkamen. 1866 bereiste Franz Josef im November das Kriegsgebiet, nachdem alle Schäden rechtzeitig behoben waren; er fuhr in einem Wagen von Laa am 9. November über Poysdorf - Wilfersdorf nach Zistersdorf, hielt sich nur einige Minuten in den Gemeinden auf, nahm die Huldigung der Untertanen entgegen, hörte die Ansprachen und Berichte und weiter ging es mit verhängten Zügeln.

Eine Erinnerung an die alten Kaiserreisen und feierlichen Empfänge am Ortseingang in die Gemeinde sind heute die Bischofsempfänge; denn konservativer als der Wiener Hof ist die Kirche, die zähe am Althergebrachten festhält, wenngleich viel der Gegenwart angepaßt wird; so trat nach dem ersten Weltkrieg an die Stelle des Wagens das Auto.

Quellen:

Leo Schreiner ,,Gaweinstal und Josef II.”

„Unsere Heimat 1934“

Dr G. Trautenberger ,,Chronik der Stadt Brünn“

Eder ,,Chronik von Selowitz”.

„Zeitschrift des deutschen Vereines für die Geschichte Mährens und Schlesiens” von 1920 - besonders 1930.

Gemeindearchiv von Poysdorf (1945 verbrannt)

Veröffentlicht in: „Heimat im Weinland“, Heimatkundliches Beiblatt zum Amtsblatt der Bezirkshauptmannschaft Mistelbach, 1959, S. 25, S. 29 - 30

Kaiserreisen im Weinland

Kaiserreisen waren im Weinland früher nicht ungefährlich; denn die Straßen waren sehr schlecht und in den Wäldern gab es genug Wegelagerer sowie Zigeuner, welche die Hofgesellschaft überfallen und ausrauben konnten; besonders verrufen waren Wolkersdorf und die Hochleiten. Als Kaiser Ferdinand II. am 7. Juli 1626 in Wolkersdorf weilte, wo die Zigeuner den Verkehr stark behinderten, verbreitete sich das Gerücht, daß sie eine Gefahr für den Kaiser sein könnten; deshalb begleitete ihn auf allen Gängen durch den Markt und Umgebung seine ganze Guardia. Außerdem lagen im Schloß und in der Gemeinde 200 Fußsoldaten zum Schutze der Majestät (nach Dudik „Korrespondenz des Kaisers Ferdindand II.“ im „Archiv für österr. Geschichte“ 54). Weite Reisen waren damals recht unangenehm, sodaß die Kaiser sie meist unterließen.

Maria Theresia, die sehr oft durch unsere Heimat fuhr, fand wohl bessere Straßen, die aber eine Tage vor der Reise durch Roboter hergerichtet wurden; sie leiteten die Wassertümpel in den Straßengraben., füllten die Löcher und tiefen Geleise mit Erde oder Schotter, ebneten die Fahrbahn und fingen die Bettler, Zigeuner sowie Wegelagerer, die auf einige Tage eingesperrt wurden. Die Wache auf dem Kasernberg, die verstärkt wurde, durchstreifte die Wälder. In den größeren Gemeinden mußten Vorspannpferde bereit gestellt werden. Wagner, Schmied und Sattler hatten strenge Bereitschaft. Eine Ehrenpforte, geschmückt mit Blumen, Fichtenzweigen und Fähnchen, durfte nicht fehlen. Die Bewohner richteten die Häuser neben der Straße her wie am Fronleichnamstag. Die genaue Ankunft meldete ein Reiter. Vom Kirchturm flatterte eine Fahne; auch das Schloß in Wilfersdorf zeigte Fahnenschmuck.

Kinder und Erwachsene sowie die Herrschaftsbeamten und die Gemeinderepräsentanz erschienen rechtzeitig zur Begrüßung der Landesmutter, die auf einen würdigen Empfang großen Wert legte. Manchmal ritt eine Banderium den Hofwagen entgegen und begleitete sie durch das Gemeindegebiet. 4 – 6 Pferde zogen die schweren Wagen, denen ein Vorreiter die Bahn auf der Straße frei machte, weil es noch keine Fahrordnung gab.

Erschien die lange Wagenkolonne bei den ersten Häusern, so läuteten die Glocken und krachten die Böller; von der Wilfersdorfer Schloßbastei donnerten die Kanonen und mehrere Trompeter bliesen einen Marsch als Willkommengruß. Die Leute knieten sich nieder, winkten und riefen mit lauter Stimme: „Vivat“. Niemand durfte der Kaiserin ein Bittgesuch überreichen oder eine Klage mündlich vorbringen; zum Handkuß waren nur die Honoratioren zugelassen, nicht das Volk, das nur zuschauen und die Farbenpracht der Damen, Kavaliere und Offiziere bewundern konnte. Strenge hielt man das spanische Hofzeremoniell ein. Manchmal warf ein Hofbeamter unter die Menge Geldstücke, um die sich die Leute rauften. Der Aufenthalt dauerte nur kurze Zeit; die Pferde wurden gewechselt, Fehler an Wagen und Pferdegeschirr rasch ausgebessert und gleich ging es weiter. Es war noch die patriarchalische Zeit, in der das Volk zum Landesfürsten wie zu einem Herrgott aufblickte.

Maria Theresia war eine fromme, aber intolerante Frau, die 1752 in Ober-Österreich 130 evangelischen Bauern die Rinder wegnahm, sie katholischen Familien gab und die Eltern nach Süd-Ungern schickte. (Nach Dr. E. Entz „400 Jahre Protestantismus in Österreich“.) 1749 hatte sie ein Buch, in dem ihr Charakter wahrheitsgemäß geschildert war, öffentlich durch den Scharfrichter auf einem Scheiterhaufen verbrennen lassen; der Name des Bestatters wurde an den Galgen geheftet.

Die Kaiserin reiste häufig im Sommer nach Nikolsburg, wo sie im Schloß des Dietrichstein Erholung und Ruhe suchte; an den großen Jagden in Hollitsch bei Göding nahm sie gerne teil; da soll sie 1746 die Strecke Wien – Wilfersdorf – Großkrut angeblich in 3 Stunden zurückgelegt haben. Die Pferde schonte man leider nicht, mochte auch manches auf der Strecke liegen bleiben. 1754 fuhr sie von Wien bis Iglau, wo sie am Abend ankam, denn Eile war im Interesse des Kaiserhauses immer notwendig, wenn auch mehrere Pferde dabei umkamen. Schlugen doch auch Postreisende auf die Tiere mit Stöcken ein, um sie auf solche Art zu einem schnelleren Lauf zu zwingen. Humanität und Tierschutz sowie Mitleid mit der Tierwelt war dieser Zeit fremd.

Eine gründliche Änderung brachte die Aufklärung, die in Kaiser Josef II, den wichtigsten Vertreter im Kaiserhaus hatte. Er reiste viel im Lande umher wie einst der römische Kaiser Hadrian. Dabei trat er selten als Herrscher auf, sondern stets als einfacher und schlichter „Graf von Falkenstein“. Er hatte eine leichte Kutsche, sodaß er täglich weite Strecken zurücklegen konnte; nur 2-3 Personen begleiteten ihn. Er verbot jeden festlichen Empfang und das Glockengeläute. Die Straßen durften nicht hergerichtet werden, damit er sich von den schlechten Verkehrsverhältnissen genau überzeugen konnte. Er sah lieber das Volk bei der Arbeit, die Beamten in der Kanzlei und die Kinder in der Schule. Jeder konnte dem Kaiser eine Bitte, eine Klage oder Beschwerde vortragen und ihm eine Bittgesuch (aber mit Unterschrift) überreichen. Die Kniebeuge vor dem Herrscher schaffte er ab. In den Gemeinden mit einem Herrschaftssitz ließ er sich von dem Amtmann einen genauen Bericht über die wirtschaftliche Lage der Untertanen geben; bei Elementarereignissen forderte er eine Angabe des Schadens, die der Wahrheit entsprechen mußte. Befand sich Militar in den Ortschaften, so hatte sich der rangälteste Offizier beim Kaiser zu melden und seine Fragen wahrheitsgemäß zu beantworten. Wehe, wenn ihm unrichtige Angaben mitgeteilt wurden! In einem solchen Fall wurde er energisch und es gab schwere Strafen. Der Kaiser übernachtete nicht gern in Schlössern, Klöstern oder Pfarrhöfen, sondern in Gasthäusern, wo er mit dem Volke frei und offen sprach. Er schlief auf einem Strohsack, der aber frisch gefüllt wurde, bevor er sich niederlegte. 1772 übernachtete er in Gaweinstal, unterhielt sich mit der Familie des Gastwirtes, besonders mit den Kindern und beschenkte sie. Fast jedes Jahr kam er nach Feldsberg zum Fürsten Liechtenstein (Josef Wenzel, Franz Josef und Alois); für den Kaiser wurde die Straße durch den Tennau-Wald und Garschönthal gebaut.

Zwischen den Reisen Maria Theresias und ihres Sohnes war ein großer Unterschied, der seinen Grund in der geschichtlichen Entwicklung hatte. Auf die Zeit des strengen Absolutismus folgte die Aufklärung, die das Gottesgnadentum der Herrscher begrub und vergessen ließ. Einen Überrest dieser alten Ideen finden wir noch in dem Bischofsempfang der Landgemeinden.

Veröffentlicht in: „Mistelbacher Bote“, 1957

Karner im Weinlande

Der Karner, der noch ossarium, carnarium oder Beinhaus hieß, war im Rundbau bei den alten Kirchen unserer Heimat, der nach dem Muster des Mausoleums Theoderichs des Großen (gestorben 526) in Ravenna für die Gebeine der Toten gebaut wurde. Weil die Friedhöfe klein waren und mehrere Gemeinden zur Pfarrkirche gehörten, nahm man nach 8-12 Jahren die Verstorbenen aus dem Grabe, kochte die großen Knochen und den Schädel aus, entfernte das Fleisch, bleichte sie in der Sonne und hob sie im Karner auf. Die Lebenden blieben durch das innige Gemeinschaftsgefühl mit den Toten enge verbunden; denn sie kannten die Gebeine ihrer Verstorbenen, zündeten bei ihnen öfters eine Kerze an und beteten hier. Zu Allerheiligen, zu Weihnachten und Ostern brachten sie Speisen und Wein als Seelenopfer und am Gründonnerstag eine Suppe aus sieben oder neun Kräutern. Der alte Totenkult der Vorzeit lebte da ungestört in diesen Seelenopfern weiter. Der Geistliche las hier eine Seelenmesse u. z. bei Vornehmen am 3., 5. oder 7. am 9. und 30. Tage nach dem Begräbnis. Mit dem Gottesdienst waren zuerst ein Opfergang sowie eine Ausspeisung der Armen verbunden. Die Einteilung dieser Gedächtnismessen blieb noch lange in den Kirchen bestehen, z. B. in Poysdorf bis zum Jahre 1910. Auch sonst gab es in den Karnern Andachten und Betstunden.

Noch 1227 werden Totentänze am Rhein erwähnt, die den Zweck hatten, die Toten zu besänftigen und nicht ihre Rache heraufzubeschwören. Der Tanz war ja ursprünglich eine religiöse Handlung. Dem Gemeinschaftsgefühl entsprach auch die Totenleuchte vor dem Karner; es war ein Bildstock, in dem ein ewiges Licht brannte; solche Leuchten gab es u. a. in Mistelbach und in Poysdorf, wo noch vor Jahren im Mesnerhaus in der Nacht stets ein Licht brannte. Fremde wurden nicht im Friedhof beerdigt, ebenso Krieger und Soldaten, weil sie nicht zur Dorfgemeinschaft gehörten.

Der Schutzpatron der Karner war der hl. Michael, manchmal auch der hl. Laurentius, dessen Bild wir auf der Totenleuchte in Mistelbach und Palterndorf sehen. Der Mistelbacher Karner ist ein romantischer Rundbau, dessen Tür auf der Nordseite liegt; denn nach dem Glauben der alten Germanen befand sich das Totenreich im Norden. Das schöne und interessante Steinbild über der Tür stellt ein Ungeheuer (= der böse Feind) dar, das den Menschen umstrickt und ins Verderben lockt; es ist eine Mahnung an alle Lebenden, auf der Hut zu sein und zu wachen. Der Eingang in den Poysdorfer Karner liegt auf der Ostseite und der Raum liegt unter der Erde. Großkrut hatte einen quadratischen Karner; andere gab es in Hohen Ruppersdorf, Wolkersdorf, Grafensulz, Staatz, Fallbach, Gaubitsch, Zellerndorf, Laa, Falkenstein, Bernhardsthal, Znaim, Erdberg, Budwitz usw. Niederösterreich zählte früher 110 Karner, von denen kaum 44 noch vorhanden sind.

Im Zellerndorfer, der achteckig ist und dem erwähnten Mausoleum in Ravenna ähnelt, fand man Holzteller, Schüsseln und Krüge, die für das Seelenopfer bestimmt waren. Die Annahme, daß in Fallbach die Gebeine von den gefallenen Kriegern und Ungarn aus dem Jahre 1278 herrühren, ist unrichtig. Diese fanden in einem Massengrab außerhalb der Gemeinde ihre Ruhestätte und die Toten erhielten keinen „Uebertan“. Der Fallbacher Karner wurde 1805 abgebrochen. Der in Bernhardsthal wird 1799 noch erwähnt, der Staatzer 1320, der einen Michaelsaltar besaß, der Laaer 1393, der in Großkrut 1821 und der Gaubitscher wurde 1830 in einen Schüttkasten verwandelt. Der Znaimer trug eine Inschrift „Hic est carnarium orate pro animabus.“ (Dies ist das Beinhaus, betet für die Seelen!). Gegen Ende des Mittelalters benützten die Benefizien den Karner. So stiftete der Mistelbacher Marktrichter Hans Schrembs und seine Frau 1497 eine ewige Seelenmesse und einen Jahrestag zu Allerheiligen; dafür widmeten beide 3 halbe Weingärten, eine Leiten Holz, 3 Tagwerk Wiesen und ein Haus bei der Stiege (Das Benificium Sebastiani). In Poysdorf gab es 1494 ein Dreifaltigkeits-Beneficium.

Die Renaissance überwand das Gemeinschaftsgefühl des Mittelalters und rückte dafür die eigene Persönlichkeit in den Vordergrund. Jeder wollte sein eigenes Grab und einen Grabstein haben; einen schönen finden wir in Ernstbrunn in der Felizianikapelle vom Grafen Tierstein (1556). An der Stelle des alten Totenkultes trat die Ehrung des armen Seelen. Zu Allerheiligen fand im Karner ein Gottesdienst statt; dabei mußten viele Bewohner außerhalb des Rundbaues stehen; daher hat der Poysdorfer Karner niedrige Fenster, damit die Außenstehenden auf den Altar blicken konnten. Die Marienstatue beim Berhardsthaler Karner gab um 1800 Anlaß zu Wallfahrten. Die Obrigkeit ließ sie 1802 an die Lundenburger Straße setzen und später entfernte sie diese, damit keine Pilger nach Bernhardsthal kämen.

Totenkapellen hatte Pillichsdorf, die 1690 Michaelskapelle hieß, Groß Harras 1770 und Walterskirchen.

Der Poysdorfer Karner, der 1906 stilgerecht umgestaltet wurde, war eine Sehenswürdigkeit, die viele Fremde besuchten. Leider wurde er sowie der in Falkenstein vom Pfarrer J. Zeggl gegen den Willen der Bevölkerung zerstört. Der Geist des Materialismus ist eben heute stärker und macht unsere Heimat um manche uralte Einrichtung ärmer. Heimatpflege und Heimatkultur sind bei uns eine Mangelware. Den Mistelbacher Karner verwandelte die Gemeinde in eine Friedhofskapelle und erneuerte die alte Totenleuchte durch eine elektrische Lampe.

Quellen:

Dudik „Mährens allgemeine Geschichte“

„Wiener Diözesanblatt“ 1898 u. ff

„Hollabrunner Heimatbuch“, 2. Band

Herrschaftsakte Wilfersdorf im Fürst Liechtensteinischen Hausarchiv

Veröffentlicht in: „Mistelbach-Laaer Zeitung, 2. 10. 1954, S. 7

Kettlasbrunn

Direktor Franz Thiel, der kürzlich verstorben ist, verdanken wir für viele Orte des nördlichen Weinviertels heimatkundliche Stoffsammlungen, die in mühevoller Arbeit aus dem umfangreichen Material des Liechtensteinischen Hausarchives gewonnen wurden. Für Kettlasbrunn werden aus sonstigen Quellen einige Ergänzungen eingefügt, die durch Quellenhinweise entsprechend bezeichnet sind. Sie sollen einer künftigen Forschung die Richtungen der Quellenlage und der Ergänzungsbedürfnisse verdeutlichen.

H. S.

Ca. 1240 Österreichisches Lehensbuch: In Laban (abgekommener Ort, siehe Flurname Laborinzen in Kettlasbrunn gegen Schrick; auch „In Lampatzen", nördlich von Gaweinstal) 4 Lehen, die 7 Pfund Pfennig dienen, hier auch 4 Hofstätten, die 5 Schilling weniger 10 Pfennig dienen; und der Wald (Gehölz), der in jedem vierten Jahr um 16 Pfund Pfennig verkauft wird. Weiter in Labans 17 Lehen, ein Meierhof, Wald (Gehölz), Zehent, Bergrecht - vom Herrn H. de Hardekke für 70 Mark.(Dopsch, Urbare, Seite 135)1280 Juli 26, Wien, verleiht König Rudolf I. den Brüdern Leutold und Heinrich von Chunring die Dörfer Drezing, Chottinsprunne, Aichorns und Rossatz, wie sie die Töchter Agnes und Alheid des Albero Truchseß von Velsperch besaßen.(Liechtenst. Reg.)1284 April 17 verleiht Herzog Albrecht von Österreich dem Herrn Leitolden von Khinring all das Gut, das er zu Köttlesbrunn und Drösing zu Lehen gehabt, auf ihn und seine Hausfrau Agnes.1299 Oktober 18 beauftragt König Albrecht den Marschall Hermann von Landenberg, nicht zu gestatten, daß den Neustädter Bürgern zu Schottwien, Gotesprunn, Chrut und Velsperg entgegen ihren Privilegien Maut und Zoll abgefordert wird.(Lichnowsky II, Nr. 237)1303 November 15, stiftet Hadmar der Sunneberger von Asparn für sein, seiner Verwandten und Vorfahren Seelenheil eine ewige Messe und ein ewiges Licht im Stift Altenburg, wofür er 9 Pfund Pfennig Geld gibt, davon 7 Pfund 73 Pfennig in Grevinne Sultze und 14 Schilling weniger 10 Pfennig zu Chotesprunne.(Orig. Urk. im Staatsarchiv, OO. Urk. Buch IV, Nr. 487; Notizenblatt I/319, Nr. 25)1308 Januar 1 bestätigt das Stift Altenburg über die Spitalsstiftung in Altenburg durch Hadmar von Sunnberg zu Asparn u. a. die 9 Pfund und 13 Pfennig Geld zu Graevinnensulcz und Choetesprunnen(FRA2 21/2, Nr. 105, Seite 115 f.)Vor 1334 war das Einkommen der Kirche am Heiligenberg, deren Patron der Pfarrer von Ulrichskirchen war, so gering wie jenes z. B. von Kettlasbrunn, die Abgabe bei der Neuanstellung eines Priesters betrug 2 Pfund Pfennig.(Blätter/Landeskunde NÖ. 1881, Seite 233)1347 September 1 Güterteilung der Brüder Leutolt und Jans von Chunringe, wodurch jenem nebst der fest ze Wuelfflestorff, wie alles vom Mistelbekhen gekauft wurde, auch das Dorf Choetesprunne mitsamt dem Todgericht, das vorher nach Zistertorf gehörte, samt aller Zugehörung zufällt, beide Lehen der Herzoge von Österreich. (Orig. Urkunde im Staatsarchiv)1348 verkauft Dietrich Mayrhofen Burggraf zu Falkenstein, anstatt seines Herrn Albers von Puchhaimb dem Herrn Bernhard von Meissau 3 ½ Pfund Wiener Pfennig, gelegen zu Streifing bei Mistelbach.1349 April 23, Wien, genehmigt Herzog Albrecht von Österreich als Lehensherr, daß Leutold von Chuenring als Heimsteuer für seine Tochter Anna dem Ehemann Heidenreich von Meyssow die Feste Wülfleinstorf und Choteinsprunn geben und dieser daruber nach österreichischem Lehensrecht verfügen kann.(NöLA, Liechtenst. Reg.)1357 April 23, Wien, beurkunden Heinrich von Rauhenstein und dessen Vetter Hertneid, daß ihnen vom Schwager Heidenreich von Meyssau und dessen Ehefrau Agnes versetzt wurden das Gericht von Chötesprunn und andere Güter, die aber mit 60 Pfund Pfennig vom Satz befreit werden; Zahlung an zwei Tagen des Jahres. Für 2000 Pfund Pfennig versetzt sind Wülfleinstorf und Chötesprunn u. aGüter mittels besonderen Briefes.1357 Oktober 20 ist Niklas der alte Richter von Chötesprunn Zeuge einer Verkaufsurkunde des Heinrich des Pogner von Hohenau über Gut in Wülfleinsdorf.(NÖLA, Liechtenst. Reg.)Um 1360 erscheint im Klosterneuburger Urbar u. a. Item de molendino in Oppolzdorf, emptum per Rudonem 6den.; est omnino deserturn.(Diss. H. Waldmann Univ. Wien 194d)1363 Februar 19, Wien, verkauft Friedrich von Hanau mit Genehmigung des Herzogs Albrecht als Lehensherrn um 100 Pfund Pfennig an. den Leutold von Meyssau und seine Brüder den Zehent zu Chötesprunn im Opelstorffer Feld, groß und klein, zu Feld und zu Dorf, den jener von dem verst. Jans von der Kienmark für eine Schuld erhalten hatte.(NöLA, Liechtenst. Reg.)1377 Juni vor 54 immatrikuliert an der Universität Wien Critstanus de Koetwinsprunn, 2 gr.(Gall, Matrikel I, Seite 2)1383 verkauft Friedrich von Hanau dem Leithold von Maissau sowie dessen Brüdern Georg und Hans den Zehent, gelegen zu Kettlasbrunn, groß und klein, zu Feld und Dorf.1392 Mai 20 gibt Hanns von Staadek zu Lehen dem Hanns dein Praytendorffer und Ehefrau Elspet ein Ganzlehen zu Göttesprunn zu Feld und zu Dorf nächst dem Mertynn und eineinhalb Lehen daselbst zunächst dem Valtor, zusammen 14 Schilling Pfennig Geld.(NöLA, Urkunde Nr. 1291)1394 bewilligt Herzog Albrecht von Österreich dem Leitolden von Kuenring, Anna seiner Schwester, des Heinrich von Maissau Ehewirtin, zu einer Heimsteuer zu geben Wilfersdorf und Köttlesprunn.Vor 1400 Maissauer Lehensbuch: an Tiboldt Floitt ein Drittelzehent auf 6 Lehen zu Chottesprunn, item auf Überländ in der Marichgrub und auf dem Gereut das Drittel Zehent; an dem Herlessperck Bergrecht und Zehent; an dem Berg genannt Hirssperg Bergrecht und Zehent; in dem alten Weingarten Bergrecht und Zehent; auf Überländäckern dasselbst zu Chottesprunn 3 Pfund Pfennig Geld; einen Hof daselbst dess 2 Lehen sind und 2 Hofstätten dienen 40 Pfennig.(Notizenblatt 1857, Seite 64) an den Lewtwein von Chotesbrunn 2 Höfe und Holz mit Wiesmahd, zu Feld und zu Dorf, und 2einhalb Pfund Pfennig Geld auf Überländ, 2 Teile Zehent am Herlasperg und das ganze Bergrecht auf dem Gerewt und ein Drittel Zehent, am Hirsperg Bergrecht und Zehent, und den Zehent an den alten Weingärten.(Notizenblatt 1858, Seite 240)an die Töchter Barbara und Margareth des Leutweins von Kottleßbrunn und ihre Erben 2 Höfe daß 2 ganze Lehen sind, und von 6 Lehen weniger ein Drittel ganzen Zehent; item an dem Herleinsperg das Bergrecht und 2 Teile Weinzehent; item in der Marichgrub und dem Gereutterfeld Drittelzehent; item an dem Hirßberg Bergrecht und Zehent; item in alten Weingarten; item 2 Pfund Pfennig Geld auf Überländ, alles zu Kottesbrunn gelegen.(Notizenblatt 1858, Seite 111)Vor 1400 Maissauer Herrschaftsverzeichnis, unter Wulfleinsdorf u. a. Der Dienst des behawsten Guets zu Chotesprunn zu sand Jorgentag, pringt 28 Pfund 7 Schilling 14 Pfennig; . . . Behawsts an sand Michels Tag dass Chotesprunn 60 Pfund 5 Schilling 12 Pfennig. . .item daselbs überlend zu Oepelsdorf 2 Pfund 5 Schilling 15 Pfennig; im Ruebtal 3 Schilling 5 Pfennig; in der Streitleitten 36 Pfennig; des ain summ zu Chotesprunn zu sand Michels Tag ist 64 Pfund 82 Pfennig. . . Gericht und Ungelt zu Chotesprunn lest man umb 20 Pfund Pfennig, so geit man von Ungelt gen Hof auch 7 Pfund Pfennig . . . So sein zu Chotesprunn zwo leitten holczes und haizzen die Prantmaizz, der mag man am sechsten jare verkauffen bei 11 Pfund Pfennig; aber die ander prennt man zu dem haws dacz Wulfleinsdorf. Zehent zu Chotesprunn bei 9 mutt waicz und 9 mutt habern.(Notizenblatt 1853, Seite 101i f.)Um 1400 sendet Wöllfl der Trewßl seinem Herrn Hans von Eberstorff auf den Zehent zu Chotesprunn, der jenem von dessen Schwager Stephan von Palterndarff zur Widerlegung bestimmt worden war(NöLA, Urkunde Nr. 1522)1400 September 28 beurkundet Prior Peter der Synn und der Konvent zu Chrems, daß sie der Agnes, Witwe des seligen Leupolten von Sybenhierten, sowie den Cholman, Ruprecht und Erhart von Sibenhirten, verkauft haben ihr freies Gut, nämlich 15 Schilling Pfennig jährliches Geld auf Überländ zu Chöttelsprünn auf einer öden Dorfstatt mit aller Zugehörung.(Staatsarchiv, Orig. Urkunde)1406 war Nicolaus Rockinger de Gottesbrunn artistischer Magister regens an der Universität Wien.(Klink, Univ. Wien I, Anhang)1407 März 15, Wien, belehnt Herzog Leupolt von Österreich den Gerhart den Prenawer mit 14 Schilling weniger 1 Pfennig Geld zu Götesprunn auf behaustem Gut und auf Überländ, wie sie dieser gekauft hat von seinem Schwager Mert dem Götesprunner.(NöLA, Urkunde Nr. 1710)1413 Juli 7, Wien, werden im Schiedsspruch zwischen Reinprecht von Wallsee und dem Stift Altenburg diesem zugesprochen u. a. Pfenniggülten in Chotesprun und Grauensulz.(FRA2 21, Seite 297 f.)1416 war Nikolaus von Gottesbrunn Dekan der Artistenfakultät an der Universität Wien. 9(Klink, Univ. Wien I, Anhang)1423 Februar 27, Wien, erscheint als Zeuge Meister Niclas von Goetesprunn(Quellen/Wien IV, Nr. 4522)1424 war Nikolaus von Gottesbrunn Dekan der Artistenfakultät der Universität Wien.(Klink, Univ, Wien I, Anhang)1436 Januar 29 vermacht Otto von Maissau seinem Oheim Christof von Liechtenstein-Nikolsburg u. a. die Feste Wulfleinsdorf sanit dem Dorf Kothansprunne.(NöLA, Liechtenst. Reg.)1439 Mai 12, Wien, gibt Jorg von Liechtenstein-Nikolsburg dem ehrbaren Knecht Hanns dem Götesprunner zu Lehen 1 Pfund Pfennig Geld zu Lantzendorff auf 4 Hofstätten, die bisher der ehrbare Knecht Kristoff von Lach hatte.(NöLA, Urkunde Nr. 2446)1441 April 1 war Anthony Gotesprunner Pfleger zu Ekchartsaw. (Archiv f. ÖG 1882, Seite 229)1473 Juli 4, Innsbruck, teilt Herzog Sigismund von Österreich dem Veit von Ebersdorf mit, daß er den von dem Balthasar von Thumbritzer zurückgelassenen Zehent zu Götesprunn an dessen Kinder Anna und Dorothea vergeben habe.(NöLA, Urkunde Nr. 3132)1481 April 24 erscheint im Asparner Urbar Überländ in Hobersdorf u. a. Smid zu Kottnsprun.(NöLA, Handschrift Nr. 426)1481 Sept. 18 verkauft Hans Zimmerauer, Pfleger zu Mollenburg, dem Heinrich, Christoph und Georg von Liechtenstein den Getreidezehent in Kettlasbrunn auf 9 ganzen Lehen weniger eines Drittelsgroß und klein, zu Feld und zu Dorf, so von Veiten von Ebersdorf zu Lehen gewesen ist solcher Gestalt, weil sie sich mit dem Herrn von Ebersdorf verglichen und vereint haben, daß sie solchen Zehent ledig und frei sollen und mögen inne haben, nutzen und nießen, versetzen, verschaffen, damit handeln, verkaufen und geben, wie sie es gelüstet.1498 verkaufen Veit und Wolfgang von Ebersdorf dem Christoph von Liechtenstein 25 1/2 Pfund Wiener Münze jährlich Gült, gelegen zu Streifing (1414 hatte Streifing 5 Ganz-, 5 Halb- und 5 Achtellehen und 2 Hofstätten).1498 April 14 immatrikuliert an der Universität Wien Seruacius Himlhan ex Gotsprunn 4 gr.(Gall, Matrikel III, Seite 261)1514 April 14 immatrikuliert an der Universität Wien Ciriacus Oberpeckh de Götelsprunn.(Gail, Matrikel II, Seite 405)1514 besaß die Wilfersdorfer Herrschaft in Wilfersdorf 7 Ganzlehen, 60 Halblehen (davon 8 öde), 3 Hofstätt, 26 Feldlehen (die waren früher behaust), zu Opplstorff - einer untergegangenen Ortschaft - 2 halbe und 2 viertel Feldlehen.Die Maut nahm der Richter ein – war seit der Zeit des Maissauers gewesen.Familiennamen. Breiner. Dietmayer, Eber, Epp, Haller, Hartl, Holdl, Hueber, Kaumberger, Kletzer, Khisling, Leber, Linhart, Luckner, Mullner, Ottl, Pfeuler, Preuntl, Schawnburg, Schirmannstorfer, Schreiner, Sleczer, Smid, Steiner, Weidinger, Zeindl (nach dem Urbar).1515 Oktober 13 immatrikuliert an der Universität Wien Augustin Holtzschuch ex Gottensprun 29 den.(Gall, Matrikel II, Seite 421)1517 April 14 immatrikuliert an der Universität Wien Leopoldus Fleckh de Gotlsprun 4 gr.

(Gall, Matrikel II, Seite 438)1529 wird als Beitrag zur Landesverteidigung gegen die Türken vorgeschrieben u a Kettlasbrunn 5 fl (Wiedemann I, Seite 70/71)1530 Einlage über die Herrschaft Wilfersdorf, darunter über Kettlasbrunn: Pfenniggült 61 Taler 4 Schilling 14 einhalb Denare; Zins von Lehen und Viertellehen, die keine Behausung haben und nicht gestiftet sind, 12 Taler 7 Schilling 11 einhalb Denare; Überländ, Feldleher und Äcker 5 Taler 5 Schilling 9 Denare.Getreidezehent 4 Mut Weizen, ein Mut Korn und 4 Mut Hafer; Weinzehent ein halber Dreiling.1537 war Streifing schon öde. Die Bewohner des Dorfes gehörten zur Wilfersdorfer Herrschaft, doch gab es auch Ausholden. Eine Maut bestand in Kettlasbrunn - Öden Streifing. Das Standgeld von den Wiese nahm die Herrschaft, ebenso das Zapfenmaß, das verpachtet war. Die Schäferei in Öden Streifing zählte 2000 Stück; eine Mühle war auch hier, ein Schafflergarten; die Pfarrwiese umfaßte in Streifing 28 Tagwerk, die Hofwiesen von Kettlasbrunn und Bullendorf 25 Tagwerk, die Müllerwiese 3 Tagwerk; die Fischzucht wurde auch betrieben, dazu diente ein „Einsatz”.Das Gehülz gehörte der Herrschaft, ebenso ein Ziegelofen, der Weinschank gleichfalls (die Gemeinde gab 20 fl).Banwein nahm Kettlasbrunn 40 Eimer von der Herrschaft à 30 kr. Weinzehent: von 90 Vierteln und einem Achtel.Anbaubreiten: „Pfarräcker” - wurden um den Dienst verlassen - „Schaffleräcker”.Zehentgetreide: 55 1/2 Metzen „Trait” und ebensoviel Hafer.Getreidezehent: von 1672 Quanten.Kucheldienst: 79 Hühner.Osterehrung: ein Kalb und ein Pfund Eier.In Geld - „Pfundgeld” - angeschlagen:Behauster Dienst 1968 fl 4 krÜberländdienst 753 fl \_Maut 12 flGetreidezehent 7 Mut Weizen = 896 fl 3 Mut Korn = 288 fi 6 1/4 Mut Hafer : 46811Weinzehent = 53fl 28krOsterehrung = 8 flEier = 4fl 78 krGehülz: „Öde Saustallern” - „Der lange Grund” = 100 Quanten, 2 „Prandtmais“ = 40 Quanten, die „Köglerin” = 40 Quanten, die „Haideichen” = 15 Quanten.1540 verkauft Hans Startzhauser dem Georg von Liechtenstein den Hof zu Kettlasbrunn, der freieigen ist, und alle seine Zugehörung, nämlich 4 Holden, den Getreidezehent, der in den Hof geraith worden, samt dem, so in den Hof gehört, Wiesmahd, Pergwerkh und Gehölz.1550 hatte Kettlasbrunn nach dem Urbar: 21 Ganz-, 51 Halblehner, 17 Hofstätten; zu den 1900 Schafen, die hier gehalten werden, sind die Wiesen um Wilfersdorf und Kettlasbrunn „deputiert”. Der Stadel ist mit einer Mauer zu umgeben. Die Herrschaft genießt das Pfarreinkommen; aus den Pfarräckern ließ sich eine Hofbreiten machen.1554 verleiht Siegmund Graf zu Dierenstein, Herr v. Ebersdorf, dem Georg Hartmann von Liechtenstein-Nikolsburg den Zehent auf 9 ganzen Lehen zu Kettlasbrunn zu zwei Drittel.1559 Lehensbrief des Herrn Hans Wilhelm von Raggendorf über die Kettlasbrunner Lehen auf Georg von Liechtenstein.1562 Mai 25 Einlage der Pfarre Kettlasbrunn: Von Feldlehen und Äckern 3 Pfund 4 Schilling Pfennig; Getreidezehent 9 Metzen Weizen, 7 Metzen Hafer; Weingärten zu Wulffersdorff 2 Viertel, zu Kettlasbrunn 1 Achtel.Kein Pfarrer hier. Unterschrift: Richter, Burger und Gemein von Kettlasbrunn (NöLA, Alte Gülteinl. UMB 230)1568 April 28 befand sich unter dem Mistelbacherischen-Thürnkhrutterischen Ungelt auch jenes von Khettlesprun.(Schloßarchiv Fünfkirchen, Prozeßakten)1573 gibt Öden Streifing 8fl 30 kr Überländdienst, von den 319 Quanten kommt je ein Mut 28 Metzen schweres und geringes Getreide ein.1577 verkauft Herr Hartmann von Liechtenstein seinem Vetter Wolf das öde Dorf Streifing mit dem Zehent, Weidgeld und Wiesenzins auf allen Gründen.1580 war in Kettlasbrunn Kilian Meimer zugleich Pastor und Schulmeister.(Jahrbuch/Prot. 52, Seite 83)1582 erklärt sich die Gemeinde bereit, den Pfarrhof und die Kirche sowie alles, was dazu gehört, in gutem Bauzustand zu erhalten. Am 27. Mai wurde festgesetzt, was dem Pfarrer gereicht werden sollte: an Geld jährlich 50 fl kr., je ein Mut Hafer und Weizen, 16 Eimer Wein, 3 Luß Holz; er hat 3 Tagwerk Wiesen, 16 Joch Äcker, 3 gute Melkkühe.Dazu gab Herr Wolf von Liechtenstein: ein Mut Korn, 8 Eimer Bier, aber nur unter der Bedingung, daß die Gemeinde ihre vorher erwähnte Verpflichtung erfüllt.Die Gemeinde versprach, die Wiesen dem Pfarrer zu mähen, die Felder zu ackern und zu düngen und die Frucht abzuschneiden; dafür genoß die Gemeinde alles, was zur Kirche gehörte, und auch den Schank.1584 Lehensbrief des Siegmund Graf zu Diernstein, Herrn von Ebersdorf, über den Zehent von 9 Lehen in Kettlasbrunn auf Georg Hartmann von Liechtenstein (siehe 1554).1585 berichtete Khlesl an die Regierung, daß im Dekanate Mistelbach Wolf von Liechtenstein's Erben einen flaccianischen Prädikanten u. a. auch in Kettlasbrunn mit Namen Laurentius habe.(Wiedemann I, Seite 428)1585 Mai 6 praes. meldet Dechant Faschang, daß u. a. auch in Kettlasbrunn ein Prädikant sich aufhalte.(Wiener Diöz. Arch., Fasz. Mistelbach)1585 Mai 16 beschreibt Dechant Faschang die Aufführung der Prädikanten seines Dekanates; sie seien Flaccianer, gebrauchten keinen Ornat, stünden wie gewöhnliche Leute auf der Kanzel, feierten die Feste nach dem alten Kalender. . .in Kettlasbrunn sei es ein gewisser Nicolaus.(Wiener Diöz. Arch., Fasz. Mistelbach).1586 Januar 22 meldet Dechant Paschang von Mistelbach, „die Predikanten zu Wilfleinstorf und Kettlesbrunn wollen den neuen Kalender durchaus nicht annehmen und weisen ihr Pfarrvolk auf denalten Kalender”. (Wiedmann I, Seite 457)1587 kostete nach einer gerichtlichen Schätzung ein behaustes Halblehen mit 12 Joch Äckern 25 fl, ein Viertel Weingarten 11 fl. Geldverleiher waren der Mandl Jud und die Tulferin in Mistelbach.1589 Lehensbrief des Hans Wilhelm von Raggendorf über die 9 Lehen auf Georg von Liechtenstein (siehe 1559).1589 April 19, Wien erscheint beim Mistelbacher-Dürnkruter Ungeld u. a. auch Kettlasbrunn (Hofkammerarchiv, nö. Herrsch. M 36)1590 Bereitungbuch über Kettlesbrun: Frau Hartmanin von Liechtenstein gen Wilfersdorf, Obrigkeit 73 Häuser.(NöLA, Bereitungsbuch)1593 kostete ein Joch Weizensaat 4 fl, 1 Joch Kornsaat 3 fl, ein Joch Erbsensaat 2 fl, 1 1/2 Joch Hafersaat 3 fl; Heiden wurde angebaut, aber keine Gerste; ausgedroschen wurde das Getreide mit Drischeln und die Körner „geworfelt”.1596 genossen von dem öden Dorf Streifing die Bauern von Obersulz und Kettlasbrunn einzelne Teile. Die Wilfersdorfer Herrschaft besaß hier 28 Tagwerk Wiesen, die 32 Puder Heu und 18 Fuhren Grummet ergaben. Drei Quanten Äcker gehörten zum Schafflerhof; die alte große Heide wurde um diese Zeit Schafweide und ein Teil eine Herrschaftsbreiten. Das Gehölz. „in den Sauställen” waren meist Kronawettstauden. Die Herrschaft besaß das Landgericht über Blut und Malefiz, die Dorfobrigkeit und die Wildbahn auf allen Gründen. Die Halb- und Viertellehen der früheren Zeit wurden nun Urbar und das Einkommen wird gwantenweise verdient; zu Michaeli kommen so ein 1 fl 31 1/2 kr alle Jahre. Von diesem Urbaräckerdienst gibt man dem Staatzer Pfarrer wegen etlicher Feldlehen, so er zu öden Streifing gehabt, jährlich 50 kr, bleibt daher Rest 3 fl 41 kr 2 den. Im ganzen Feld hat die Herrschaft den ganzen Getreidezehent auf 256 Quanten. Jede Quanter vom Schricker Gemärk bis zum Sulzer Weg = 118 Quanten gibt 1/2 Metzen Getreide. Vom Sulzer Weg im „Neubruch”, so 1695 aufgegeben worden, dient jede Gwanten 3kr = 4fl 31 kr 2 den. 47 1/2 Quanten Urbaräcker, so die Obersulzer bauen, geben à 2 kr und einen halben Metzen (sollten 6 kr geben).1596 April 24, Wien, verpfänden die nö. Landstände dem Karl von Liechtenstein-Nikolsburg das duplierte Zapfenmaß u. a. auch in Khöttesprunn. (NöLA, Liechtenst. Reg.)1596 September 26 und 27, Musterregister des VUMB, darunter Khötlsprun 7 Gemusterte, und zwar Merth Grießmüller, Michl Wittman, Michl Prandell, Petter Prandell, Georg Hausprunner, MichlFösll, Thoma Föstl. (NÖLA, Ständische Akten E-13-3)Um 1600 war ganz Kettlasbrunn lutherisch; der Prädikant Chilian Meimer war 1547 in Passau geboren, studierte in Iglau und Königsberg, wurde in Jena ordiniert und war Pfarrer und Schulmeister, er hielt sich nach der österreichischen „Agenda“ und verlangte bei der Taufe 3 Paten.Gundacker von Liechtenstein führte die Gegenreformation durch, doch wollte der Dorfrichter lutherisch bleiben; Kettlasbrunn galt allgemein als eine folgsame und gehorsame Gemeinde. Der Pfarrer hatte folgende Grundstücke, welche der Wilfersdorfer Herrschaft zehentbar waren: 1 Viertellehen mit 5 Quanten Acker, Dienst 15 kr; 8 Joch Pfarrlehen, Dienst 30 kr; 1 Tagwerk Wiesen, „in Breiten", Dienst 4 kr; 1 Tagwerk Wiesen „im Oppersdorfer Feld", Dienst 6 kr; 3 Quanten Acker „in der Köglerin", Dienst 6 kr; 1 Tagwerk Wiesen. Alle Grundstücke waren fürstliche Überländer und reichten nach Wilfersdorf den Dienst.Nach einem anderen Akt, der so wie der vorhergehende keine Jahreszahl aufweist, gehörten zu Pfarre: Bauäcker 38 3/4 Quanten, ein Drittel davon ist Brache, das andere trägt 66 3/4 Metzen; abgerechnet werden: Zehent 6 1/2 Metzen, Samen 43 Metzen, Dreschlohn 6 1/2 Metzen, bleiben also 10 3/4 Metzen.Völligen Getreidezehent auf 133 1/4; Quanten, ein Drittel in Brache, bleiben im Ertrag 23 Metzen. Wiesenfleck zwischen der Frauen- und Reichenmühle, etliche schöne Holzäcker genießt die Gemeinde.Nach 1600 hatte die Schafflerei 1400 Schafe, die Herrschaft verfügte über einen Ziegelofen.1613 Juni 14 verlieh Wolfgang Sigmund Herr zu Losenstein - Raggendorferischer Lehensträger - dem Fürsten Karl von Liechtenstein etliche Stück und Zehent zu Kettlasbrunn, den Hof zu Herrnbaumgarten, den ganzen Zehent auf 2 Ganzlehen und 13 Pfund Geldes auf Überländ daselbst.Andere Lehensbriefe über den Raggendorferischen Zehent von Herrn Hans Balthasar Hoyos: 25. April 1633, 18 April 1659, 17 Dez. 1675; von dem Grafen Leopold Karl zu Hoyos: 28. November 1685, 20. April 1692.1614 war der Pfarrer von Mistelbach Lehensherr u. a. auch der Pfarre Kettlasbrunn.(Maurer, Asparn, Seite 90)1617 hatte die Wilfersdorfer Herrschaft in Kettlasbrunn: 19 Ganz-, 52 Halblehner, 16 Hofstätt und keine Viertellehner.1617 Mai 1 gab es Schulen u. a. auch in Kettlasbrunn, worüber der Fürst Liechtenstein Patron war.(Diss. Univ. Wien, I. Bogner, Seite 120).1619 hatte ein Grenzlehner 23 Joch Hausäcker, davon 9 Joch mit Weizen, die man auf 45 fl schätzte, 8 Joch Korn, auf 24 fl geschätzt, 2 Roß, 2 Kühe, 1 Wagen und 1 Pflug.Eine Kuh schätzte man auf 5 fl, 4 Schweine auf 6fl, 10 auf 6fl.1 Preß auf 511, 3 Gänse auf 45 kr.Ein Halblehner hatte 12 Joch und 3 Roß.Die Bauern hatten meist 3 bis 4 Rinder.1620 schätzte man die Weizenfechsung von 20 Joch auf 100 fl, 20 Joch Halbtreide auf 60 fl, Silbergeschirr und Bargeld besaß eine Familie 145 flKriegsschäden 1618 --- 1624:Feind und Freund plünderten und raubten in unbarmherziger Weise; die kaiserlichen Reiter des Dampierre lagen 2 Tage hier und verzehrten Fleisch, Hühner und Brot, nahmen den Bauern Hafer und Heu; die rebellischen Ungarn brannten 18 Häuser nieder, von denen 12 nicht mehr aufgebaut werden konnten. Die Soldaten nahmen den Bauern Kleider, Nahrungsmittel, Wagen, Kühe und Pferde, außerdem lieferte die Gemeinde Hafer, Fleisch, Brot u. dgl. nach Zistersdorf, Dürnkrut, Obersulz, Mistelbach und Poydorf; der Schaden betrug 18.980 fl.Die Folgen waren eine Geldentwertung, Teuerung, Not, Armut, Krankheiten, Wucher, Preistreiberei, kleines und teures Gebäck, anstellen der Leute vor dem Bäckerladen; Arbeitsmangel, da niemand arbeiten wollte; ein Hauer verlangte 12 fl im Tag ohne Essen, 6 fl aber mit Essen; die öden Häuser konnten nicht bestiftet werden; die Fleischhauer holten von der Slowakei das Schlachtvieh.1621 Anschlag über das Gut Walterskhürchen, darunter zu Khettlsbrunn Treidzehent von 18 Halblehen, trägt 2 Mut schweres und 2 Mut Hafer.(Hofkammerarchiv, nö. Herrsch. W 23)1623 bekam der Pfarrer von der Herrschaft infolge der Geldentwertung 100 fl und für die Versehgänge ein Roß.1624 war der Pfarrhof öde, das Dachwerk hatte Schaden gelitten, das Kellerdach war eingestürzt, Landstreicher und Soldaten tauchten täglich auf, bettelten, raubten und machten die Gegend unsicher.1624 streckte der Fürst Liechtenstein den armen Untertanen von Köttlesprunn Korn und Hafer vor.(I. Bogner, Diss. Univ. Wien, Seite 107),1625 Februar 19: Die Leute waren verarmt, litten große Not, da es an Korn und Hafer mangelte; die Herrschaft sollte aushelfen, später wollten sie alles mit Geld bezahlen.Juli: In der Rebellionszeit nahmen Freund und Feind dem Bauer die Pferde weg, auch Wagen und Vieh, zündeten die Häuser an; trotz ihrer großen Schulden verlangte man die Kontribution; dem Hans Pillwein nahm die Herrschaft 24 Joch zur Hofbreiten weg, sodaß er den Fürsten um Rückgabe des Grundes bat. Der Wein war schlecht geraten, der Baulohn war höher als der Wert der Fechsung.1625 streckte der Fürst Liechtenstein den armen Untertanen von Köttlesprunn Korn und Hafer vor.(I. Bogner, Diss. Univ. Wien, Seite 107)1626 Juni 4: Der Freiherr von Raggendorf hatte den Zehent von den 9 ganzen Lehen zu Feld und zu Dorf in Kettlasbrunn; der Freiherr von Hoyos gab sie dem n. ö. Regimentskanzler Schäffler, doch wollte er sie lieber dem Fürsten Liechtenstein überlassen, dazu noch den Hof zu Baumgarten, 13 Schilling Geld auf Überländen, einen ganzen Zehent auf 2 Ganzlehen daselbst und die Ostermannsleiten in Eibesthal; dazu sei die Einwilligung des Hoyos notwendig. Die 9 Lehen haben jedes 22 Joch, wovon ein Drittel brach liegen bleibt; ein Joch gibt in mittleren Jahren 15 Metzen, die neun Lehen daher 1980 Metzen; ein Metzen schweres Getreide kostet 30 kr, geringes 20 kr; der kleine Zehent trägt 9 Hühner, ein Schock Bier und 9 Gänse.1627 zeigte der Bürgermeister von Wien beim Passauer Offizial Kirchberger an, daß Priester vom Land in ungeziemenden Kleidern in die Stadt kämen, Waffen trügen und so Ärgernis geben würden. Als Übeltäter wurden eruiert die Pfarrer von Obersulz, Göttlesbrunn und Herrnleis sowie der Provisor von Ladendorf . . . Der von Göttlesbrunn habe etliche Kinder, die er als seine ehelichen an der Hand und auf dem Arm hin und wieder tamquam reliquias magno cum scandalo suorum parochianorum zu tragen pflegt. . . An dem von Göttlesbrunn sei Kreuz und Chrisam verloren.(Wiedemann II, Seite 525 f)1627 Lehensbrief des Hans Balthasar von Hoyos über den Raggendorfischen Zehent.1627/28 wurden 28 Kinder in der Pfarre getauft, 280 Kommunionen ausgeteilt, 7 Paare getraut und 21 Personen starben; die Untertanen strafte man mit Geldbeträgen für kirchliche Zwecke.1629 gab es 34 Taufen, 4 Hochzeiten und 20 Sterbefälle.1630 wird die Gemeindeschule erwähnt.1632 hatte Kettlasbrunn 76 fürstliche Häuser, von denen jedes 4 fl 5 Schilling 10 den., mehr 8 fl 20 den. und 1 1/2 Metzen Getreide als Kontribution lieferte, das machte aus: 354 fl 40 kr, mehr 614 fl 20 kr und 3 Mut 4 Metzen Getreide.Die Leute beklagten sich beim Fürsten, daß der Pfarrer nicht predigen konnte.1633 gab jedes Haus 5 fl, einen Metzen Getreide, 1 1/2 Metzen Hafer und 15 Achtering Wein.1634 reichte jedes Haus 2 fl 15 kr, 7/8 Metzen Getreide, 2 2/4 Metzen Hafer und 25 Achtering Wein. Getreide war schwer aufzubringen, weil die Leute solches nicht hatten, doch Wein besaßen sie genug. Die Herrschaft Wilfersdorf litt mehr als die anderen in der Umgebung durch die hohen Kriegslasten, sodaß der Fürst Gundacker sich bei der Regierung beschwerte.1636 war Laurentius Woll Schaffler in Kettlasbrunn.(Mistelbacher Pfarrmatriken)1638 schuldeten die Kettlasbrunner an Landesanlagen 254 fl 23 kr; die Ganzlehner besaßen 2 Roß, die Halblehner eines; Felder wurden nicht bebaut und blieben öd liegen; die Zählung ergab 1258 1/2 Joch Äcker, 65 Joch Wiesen, 111 1/2 Viertel Weingärten und 7 Weingruben (=Keller).1638 November 21 erscheint Simon Neumayr als Schmied in Kettlasbrunn, schon verstorben.(Mistelbacher Pfarrmatriken)1640 reichte jedes Haus 7fl und 7/8 Korn.1641 hatte der Ort 31 Roß- und 42 Handroboter, 71 Männer, 78 Weiber, 109 Knaben und 99 Mädchen; ohne Hausbesitz waren je 6 Männer und Weiber mit 4 Knaben und 4 Mädchen.Die Bewohner waren arg verschuldet, viele lagen krank darnieder und verfügten über kein Geld; die Kinder schickte man im Winter in die Herberge, damit sie wenigstens eine warme Stube hätten; die Herrschaft ersuchten sie um Korn und Bauholz.An Untertanengebühr gab jedes Haus 5 fl 12 kr, davon zahlten der Besitzer 2 Drittel und die Dienstboten ein Drittel.1642 hatte die Gemeinde 38 Roß- und 40 Handroboter.1643 benötigte ein abgebranntes Halblehenshaus zum Aufbau 300 Ziegel, 3 Metzen Kalk, 6 Metzen „Trädt", 12 Paar Stamm Bauholz, 8 Stamm Langholz, 8 Stamm Rundträm, 12 Stamm andere; man baute also noch mit „Wutzeln".In diesem Jahr wird auch der Schulmeister erwähnt.1643 Februar 2: Bei Kriegsgefahr, wenn Feinde durch das Land streiften, „salvierten" sich die Bewohner in die gut verschanzte Kirche; auf dem Turm hielten Männer Wache, die bei Gefahr Sturm läuteten, sodaß die Männer aus der Gemeinde herbeieilten und mit den Waffen in der Hand den Friedhof besetzten.1644 schlug der Fürst am 14. Dezember für die erledigte Pfarrstelle den Johann Philipp Molitor vor.1645 im Schwedenkrieg lösten sich alle Bande der Ordnung, da die Bauern der Herrschaft keine Robot leisteten, ungehorsam und trotzig waren; die Herrschaft traute sich nicht, sie zu strafen. Die Kettlasbrunner ließen sich nicht herbei, das Wilfersdorfer Schloß zu verteidigen, da sie bei drohender Gefahr lieber in die Wälder flüchteten und sich versteckten. Die Wohlhabenden waren schon .längst in Wien. Das Jägerhaus plünderten die Schweden aus und führten alles auf Wagen weg gegen Obersulz. Zweimal brandschatzte der Feind die Orte der Wilfersdorfer Herrschaft, auch die kaiserlichen Soldaten raubten und plünderten, sodaß die Bauern ganz verzagt und mutlos wurden; besonders arg trieben es die Ungarn, welche unmenschlich hausten. Die Leute zahlten die kaiserliche Steuer und die schwedische Kriegskontribution, sodaß sie verarmten.1644 sollte ein Pfarrer von Hauskirchen kommen, doch als er übersiedeln wollte, verschwand er.1645 Die Soldaten droschen auf dem Felde gleich das Getreide den Bauern aus; sodaß sich diese weigerten, die schuldige Steuer zu bezahlen; arbeiteten sie auf dem Acker, so nahmen die Soldaten ihnen die Pferde weg; darum hielten sich die Untertanen lieber Ochsen.Pfarrer und Schulmeister entliefen, das Volk verrohte, der Hexenglaube faßte langsam Fuß in den Gemeinden.Vor dem Schwedeneinfall gab es in Kettlasbrunn 9 verödete Häuser, 1645 aber 35, 1646 - 0, 1647 - 0; das Gemeindehaus und der Pfarrhof waren ganz öde; ruinierte Häuser, die keine Robot leisteten, zählte man 28; die nicht bezahlte Landsteuer betrug 162 fl 7 kr, doch wollten 5 Untertanen sie noch bezahlen.Handel und Verkehr steckten, es kamen keine Weinkäufer, die Weingärten verluderten, im Walde stahlen sie Holz und Wild, schimpften und fluchten gottjämmerlich, der Dorfrichter mußte immer von seinem Stock Gebrauch machen, die Grundbücher waren verbrannt, die Leute hatten ihr Geld vergraben.Die Gemeinde schuldete der Herrschaft 1648/49 116 Metzen Korn, 126 Metzen Hafer und 38 Metzen Heiden.1648 schoß der Jäger einen Hirsch von 329 Pfund.1649 kostete 1/4 Brennholz im Mistelbacher Walde 2 fl, das schlechtere 1fl 30 kr, ein Eimer Wein 3fl.Das Holzschlagen besorgten die Handroboter.Holzdiebstähle waren nicht selten.Bauholz holte man von Tuttendorf - Korneuburg, Weinstecken vom Eibesthaler Wald, auch aus der Slowakei. Als Förster stellte man Leute an. welche schießen konnten. Von einer Waldwirtschaft war damals keine Rede.1651 Die ordinari Landsteuer, die am 3. August fällig war, betrug für die Gemeinde 182 fl 50 kr.1653 gab Kettlasbrunn folgenden Zehent: Weizen 73 Schock 46 Garben, Korn 17 Schock 34 Garben und Gerste baute niemand an. Pfarrhof erbaut, Streitigkeiten zwischen Gemeinde und Pfarrer.1654 Einkommen der Kirchenkollektur: Äcker 31 1/2 Joch, davon 12 Joch öde, 19 1/2 Joch bebaut, davon ein Drittel in Brache, die übrig bleiben - 13 Joch - werden in Bestand verlassen um 4 fl 52 1/2 kr., 6 Tagwerk Wiesen à 1fl = 6fl, Dienst von 2 Gärten in Eibesthal = 1 fl 7 1/2 kr von einer Immerkuh = 30 kr, Sammelgeld = 10 fl, Opferung zu St. Sebastian = 24 fl, zusammen 46 fl 30 kr.Mai 18 zählte man in Kettlasbrunn 51 öde Häuser; bei der Aufnahme für die Kopfsteuer stellte es sich heraus, daß in den meisten Familien nur 1 - 2 Kinder waren.Wegen der Pest mußte ein Haus gesperrt werden; die Gemeinde sah darin eine arge Verleumdung, damit niemand den Ort betreten sollte; es war dies ein großer Schaden, weil die Kettlasbrunner nirgends eingelassen wurden; in mehreren Gemeinden wütete die Pest und entvölkerte die Orte.1656 zählte Kettlasbrunn 56 öde Häuser. Die Pfarre zahlte 2fl 7 Schilling 4 den Steuer.1657 überließ Graf Hans Ludwig von Hoyos dem Fürsten Liechtenstein den Zehent auf 9 ganzen Lehen weniger ein Drittel (am 17. April).1658 wurde der Pfarrer in „custodie” gesetzt, sodaß er auf seine Stelle verzichtete. Die sittlichen Zustände waren arge: Fluchen, Schelten, Sonntagsentheiligung, Unsittlichkeiten, Verleumdungen, Raufereien und Streitigkeiten.1659 Lehensbrief des Hans Ludwig von Hoyos über den Raggendorferischen Zehent. Sehr gute Weinernte.1660 Weinzehent ergab 12 Eimer 20 Maß.1661 ergab der Weinzehent 17 Eimer 30 Maß.Ohne Jahreszahl: Der Pfarrhof ist ein Halblehen. Dazu gehören 13 1/2 Quanten, 3 Waldwiesen, 7 1/4 und 18 1/2 Quanten im Operstorfer Feld; die Gründe waren an die Bauern verpachtet und sie reichten von jeder Quanten einen halben Metzen; ferner besaß er 5 Quanten Urbarzehent, 4 Tagwerk Wiesen im Operstorfer Feld, 2 Tagwerk Wiesen im Operstorfer Feld, 12 1/2 Tagwerk Wiesen im „Erlachfleck”, ¼ Weingarten im Wilfersdorfer Gebirge „Engelsatzen". Pfenniggült und Stadleinkommen = 10 fl 38 kr, Wiesendienst = 1 fl 6kr, Zehent auf 128 1/2 Quanten, 27 Immerkühe à 30 kr = 13 fl 30 kr, von der Gemeinde 3 Lüß Holz.Unter Septimus von Liechtenstein (um 1580) war die Einigkeit in der Gemeinde gestört, es gab Streitigkeiten zwischen Pfarrer und Gemeinde, die Zeiten waren unruhig, es gab Anzeigen, Angebereien, Klagen, Beschwerden, die in Wilfersdorf einliefen; so hieß es, daß der Pfarrer gesagt hat: „Der Septimus ist ein Heide". Das Wirken der Geistlichen hatte keinen Erfolg, sodaß sie unzufrieden wurden. Die Besoldung war gering, der Pfarrer ging von Haus zu Haus sammeln, oft erhielten sie wenig oder auch nichts, wenn ein schlechtes Jahr war; da gab es große Aufregung, die Gemüter erhitzten.1663 Der „Türkenrummel” beunruhigte die Bewohner, sie bauten sich Erdställe, vergraben Getreide, Geld und Wertsachen, wollten nicht arbeiten, flohen beim geringsten Alarm in die Wälder, doch kam kein Türke zu uns, wohl aber verwüsteten sie die Orte an der March; erst 1664 kehrten Frieden und Ordnung ein.1667 Landsteuer der fürstlichen Untertanen: 98 fl 50 kr. In drei Monaten schenkte der Gastwirt 34 Eimer Wein aus; im August kam ein Wolkenbruch, der großen Schaden anrichtete.1668 legte die Herrschaft im Walde einen Teich an. Wölfe waren damals keine Seltenheit.1670 riß ein Hochwasser 14 Häuser ein; die Bewohner fingen Kronawettvögel und Raben, die sie aßen; wegen der Pestgefahr besuchten alle Gläubigen das Sebastianiamt.1671 Juni 12 nahm ein Jäger auf einer Eiche drei „Blabfüeß“ aus. Im Wald gab es eine Stelle, die „7 Linden" hieß.1672 befürchtete man einen Türkeneinfall.1676 zündete ein leichtfertiger Mensch am 14. Mai den Föhrenwald oberhalb des Teiches an. Wenn der Kaiser nach Wolkersdorf auf die Jagd kam, entwichen Rehe und Hirsche nach Kettlasbrunn, welche die Bauern fingen; 4 Männer hatten durch 16 Jahre diesen Wildfrevel ausgeführt, der Obersulzer Pfarrer kaufte einigemale das Wild. Der Hauptschuldige floh nach Malacka, der kaiserliche Förster verlangte 300 Dukaten Strafe. Im Schricker Wald erlegte der Jäger ein Wildschwein von 218 Pfund.1678 war Johann Friedrich Stepperger Pfarrer in Kettlasbrunn.1679 Januar 24 desertierte Hanß Hetzel aus Kettlasbrunn von Mechtls Dragoner-Kompanie.(NöLA, Ständ. Akten E-3-12)1679 errichteten die Niedersulzer im Walde Leberhügel zu ihrem Vorteile. Vor der Pest, die in Obersulz wütete, schützten sich die Leute durch eine Ortssperre, sodaß kein Fremder die Gemeinde betreten durfte, durch Ausräuchern der Wohnungen durch Wacholderstraubchwerk, durch Bittgottesdienste. Der Verkehr stockte; die Maut „auf dem harten Tanz” (eigentlich „Hueter Tanz”) bekam keine Einnahmen. Von dem entfernten Schafflerhof wollte der Schafmeister wegziehen, da er sich vor Überfällen fürchtete.1682 zog viel Militär nach Angern - Ungarn. Türkenfurcht.1683 Schauerwetter am 7. Mai; Truppendurchzüge, Einquartierungen, Vorspannleistungen, Proviantlieferungen.Zufluchtsort für die Bewohner war das Wilfersdorfer Schloß; Kreudenfeuer und Wartestangen mit großen Buschen sollten bei Rannersdorf, Bullendorf, Lichtenwarth usw. das Herannahen des Feindes verkünden; ein Korporal drillte die wehrfähigen Bewohnerschaft ein; die Wohlhabenden flohen, die Bauern dachten an keine Verteidigung und versteckten sich beim geringsten Lärm in den Wäldern; auf dem Kirchturm saß ein Wächter. Die Türken kamen nicht hierher, auch Tököly erschien nicht mit seinen Scharen; nur die Armee des Lothringer, die bei Angern eine Zeitlang stand, „fouragierte” in den Ortschaften, nahm den Bauern Heu, Hafer, Lebensmittel, sodaß sie oft mit den Soldaten rauften und stritten; in Bullendorf erschlugen sie einen „Polack”. Bauern sollten als Schanzarbeiter an die March gehen; die Ernte verzögerte sich, noch im Oktober, November sah man auf den Feldern Haferhäufel; Truppendurchzüge und Einquartierungen der Kriegsvölker trieben die Bauern zur Verzweiflung, daß sie mit Abwanderung drohten. Die Herrschaft mußte ihnen Brotgetreide leihen. 1683/84 war ein sehr strenger Winter. Die Getreidepreise stiegen in die Höhe, die Mühlen konnten nicht mahlen, weil alle Bäche bis zum 19. März eingefroren waren; die Fleischhauer verteuerten ihre Ware, sodaß die Armen meuterten.Unkosten für die durchmarschierenden Kriegsvölker: 1293 fl 30 kr1685 überfielen 11 Weiber am 3. März den Nachtwächter und wollten ihn in den Brunnen stürzen; sie ließen aber von ihm ab und drohten, wenn er sie anzeige, würden sie ihm das Gesicht in den Nacken setzen Sie schleppten ihn zum „Weißen Kreuz", wo er auf dem Grabe bis zum Morgengrauen sitzen mußte; allgemein sah man in den Weibern Hexen und der Pfarrer stellte dem Nachtwächter einen Rosenkranz und ein Agnus dei zum Beten bei (so etwas Ähnliches war in Feldsberg).1686 erschienen im August große Heuschreckenschwärme, die manche Felder ganz kahl fraßen.1687 Wer zum Mitmenschen „Hexenmeister” sagte, mußte ein halbes Jahr in Band und Eisen arbeiten oder er mußte Kettlasbrunn auf ewig verlassen. 80 Bauern stürmten mit Prügeln und Hacken auf die Felder und verjagten die fürstlichen Schafe von den Saatfeldern; am 2. März zahlten sie zur Strafe 30 Reichstaler nach Wilfersdorf.1688 war Georg Schoder Schneider in Kettlasbrunn.1690 Aus der Einlage über die Wilfersdorfer Herrschaft: Pfenniggült 61 Taler 4 Schilling 14 1/2 den. Von den Ganz-, Halb- Viertellehnern und von solchen, die keine Behausung haben, 12 Taler 2 Schilling 11 1/2 den., weiter von den Überländ und Feldlehen. . .um 1690 Roboter von Kettlasbrunn: 19 Ganz-, 52 Halblehner und 16 Hofstätter.1691 war Paul Wißinger Zimmermann in Kettlasbrunn. Stepperger ließ den Pfarrhof auf eigene Kosten um ein Stockwerk höher bauen, da die Mauern zu feucht waren. Ein Schafflerknecht, der hier einen Mord begangen hatte, wurde in Mistelbach mit dem Schwerte an einem Freitag hingerichtet und im Spitalfriedhof daselbst beerdigt.1692 war ein gutes Weinjahr. Lehensbrief des Hoyos über den Raggendorferischen Zehent.1695 schlechtes Weinjahr.1696 Weil die Pfarrkirche 2000 fl besaß, so willigte der Fürst ein, daß das Rentamt in Wilfersdorf diese Summe übernahm und mit 6 % verzinste; der Pfarrer konnte dieses Geld gegen Quittung beheben. Da der Geistliche einen Untertan, der sich gegen das sechste Gebot vergangen hatte, mit 6 fl bestrafte und das Geld für sich behielt, entzog ihm die Herrschaft die Deputatleistungen.1698 Der Pfarrer war ein unruhiger Kopf, ein eigensinniger und rechthaberischer Mensch, der mit der Gemeinde, den Soldaten und der Herrschaft stritt; er schlug einen Dragoner ganz erbärmlich in seinem Zimmer. Der Burggraf von Wilferdorf redete dem alten Schäfer zu, daß er sich doch von dem „Pfaffen” nicht versehen lassen möge; auf offener Straße beschimpften, verlachten und verhöhnten die Leute den Pfarrer und kränkten ihn in seiner Ehre.Am 9. Oktober schlug der Fürst für die Pfarrstelle den Johann Kaspar Merz vor - Johann Friedrich Stepperger war Pfarrer in Wilfersdorf.Damals lebte ein heimlicher Lutherianer in Kettlasbrunn – der Strohschneider Christoph Schröffl, auch in Neusiedl und Mistelbach gab es solche.1700 Kettlasbrunn hatte 19 Ganz-, 52 Halblehner und 16 Hofstäten (fürstliche Untertanen). Robotleistung: 15 Bauern wöchentlich 2 Tage Roßrobot, 2 Bauern wöchentlich 1 Tag Roßrobot, 50 Bauern wöchentlich 2 Tage Fußrobot, 10 Bauern wöchentlich 1 Tag Fußrobot; 65 Hauer leisteten in der Woche 3 Tage Handrobot.1701 war der Wein spottbillig; ein Eimer kostete nur 1 fl 30 kr bis 2fl.Die Untertanen beschwerten sich über die falschen Maße, Gewichte, Ellen, Kandeln und Metzen; so wurde der arme Mann ausgebeutet.1702 war Kaspar Merz Pfarrer in Kettlasbrunn. Ein gutes Weinjahr. Die Schafmeister schauten auf ihren Vorteil; denn gingen Schafe zugrunde, so waren es immer die fürstlichen und nie die eigenen. Ein Schüttkasten könnte hier erbaut werden, es wäre eine Notwendigkeit. Über die Schweine sollte ein eigener Schweinehalter die Aufsicht führen. 58 Hauer hatten 25 Roß und 4 5“Öxl”, 17 Bauern hatten 34 Roß und 9 Hofstätter besaßen beim Haus nicht eine Furche Acker, roboteten aber wie ein Hauer und Halblehner mit Grund und Boden den dritten Teil.1703 Kuruzzenzeit. Es ereigneten sich in den Dörfern Feuerbrände; Spione zogen umher; die Bauern waren kleinmütig, nicht kampfesmutig, flohen beim geringsten Lärm in die Verstecke; kaiserliche „fouragierer” zeigten sich am 19. August; im Herbst zog hier viel Militär durch, über das man allgemein Klagen führte, weil die Soldaten wie die Raubvögel stahlen; sie holten sich aus dem Walde sogar Rehe. Beleidigte ein Bauer einen Offizier, so wurde er in Band und Eisen geschlagen; darum waren Soldat und Bauer keine Freunde. Wache hielten die Bewohner auf dem Kirchturm, sie leisteten schlechte Robot, die Felder gaben einen geringen Ertrag; abgedankte und invalide Soldaten machten die Straßen unsicher. Die Waisenkinder dienten bei der Herrschaft um einen geringen Lohn und ein Jahreskleid die drei sogenannten Waisenjahre ab. Auf das Waisengeld schauten der Dorfrichter und die Herrschaft; beim Banntaiding wurden die Waisenrechnungen überprüft.1706 war Jakob Dietrich Pfarrer in Kettlasbrunn. Die Kettlasbrunner hatten sich das Dorf „Oppersdorf” seinerzeit angeeignet; in alter Zeit war in Kettlasbrunn ein Edelmannssitz. Der Passauer Bischof besaß in Kettlasbrunn den ganzen Zehent von 18 Peldlehen. Der Wald „Sauställen” gehörte einst zu dem Ort Streifing.1711 Juni 5 hatte die Gemeinde mit Obersulz einen Streit wegen der Grenze und der Viehweide beim Schafflerhof; da nahmen die Kettlasbrunner den Obersulzern das Vieh weg, doch mußten sie es ihnen wieder zurückgeben.1712 war das Kirchendach sehr schlecht, sodaß die Gemeinde den Plan machte, es mit Ziegeln zu decken und die Auslagen mit dem Kirchengeld zu bezahlen; es geschah auch. Der Pfarrer bezog damals 100 fl an Geld, 45 Metzen Weizen, 15 Metzen Korn. 30 Metzen Hafer, 1 Metzen Gries, 1 Metzen Mundmehl, 1 Metzen Kuchelspeis, 24 Eimer jungen Wein (= 244 fl 45 kr).Der Schulmeister erhielt in Geld nichts; 10 Metzen Korn, 6/8 Metzen Kuchelspeis und 4 Eimer Wein.Am 27. Juni suchte ein furchtbares Wetter den Ort heim, vernichtete die Wein- und Getreideernte, noch drei Tage später fand man „mutweise” die Steine auf dem Felde; am 13. September verlangten die Untertanen von der Wilfersdorfer Herrschaft drei Freijahre, da sie durch die Truppendurchzüge, Einquartierungen, Vorspannleistungen in den letzten Jahren schwer gelitten hatten. Dem Fürsten Liechtenstein stand aber das Recht nicht zu, Freijahre zu gewähren, darum mußte er die Bitte abschlagen. Die zwei Weingebirge waren ganz verhagelt; kaum 10 Mut Getreide ernteten die armen Hauer, sodaß der Fürst mit Getreide aushelfen mußte.1713 Pestjahr; Angst vor dem „schwarzen Tod"; Wallfahrten nach Maria-Zell, Nikolsburg, Ausräuchern der Wohnungen mit Kronawettstauden; Verbot von Tanz, Maskerade, Kirtagen, Märkten.Die Gemeinde schuldet der Wilfersdorfer Herrschaft 7 Metzen Weizen, 342 1/4 Metzen Korn und 249 2/4 Metzen Hafer. Körnerpreise für einen Metzen: Weizen 1 fl 15 kr, Korn 1 fl, Hafer 36 kr, Erbsen 1 fl 30 kr, Mundmehl 3 fl, Grieß 3 fl, 1 Eimer Wein 2 fl. Der Schafmeister, der 1617 fl Schulden hatte, konnte sie nicht zahlen, auch keinen Bürgen auftreiben, sodaß ihm die Herrschaft kündigte. Die Bauern wollten ihre Pferde verkaufen, weil sie keinen Hafer hatten. Der Schüttkasten wurde gebaut und mit Ziegeln gedeckt.1714 Ein „Schafumfall” raffte viele Tiere in Kettlasbrunn und Mistelbach weg. Zur Jagd, die drei Tage dauerte, kamen die fürstlichen Untertanen von Kettlasbrunn, Obersulz, Blumenthal und Loidesthal; zur Schricker Jagd erschienen auf zwei Tage die Lanzendorfer, Kettlasbrunner und Obersulzer als Treiber.1715 Nach dem Tode des Pfarrers verfügte der Dechant von Schrick sofort die Sperre des Pfarrhofes bis zur Abhandlung, welche die Herrschaft durchführte. Die Bewohner waren gegen die Beamten renitent, befolgten nicht die Anordnungen, leisteten schlechte Robot, gingen in den Wald „Holzleiten” ohne Erlaubnis Eicheln klauben, verscheuchten das Wild, störten die Jagd, sodaß ihnen eine Strafe angedroht wurde, falls sie sich nicht bessern.1716 Die Straßen und Wege waren infolge der Räuberbanden unsicher, sodaß Streifungen durchgeführt und auf der „Hohenleiten” eine Wache aufgestellt wurde (Kasernberg).1717 Starb ein Jäger, so schickte die Herrschaft einen Grenadier zur Aushilfe, der die Waldaufsicht führte, damit die Leute keinen Schaden anrichteten.1718 Für die Kirche wurde ein neuer Dachstuhl gezimmert; der Pfarrer hatte sich während der Pestzeit sehr um die Kranken angenommen.1719 Durch das Regenwetter hatte die Sebastianikapelle schweren Schaden gelitten und glich mehr einer Ruine, sodaß eine Ausbesserung sehr notwendig war; dasselbe galt von der Sakristei.Am 17. Jänner ersuchte die Gemeinde die Herrschaft um die Erlaubnis, auf dem „Steinberg“ Weingärten aussetzen zu dürfen; doch sie gestattete es nicht mit dem Hinweis, daß die Schafweide geschmälert würde. Im April baten einige Untertanen, neben dem Weingebirge „Wachtberg“ Weingärten aussetzen zu dürfen. Nach einer Schätzung kostete: 1 Joch Acker bei der Schmiede 7 fl 30 kr, ein altes Roß und ein schlechter Wagen 12 fl, ein Metzen Weizen 1 fl, eine Melkkuh 8 fl, 1 Frischling oder ein Schaf je 1 fl, 7 Hühner und ein Hahn 1 fl 10 kr, ein neuer beschlagener Halbwagen 10 fl, ein neuer unbeschlagener Wagen 6 fl; ein Bauernknecht erhielt im Jahr 11 fl, ein Viertel Weingarten kostete 40 - 50 fl, ein Viertel Weingarten an der Ried „In Bründlen” 60 fl, 3 Roß mit einem Füllen 30 fl.1720 Das Einkommen der fürstlichen Herrschaft in Wilfersdorf und Kettlasbrunn betrug 413 fl 24 kr 1 den und von öden Streifing 4fl 31 kr 2den.1721 Die Herrschaft hatte hier einen Kalkofen, ein Jägerhaus, die Maut wird nicht mehr erwähnt.1722 Februar 16 besichtigte nach altem Brauche die Gemeinde zu Georgi die „Gemarch”, denn niemand ist mit dem zufrieden, was er hat, weil er Tag und Nacht spekuliert, wie er dem Nachbar eine Handbreite Acker wegnehmen könnte. Mit den Obersulzern gab es häufig Streitigkeiten wegen der Grenze und der Hutweide, die mit solcher Erbitterung geführt wurden, daß man oft fürchtete, es geschehe ein Mord oder ein Totschlag. In der Ried „Labrinzen” hatten die Obersulzer einige Grundstücke, die den Kettlasbrunnern gehörten, weggenommen und in ihr Grundbuch eingeschrieben; da wird hier eine „breite Eiche” genannt - sicher ein Grenzbaum. Bei einer Verhandlung gerieten die Leute so aufeinander, daß sie mit den Grabscheiten aufeinander losgingen, und der Beamte mußte mit seinem Pferd dazwischenreiten, sonst wäre ein Unglück geschehen. Die Ried „Neuriß” war ein Wald, den die Gemeinde abholzen und das Holz verkaufen ließ; die Herrschaft schenkte den Bauern den Grund. Von den 40 angorischen Ziegen in der Gemeinde gingen alle bis auf 12 Stück ein, da hier die Weide zu schlecht war. Die Bauern waren arg verschuldet, hatten große Steuerrückstände, die sie nicht bezahlen konnten; da sehr viel Wein wuchs, so nahm die Herrschaft statt des Steuerguldens auch Wein an.1723 Die Regierung entschloß sich endlich, einige Reformen durchzuführen (Straßenbau, Kampf gegen die abgedankten Soldaten, Bettler, Einführung genau zimentierter Gewichte, Maße, die vonZistersdorf kamen.)1724 Die Waldaufsicht führte ein Jäger und Oberjäger; nach Georgi sperrte die Herrschaft die Wälder für jeden Verkehr, damit das Wild Ruhe hatte. Die Gipfeldürre machte einen erheblichen Schaden. Im gleichen Jahre forderten die Obersulzer 204 Stamm Holz, die Blumenthaler 106, die Ketzelsdorfer 103, die Loidesthaler 76, die Kettlasbrunner 129 und die Wilfersdorfer 100 Stamm; die Häuser waren sehr schlecht und baufällig, ebenso die Stallungen und Stadeln. Gingen einem Bauern die Pferde ein, so schenkte ihm der Fürst eines oder lieh ihm das Geld, daß er sich eines kaufen konnte; hier hatten die Bauern schlechtes Zugvieh.1725 war Joseph Schuster Maurer in Kettlasbrunn. In den nächsten Jahren baute die Regierung die Brünnerstraße um; sie sollte eigentlich von Gaweinstal über Mistelbach nach Poysdorf gehen. Von Krain erschienen Arbeiter, weil die einheimischen untauglich zu solchen Arbeiten waren. Der Straßenbau war nur eine Flickarbeit, da schon 1731 die Regierung den Bau einstellte. Das zuständige Postamt war Gaweinstal, das nächste bestand in Poysdorf (früher in Ketzelsdorf).1727 tobte am 20. Juni ein fürchterliches Unwetter, überschwemmte die Scheunen, wusch die Tennen aus, führte die Zäune hinweg, überflutet die Wiesen, machte das Gras unbrauchbar und drang in die Keller; mannstief floß das Wasser durch die Gemeindewege. Am 30. Juli verschlemmte ein Wolkenbruch alle Weingärten.1728 gab es am 2. Juli ein arges Unwetter. Am 24. April wollte sich ein Maurermeister Georg Gaunersdorfer hier niederlassen; die Zunft hatte in Poysdorf den Sitz. Ein Metzen Korn kostete 1 fl 30 kr. Am 14. November wollte die Witwe eines Hoftischlers (kaiserlichen), der hier einen Weingarten von 5 1/4 Joch hatte, diesen dem Fürsten Liechtenstein verkaufen; er hatte 600 Kräften à 100 Stock, war erst 5 Jahre alt und in gutem Stande; der Preis von 800 fl war „passabel”, da die Herrschaft mehrere alte Gärten aushacken mußte.1729 wütete am 25. Mai ein Unwetter; seit Georgi gab es fast täglich ein Gewitter, die selten ohne Schaden abgingen. Zu den Hundstagen wehten kühle Winde. Am 7. August ging ein Wolkenbruch nieder, der 10 Häuser wegriß; in 4 Häusern wurden die Fensterscheiben zertrümmert, sodaß die Leute bestürzt aus den Wohnungen flohen. In Lanzendorf nahmen die Wassermassen die Hauseinrichtung mit fort; in Kettlasbrunn rissen die Fluten die Mandeln weg von den Feldern; Brücken stürzten ein; die Wiesen; von Paasdorf herab waren ein Meer von Schlamm, in dem das Gras verschwand. In Schrick standen die Wohnungen voll Wasser. Der Regen hielt sehr lange an, das Getreide verfaulte, die Herrschaft konnte keinen Zehent nehmen.1730 am 16. März. Der Ortsrichter schaute mehr auf die Gemeinde und nahm auf die Herrschaft keine Rücksicht; hier leisteten die Bauern eine schlechte Robot. Am 29. August tobte ein Unwetter, das von den Feldern die Erde wegriß, die Wiesen mit Schlamm bedeckte, die Haferwellen von den Feldern trug und die Häuser unterwusch, daß viele einzustürzen drohten. Seit Menschengedenken gab es kein derartiges Unwetter, da sogar das Getreide in den Scheunen naß wurde und zu faulen begann. Nirgends sah man eine Brücke oder einen Steg, auf den Straßen und Wegen wateten die Pferde bis zu den Knien im Schlamm. Das Getreide war größtenteils ausgewaschen, die Weinernte war ein Fragezeichen.1732 ersuchte am 8. August Michael Hayden den Fürst Liechtenstein, er solle sich dafür einsetzen, daß sein Sohn, der als Dragoner bei den Kaiserlichen dient, entlassen und heimgeschickt werde, damit er die Wirtschaft übernehme, da er wegen seines hohen Alters nicht mehr arbeiten und die Wirtschaft führen könne.1733 Von jetzt an begnügte sich der Pfarrer mit 2 Lüß Holz.1737 war Franz Joseph Oefferl als Pfarrer in Kettlasbrunn.1738 Streit wegen der Äcker, die zur Kirche gehörten: 13 ¾ Joch Äcker, 2 Holzäcker, 3/4 Tagwerk Wiese. Die fürstlichen Untertanen hatten diese Grundstücke aus purem Seeleneifer der Kirche vermacht. 1737 zog sie der Amtmann ein, gab sie als Pfarräcker dem Pfarrer und schädigte so die Kirche um 20 fl; seit urdenklicher Zeit hatten sie immer die Armen gepachtet gegen einen geringen Zins; dieser betrug 1737 – 8 fl, 1738 – 5 fl 30 kr, 1739 – 6 fl 30 kr, 1740 – 8 fl, 1741 – 5 fl 30 kr. Nun wurden sie den Reichen überlassen, so daß der Pfarrer sich einen größeren Stadl erbaute, mehr Vieh hielt und so die Gemeindeweide mehr in Anspruch nahm. Die Reichen hatten ohnedies genug. Am letzten Sebastianitag gab die Gemeinde zu dem geistlichen Traktment die Hälfte, dies waren 18 – 19 fl; früher erreichte sie nur 5 fl. Doch dieser Pfarrer lud gerne viele Freunde ein, ließ „tapfer aufgehen“.1740 wuchs ein sehr schlechter Wein, sodaß sich die Deputatpfarrer bei der Herrschaft beklagten.1742 August 28 erscheint Franciscus Josephus Öfferl als Pfarrer in Kettlasbrunn. Angst vor den Preußen, die im Februar in Nikolsburg standen und bis Korneuburg streiften, requirierten, Kriegssteuer einhoben, sich aber dann wieder zurückzogen; die Leute versteckten und vermauerten Geld, Getreide und Wein. Körnerpreise für einen Metzen: Weizen 1 fl, Korn 45 kr, Hafer 30 kr, Grieß 3 fl, Kuchelspeise (= Erbsen) 3 fl, ein Eimer Wein 1 fl 36 kr.1743 - 1753 war Sebastian Öfferl Pfarrer in Dobermannsdorf, anschließend in Kettlasbrunn.1743 Der Pfarrer hatte durch 2 Jahre keine Rechnung gelegt; er ging ganz eigenmächtig vor.Die 3 Grasgärten in Eibesthal gehörten zur Kettlasbrunner Kirche und wurden angeblich auf Befehl des Amtsmannes von Wilfersdorf abgemäht, der aber keine Ahnung hatte; das abgeschnittene Gras hatte einen Wert von 9 fl und wurde der Pfarrkirche zurückgegeben.1744 befand sich in Kettlasbrunn ein Schank- und Tanzhaus. Die Äcker, die der Kirche und nicht einem zeitlichen Pfarrer gehörten, wurden von nun an mit Zuziehung der Kirchenväter vergeben.1745 April 28 stiftet Wilhelm Lang, Schafmeister in Kettlasbrunn, zwei hl. Messen in Asparn an der Zaya. Die Gemeinde besaß an der Schricker Grenze eine Wiese, die dem Fürsten gehörte, doch der Schricker Halter trieb das Vieh darauf. Der Amtmann Walter hatte diese Wiese der Gemeinde zugesprochen und so forderten die Kettlasbrunner die weitere Benützung dieser Wiese als ihre Viehweide. Die Herrschaft aber verlangte die Aufteilung der Wiese auf die Bauern, sodaß jeder einen Dienst reichen sollte. So geschah es auch. Die „Öde Heide” von ehedem war eine Wiese und wurde zerstückelt.1746 rückten am 17. Jänner die Bauern mit Prügeln und Hacken aus, um die fürstlichen Schafe von den grünen Saatfeldern zu vertreiben. Einige Tiere wurden erschlagen, andere auf die Felder gejagt, wo sie die ganze Nacht blieben. So etwas Ähnliches hatte diese „rebellante Gemeinde” vor Jahren schon gemacht. Nun waren von der „unbändigen Gemeinde" zwei Schafknechte so übel hergerichtet worden, daß sie nach Feldsberg ins Spital geführt werden mußten. Die Nachbargemeinden hetzten noch fest die Kettlasbrunner auf, damit der Schafflerhof von hier wegkomme. Die Bewohner behaupteten, daß die Schafe einen großen Schaden gemacht hätten, weil die Felder trocken und staubig waren, daß der Amtmann einen Kettlasbrunner geschlagen, einem anderen einen Rückenstoß versetzt und einen Ratsbürger eingesperrt habe. Bei der Verhandlung war die Gemeinde so „turbulent", daß der Amtsmann häufig in Lebensgefahr schwebte. Von nun an sollte der Schafmeister die Tiere nur bis 9 Uhr früh auf die Saaten treiben. 6 rebellische Bauern kamen ins Feldsberger Gefängnis, doch entwich der Rädelsführer Matthias Eichinger, obwohl er in Eisen geschlagen war. Nach einiger Zeit baten die Weiber der Eingesperrten den Fürsten, er möge ihre Männer freilassen, weil sie dringend benötigt würden; denn viel Militär marschierte durch die Ortschaft, sodaß die Männer notwendig daheim sein sollten. Der Fürst bewilligte dieses Ansuchen.ca. 1750 Untertanenverzeichnis - Kettlasbrunn, Dorf: Herrschaft Wilfersdorf 118, Pfarre Mistelbach 4 = 122 zusammen. Matthias Kling Schuster in Kettlasbrunn. Die Kirche verkaufte 6 Stamm von dem Kirchenholz. Wichtig war die Steuerreform, da auf Grund des Bodenertrages die Steuern künftig berechnet würden (Theresianische Passion).1751 Die Pfarre fatierte folgendes Einkommen: Dienst von Feldlehen und Äcker 3 Pfund 4 Schilling, Zehent: 9 Metzen Weizen, 7 Metzen Hafer, in Wilfersdorf 2 Weingärten in der Ried „Raifalg", in Kettlasbrunn ein Viertel. Die Feldlehen und Äcker dienen in das Liechtensteinische Grundbuch, ein Hofstatthäuschen dient den Mistelbacher Barnabiten, einige Äcker dienen nach Heiligenkreuz. Derzeit ist es eine fürstliche Deputatpfarre; der Zehent gehört nach Wilfersdorf der Herrschaft, ausgenommen 18 Lehen, die dem Passauer Lehensgut dienstbar sind.1753 Der Schulmeister Johann Jakob Müller klagte über die geringen Wetterläutgebühren, da ein Metzen Korn und 1 4/8 Metzen Hafer zu wenig ist; sein Vorgänger erhielt ein Schock Korn und einSchock Hafer im Geströh Der Amtmann beantragte, ihm noch einen Metzen jeder Sorte hinzuzugeben.1754 Die Gemeinde klagte, daß die fürstliche Herrschaft im Winter die Schafe auf die Saaten treibe und dadurch einen großen Schaden verursache; doch stellte eine Kommission fest, daß dies nicht der Fall war, daß die Felder so ausschauen wie in Wilfersdorf. Die Herrschaft hatte das Weiderecht seit alter Zeit.1755 erste Rekrutierung nach dem Los; wer verspielte, wurde Soldat. Ein Metzen Korn kostete 4 fl 30 kr, ein Metzen Weizen 5 fl.1756 und die folgenden Jahre zogen auf der Brünnerstraße viel Truppen nach Böhmen (Vorspannleistung, Einquartierung, Lieferung von Heu, Hafer und Stroh).1758 Der Kirchenvater Joseph Ritter war stets ein pflichteifriger Mann, der auf das Wohl der Kirche schaute, die Kasse gut verwaltete und die Kirchenfelder ordentlich bewirtschaftete. Als er um Befreiung der Robot ansuchte, konnte dies der Fürst nicht bewilligen, doch ließ er ihm 6 fl aus der Kirchenkasse reichen.1759 wurde der Pfarrhof ausgebessert.1760 beschädigte ein Wolkenbruch am 9. Juni den Pfarrhof.Das Wasser stand in den unteren Zimmern einen halben Klafter hoch, verschlammte so die Räume. Nun ließ die Herrschaft durch den Garten einen Durchstich machen, die 6 Säulen und die Latten abbrechen und dafür eine Mauer aufführen.1764 Die Bewohner bauten an: Weizen, Korn (ein Schock gab 4 3/8 Metzen), Hafer, wenig Gerste, Heiden, wenig Erbsen, Linsen und Bohnen. Ein Metzen Weizen kostete 1 fl 15 kr, Korn 54 kr, Gerste 42 kr, Hafer 24 kr, Heiden 39 kr, Hirse 18 kr, Hanfkörner 57 kr, Türkenweizen 51 kr, ein Eimer Wein 1 fl 42 kr.. Faßmacherlohn von einem Eimer 7 kr bei einem Faß. Die Fässer brannte man mit Branntwein aus. Die Roboter bekamen im Sommer von der Herrschaft Brot und Fleisch. 32 Bauern roboteten wöchentlich 2 Tage mit den Pferden, 3 Bauern nur einen Tag; 114 Hofstättler 2 Tage Fußrobot in der Woche, 10 Halbhofstättler einen Tag; die Inleutstübler roboteten im Jahr 384 Tage (jeder 12 Tage), untertänige Seelen zählte die Gemeinde 615. Roßroboter gab es 35, Fußroboter 124. Fuhr ein Bauer für die Herrschaft nach Wien, so galt dies für eine dreitägige Robot; er bekam noch 4/8 Metzen Hafer und 6 kr Stall- und Lichtgeld. Die Inleutstübler bearbeiteten die Wiesen, Weingärten und Äcker, die hin und her wandernden Inleute brauchten nur im Jahr 6 Tage zu roboten. An Blutzehent gab die Gemeinde: 16 Gänse à 9 kr = 2 fl 22 kr, an Osterehrung ein Kalb = 3fl; 240 Eier (8 Stück = 32 kr) – 4 fl 30 kr; an Weihnachtshühnern 79 Stück à 8 kr = 10 fl 32kr. Im fürstlichen Ziegelofen wurde nicht mehr gearbeitet, weil es an Holz mangelte Der Schafmeister gab von jedem Stück 36 kr Bestand; ein Zentner Wolle kostete 16 fl. Auf 100 Schafe genießt der Schafmeister 3 Joch fürstliche Äcker, 10 Fahrtl Heu und Korn, Stroh, Hafer, Weizen, Gerste, soviel sie nötig haben. Brennholz 10 - 16 Klafter. Zehent siehe „Grundbuch”. Der Wasenmeister war in Mistelbach. Die Schneider hatten ihre Zunft in Wilfersdorf, die Binder und Maurer in Poysdorf, die Schuster und Schmiede in Mistelbach. Der Schafmeister reichte für die 2 Quanten Herrschaftsäcker 2 Metzen 4/8 Vogteihafer. Im Gemeindeschankhaus hatte die Wilfersdorfer Herrschaft einen eigenen Weinschank von Georgi bis Michaeli. Der Revierjäger beaufsichtigte den Wald, der 6 Leiten umfaßte. Diese waren noch nicht ausgemessen. Das Messen wird nach 3 Jahren den Gemeinden gegen Bezahlung überlassen. Die Gemeinde zählt 117 Häuser, 1769 9/32 Joch Äcker, 92 11/16 Tagwerk Wiesen, 153 Viertel Weingärten, 173 7/16 Joch Wald. Die Untertanen gehören zur Wilfersdorfer Herrschaft, zwei sind barnabitische (nach Mistelbach).1766 erfroren viele Weingärten.Schlechte Zeiten: Bauern hatten Schulden und Steuerrückstände; niemand wollte arbeiten; es fehlte überall das Geld; die Kaufleute klagten, die Straßen befuhren wenig Fuhrleute, die Gasthäuser hatten keinen Zuspruch Neue Gedanken gaben der Landwirtschaft eine ganz neue Richtung: Auflassung der Weiden, statt Brache Kleeanbau, Stallfütterung der Tiere statt Weidebetrieb, Erdäpfelanbau (in Prinzendorf Pfarrer Jungblut), bessere Pferde und Schafe einführen, bessere Schulbildung. Doch bei uns wirkten sich diese Gedanken erst 40 Jahre später aus.1769 wuchs viel Wein.1770/71 regnerische Jahre, Mißernten, Not und vielfach Hungersnot, Beeren, Wurzeln und Schwämme wurden gegessen, Krankheiten, viele Sterbefälle. Die Mühlen hatten wenig Arbeit. Die Häusernumerierung wurde eingeführt.1772 wuchs viel Wein. Im Walde ereigneten sich viele Holzdiebstähle.1773 Neben dem Ziegelofen stand ein Häuschen, das ein Zinsmann bewohnte Nach seinem Tode wollte es die Herrschaft verkaufen.1774 Zehn Kleinhäusler beschwerten sich über die 52-tägige Robot und fordern 26 Tage, weil sie keinen Grund und Boden hatten. Die Hofstättler bekamen von der Herrschaft im Jahr einen Metzen Robotmehl, von der Gemeinde ein halbes Luß Maisholz, beim Bann-Taiding wählten sie mit, übernahmen auch Ämter, bestritten die Auslagen und Zahlungen der Gemeinde (1/4 gegen einen Ganzlehner); sie genossen auch die Gemeindeweide.1775 wurde dem Pfarrer gestattet, in der Wohnung einen neuen Fußboden legen zu dürfen.Reihenfolge der Pfarrer:1630 Balthaser Fischer1632 Adam Christoph Pischel1644 Kaspar Willner1649 Johann Jakob Entholzer1659 Christoph Kirchschlager1662 Nikolaus Kempler1665 Johann Kolb1671 Friedrich Stepperger1691 Leopold Vydl1698 Johann Kaspar Merz1705 Jakob Dietrich1715 Joseph Neumann1727 Karl Friedrich von Gros.Ein undatiertes Schreiben aus der Zeit um 1600: Der Pfarrhof ist ein Halblehen, zu dem gehörten: 13 1/2 Quanten Acker, 3 Waldwiesen, 7 1/4, Quanten im Oppersdorfer Feld; diese Äcker verpachtete die Pfarre an die Bauern, die von einer Quanten einen halben Metzen reichten. Außerdem hatte der Pfarrhof: 5 Quanten Urbarzehent, 4 Tagwerk Wiesen im Oppersdorfer Feld, 2 Tagwerk Wiesen im Oppersdorfer Feld, 12 1/2 Tagwerk Wiesen im „Erlachfleck“, ein Viertel Weingarten in Wilfersdorf, „Engelsatzen” hieß das Weingebirge. Pfenniggült und Stadeleinkommen 10 fl 38 kr, Zehent auf 1281,32 Quanten, 27 Immerkühe à 30kr = 13 fl 30 kr, 3 Lüß Holz von der Gemeinde. Unter Septimus von Liechtenstein war die Einigkeit und der Friede in der Gemeinde gestört, der Pfarrer und die Bauern stritten, wie es in den unruhigen Zeiten nicht selten war; es gab Angebereien, Anzeigen, Klagen und Beschwerden bei der Herrschaft! Der Pfarrer soll einmal gesagt haben, der Septimus sei ein Heide. . .1775 war das beste Weinjahr.1777 und 1778 wuchs viel Wein.Maria Theresia und Kaiser Josef benutzten die Poststraße, auf der am 1. Juni 1749 die erste Fahrpost Wien - Brünn verkehrte (in Poysdorf war Nachtstation), zu ihren Reisen nach Mähren. Joseph II. nannte sich gewöhnlich „Graf von Falkenstein”; auch nach Hollitsch bei Göding fuhren sie gerne zu den Jagden. Einmal übernachtete Kaiser Joseph in Gaweinstal (Oktober 1772).1780 Am 12. September verkaufte die Gemeinde das Gasthaus, doch kamen die Steuern und Abgaben in das Wilfersdorfer Rentamt.1781 Neubau der Kirche. Als dem Pfarrer 1784 das Geld zum Bau ausging, liehen ihm die Mistelbacher Barnabiten eine Summe, da er das Kirchenvermögen von 9100 fl auf Befehl der Herrschaft nicht angreifen durfte.1785 Früher einmal erhielt der Pfarrer 20 Eimer Wein und 8 Eimer Bier; diese kamen aus dem Wilfersdorfer Brauhaus. Später bekam er statt des Bieres 4 Eimer jungen Weines. Der Schulmeister hatte folgendes Deputat: 11 Metzen Korn, 1 3/8 Metzen Hafer, 7/8 Metzen ordinari Kuchelspeis, 4 Eimer Wein.1787 Kreisschulvisitation: 82 Schulpflichtige, von denen 64 die Schule besuchten; Einkommen des Schullehrers 236 fl 8kr; das Schulgebäude war sehr feucht, wenigstens ein neues Schulzimmer war zu bauen; Schulaufseher war der Hauer Johann Schöfböck, Schullehrer: Johann Sebastian Müller, 39 Jahre alt, 3 Jahre im Ort, Zeugnis vom 13. September 1776 (Wien), Lehrart schlecht; Schulgehilfe: Johann Loibl, 23 Jahre alt, 5 3/4 Dienstjahre, im Ort 3/4 Jahre, zu Ladendorf 2 1/2 Jahre, zu Eibesthal 2 1/2 Jahre, kein Zeugnis, Lehrart unbekannt; Schulgehilfe nicht erforderlich; Dorfrichter: Ferdinand Feßl.1738 Für die Schule schafft die Wilfersdorfer Herrschaft, die auch der Patron ist, die Materialien herbei und bezahlt die Handwerker. Die halbjährige Schankgerechtigkeit auf dem Wirtshause besteht noch. Die Viehzucht ist mittelmäßig. Das Pfarrgebäude ist in mittelmäßigem Zustand. Die Bauern verkaufen rasch ihre Erzeugnisse, nur der Wein geht langsam ab. Öde und unbebaute Gründe gibt es nicht mehr. Ein Metzen herrschaftliches Feld trägt: 4 2/8 Metzen Weizen, 4 2/8 Metzen Korn, 3 6/8 Metzen Gerste, 3 6/8 Metzen Hafer; beim bäuerlichen Besitz dürfte es nicht so gut sein. Die Waldungen werden mehr gepflegt, doch bringen die mährischen Fuhrleute genug Schindeln, Bretter und Latten herbei. Die Bäume fällt man mit der Axt; Kohlenbrennerei fehlt hier. Die Dächer sind mit Stroh oder Schilfrohr gedeckt.1791 Die Gemeinde zählt 137 Häuser; der Fürst Liechtenstein hat hier eine Schäferei, ein Jägerhaus, 16 Ganz- und 60 Halblehner, 11 Hofstätten, 45 Patzenhäuser; das Mistelbacher Barnabitenkloster hat 2 Hofstätten und 1 Patzenhäuschen. Das ius praesentandi (Vorschlagsrecht) bei der Pfarre hat der Fürst Liechtenstein. Die Kirche wurde vor einigen Jahren aus eigenen Mitteln gebaut. Die Waldungen liefern nicht genug Bauholz und Brennholz, die Untertanen kaufen nur Bürdeln; viel Brennholz kommt aus den Marchwäldern, Bauholz aber aus Wien und Korneuburg. Wein und Getreide führen die Leute nach Wien. Der Kettlasbrunner Wein ist mittelmäßig - Weizen wird wenig angebaut, Gerste noch weniger; Erbsen werden „wippelig", Linsen gedeihen nicht recht, Türkenweizen mittelmäßig (um 1740 der erste in Böhmischkrut gepflanzt). Die Herrschaft hat mit dem Luzernklee angefangen, doch die Bauern haben dazu kein Vertrauen da er den Tieren nur schaden könnte. Die Bauern sind mittelmäßig bestiftet, prozeßsüchtig, ziemlich grob und stutzig. Die Handwerker zahlen kein Schutzgeld mehr. Die Schafzucht geht stark zurück, weil die Sommerweide fehlt. Ein Zentner Wolle kostete 58 fl, sie ging nach Nikolsburg oder Wien. Obstbäume sind wenig, die Bienenzucht ist unbedeutend, die Fischzucht im Wilfersdorfer Schloßgraben. Ein Metzen Anbau ergibt 86 Garben Weizen, 47 Garben Korn, 58 Garben Gerste und 25 Garben Hafer. Den Wein läßt man 6 Jahre liegen und verkauft ihn als „Alten", da er so besser bezahlt wird. Holzschläge bleiben 25 - 30 Jahre stehen, um den Wald zu schonen. Ein Klafter kostet 4 fl. Für die Brücke gibt die Herrschaft das Holz. Die Armen unterstützt die Herrschaft mit Geld und Naturalien (Georgi-, Michaeli-, Quatember- und Sonntagsalmosen). Die Herrschaft besitzt ein Versorgungshaus (= Spital) in Wilfersdorf undMistelbach. Die Roboter erhalten im Sommer Brot und Fleisch. Der Schafmeister hat 3 Knechte und einen Mittreiber. Den Schafen gibt er viel Salz (ein Zentner kostet 7 fl 8 kr). Essig erzeugte die Wilfersdorfer Essigsiederei. Einen Revierjäger hatte die Herrschaft für den Wald. Die Grenzen zeigt man noch immer durch Gräben an. Der Schulmeister bekam von der Herrschaft kein Geld. Der Dorfrichter erhält 2 fl 30 kr für die Robotergötzlichkeit; er ist von dem Körner- und Weinzehent befreit und die Herrschaft reicht ihm noch 5 fl 30kr und 6 Metzen Korn; den Viertelleuten reicht sie je 3 fl. Dem Schulmeister gebührte früher einmal die Wetterläutgarbe von jedem Felde, nun empfängt er einen Metzen Korn und 1 7/8 Metzen Hafer. Die Feldhüter werden den Schulmeistern gleichgestellt. Zugrobot: 16 Untertanen 2 Tage wöchentlich; Handrobot: 60 Untertanen 2 Tage wöchentlich, 10 Untertanen ½ Tag wöchentlich, 39 Untertanen 1/4 Tag wöchentlich. Robotgeld 970 fl 40 kr. Ein Ganzlehner zahlt 26 fl (neben der Robot) im Jahr, ein Handroboter 8 fl 40 kr bis 2 fl 10kr, die wandernden Inleute 1 fl. Die Zugroboter führen die Fechsung von den Wiesen und Feldern, den Zehent nach Wilfersdorf; die Handroboter besorgen die Erntearbeit, schneiden, schöbern und laden die Garben, brechen den Türkenweizen aus, tragen den Zehent zusammen, helfen bei der Weinlese und erscheinen bei der Kreisjagd. Die Robot erfolgt bei tunlichem Wetter; der Dorfrichter sammelt das Robotgeld ein und trägt es in das Rentamt nach Wilfersdorf. Die barnabitischen Untertanen schneiden je einen Tag Korn oder Hafer, auch Weizen und die Zugroboter führen mit denen in Lanzendorf den schweren und geringen Körnerzehent von Lanzendorf nach Mistelbach. Befreit von jeder Robot sind der Ortsrichter und die zwei Viertelleute. Die Schäferei hat 900 Schafe. Gefüttert werden sie mit Heu, Grummet, Stroh, Hafer und Salz. Auf 100 Lämmer rechnet man in der Tragezeit durch 6 Wochen 2 4/8 Metzen Hafer; auf 100 Lämmer durch 7 Monate 5 Pfund Stocksalz. Ober des Schafflers Wohnung ist ein herrschaftlicher Schüttkasten für 500 Metzen Getreide. Kettlasbrunn hat 139 Häuser, 136 fürstliche Untertanen, 643 Seelen und 66 Pferde.1803 In der Schäferei waren veredelte Schafe, die eine ausgezeichnete Wolle lieferten. Der Fürst hatte sie aus Spanien bringen lassen. Die Schweizer Rinder verbesserten auch die Viehzucht. Darin zeigte die Herrschaft großes Verständnis und sie war auch für die Gemeinden eine gute Schule. Nur lernten die Bauern sehr wenig, weil sie „stutzig" waren. Der Anbau der Linsen nahm zu, auch die Kartoffeln fanden Beachtung. Straßen und Wege bepflanzte man mit Kastanien, Linden und Pappeln. Statt der Lattenzäune setzte man Sträucher. Die Wiesen veredelte man mit besseren Gräsern, zog Entwässerungsgräben. Die Felder maß man genau aus, setzte Grenzsteine. Die Pferdezucht wurde nicht beachtet. Dagegen pflanzte man in den Weingärten die besseren ausländischen Reben. Überall regte sich der Geist der Neuzeit.1803 - 1806 waren schlechte Jahre, Mißernten, hohe Steuern, Kriege, Truppendurchzüge, Einquartierungen, Vorspannleistung, Proviantlieferungen, Diebstähle und Plünderungen. Großer Verkehr auf der Brünnerstraße, Fuhrwerke von Mähren, Schlesien und Polen kamen hier durch. Die Post verkehrte und hatte in Wilfersdorf Station. Lohnkutscher von den größeren Städten führten Leute nach Wien.1809 Franzosenzeit; sie traten frech und herrisch auf, brachten den Walzer zu uns, der aber den Bauern als anstößig galt. Die Soldaten stahlen, aber auch die Kettlasbrunner, die der Herrschaft42 Schafe nahmen.1811 Großer Geldkrach, Mancher Bauer legte sich als Reicher nieder und stand als Bettler auf. Die Kleinhäusler konnten ihre Zinsen dem Wucherer nicht zahlen. So wurde ihnen die Hütte verkauft.1813 - 1816 waren schlechte wirtschaftliche Jahre. Nasse Witterung, das Getreide verdarb, der Wein war ein Sauerampfer. Die Leute tranken lieber den Branntwein. Der Pfarrhof wurde 1814/15 gebaut Arbeitslosigkeit, Bettler und Invalide wurden zu einer Landplage. Teuerung, hohe Steuern, Exekutionsverkäufe leider hatte aber niemand Geld, um einzukaufen.1814 100 Schulkinder; Lehrereinkommen 226 fl 36 ¾ kr; Schullehrer: Jakob Böß; Ortsrichter: Joseph Rehrnbacher.1817 am 1. Mai. Die Kirche ist von gutem Material gebaut, mit Ziegeln gedeckt, Der Pfarrhof hat eine Küche, ein Dienstboten-, ein Gastzimmer, eine Roll- und Mehlkammer, eine Speis, einen Borsten- und Geflügelstall, Holz- und Wagenschupfen, Kuhstall und Keller. Im ersten Stock wohnt der Pfarrer und Kooperator. Auch eine Scheune ist dabei. Patron ist der Fürst Liechtenstein. Nach dem Visitationsbericht vom Jahre 1544 heißt es in einem Extrakt, daß die Zechleute den abgebrannten Pfarrhof erbauten und für die Unkosten die Präßlerischen Einkünfte verwendeten. Es waren dies 1 Mut Zehent, 6 Äcker in 2 Feldern, 2 Tagwerk Wiesen, 2 1/2 Viertel Weingärten, das Holz zur Notdurft durch die Gemeinde. Die Besitzer der Wilfersdorfer Herrschaft übten seit urdenklichen Zeiten das Patronatsrecht aus. Der Patron bezahlte immer die Handwerker und das nötige Material. Die kleinen Reparaturen hat der Pfarrer herzurichten. Wohltäter gibt es keine. Kirchenvermögen: 7970 fl 19 kr (Interessen 180 fl), Immerkuhzins im Jahr 5 fl. Kirchenstand 20 fl, Opfergeld 30 fl; Ausgaben: Kirchenerfordernis 90 fl 32 kr, Öl und Weihrauch 30 fl, Wachs 100 fl, Handwerksleute 20 fl, Besoldung 23 fl. Da die Ausgaben die Einnahmen übersteigen, so decken den Rest Wohltäter, außerdem bestehen noch 8908 fl an Stiftskapitalien, die aber kein Kirchenvermögen sind. Einkünfte 914 fl 15kr, Ausgaben 604 fl 41 kr, Rest 309 fl 34kr. Kongrua 300 fl - somit bleiben 9 fl 34 kr. Das Schulhaus hat ein geräumiges Lehrerzimmer, eine Gehilfenkammer, dazu Wohnzimmer, Kammer, Küche, Speis, Holzablage. Patron ist der Fürst Liechtenstein, der auch die gesetzlichen Professionistenarbeiten bezahlt. Die Grundobrigkeit ist die Herrschaft Wilfersdorf, das Mistelbacher Barnabitenkollegium hat hier nur 2 untertänige Häusler. Einkommen des Schulmeisters: von der Kirche 60 fl 6 kr; von der Wilfersdorfer Herrschaft 12 Metzen Korn (= 30 fl), 3 1/8 Metzen Hafer (5 fl 28 kr), Kuchelspeis (5 fl 37 kr 2den.), 4 Eimer jungen Wein (24 fl), von der Gemeinde 13 fl, 48 Metzen Korn (120 fl), die Läutergarben von 130 Joch schwerem und 130 Joch geringem Grunde = 2 Schock 10 Garben Korn = 20 fl, 2 Schock 10 Garben Hafer = 17 fl 30 kr; 11 Eimer Most = 66 fl; Stolaeinkünfte 14 fl 5 kr; von 70 Schulkindern Schulgeld (wöchentlich 3 kr) = 182 fl; Holz gibt die Gemeinde, soviel er braucht; Summe der Einkünfte: 557 fl 46 kr 2 den. Ausgaben: zur Aushilfe für den Mesnerdienst 12 fl, auf Schulsäuberung 12 fl auf einen Gehilfen 40 fl, für Holzmachen und nach Hause führen 70 fl, d. i. die Halbscheid; Summe der Ausgaben 134 fl.1821 regnete es im Sommer; das Getreide verfaulte. Auf der Brünnerstraße fuhren Posteilwagen (von Wien bis Brünn in einem Tag, Mittagsrast in Poysdorf eine Stunde).1829 ein sehr kühles und regnerisches Jahr. Erst im Mai wurden die Leute mit dem Anbau fertig.1834 sehr trocken, warm und schön, viel und guter Wein.Die Gemeinde hatte 148 Häuser, die meistenteils mit Stroh gedeckt waren. Die Kirche gehörte zum Dekanat Hauskirchen, das Landgericht übte die Wilfersdorfer Herrschaft aus. Der Ort hatte 187 Familien, 395 männliche und 434 weibliche Personen, 70 Schulkinder, 59 Pferde, 171 Kühe, 1213 Schafe, 210 Schweine. Die Bauern betreiben Ackerbau, Weinbau, sind nicht besonders bestiftet, Viehzucht und Obstbau sind gering; der Weinbau leidet unter den Hagelschäden. Die Jagd lieferte Hasen, Rebhühner, Füchse und Rehe. Das Wasser ist gut. Die Kirche, welche dem hl. Sebastian geweiht ist, zeigt den italienischen Renaissancestil, ist groß und geschmackvoll, der Turm hat eine Blechkuppel und eine wohlklingende Glocke. Die zwei Seitenaltäre sind dem hl, Florian und dem hl. Johann von Nepomuk geweiht. Der Friedhof wurde 1794 angelegt. 1544 brannte der Pfarrhof ab. Seit 1644 ist Kettlasbrunn ein Wallfahrtsort gewesen. Von 1645 - 1648 wirkte niemand an der Pfarrkirche. 1718 zerstörte sie ein Feuer und wurde neugebaut, 1784 von Grund auf neu gebaut 1789 eingeweiht, 1809 wurde der Ort geplündert und verwüstet (nach Schweickhardts „Topographie”). Um diese Zeit bauten die Leute sehr viel Erdäpfel, die 1832 besonders gut geraten waren. Es war das beste Erdäpfeljahr des Jahrhunderts. Aber schon 1833 fielen die Körnerpreise. Auf der Reichsstraße herrschte ein gewaltiger Verkehr - die Blütezeit des Fuhrmannes. In den Napoleonischen Kriegen war sie erweitert und ausgebaut worden. Tag für Tag rollten die Wagen, die Gastwirte lebten, die Bauern leisteten Vorspanndienste.1836 bekam der Pfarrer: in Geld 100 fl, 9 Klafter Holz, 18 Zentner Heu, 45 Metzen Weizen, 15 Metzen Korn, 37 Metzen Hafer, 1 2/8 Metzen Hülsenfrüchte, 1 Metzen Grieß, 1 Metzen Mundmehl, 24 Eimer Wein. Der Revierjäger erhielt: 232 fl 40 kr (der Weidjunge 100 fl und Zulage 16 fl 40 kr), je 5 Klafter Holz hart und weich, 12 Zentner Heu, 10 Metzen Weizen, 32 Metzen Korn, 10 Metzen Gerste. Geregelte Waldwirtschaft, um auch hier einen Nutzen zu erzielen. Die Niederwälder teilte man zu 18, 20 und 24-jährigen Umtriebsperioden ein, die Eichenstämme wurden licitando verkauft, die Hochwälder nach 80 Jahren gefällt. Das Kettlasbrunner Revier umfaßte 563 Joch 711 Quadratklafter.1840 war ein schlechtes Jahr, weil das Getreide infolge Regens verfaulte.1843 Das Jägerhaus (Nr. 69) ist entbehrlich, da im Meierhof Platz für den Jäger und Weidjungen wäre Das Haus schätzte man auf 100 fl.1845 erkrankten die Kartoffeln, es war ein nasskaltes Jahr. Die Kartoffelkrankheit erlosch erst 1850, als man den Samen auswechselte.1848 Robot, Zehent aufgehoben. Die Herrschaft verlor das Recht der Blumensuche, die Jagd bekam die Gemeinde. Die herrschaftlichen Gerichte stellten ihre Tätigkeit ein. Die Bauern hatten Angst vor einem Umsturz und verkauften rasch ihre Feldfrüchte.1854 schlechte Ernte.1855 Choleragefahr.1856 sehr guter Wein.1858 Neue Währung, da 1 fl = 100 kr hatte, früher war 1fl = 60 kr, 90 Schulkinder, Lehrereinkommen 356.fl 21 kr ö.W, Schullehrer: Ferdinand Speck; Bürgermeister: Michael Kruder.1859 sehr gutes Jahr für die Bauern.1860 Der Brünner Forstinspektor besichtigte die Wälder und tadelte den mangelhaften Betrieb, das schlechte Unterholz ist auszuhacken, bessere Samen zu verwenden, Waldwege ausbessern, gute Brücken bauen, Baumschulen anlegen; Stieleichen, Kiefern und Lärchen aussetzen, Forstpersonal abbauen.1864 ein Mißjahr; 1 Metzen Korn kostete 2 1/4 fl, Weizen 3 1/4 fl. Große Getreidemärkte in Mistelbach.1866 Kriegsjahr.1868 bestes Weinjahr.1873 Geldkrach.Ortsrichter, soweit bisher festgestellt:1606 Müller Hanß Michel1623 - 1625 Ziegler Niklas1625, 1626 Erhardt Georg1628 - 1630, 1635 Ziegler Niklas1643 Obster Thomas1652 Raiß Matthias1672 Pillwein Jakob1679 Pahmer Wolf1710 Hertzog Georg1734 -1738 Hertzog Georg1739 – 1742 Furtnner Christian1742 – 1747 Feßl Mathes1747 – 1754 Schöffböck Ferdinand (gest. 1755)1754 – 1759 Feßl Mathes (gest. 1768?)1759 – 1764 Ritter Joseph1766 – 1787 Feßl Ferdinand1787 – 1790 Pachmayer Jakob1790 – 1798 Ritter Leopold1798 – 1800 Pachmayer Jakob1801 – 1808 Wiesinger Ferdinand1808 – 1815 Röhrenbacher Joseph1815 Wiesinger Lorenz1824 Wimmer Joseph1825 – 1828 Ettl Bernhard

Veröffentlicht in „Mistelbach in Vergangenheit und Gegenwart“, 1972, S. 132 - 153; S. 153 - 163

Kriegspläne in Mähren (1764 – 1840)

Wichtige Verkehrsstraßen durchziehen das Gesenke[[1]](#footnote-1) und das Altvatergebiet, die nicht nur dem Handel dienten, sondern auch von den Truppen und Soldaten im Kriege benutzt wurden; solche alten Wege waren: Olmütz - Hohenstadt - Böhm. Trübau, Olmütz - Sternberg - Freudenthal - Zuckmantel - Neisse (seit 1625 die Poststraße, die von den kaiserlichen Reitern benutzt wurde, die den Verkehr zwischen Wien und Breslau vermittelten), die Straßen nach Glatz über Grulich, nach Neisse über den Spornhauer Sattel, nach Freiwaldau über den Rotenberg (wichtig für die Rompilger aus Norddeutschland), nach Jägerndorf, Troppau und Teschen - sie alle vereinigten sich in Olmütz, sodaß diese Stadt als Handelsplatz und militärischer Stützpunkt große Bedeutung erlangte; deshalb wurde sie auch zu einer Festung ersten Ranges ausgebaut und galt immer als Schlüsselstellung für das Donauland.

Die Wiener Regierung kümmerte sich in der Zeit der Türkenkriege wenig um dieses Gebirgsland und um die Verbesserung der Straßen; erst nach 1700 dachte man ernstlich daran, alle Verkehrswege auszubauen, um die Grundlage für einen regen Handel und Wandel zu schaffen. Leider wurde im Gesenke wenig, fast gar nichts geleistet, weil das Geld dazu fehlte. Erst die Kriege mit Friedrich II. von Preußen zeigten die Fehler und Mißstände der österreichischen Regierung, die sich dann bitter rächten.

Die Offiziere kannten keine Karten; niemand hatte eine Ahnung von Land und Leute, von der Größe der Gemeinden, von der Bodenbeschaffenheit, von den Unterkunftsverhältnissen in den Orten, von ihrer gegenseitigen Entfernung und von den Straßen; es kam vor, daß man die Reiterei in Gemeinden verlegte, wo die Stallungen fehlten, daß die Truppen weite Umwege machen mußten, bevor sie an das Ziel gelangten; es mangelte an guten Karten, an Beschreibungen und an festen Stützpunkten; die Kartenaufnahme des Landes Mähren beanspruchte mehrere Jahre und war erst 1768 vollendet; sie umfaßt 126 Blätter und bietet in der „Beschreibung“ wertvolles heimatkundliches Material für den Forscher. Geleitet wurde die Aufnahme von dem Freiherrn von Elmpt, der das Gesenke häufig nach allen Richtungen bereiste und gute Pläne sowie Ratschläge zur Verteidigung der Heimat entwarf. („Josefinische Aufnahme“ im Kriegsarchiv in Wien.)

Am 30.Oktober 1764 legte er seine Ansichten über das Gesenke nieder, die er dem Kriegsrat in Wien übermittelte. Nach ihm war dieses Gebiet recht gebirgig und waldreich, entbehrte der Nahrungsmittel für eine Armee, während der Feind bei seinem Vordringen über Jägerndorf und Troppau solche aus dem fruchtbaren Schlesien und aus seinen Festungen nachschieben konnte. Kundschafter und Spione müßten die feindlichen Bewegungen stets genau beobachten und rasch melden, damit die Österreicher sofort ihre Gegenmaßnahmen ergreifen können.

Er setzte sich für ein Lager um Heidenpiltsch ein, das dem Feinde beim Vorrücken auf Olmütz ein großes Hindernis wäre; der große Ravin, der die Mohra vom Rautenberg bis unterhalb Herzogswalde formierte, war auf der mährischen Seite höher als auf der schlesischen; auch das Lobninger Wasser bildete von Hof an einen starken Ravin, sodaß die Position bei Heidenpiltsch eine günstige für eine Verteidigung sei. Dringt der Feind auf der Straße über Bärn - Giebau vor, so ziehen die Österreicher ihre Truppen auf dem großen und kleinen Rautenberg zusammen und gehen bei einem Rückzug in schönster Ordnung durch den Lubninger Wald gegen Braunseifen und weiter gegen Littau zurück. Vom Rautenberg sieht man gut gegen Herlitz und Troppau, kann also den Feind beobachten und seine Bewegungen verfolgen. Gut wäre die Anlage eines kleinen Festungswerkes auf dem Rautenberg, an das sich in Kriegszeiten eine Armee erfolgreich anlehen könnte.

Nachteilig ist es für diese Stellung, daß jede Brunnenanlage fehlt, sodaß man eine solche in den Felsen sprengen oder eine Zisterne anlegen müßte; auch hätte der Feind Gelegenheit, den kleinen Rautenberg zu besetzen, ihn als Stützpunkt auszubauen und eine Batterie hier aufzustellen.

Käme der Gegner von Zuckmantel über Würbenthal und Hermannstadt, so wäre ein derartiger Versuch ein gewagtes Hasardspiel, weil hier die Berge sehr steil und die Wälder unpassierbar sind.

Dringt der Feind über Troppau herein, so hält ihn das Lager bei Heidenpiltsch auf; auch über Fulnek kommt er schwer weiter, weil die reißenden Gewässer jeden Verkehr für eine Armee unmöglich machen; wohl wäre der Feind in der Lage, die Gegend durch Streifungen zu beunruhigen und die Leute zu schrecken und zu ängstigen. Vorteilhaft müßte ein Defensionswerk in Hochwald und Alt-Titschein sein, das walachische Männer, Heger, Jäger und eine Miliz rasch besetzen. Schloß Hochwald, das starke Mauern und zwei Bastionen hat, kann mit 800 Mann besetzt und gehalten werden. Der Berg Bawihora dominiert die ganze Gegend, doch hindern die Wälder und die steilen Abhänge die Gegner, hieher eine Kanone zu bringen. Schloß Alt-Titschein besitzt starke Mauern und liegt auf einer steilen Anhöhe, von wo man alle umliegenden Berge bestreichen kann; gut wäre eine Pallisadierung, die das Schloß uneinnehmbar machen würde; 300 Mann genügten zur Verteidigung vollkommen; die dichten Wälder verhindern jedes weitere Vordringen der feindlichen Truppen. Von Fulnek aus steht dem Gegner der Weg nach Kremsier und Ung.-Hradisch offen.

Über Hof - Sternberg - Littau hat er große Hindernisse in den Bächen, Flüssen und Sümpfen; da muß man rechtzeitig die Passage bei Schrim-Ölhütten abtragen. Nicht vergessen darf man die gute Position hinter dem Fulneker Schloß. Der Feind verfügt über drei große Waffenplätze in Neissel, Kosel und Brieg, von wo er leicht vordringen kann; daher sind Avisoposten wichtig, welche den Feind genau beobachten und nicht aus den Augen lassen. Im Frühjahr und Herbste dürften die Preußen wegen der schlechten Wege und Straßen nichts unternehmen. Heidenpiltsch ist das wichtigste Lager, das unter allen Umständen zu halten ist, da der Feind sonst ohne große Anstrengung bis Olmütz-Sternberg vordringt. Die Schlucht bei Bredlitz ist von geringer Bedeutung. Zwischen Olmütz-Littau kann man dem Gegner den Übergang über die March verwehren. Die gute Position bei Allerheiligen hinter Müglitz muß man im Auge behalten, da man von hier kleinere Abteilungen über Hohenstadt und Schönberg gegen den Brand bei Jannowitz, gegen den Lubniger Wald nach Hof und Bärn vorschicken kann; durch diese Stellung ist es den Preußen verwehrt, Lebensmittel aus der Festung Glatz gegen Olmütz zu bringen. In den Waldungen von Jannowitz und Lubnig könnten unsere Truppen den Feinden großen Abbruch tun und sogar bedeutenden Schaden zufügen. Von Allerheiligen gehen sichere Verbindungen über Kaltenlutsch - Trübau - Schönhengst nach Böhmen, von wo auch die Lebensmittel geholt werden. Die Poststraße, die gerade von Olmütz über den Schönhengst nach Leitomischl und Königgrätz angelegt wird, muß zu einer Chaussèe erweitert werden, damit bequem zwei Wagen neben einander fahren können. Leider sind die Verbindungsstraßen von Böhmen nach Mähren alle sehr schlecht. Ein Fort im Schönhengst wäre ein großer Vorteil, da es feindliche Streifereien von Glatz her verhindern würde. Im Jahre 1771 mußten alle Gemeinden die Häuser numerieren, auch wurde die Einquartierung genau geregelt, damit keinem Orte ein Unrecht geschähe. Den Bauern war dies nicht angenehm und viele rissen die Ziffern herab. Die Numerierung ermöglichte eine genaue Verteilung der Rekruten auf die einzelnen Herrschaften. 1783 arbeitete der Freiherr Elmpt am 21. August einen neuen Plan zur Verteidigung Mährens aus; er hatte die großen Verkehrsadern im Auge und suchte geeignete Positionen im Gelände; solche waren zwischen Olmütz und Troppau:

1. bei Heidenpiltsch,
2. bei Alt- und Neu-Zechsdorf a. d. Mohrau,
3. bei Grätz-Jakuptschowitz,
4. bei Podwichow,
5. bei Groß- und Klein-Herlitz,
6. bei Aupeln und Pochmuhl,
7. bei Jägerndorf - Kapellenberg - Grottendorf - Gundmansdorfer Hof (sobald aber der Feind bei Oppa zwischen Troppau und Lobenstein passiert, ist diese Stellung nicht mehr zu halten),
8. bei Zuckmantel (Rochusberg, die Anhöhen hinter Ober-Wallenstein und Schloßberg),
9. hinter der Mohra bei Spachendorf,
10. bei Erbersdorf-Spillendorf,
11. zwischen Gottschdorf und Krondorf und
12. bei Schreiberseifen.

Die Poststraße Olmütz – Sternberg – Freudenthal - Zuckmantel ist bei schlechtem Wetter nicht zu benützen, da schweres Fuhrwerk nicht weiter kommt; lieber benützten die Fuhrleute die Straße Olmütz – Hof – Bennisch - Jägerndorf.

Stellungen sind da:

1. bei Zuckmantel-Rochusberg.

2. zwischen Hermannstadt- Zuckmantel- Einsiedl.

3. zwischen Würbenthal und Engelsberg.

Die Straße Spieglitz - Eisenberg a. d. March ist so übel, daß sie die Fuhrleute gar nicht benützen; dasselbe gilt von dem Weg Hannsdorf – Geppersdorf - Schönberg; mit Kanonen und Proviantwagen kommt man da nicht weiter, wohl aber im Winter mit Schlitten. Der Feind ist, wenn man von Glatz kam, nie weiter gekommen als bis Grulich; einen Angriff auf Nordmähren kann er nur von Königgrätz her machen.

Positionen:

1. bei dem Dorfe Lauterbach, wo das Goldensteiner Wasser in die March fällt,
2. auf dem Hambalek (bei Schildberg),
3. Genaue Beobachtung vom Schneeberg aus, um die feindlichen Bewegungen rasch zu erfahren.

1744 marschierte Karl von Lothringen mit seiner Armee von Grulich über Goldenstein und Freiwaldau nach Neustadt in Schlesien, nachdem zuvor Menschenhand die Straße ausgebessert hatte; doch sollte diese Straße hergerichtet werden, weil sie in Kriegszeiten einen hohen Wert haben dürfte. Die Straßen Sternberg-Neustadt, Aussee-Müglitz und die Poststraße Olmütz – Littau – Müglitz – Böhmen sind bei nassem Wetter sehr schlecht;denn die Umgebung von Olmütz, Sternberg und Littau leidet im Frühjahr und im Herbst sehr durch das Regenwetter und durch Überschwemmungen; auch gibt es da viele Teiche und Sümpfe. Bei Olmütz ist Platz für zwei Feldlager, und zwar von Goldberg bis Kopuschan und von Repschein bis Krenau. Der Sammelplatz Heidenpiltsch hat noch immer große Bedeutung. Hatte man bis jetzt den Feind stets von der Oder her erwartet, so kam man 1807 darauf, daß er auch von Böhmen in Mähren einfallen könne und darum mußte man das ganze Land berücksichtigen; die Gegend von Iglau bis Leitomischl eignete sich nach dem Urteil der Fachleute nicht zur Verteidigung. Neben den Positionen verlangte der Kriegsrat in Wien Redouten, Schanzen, Straßenverhaue und gute Beobachtung - sowie Aufklärung. Stellungen forderte er:

1. bei Iglau, bei Blumendorf ist sie besser als bei Stecken, 2. bei Paulitz, 3. bei Tschernahora, die man aber nicht lange halten würde, 4. bei Leitomischl, die schon 1758 der General Daun besetzte, 5. bei dem Dorfe Schönhengst, welche die Straße gegen Brünn deckt, 6. bei Gewitsch-Kornitz, die 1758 der General Daun bezog, als er Olmütz besetzte, 7. bei Spieglitz, die man von Grulich leicht umgehen kann, 8. im Altvatergebirge: die Straße Neisse –Freiwaldau - Rotherberg - Olmütz ist die kürzeste Verbindung, aber sehr schlecht; die drei Wege, die von Glatz nach Altstadt führen, ließ man 1790 durch ein Verhau unpassierbar machen und legte an dem Kommerzialweg (Alt-Mohra, Spieglitz, Altstadt) ein „tambouriertes“ Werk an, das aber 1807 schon eine Ruine war, 9. bei Zuckmantel, 10. bei Freiwaldau mit einem Posten in Reinwiesen und einem auf der Bischofskoppe; die schwache Seite dieser Stellung ist der linke Flügel auf der Straße nach Freiwaldau, die Reserven liegen in Hermannstadt; die Truppen von der Stellung bei Zuckmantel und Freiwaldau müssen sich gegenseitig unterstützen. Olbersdorf ist ein sehr wichtiger Punkt. Aufklärung, Sicherung und Verbindung sind von größter Bedeutung in dieser Gegend; der Offensivgeist der Truppen darf nicht erlahmen; günstig sind hier die großen Waldungen. Den Burgberg bei Jägerndorf benutzten die Preußen 1778/79 in der Winterpostierung; 11. bei Würbenthal und bei Bennisch, wo man ohnedies noch Verschanzungen sieht; bei Wokendorf bemerkt man auf dem Berg eine Schanze; die im 7jährigen Krieg erbaut und dann noch verbessert wurde; 12. Bei Bautsch, wo die Österreicher 1778 die Höhen ringsum besetzten; 13. bei Ebersdorf, bei Grätz und Jakubschowitz; bei Grätz liegen noch Überreste von Befestigungen. Die Bischofskoppe und Jakubschowitz sind von größter Wichtigkeit; Alarmstangen und Telegraphen müssen gute Dienste leisten und dem Kommando rechtzeitig jede feindliche Meldung überbringen. Gute Straßen würden viel dazu beitragen, den Gegner hier aufzuhalten. Der General Laudon legte 1790 bei Wiskowitz Verschanzungen an. Die Strecke Ostrau - Fulnek - Oderberg bietet keine Vorteile für eine Verteidigung; 14. bei Unter-Augezd-Sauberg; hier wäre eine gute Gelegenheit, den Feind längere Zeit aufzuhalten. Bei Teschen, Friedek und Mistek vermag der Gegner unsere Verbindung mit Galizien zu unterbrechen. Olmütz vereinigt alle Straßen, die von Spieglitz über Teschen über das Gebirge führen; die angeführten Positionen müssen so lange gehalten werden, bis sich in Olmütz die Armee versammelt, die eine Schlacht mit dem Gegner wagen kann; die Gegend von Littau bis Tobitschau eignet sich sehr gut für den Aufmarsch einer Armee, die in ihrem Mittelpunkte Olmütz hat. Weitere Positionen wären bei einem Rückzug nach Wien: bei Olschau, bei Predlitz, bei Drihsitz, die auch Daun 1758 bezog. Die Pollauerberge und die Thaya sind kein rechtes Hindernis. Gut wäre der Ausbau von Littau zu einer Festung.

1809 bereiste ein Generalstäbler Nordmähren, wo er schlechte Straßen antraf; er schlug folgende Positionen vor: 1. bei Eisenberg auf dem Wege nach Rabenau-Schönberg (für eine Division und ein Batterie); die Vorposten stehen bei Hannsdorf und bei Ebersdorf hinter dem Holzkreuz. 2. Hinter Groß-Heilendorf für drei Battaillone. Bei Zuckmantel, das etwas zu entlegen ist, genügten zwei Kompagnien. 3. Hinter Würbenthal und hinter Freudenthal für je vier Batterien.

Erzherzog Karl verlangte den Ausbau der Stellung in Heidenpiltsch und Mistrowitz; die Verschanzungen vom Jahre 1790 sind noch erkennbar und könnten in drei Wochen hergestellt werden (die zwei geschlossenen Redouten bei Mistrowitz wären in drei bis vier Tagen fertig). Die Straßen von Glatz und Neisse sind zu verhauen. Von Spieglitz aus war er mit einem Glatzer Bürger in Verbindung (Kundschafter).

Nach einem Berichte vom 31. Jänner 1827 faßte der Kriegsrat in Wien noch eine Reihe von Positionen ins Auge, die man bei einem Rückzug von Olmütz beziehen könnte. Olmütz sei eine Schlüsselstellung für Österreich, doch wäre eine Festung in Mähr.-Trübau notwendig. Das mährische Grenzgebirge ist auch eine Festung. Die Preußen besitzen leistungsfähige und gute Straßen, sowie eine ganze Reihe von Festungen, die der Österreicher niemals angreifen könnte. Mit dem Fall der Festung Olmütz hat der Gegner den Weg bis zur Donau offen; an folgenden Stellen wäre ein Widerstand der Österreicher denkbar, damit der Feind nicht so schnell vordringe: 1. bei Littau-Tobitschau, wo Teiche und Sümpfe recht günstig seien, 2. auf den Höhen hinter Olschan, hinter Proßnitz, hinter Neu-Rausnitz und bei Dreysitz; 3. Bei Latein-Brünn-Spielberg, bei den Höhen von Lultsch und bei den Teichen von Mönitz. Die Pollauerberge sind ohne Bedeutung, weil sie der Feind umgehen kann. Bei einem Angriff von Polen sind gute Positionen bei Bielitz, bei Skotschau, hinter Teschen, bei Weißkirchen, bei Freiberg und Alt-Titschein. Wenn die Preußen angreifen, so tun sie es über Böhmen, um Olmütz von der Flanke zu bekommen; die Festungen Josefstadt, Königgrätz und dann Olmütz erfordern bei einer Belagerung viele Truppen, was wieder ein Vorteil für die Österreicher ist; denn die feindliche Hauptmacht ist etwas geschwächt, die über Iglau-Znaym und Brünn-Nikolsburg weiter marschiert; zwischen diesen beiden Hauptstraßen hat der Österreicher gute Verbindungswege , sodaß sich die Truppen gegenseitig rasch unterstützen und einander helfen können. Da sind folgende Positionen: hinter Iglau, bei Paulitz, hinter Gröschelmaut, hinter Budwitz, hinter Schelletau, bei Neu-Schallersdorf auf dem rechten Thayaufer und bei Znaym. Auf der anderen Straße wären nachstehende Stellungen: hinter Ryeczkowitz, hinter Lipuwka, hinter Czernahora, bei Brünn, bei Seelowitz und hinter Muschau am rechten Thayaufer. Groß-Bittesch darf man nicht übersehen, weil der Gegner hier eindringen und von da nach Brünn überrumpeln kann. Geht der Feind aus Mähren zurück, so hat er geeignete Positionen bei dem Dorfe Schönhengst und hinter Ritschau und Domaschom.

Nach einigen Jahren schenkte man in Wien dem Gesenke wieder größere Bedeutung, wie ein Generalstäbler am 3. März 1839 in einer Denkschrift ausführte; er sieht in den Bergen: Schwarzberg bei Rothwasser, Altvater bei Grumberg, Spieglitzer Schneeberg und Jannowitzer Altvater, in den breiten Übergängen des Altvatergebirges, in dem durchschnittenen Gelände, in den schlechten Straßen und in dem Mangel an Transversalverbindungen ein großes Hindernis; vier Straßen gehen bei Rothwasser, Guldenfluß, Spieglitz und Spornhau, nebst mehreren Karren- und Fußwegen übers Gebirge; die schluchtartigen Täler der March, der Graupa, Bord und Zose enden steil, sind bewaldet und bebaut; die Karrenwege eignen sich nur bei schönem Wetter für leichtes Fuhrwerk; auf den guten Landstraßen neben der Teß bis Reitenhau und neben der March bis Krumpisch kommen auch alle Waffengattungen sicher vorwärts. Die neue Straße Königgrätz-Gabel-Rothwasser-Schönberg-Römerstadt-Freudenthal-Troppau wird es ermöglichen, daß im Ernstfall die einzelnen Truppen sich gegenseitig unterstützen und aushelfen; eine gleiche Straße sollte von Heidenpiltsch über Friedland nach Römerstadt geführt werden. Nach Olmütz führen eine Chaussèe von Troppau über Hof in die Marchfestung, die für militärische Zwecke gut geeignet ist. Die Poststraße Olmütz-Sternberg-Freudenthal-Zuckmantel hat keinen soliden Unterbau. Die Straße von Freudenthal über Römerstadt-Eulenberg nach Neustadt und Sternberg ist bis Römerstadt eine Landstraße und dann eine solide Chaussèe, deren Bau aber erst von 1839 an beendet wird. Die Straße von Troppau über Odrau nach Weißkirchen wird nachlässig unterhalten. Über das Altvatergebirge gehen: der Landweg von der Grenze nach Rothwasser-Olleschau; die Preußen haben eine schöne Chaussèe. Die Straße von Bobischau über Grulich, Halbseith, Eisenberg und Heilendorf wird jetzt umgebaut. Der Landweg von Wilhelmsthal nach Spieglitz, Altstadt und Halbseith. Die Landstraße von Johannesberg und Neisse über Spornhau nach Halbseith und über Wüst-Seibersdorf-Ullersdorf-Schönberg-Heilendorf (stellenweise ist es ein Landweg). Die Straße von Schönberg über Frankstadt-Liebau-Neustadt wird jetzt gebaut. Der Feind möchte sicher im Ernstfalle die Straße über Freudenthal-Römerstadt-Sternberg benützen, übers Altvatergebirge schickt er dann nur kleinere Abteilungen als Flankendeckung seiner Hauptmacht. Dieses Gebirgsland ist sehr arm und hat keine „Subsistenzmittel“. Stellt Österreich ins obere Marchtal ein Armeekorps, so kann es unter Umständen auf den vier Straßen offensiv vorgehen; wichtig sei aber eine gute Aufklärung, Sicherung und Beobachtung des Feindes. Nur müßte die erwähnte Chaussèe von Königgrätz über Schönberg nach Troppau schon fertig sein, ebenso die Strecke Bobischau-Rothwasser. Fällt der Feind im Raume Glatz-Silberberg-Schweidnitz-Neisse in Mähren und Böhmen ein, so hat er hier näher nach Olmütz, ist sofort am rechten Marchufer und umgeht so die Verteidigungslinie an der March. Einen Einfall der Österreicher in das Gebiet von Neisse braucht er nicht fürchten, weil ein Kampf zwischen den Festungen und Flüssen aussichtslos sei. Über Glatz kann er gegen Klösterle-Heilendorf-Hohenstadt vorbrechen, sodaß er gleich in der Ebene ist, bevor noch von Heidenpiltsch Hilfe kommt; Mittelwalde-Hohenstadt sind über 5 Meilen entfernt, Hohenstadt-Heidenpiltsch aber 8 Meilen. Der Feind hätte da die Initiative, Österreich stellt seine Hauptmacht bei Olmütz auf, dann muß je ein Armeekorps nach Schönberg und an die Mohra gehen. Bedroht der Feind auch Böhmen, so geht die Hauptmacht in den Raum Leitomischl-Mähr.-Trübau (hier steht der größere Truppenteil); deshalb ist eine solide Straße von Schildberg über Trattenitz nach Trübau von großer Wichtgkeit.

Postionen, die im Gebirge dem Gegner den Vormarsch erschweren, sind: bei Rothwasser, damit der Weg nach Brünn gesperrt ist; nötig sind 32.000 Mann; auf dem Hambalek (die Straße ist hier unpraktikabel zu machen) genügen 10 - 12 Bataillone. Damit der Gegner nicht nach Hannsdorf, Gabel und Grulich vordringt, sind seine Bewegungen genau zu beobachten und sofort durch Gegenmaßnahmen zu vereiteln. Die Stellung bei Goldenfluß erfordert viele Kräfte; von Grulich geht eine neue Straße nach Halbseith; das Servitenkloster ist ein wichtiger Stützpunkt. Bei Spieglitz sind die Wege zu verhauen und durch kleine Kräfte abzusperren. Dasselbe gilt von Ramsau, wo gerade eine Straße gebaut wird, und vom Rothenberg, wo Wälder und Wege verhaut und Schanzen angelegt werden sollten. Doch dürfen sich diese Abteilungen nicht in größere Kämpfe einlassen, sondern nur den Gegner behindern und beobachten, wo er mit seiner Hauptkraft hinaus will. Bei Halbseith vereinigen sich im Falle eines Rückzuges all diese Abteilungen. Die Straße von Halbseith nach Heilendorf wird gebaut werden. Bei Hof Nikles ist eine Talsperre, wo auch Geschütze in Stellung gebracht werden müssen; Pföhlwies-Geppersdorf und Primiswald sind zu besetzen und zu beobachten. Hinter der Linie des Hambalek ist bei Klösterle eine Position (auf der Seite gegen Bohutin), falls der Feind von Rothwasser oder von Halbseith vorrückt; doch könnten sich diese Abteilungen nicht gut seitwärts sichern. Die Position bei Hohenstadt wird gedeckt durch die drei großen Teiche, sodaß hier 50.000 Mann genügten und bei guten Verschanzungen sogar 12.000 Mann weniger; der rechte Flügel lehnt sich gegen Kolleschau-Lesnitz an, das gut zu besetzen ist wie auch der Berg „Trlina“, um gegen Brünnles sicher zu sein; der linke Flügel steht auf den Höhen bei Stalitzka; Nachteile: über die March müßten vier Brücken geschlagen werden; der rechte Flügel wäre stärker zu besetzen; bei Hochwasser würde die Stellung unmöglich sein; kleinere Abteilungen bewachen die Straße Schönberg-Frankstadt-Neustadt.

Im allgemeinen sind all diese Stellungen nicht gut zu nennen, weil sie viele Kräfte fordern, die soliden Straßen fehlen und keine Lebensmittel hier vorhanden sind. An Truppen benötigten diese Positionen: 21 Bataillone, 10 Eskadrons und 8 ½ Batterien; der Rest von 12 Bataillonen, 6 Eskadrons und 2 ½ bis 3 ½ Batterien lagern im Raume Schönberg-Olleschau-Krumpisch. Von Klösterle bis Krumpisch sind dann noch rasch einige Brücken zu schlagen; kleinere Abteilungen sichern die Haupttruppen und halten die Verbindung; Alarmstangen stehen auf den Höhen (vor allem auf dem Krakerberg bei Geppersdorf). Die Wege und Fußsteige sind zu verhauen; wo es geht, legt man Hindernisse und baut Schanzen.

**Einquartierungsverhältnisse für Südmähren (1771):**

|  |  |  |  |
| --- | --- | --- | --- |
| Gemeinde | Zahl der Häuser | Bequeme Einqu. | Zur Not |
| Althart | 84 | 42 | 168 |
| Baumöhl | 33 | 18 | 72 |
| Böhmdorf | 82 | 26 | 104 |
| Bruck-Kloster | 11 | - | - |
| Kromau | 150 | 50 | 200 |
| Kromau-Vorstadt | 37 | - | - |
| Durlaß | 47 | 28 | 112 |
| Edlspitz | 59 | 55 | 220 |
| Engenfurt | 14 | 12 | 48 |
| Erdberg | 162 | 81 | 324 |
| Fischhäusel | 6 | - | - |
| Fratting | 75 | 55 | 220 |
| Frauendorf | 23 | - | 36 |
| Frain | 117 | 22 | 88 |
| Frainersdorf | 38 | - | 32 |
| Gnadlersdorf | 69 | 60 | 240 |
| Grafendorf | 67 | 36 | 144 |
| Grillowitz-Kl. | 33 | 24 | 96 |
| Gröschl-Maut | 18 | - | 27 |
| Grusbach | 102 | 60 | 240 |
| Gurwitz | 44 | 30 | 120 |
| Hödnitz | 102 | 80 | 320 |
| Höflein | 101 | 80 | 320 |
| Irritz | 85 | 40 | 160 |
| Joslowitz | 129 | 54 | 216 |
| Kallendorf | 66 | 49 | 196 |
| Laas | 24 | 17 | 68 |
| Lechwitz | 35 | 25 | 100 |
| Mühlfraun | 42 | 19 | 76 |
| Mudlau | 17 | 11 | 44 |
| Naschetitz | 44 | 35 | 140 |
| Neuhart-Schloß | 12 | - | - |
| Oblas | 54 | 36 | 144 |
| Pöltenberg | 42 | 20 | 80 |
| Pratsch | 46 | 35 | 140 |
| Poppitz | 65 | 58 | 232 |
| Possitz | 25 | 36 | 144 |
| Probitz | 45 | 20 | 80 |
| Ranzern | 42 | 30 | 120 |
| Rausenbruck | 76 | 52 | 208 |
| Rothigel | 33 | 20 | 80 |
| Schaffa | 149 | 42 | 168 |
| U-Schalerdorf | 66 | 26 | 104 |
| Reg-Schalerdorf | 62 | 37 | 148 |
| Schattau | 230 | 150 | 600 |
| Schiltern | 135 | 70 | 280 |
| Schönau | 57 | 40 | 160 |
| Seletitz | 54 | 22 | 88 |
| Tajax Groß | 258 | 150 | 600 |
| Tajax Klein | 76 | 50 | 200 |
| Taßwitz | 157 | 98 | 392 |
| Tieffenbach | 25 | 30 | 120 |
| Urbau | 102 | 67 | 228 |
| Vöttau | 47 | 22 | 88 |
| Wenzelsdorf | 68 | 35 | 140 |
| Znaym | 471 | 500 | 2000 |
| Untere Vorstadt | 16 | - | - |
| Obere Vorstadt | 49 | - | - |
| Bogelstangen | 53 | - | - |
| Thaya Häuser | 53 | - | - |
| Auspitz | 304 | 350 | 2400 |
| Bergen | 179 | 328 | 1106 |
| Bratelsbrunn | 186 | 169 | 646 |
| Brünn | 826 | - | - |
| Alt Brünn | 161 | 96 | 150 |
| Dürnholz | 243 | 140 | 302 |
| Eisgrub | 223 | 125 | 206 |
| Frischau | 66 | 40 | 96 |
| Fröllersdorf | 72 | 92 | 258 |
| Guldenfurt | 67 | 58 | 126 |
| Guttenfeld | 51 | 41 | 180 |
| Klentnitz | 87 | 52 | 122 |
| Lundenburg | 157 | 67 | 260 |
| Mariahilf | 34 | 32 | 108 |
| Mödritz | 136 | 114 | 228 |
| Neudeck | 24 | 8 | 16 |
| Neumühl | 44 | 15 | 90 |
| Neusiedl | 106 | 95 | 197 |
| Nikolsburg | 744 | 435 | 5030 |
| Nußlau | 161 | 162 | 224 |
| Pardorf | 87 | 87 | 203 |
| Pohrlitz | 153 | 118 | 300 |
| Pollau | 162 | 319 | 1137 |
| Poppitz | 164 | 68 | 345 |
| Prittlach | 160 | 80 | 220 |
| Pulgram | 90 | 41 | 222 |
| Rampersdorf | 67 | 24 | 190 |
| Seelowitz | 162 | 126 | 258 |
| Tracht | 98 | 221 | 439 |
| Urbau Gr. | 57 | 59 | 200 |
| Urbau Klein | 44 | 31 | 93 |
| Vierhöfen | 16 | 6 | 18 |
| Voitlsbrunn | 124 | 68 | 363 |
| Weißstetten | 86 | 89 | 230 |
| Wischau | 261 | 450 | 1100 |
| U.-Wisternitz | 107 | 238 | 686 |
| Ob.-Wisternitz | 113 | 155 | 192 |
| Wostitz | 157 | 104 | 147 |

Veröffentlicht in einem A5-formatigen Buch, S. 103 - 113

Kriegsschäden aus der Zeit 1618 – 1624 im nordöstlichen Niederösterreich

Der 30jährige Krieg brachte unserer Heimat, die sich damals einer gewissen Wohlhabenheit erfreute, namenloses Unglück und Elend. Freund und Feind sogen das Land aus, raubten und plünderten die Ortschaften, verwüsteten die Fluren und nahmen alles mit bis auf die Mühlsteine und das glühende Eisen. Sie alle befolgten den bekannten Satz: “Der Krieg muß den Krieg ernähren; der Feind war bestrebt, den Gegner in seinem Besitzstande zu schädigen und sein Land zu einer Wüste zu machen und zwar umso mehr, als die Grundherren von Wilfersdorf und Falkenstein (die Liechtenstein und Trautsohn) Anhänger des Kaisers Ferdinand II. waren, nur die Fünfkirchner in Steinabrunn hielten es mit den mährischen Ständen.

Die Armee des Grafen Thurn nahm 1619 ihren Weg durch unsere Heimat, als sie gegen Wien zog. Aus dem Schloß zu Wilfersdorf nahm der Gegner die Kaufbriefe der Liechtensteinischen Herrschaft mit und brandschatzte das ganze Gebiet in unerhörter Weise, wie man aus den später eingeschickten Berichten ersehen kann. Die Feinde besorgten selbst in den Weingärten die Lese, führten die Trauben und den Most weg, nahmen Getreide, Lebensmittel, Vieh und andere brauchbare Dinge mit in ihre Heimat.

Am Montag vor Pfingsten ließ der Graf Thurn aus dem Wilfersdorfer Meierhofe die Kühe und Schafe nach Göding treiben, die von Ringelsdorf verblieben an Ort und Stelle. 2186 Stück waren es, die der Gegner mitnahm und bis zum Jänner 1621 in Göding behielt. Da mußte er alle Tiere wieder zurücktreiben.

Von Wilfersdorf und Pollßdorf (Poysdorf) führten die Feinde Wein und “etliche Stuck geschützes neben anderen Fahrnussen” mit an fremde Orte, die sie nach der Schlacht am Weißenberg (8. November1620) wieder zurückgeben mußten. Der Wilfersdorfer Pfleger Tobias Süßwein erhielt 1622 die Vollmacht, alles, was zur Zeit der Rebellion von den Gütern der liechtensteinischen Herrschaft weggeführt wurde, zurückzufordern und zustande zu bringen. Die Orte, die zur erwähnten Herrschaft gehörten, nahmen den Schaden auf und schickten den Bericht nach Wilfersdorf; eine Ausnahme machte der Markt Poysdorf, der die fürstliche Weisung nicht befolgte und keine Angabe des Schadens einsandte.

**Bullendorf**: Dem Matz Zoberer wurden 8 Roß, 4 Kühe, 2 Mut Hafer, 10 Metzen Getreide, 15 Hühner und 5 Stück Schweinevieh genommen, dem Kaspar Kögler 7 Roß,.2 Wagen, 2 ½ Eimer Wein, 1 Bienenstock, 5 gemästete Schweine, 36 Hühner, 35 Gänse, Getreide, Mehl, Brein, Leinwand und Hausgeschirr, dem Sandinger brannte das Haus nieder und ein Stadel. 13 Bienenstöcke verdarben, 2 Seiten Speck nahm ihm ein Brand, 600 fl. in Münzen, einen Silbergürtel, 40 Stück Zinngeschirr sowie das Bettgewand; viele Häuser gingen in Flammen auf, darunter das Gemeindehaus; Heu, Grummet, Getreide und Wein führten die Soldaten weg, raubten die Wohnungen aus, ließen nichts in den Häusern zurück, sodaß mehrere Inwohner aus Kummer und Gram über den Verlust von Hab und Gut starben, einer entleibte sich. Die Summe des ganzen Schadens betrug 18.733 fl.

**Kettlasbrunn**: Hier lagen 2 Tage lang die Dampierischen Reiter - es waren dies die Soldaten, die den Kaiser Ferdinand am 5. Juni 1618 bei der “Sturmpetition” retteten - und verzehrten Fleisch, Brot, Hühner und Wein, nahmen den Bauern Hafer und Heu. Die rebellischen Ungarn brannten 18 Häuser nieder, von denen 12 nicht aufgebaut werden konnten, Kleider, Nahrungsmittel, Kühe und Pferde nahmen sie den Untertanen weg; die Gemeinde mußte nach Zistersdorf, Dürnkrut, Ober-Sulz, Mistelbach und Poysdorf Hafer, Fleisch, Brot und dgl. liefern. Endsumme des Schadens 18.980 fl.

**Ketzelsdorf**: führte Wein, Brot, Hafer und Fleisch nach Pulgram, Absdorf, Ulrichskirchen, Feldsberg und Mistelbach, 22 Mut Hafer, 9 Eimer Wein und 40 Laib Brot nach Zistersdorf, 5 Mut Hafer und 100 fl. nach Erdberg, 1 Eimer Wein und 20 Schafe nach Herrnbaumgarten, 2 Mut Hafer, 2 Eimer Wein und 2 Zentner Fleisch nach Poysdorf, 20 fl. nach Böhm.-Krut, ebenso versorgte es die Soldaten in Walterskirchen und Wilhelmsdorf. Pferde, Rinder, Schafe und Schweine nahmen die Gegner den Bauern weg; im Gasthaus gingen 15 Eimer Wein, 1 Mut Hafer und 3 Zentner Fleisch auf. Durch 3 Nächte lagen Reiter hier, die 20 Eimer Wein, 2 Mut Hafer und 6 Zentner Fleisch brauchten; die Fuhrknechte Coloredos suchten die Gemeinde heim und holten sich, was sie benötigten; hier zählte man 15 öde Häuser. Der Schaden betrug 25.000 fl.

**Lanzendorf**: Die Liechtensteinischen Untertanen wurden ausgeplündert und ausgeraubt. Der Schaden 2500 fl.

**Pästorf** (Paasdorf): 4500 fl.

**Wolfpassing**: 816 fl.

**Hüttendorf**: 9915 fl. In diesen Gemeinden hatte die Wilfersdorfer Herrschaft nur einige Untertanen, darum ist die Schadenssumme gering. Von den anderen Untertanen fehlt jede Angabe.

**Wilfersdorf**: Hier verwüsteten die Soldaten sogar das Getreide auf dem Felde, raubten die Wohnungen aus, zerschlugen die Fenster und Türen, brachen Kasten und Truchen auf und führten alles weg, sogar die Branntweinkessel; in der Schmiede verdarben sie die Kohle und das Eisen, stahlen den Leuten das Bargeld; die Quartierknechte des Grafen Thurn holten sich 80 Klafter Brennholz. Ein Regiment mährischen Fußvolkes und zwei "Kornet" Reiterei blieben im Orte 2 Tage lang und brauchten 2000 fl. 22 Häuser waren niedergebrannt und 12 verödet. Den Schaden berechnete die Gemeinde auf 26.974 fl.

**Waltersdorf**: Hier brannte der Feind die Häuser mit dem eingeführten Getreide nieder, nahm 95 Pferde weg, 40 Schweine schoß er nieder; die Reiterei Herberstein brauchte 11 Mut Hafer. Die Ungarn führten 21 Stück Kühe und Kälber weg. Als die mährische Armada von Fischamend zurückging, nahm sie von hier 5 gute Wagen und 9 Pferde mit. Durch 10 Wochen mußten die Untertanen Nahrungsmittel liefern, sodaß sie so verarmten, daß im Schenkhaus durch 6 Jahre nicht mehr als 50 Eimer Wein ausgeschenkt wurden. Schadenssumme: 13.849 fl.

In **Ringelsdorf**: 21.725 fl.

**Ober-Sulz**: Die Ungarn raubten die Kirche aus und verlangten 800 fl. Kaution. Die Gemeinde zahlte an die Aufständischen 42.234 fl., an die Kaiserlichen 29.155 fl. Dafür war hier kein Haus niedergebrannt, keines verödet, sondern alle bewohnt.

**Mistelbach**: Am 20. Oktober 1619 wurde die Pfarrkirche geplündert, 20 Meßgewänder genommen, dazu noch viel Gold und Silber, ein schwarzes Bahrtuch aus Sammet, 2 Himmel, 10 Fahnen der Zechen, die noch ganz neu waren. Alle Türen und Schlösser wurden erbrochen. Am 26 August 1621 brannten die Ungarn die Mühle zu Rohrbach nieder, die dem Markte gehörte. Man zählte 58 Abbrändler, 11 öde Häuser, 240 Pferde wurden weggeführt, das Badhaus wurde ausgeraubt (Schaden: 1847 fl.). Das Weißmannische Haus im Mittern Viertel hatte allein einen Schaden von 3243 fl. und 14 Pferde verlor es; einen Messerschmied hauten die Ungarn nieder, das Rathaus "spolierten" sie, in den Häusern hackten sie die Türen aus und stahlen das Bettgewand, Hemden, Geld und Schmucksachen. Als der Feind in Laa stand, spendete der Rat dorthin 10.537 fl.; für die Schärffenbergerische Reiterei, die in und um Mistelbach im Hauptquartier lag, kontribuierte er 21.505 fl. 23 kr. Bei dem Bürger Paul Präß "boßieret" der General Bucquoy, der Graf Ortenburg von dem Heere des Grafen Thurn, ebenso der Tieffenbacher.

Dann kamen die Ungarn und plünderten; die schlesische Reiterei zog von Fischamend hier durch.

Mistelbach war um diese Zeit ein wohlhabender Ort, Gewerbe und Handwerk waren stark vertreten, gab es doch damals hier 2 Lebzelter, 1 Goldschmied und einen Büchsenmacher. Schadenssumme: 222.931 fl. 13 kr. 2 den.

**Blumenthal**: 31 Häuser waren abgebrannt. Der Schaden betrug 20.350 fl. 37 kr. 2 den.

**Loidesthal**: wurde viermal ausgeplündert, in der Kirche die Altäre zerschlagen, Meßgewänder und Schmucksachen genommen, 9 Bewohner getötet und 15 schwer verletzt. Weil den Bauern die Pferde genommen wurden, konnten sie nicht anbauen. Proviant führten sie nach Zistersdorf, Ulrichskirchen, Absdorf und Ober-Sulz; viele Häuser äscherten die Soldaten ein. Als die Ungarn erschienen, nahmen sie aus der Gemeinde 69 Pferde und 30 Kühe mit; nun versteckten sich die Bewohner im Kirchturm, wo sie der Feind entdeckte und 23 von ihnen tötete. Die Kaiserlichen führten 7 Pferde, 4 Kühe, 3 Wagen, 12 Eimer Most, Kleinvieh, Bettgewand u. dgl. weg. Die Leute verkrochen sich in den Erdställen, doch fanden sie die Soldaten und räucherten sie aus, sodaß 6 Personen erstickten. Von den 60 Häusern waren 35 öde und 25 bewohnt. Der Schaden belief sich auf 33.901 fl. 30 kr.

**Groß-Krut**: Die Feinde verzehrten, verbrannten und raubten den Inwohnern Hab und Gut im Werte von 954 fl. 30 kr., die Kaiserlichen 1290 fl. (zusammen also 2244 fl. 30 kr.). Da sind nur die fürstlichen Untertanen des Marktes gemeint, nicht aber die vom Tullner Kloster. Im Jahre 1623 zerschlug ein Schauerwetter alle Feldfrüchte.

Vergleichsweise seien einige Preise hier angeführt: 1 Roß kostete damals 20 fl., 1 Kuh 12 fl., 1 Schwein 3 fl., 1 Mastschwein 10 fl., 1 Schaf 1 fl., 15 Hühner 3 fl. 45 kr., 1 Klafter Brennholz 3 fl., 1Mut Hafer (30 Metzen) 30 fl., 1 Metzen Heiden 1 fl., 1 Seite Speck 6fl., 16 Eimer Wein 96 fl., 4 Bienenstöcke 16 fl.

Die Orte der Herrschaft Falkenstein waren so arg mitgenommen, daß ihnen der Kaiser die Landesumlagen für 3 Jahre nachließ, damit sie sich erholen konnten.

Warum wüteten die Feinde bei uns gar so arg? Es war eine Vergeltung für jene Greueltaten, die von den Soldaten Bucquoys in den Sudetenländern verübt wurden.

Dieser Verwüstung folgte eine große Teuerung, die mit einer Geldentwertung zusammenhing. Der serbische Fleischhauerssohn Paul Michna und der Jude Bassevi errichteten in Prag eine Münzstätte und gaben das wertlose Geld heraus, das zu Krawallen in einzelnen Gegenden und bei den Soldaten zu Meutereien führte. Die Nahrungsmittel stiegen und waren nicht zu haben; vor jedem Bäckerladen stand eine ganze Reihe von Menschen angestellt und wartete geduldig auf einen Wecken Brot; da der Preis von Woche zu Woche stieg und das Gewicht den gesetzlichen Bestimmungen nicht entsprach, schlug die arme Bevölkerung Lärm und machte dem Wilfersdorfer Pfleger auf offener Straße einen Auftritt, sodaß er die Bäckerladen visitieren ließ. Da zeigte es sich, daß die Brote zu klein und die Preise zu hoch waren, daß die Bäcker einen beträchtlichen Gewinn einsteckten, der an Wucher grenzte, sodaß er den Meistern 100 Reichstaler Strafe androhte, falls sie sich nicht an die gesetzlichen Vorschriften halten sollten. Nicht besser schaute es bei den Mühlen und Kaufleuten aus, sie hatten alle falscheMaße und Gewichte, sodaß der arme Mann in unerhörter Weise betrügt wurde.

Die Fleischhauer gingen in die Slowakei, um hier Vieh einzukaufen, weil sie in unseren Gemeinden nichts erhielten. "Spanfahrln" waren nicht zu bekommen, ein Achtel Schmalzkostete 10 bis 12 fl., ein "Spanfahrl" 12 bis 20 fl., ein Hauer verlangte für einen Tag 12 fl. ohne Essen, 6 fl. mit Essen und dabei war niemand zu bekommen. Krankheiten und Seuchen brachen aus; die Herrschaft berief von Süddeutschland Bauern für die verödeten Häuser; Schwaben und Oberländer folgten dem Rufe, doch schon in Krems kehrten viele um; andere entliefen von hier, weil sie nicht roboten wollten; denn sie verlangten die Freiheit und bei uns wäre es ärger als in ihrer Heimat.

An Stelle der deutschen Ansiedler nahm man dann solche aus den Sudetenländern, die genügsame und tüchtige Arbeiter waren.

Quellen:

Herrschaftsakte "Wilfersdorf" im Liechtensteinischen Hausarchiv des regierenden Fürsten in Wien.

Veröffentlicht in: „Niederösterreichisches Lehrerblatt“, 12. 12. 1937, S. 53ff

Kunst und Poesie im Weinkeller

Wo der Weinbau betrieben wurde, gab es für Faßbinder und Böttcher viel Arbeit. Darum finden wir in Poysdorf eine Faßbinderzunft, die eine eigene Zunftordnung durch den Fürsten Gundacker von Liechtenstein erhielt. Die Meister waren tüchtige Männer, die ihr Handwerk vortrefflich verstanden und sie lieferten prachtvolle Fässer, die wegen ihrer Größe und Schönheit die Bewunderung noch heute erregen. Längst hat das 1000-Eimer Faß von Klosterneuburg seinen Ruhm, das größte Faß zu sein, eingebüßt, da solche Fässer in Matzen und Feldsberg vorkommen und Nikolsburg eines hat, das 1700 Eimer faßt. Eine Sehenswürdigkeit in unseren Kellen sind die geschnitzten Böden. In der Mitte erblickt man in der Regel einen Heiligen, u. zw. den Taufpatron des Mannes oder der Frau. Stark vertreten sind die Heiligen: Johann der Täufer (Kirchenpatron von Poysdorf), Josef, Anton und Urban mit der Traube, der Papst von 230 bis 240 war und als ein Schutzherr des Weinbaues gilt. Die Bilder sind geschnitzt und stellen eine künstlerische Arbeit dar, die ihren Ursprung in den Klöstern hat, wo ja der Weinbau und die Kellerwirtschaft eifrig gepflegt wurden. Auch Bilder der Jungfrau Maria, der hl. Cäcilia und Josefine fand ich. Weinranken, Blätter und Trauben, sowie verschiedene Kerbschnitte schmücken die Faßböden. In der Zeit von 1820 - 1866 war es Sitte, daß der Bauer sich 1 - 2 Fässer machen ließ, die wahre Prachtstücke von alter Volkskunst sind. Die Wiener Arbeiten galten als die besten und mit Stolz zeigt der Bauer diese Faßböden jedem Kellerbesucher. Mit dem Niedergang des Weinbaues nahm das Geld ab und der Bauer leistete sich nicht mehr den Luxus, sich schöne Faßböden schnitzen zu lassen. Er begnügte sich mit einfachen Fässern, die höchstens die Jahreszahl und die Anfangsbuchstaben seines Namens tragen.

Neben den Fässern findet man noch kunstvoll verzierte Pressen und Becher, die oft abseits in einem Keller liegen. Der konservative Sinn unserer Bauern, die Liebe und Treue zu dem Althergebrachten haben die Altertümer vor dem Untergang bewahrt. Da gibt es Pressen aus Eichenholz, die mit Ranken, Blättern und Weintrauben verziert sind, kurze Sprüche oder Gedichte kann man da lesen, die sich oft der Bauer selbst zusammengestellt hat. Da schrieb z. B. Josef Schodl aus Klein-Hadersdorf folgenden Spruch auf seine Presse:

„Ich stehe hier mit großer Macht,

zerdrücke die Trauben mit meiner Kraft,

und wenn ich gleich die Trauben drück‘,

so gib ich Geist und Saft zurück.

Vivat, der Kaiser von Österreich soll leben und alle daneben.

Finis heißt Ende.

O, wie froh sind meine Hände.

Durch Herrn und Frau Josefa Schodl erbaut worden anno 1830.“

„Unser Leitstern soll es sein,

zu kredenzen einen Wein,

dem von der Presse bis zur Kehle

jede andere Mischung fehle.“

„Heurige sowie auch alte Weine

machen stark dir deine Beine.

Sei kein solcher Knauser,

gönn ein Viertel dir beim Hauser!“

„Mein lieber Freund bedenk‘ es wohl,

der Menschheit Feind ist Alkohol.

Doch in der Bibel steht geschrieben:

Du sollst auch deine Feinde lieben.“

Auf der Spindelpresse des August Langer in Poysdorf fand der eifrige Sammler V. Kudernatsch folgende Verse:

„Man nötigt mich mit aller Macht,

die Trauben hart zu drücken,

daß man bekommt den edlen Saft,

die Menschen zu erquicken.

Josef Zöchmeister 1792.“

Auch Wände des Preßhauses schmückte der Bauer mit Sprüchen und Gedichten, die manchmal recht einfach und nüchtern sind, manchmal wieder die Spottlust verraten, die ja in Weingegenden ein besonderes Merkmal der Bevölkerung ist. Der Weinbauer versteht einen Witz, macht gerne einen Spaß, wenn er auch derb ist, lacht darüber und ist gar nicht aufgebracht, wenn er selbst zur Zielscheibe des allgemeinen Gelächters gemacht wird. Frohsinn und Heiterkeit sind zwei Tugenden unserer Weinbauern, die ohnedies einen schweren und harten Daseinskampf führen und denen man die Freude vergönnen muß nach den sauren Wochen der Arbeit und Mühe. Der Weinkeller ist sein Stolz und sein Reichtum. Wie einmal der Bürger der Stadt sein Wohnhaus mit Sprüchen zierte, so tat und tut es noch heute der Hauer:

„Ein kluger Zecher steckt sich fein,

vom Haus den Schlüssel früh schon ein.“

„Je älter der Stiefel, desto besser der Schluff,

je älter der Wein, desto besser der Suff.“

„Deutscher Durst weicht nicht von Erden,

auch wenn Kater Löwen werden.“

„Sitzt du gut, so sitze feste,

alter Sitz, das ist der beste.“

„O Perle des deutschen Kellers träufle nieder,

an deiner Quelle werd‘ ich zum Kinde wieder.“

„Nach des Tages schweren Werken

soll man laben sich und stärken.“

„Gute Freunde tretet ein

um ein frisch Glas Wein!“

„Derselbe, der einstens das Eichen erdacht,

der ärgert mich täglich aufs neue,

hätt‘ er das Liter doch höher gemacht

zwei Finger vielleicht oder dreie.“

„Warum die Betrunkenen schwanken?

Ganz einfach ist die Geschicht.

Der Wein erzeugt große Gedanken,

da kriegt der Kopf ‘s Übergewicht.“

(Inschrift eines Kellers in Siebenhirten.)

„Der Wein erfreut des Menschen Herz,

die Liebe macht es glücklich

und beide lindern jeden Schmerz,

drum trink und küss‘ recht tüchtig.“

„Glaub ja nicht, daß der Hauerstand

der letzte soll sein.

Es trinket ja der Edelmann,

der Landherr selbst den Wein.

Sowie auch der gemeine Mann

auch nicht verschmäht den Trunk.

Da hat so mancher auf der Welt

einen gar großen Schlund.“

Die Mehrheit der Sprüche stammt aus dem Keller des Herrn L. Piller in Klein-Hadersdorf und des Herrn J. Messinger in Poysdorf.

Veröffentlich in: „Mistelbacher Bote“, 1930

Laa zur Biedermeierzeit

Laa, die älteste Stadt im ehemaligen Grenzgebiete, war nach dem Bau der Brünner- und Znaimerstraße um 1730 mehr in den Hintergrund gedrängt worden und hatte seine Stellung als Bollwerk und Handelsplatz an der Thaya eingebüßt.

Die Tage des mittelalterlichen Glanzes, da Laa neben Köln, Wien und Prag zu den schönsten Städten Deutschlands gezählt wurde, gehörten der Vergangenheit an, denn um 1820 war die Stadt recht arm und die Bürger mußten schwer und hart um ihr Dasein kämpfen. Die Napoleonischen Kriege trugen viel zur Armut und zu dem Elend der breiten Massen bei, das Geld war knapp, überall mußte man sich einschränken und sparen und den Kreuzer zehnmal umdrehen, ehe man ihn ausgab.

Am 17. September 1811 berührte der Dichter Josef Freiherr von Eichendorff auf seiner Reise nach Grußbach das alte Städtchen, dessen Mauern und graue Häuser im Glanze der milden Herbstsonne ihm entgegenleuchteten. Von seinen Reisewagen betrachtete er die altehrwürdigen Mauern, die Tore, das alte feste Schloß und die Ruinen des Jungfrauenklosters. Angenehm berührten ihn die schöne und fruchtbare Ebene um Höflein, die grünen Wiesen mit den Felberbäumen und mit den Auwäldchen, die der Landschaft einen schwermütigen und verträumten Charakter gaben und ihn an seine schlesische Heimat erinnerten.

Die Umgebung von Laa war ein Sumpfgebiet, das häufig verheerenden Überschwemmungen ausgesetzt war, sodaß man stundenweit nichts als Wasser sah, das keinen Abfluß fand. Wohl hatte 1812 die Regierung durch Regulierungsarbeiten den bedrohten Gemeinden geholfen - es war aber zu wenig und die Hilferufe der Bewohner verhallten in der „stieren" Zeit des Vormärz.

Der große Sumpf vor den Toren der Stadt umfaßte 200 Joch (vgl. Dr. Josef Kraft „Eine amtliche Landesbeschreibung Niederösterreichs" im Jahrbuch für Landeskunde 1928) und war von Tieren und Vögeln bevölkert, die den Saatfeldern der Umgebung einen beträchtlichen Schaden zufügten. Das Schilfrohr schnitten die Leute im Winter und benutzten es zum Eindecken der Häuser und als Brennmaterial. Als dann die Bürger mehrere Abzugsgräben machten, floß das Wasser ab und es zeigten sich nutzbare Gründe, die man mit Bäumen bepflanzen wollte. Aber woher das Geld nehmen und keine Schulden machen, die man in der Biedermeierzeit so haßte, wie den leibhaftigen Teufel. Man wollte die Thaya räumen, die weiten Krümmungen beseitigen, dem Sumpfwasser einen Abfluß machen, damit fruchtbares Neuland entstehe. Leider kam man über das Wollen nicht hinaus, es fehlte der Unternehmungsgeist.

In der Thaya konnte jeder Bürger fischen, denn in der Biedermeierzeit hielt man noch etwas auf die Fastenzeit, wo die „Frau Mutter" der Familie meist Fische zu Mittag vorsetzte. Bei Staatz sah man zwei große Teiche: den Neusiedler mit 90 Joch und den Staatzer mit 70. Auch hier gab es schmackhafte Fische sowie Egeln, welche der Bader zu Heilzwecken benützte.

Sonst aß der Bürger Gänse, Enten Hühner und Hammelfleisch. Die Herrschaften Staatz, Loosdorf und Stronsdorf besaßen große Schäfereien, deren Wolle die Nikolsburger Juden zusammenkauften und in die mährischen Tuchfabriken lieferten.

Weite Reisen machte der Laaer Bürger damals nicht gerne; fuhr er nach Wien, so war dies eine Weltreise. Die Kirtage der Umgebung ließ er nicht aus, weil er hier etwas für Gemüt, Geist und Magen bekam, das ihn in den siebenten Himmel hob.

Schmidl sagt in seinem Buche „Wiens Umgebungen auf 20 Stunden im Umkreis", daß die Nebengassen von Laa einem Dorfe keine Ehre machen würden. 1400 Einwohner lebten in den 209 Häusern, die recht ärmlich und klein und mit Stroh gedeckt waren. Der Handel und Verkehr benützte die Brünner- und Znaimerstraße - die waren nach Art einer Chaussee ausgebaut. In der Laaer Ebene gab es nur bessere Feldwege, die bei Regenwetter grundlos waren. Wehe dem Wanderer, der zur Nachtzeit in ein Regen- oder Nebelwetter kam! Deshalb mußte in Neudorf am Abend immer eine Stunde lang die Glocke geläutet werden.

In Laa gab es 76 Gewerbetreibende, in Mistelbach 125 und in Poysdorf 131. Die Märkte hatten in Laa keine Bedeutung, da die Fremden nicht erschienen, dafür waren die Märkte in Znaim, Mistelbach, Nikolsburg und Lundenburg Handelsmittelpunkte im Grenzlande. Die Bauern von Wulzeshofen, die jährlich tausend Netzen Knoblauch bauten, führten ihn nach Znaim, von wo er nach Böhmen ging. In den Randgemeinden sah man zahlreiche Weingärten, die einige Jahrzehnte später verschwanden. .

Ein Brauhaus, ein Ziegelofen und eine Mahlmühle waren die einzigen Großbetriebe der Stadt. Die Bürger verlangten eine Straße nach Preßburg, damit der Verkehr von Znaim den Laaern zugute käme. Die nächste Poststation befand sich in Poysdorf, doch bestand in Laa eine Postablage und eine Sammelstelle für Briefe.

Die Stadt verwaltete ein Magistrat mit einem geprüften, rechtskundigen Syndikus. Vor dem zweistöckigen Rathaus standen die Stadtrechtsäule, die Marienstatue und die Schranne.

Der Turm der Pfarrkirche wies an den Ecken zwei mystische Steinbilder auf: eine sitzende Menschengestalt mit einem sonderbar wulstartigen Kopfputz und einen sitzenden Bären, die sich Schmidl nicht erklären konnte. Der Hochaltar ähnelte dem in Schöngrabern. Die Felder zwischen den Fenstern waren mit Basreliefs ausgefüllt, die aber dann übertüncht wurden. Der Turm, das Schiff und das Presbyterium gehörten dem byzantinischen Stil an. Ein Pfarrer und ein Vikar versahen die Seelsorge.

Die Kinder besuchten die Normalschule.

Beim Staatzertor erhob sich das alte Bürgerspital aus dem Jahre 1295 (das älteste Versorgungshaus im Grenzlande, Poysdorf erst 1657). Das Kirchlein war dem hl. Jakob geweiht, dem Schutzpatron der Pilger. Beim Hanfthalertor bemerkte Schmidl die Ruinen eines Klosters.

Die Sumpfluft und das schlechte Trinkwasser erzeugten viele Krankheiten. Auffällig war die große Zahl von Gewittern im Sommer, die man dem Wasserreichtum der Umgebung zuschrieb.

So war Laa in der Biedermeierzeit das echte Landstädtchen, das fern von den großen Verkehrsstraßen der Heimat ein bescheidenes Leben fristete,

Die nächsten Jahrzehnte brachten eine tiefgreifende Veränderung des Stadtbildes, die mit dem Namen Simon Scheiner eng verknüpft ist. Durch ihn wurde Laa wieder eine Handelsstadt und heute ist sie als Schulstadt ein Kulturmittelpunkt in dem ehemaligen Grenzlande, da sie im Heimatmuseum die Zeugen der geschichtlichen Vergangenheit sammelt und liebevoll pflegt. Laa ist die einzige Gemeinde im Kreis Mistelbach, die eine Zweigstelle vom Verein für Landeskunde besitzt.

Veröffentlicht in: „Laaer Nachrichten“, 1939, Nr. 17

Landläufige Redensarten, Aussprüche des Weinlandlers in seiner Mundart

Geh' mas on, de lustigi G’schicht, indem ma den Stier bei d' Hörndl pockan! Bist a Murtskerl, host a Gnack wia Stier, redst wia Biachl, schreibst, wia Advokat, glaubst, host die Gscheidheit mitn großn Löffl gfreßn, hörst ‘s Gros wochsn. Gwiß sticht di da Howan, denn wonns in Esl guit geht, geht a aufs Eis tonzn. Dos geht oan iwa d‘Huitschnur. A so a Höld, frißt wia Kuih. A Drescha, holt si bei da Orwat zruck, beim Trinka viiri. Hot Spundas vo ihr. Bleibt nix iwa, als in Brotkorb hecha henga, in Huit ontreibn. Extrawurst wird koane brotn, wonn ana a Schnofal mocht. Orwatn vo 11 bis Mitto. Unsan Herrgott in Tog stöhln.Den Herrgott an guitn Monn sei lossn. Dos holt si nit. Kehr um d’Hond schaut a wias s' Schof um neuni, gibt um koa Red. Was do a Wuna, wonn ma erm feind war wia oana Batzn Krot. Vielleicht hot a Buda am Kopf? A so a Mensch kimmt auf koa greans Zweig. Wo Fedan auf Stroh. Loßt olli Finfi grod. Wüll mit oan Hintan auf zwoa Kirita sein. Is modadölli, sodaß ma erm im Gehen d’ Hosn flicka konn. Wonn ma a glaubt, er konn nit bis Finfi zöhln, is a do a Siemsiaßa, ders fautsdick hinta d’Ohrwaschl hot, dabei is a keck wia Wonzn. Frogt man um wos, sogt a: schmecks, wonnst a Hundsnosn host. Sogt ma erm d’ Wohrheit, bei'lt a si o wia da Hund d’ Flöh. Do kunnt oan do da Schnee vobrenna. Der Dölli is mit olli Solbn nur mit koana guitn gschmiert, dabei a ghaut's Luada. Es is erm um an niadn Hondgriff, dastickt dabei in... A so a Flühäng, konn ma am Buckl steign und aschling owirutsch’n. Bei dem is, ols wonn ma an Törischen an guitn Moring gibt. Is Hopfn und Molz valor., Pforizt ausn letztn Lo, nutzt a nix, wonn ma erm an Zwirn einjaugt. Hot e nix schworz untan Nogl. Rauqat wia Steckabehm. Is nit wert, daß d‘Sunn üba erm aufgeht. Daß a hintn a … hot. Oanmol wern ma erm d' Levitn lesn. Sogt a do nit, dös konnst toan om Schuistasunnta, wonn da grean Wind pfeift. Zoagt dabei d'longi Nosn, reckt ma die Zunga außa, Des ist nix ols a groba Schlifüi. Kimmt ma grod z’recht. Kriagt a Watschn, daß a neun To nit zwölfi läutn hört, daß erm die Zähn wockln. Dagegn da Tausendsassa pockt ollas richti on, kimmt bei da Orwat nit d’Stroah. Sogt, wos mehr is ols a Laus, dos trogt ma z'Haus, denn s Sporn hot koa Norr aufbrocht. Moant, is nit notwendi, daß Bettlleut an Hund hom. Kimmt oana, der Hoor auf die Zähn hot, moant er, worum a nit. Mir san jo nit auf da Nudlsuppn dahergschwumma. Do kinnts wos hörn, wonn sie a Bißgurn mit oan Kebüzohn is. Olli zwoa hom a Goschn wia a Schleifa. Stölln d' Hoor auf. Ist nit guit Kerschn mit erm essn. Dabei hot do sie d’ Hosn on. Bist du a neidiga Hund, a Darmdürra. Reitst um oan Kreiza a Laus noch Wean. Vogunnst koana schreiadn Kotz wos. Wird da vo lauta Neid da Weni im Maul saua. Bist a Apotheka, loßt sie vo neam um a Damm drahn. Kimmt so oana aufn Richtign, schneit' a erm sauwa d' Hoor. Es is a olti G’schicht: den G'scheitn gehn d' Hoor aus, in Dumma muiß mas ausreißn. Für die Dummheit is koa Kraut gwochsn, wonns leuchtn tat, brauchat ma koa Lotern. Bist so dumm wia d' Nocht, wia 9 Pfund Lumpen. Da Pfingstkini, da Picksiebner, a bleda Patznlipptü. Die Köllastundn san kurz, denn vom edlen Rebensaft, dem Wein, der ein Gedicht ist, kann man sich nicht so schnell trennen, fühlt sich dabei wie im 7. Himmü. Will einer von der Köllagsöllschaft ausreißn, heißts gleich: Du wüllst a Monn sein, trink a Goasmili, wonnst nix vatrogst, du Lenscheißa, san ma mitanonda kemma, gehn ma a mitanonda hoam und wonns liacht wird. Iatzt bringst oan, wo de Kotz draufhockt, mir bleim do und damit pasta. Gnädi wia in Arnt is nit. Sogst holt deina Oltn sie kriagt a Bußl, wonns nit kebült. Singt wia Kanari, die glei einiloßt. Onsaufa wia Bodschwomm tan ma uns nit. Wonn a d’ Ohrwaschl glosn, dés scheniert nit. Wossa sauf ma koans, von dem kriagt ma Leis im Mogn. Wonn a s Wei in Virta mehr forttrogn konn ols da Monn mitn Wogn zuchabringt, soll mas wia a Radl, de Pfeifa nit ausleicha. Hobm sogn d’Schwobn, san daher orm wia Kirchamaus. Wo nix is, hot da Kaisa s Recht valorn. Muißt aufpassn wia Haftlmocha, denn do san Weinbal dron. Pudl di nit auf. Ghörst jo nit in Popst. Lochal, wonns nit olli Redensortn san, is holt um a Zimmamonnshoor gfäuhlt. Schluß, minl monl, katmaus.

Veröffentlicht in: „ Mistelbach-Laaer Zeitung“, 17. 10. 1953, S. 5

Lehenhofgasse

Der Name dieser neuen Straße im Westteil der Stadt kommt von einem Hof, der im Mittelalter hier stand. Der Erbauer des Hofes ist unbekannt, doch dürfte er sicher der Sippe der Uribonen angehören. Unter Leopold dem Heiligen (gest. 1136) kam er in den Besitz der Landesfürsten und war ein österreichisches Lehen. Der Hof, der dann später das Asylrecht bekam, war für das Dorf Poysdorf von wichtiger Bedeutung. Von hier entwickelte sich das Angerdorf zu beiden Seiten des Poybaches. Woher sein Namen hündischer Hof stammt, ist ungewiß. In Bullendorf fand ich einen „Hündischen Zehent“. Der Beinamen Hund war im Mittelalter häufig bei den Adeligen z.B. bei den Kuenringern und bei den Herren von Mistelbach. Unseren Hof zerstörten die Ungarn 1485 ebenso Maxendorf. Der tatkräftige Landmarschall Christoph von Liechtenstein erwarb ihn. Dazu gehörten u.a. 30 Quanten Acker. Der Lehenhof war in der Reformationszeit der Stützpunkt der Protestanten und Wiedertäufer, an die noch die Schatzsage erinnert. Im Jahre 1606 wird der Hof in der brüderlichen Erbteilung der Liechtensteiner zum letztenmale erwähnt und sollte niemals verkauft werden.

Im dreißgjährigen Krieg eignete sich der Herr Sebastian von Mangen, der die Froschmühle besaß, diesen Hof an (um 1641). Er nannte ihn Drässelhof, auch Dreysselhof und erbaute dazu eine Mühle, das heutige Attenbrunnerhaus. Diese hieß Dreysselmühle später Jesuitenmühle und stellte nach der Poybachregulierung den Betrieb ein. Um den Besitz stritten sich die Erben des Herrn von Mangen und er kam in fremde Hände ... auch hier bewahrheitet sich das Wort: „Unrecht Gut kommt nicht ins dritte Glied“. Mit diesem Hof sind die Flurnamen „Zapfelsbergen“, „Hermannschachern“ und „Lausenpelz“ verbunden(?). Letzterer weist auf die Jagd hin, da er zuerst „Lutzen im Pelz“, hieß (Aufpassen aufs Wild im Pelz)! Die Franziszeische Aufnahme erwähnt 1821 den Namen Dresselbach, der heute Runsenbach heißt und früher sogar die Wilhelmsdorfer Gemeindemühle trieb. Von den alten vier Höfen ist keine Spur mehr vorhanden. Der Freihof ist heute der Gasthof Essl. (Reichensteinhof).

Veröffentlicht in: „Mistelbacher Laaer Zeitung“, Nr.40, 4.Oktober 1952

Lehrerversammlungen (1855)

Nach 1850 gab es bei uns Hauptschulen in den Stadtgemeinden, Volksschulen auf dem Lande, Trivialschulen in den kleineren Orten, Nebenschulen in Tirol, Pußtaschulen in Ungarn, Wiederholungs-, Sonntags- und Winterschulen für die 12- und 13-jährigen, Industrialschulen in Mähren, sowie Realschulen in Industriegebieten. Die Schulgebäude waren der Ausdruck des alten österreichischen Schulschlendrians: niedrige strohgedeckte Häuser, kleine Fenster, ungesunde feuchte Räume mit berußten schmutzigen Wänden, vermorschte Fußböden, schadhafte Türen, halbverfallene Öfen und sanitätswidrige Abortanlagen.

Die Schulaufsicht lag in den Händen der Kirche, u. zw. für die Diözese der Domscholaster, für die Schuldistrikte der Dechant, für die Dorfschule der Pfarrer und für den Kreis ein Schulrat aus dem Kreise der Beamten. (Das „fünfte Rad“) Den Domscholaster sprach man mit „Seiner Gnaden“ an, die Geistlichen, denen die Kinder die Hand küssen mussten, mit „Hochwürdiger Herr“ und den Schulrat mit „Hochgeehrter Herr“.

Um das geistige Niveau der Lehrer zu heben, ordnete die Regierung (Unterrichtsministerium) Lehrerversammlungen für jeden Schuldistrikt an (1851). Sie zeigten einen starken religiösen Einschlag und waren mehr „Gnadentage“, verbunden mit einer Generalkommunion, von der sich niemand ausschließen durfte. Eingeleitet wurde die Versammlung mit einem Gottesdienst, oft mit einer Festmesse mit Pauken und Trompeten, manchmal auch mit einer Seelenmesse für die verstorbenen Lehrer. Der Dechant, der den Vorsitz führte, leitete die Beratung mit dem Gebete ein „Veni sancte spiritus“ (Komm, heiliger Geist), das alle laut, stehend, mit Andacht und Würde sprachen.

Die Themen der Vorträge waren recht verschieden: Die Bienenzucht - Was soll der Lehrer in den Ferien machen? - Schulzucht - Förderung der religiösen Bildung - Der Lehrer in der Kirche - Förderung des Kirchengesanges - Das Muster eines christlichen Lehrers - Gottesfurcht ist die schönste Tugend eines Lehrers - Das Bild einer guten Schule - Förderung des Schulbesuches - Vaterlandsliebe und Anhänglichkeit an den Monarchen - Die Strafgewalt in der Schule - Die Partei-lichkeit des Lehrers - Wie leitet der Lehrer die Kinder zu einem erbaulichen Betragen in der Kirche an? - Der Choralgesang beim Gottesdienst (in Weitra durch den Lehrer Karl Pließner.) - Mit welchen Klugheitsmitteln kann der Lehrer dem Hang der Kinder zum Lügen begegnen (Zwettl 1852) - Die Rechtschreibung - Der Lehrer als Kindererzieher - Der Fibelunterricht – Der Geschichtsunterricht – Der Nutzen des Anschauungsunterrichtes und welche Methoden zu beachten sind (Gr. Gerungs am 6. Juni 1853) - Wie können Kinder abgehalten werden, Obstbäume zu beschädigen? (Alt Pölla) - Bessere Sonntagsfeiern im Dorf – Wie soll das Schulgebet sein? - Wie kann sich der Lehrer in der Gemeinde Ansehen verschaffen? - Mittel und Wege für einen besseren Schulbesuch — Wie kann man schönes Lesen erzielen? - Verhütung der Kinderlüge – Das Tabakrauchen der Schuljugend - Körperhaltung beim Schreiben - Ehrerbietigkeit beim Gebet in Schule und Kirche - Wie kann der Lehrer den Kindern die Vaterlandsliebe einflößen? — usw.

Die Mehrheit dieser Themen wurde in den Sudetenländern behandelt, bei einzelnen folgte eine vage Wechselrede. Der Vortragende musste seine Ansprache mit vielen Bibelzitaten und frommen Sprüchen würzen. Damit legte er sich beim Dechant ein schönes Bildchen ein. Aus dem Weinviertel fand ich keine Themen. Gab es da keine Versammlungen oder schickte niemand Berichte an den Schulboten? Hier galt wohl das Dichterwort:

„Gänse haben hier gute Zeiten,

man berupft nicht ihre Leiber:

denn ans Schreiben denkt hier niemand

als im Steueramt der Schreiber “

In Znaim diskutierten die Lehrer am 5. Oktober 1854 über die Rechtschreibung; in Pardubitz erschien zur Versammlung der Bezirkshauptmann, der betonte, der Lehrer müsse vor allem ein Muster christlicher Gesinnung sein. Den Schluss der Versammlung bildete das Kaiserlied.

In Preußen erkundigten sich die Aufsichtsorgane, ob der Lehrer den Sonntag heiligte, am Gottesdienst teilnahm, das Abendmahl empfing und in der Gemeinde ein Muster christlicher Gesinnung sei.

In Prag erschien eine Denkschrift, die Verbesserungen vorschlug, um das Schulwesen auf eine höhere Stufe zu bringen. Der Verfasser ist unbekannt. Er wollte sicher als „Büchelschreiber“ nicht in den Ruf eines Revoluzzers kommen; denn der Brünner Spielberg war mehr gefürchtet als Teufel und Hölle. Der Verfasser wünscht mehr Rücksicht auf die Naturwissenschaften in der Schule; die Religion gehöre an die zweite Stelle. Kirchen- und Schulpatronat sei zu trennen. Der Schulbesuch erstrecke sich bis zum 13. Lebensjahr. Die Sonntagsschulen, die sich nicht bewährten, sind aufzulassen. Für Lehrlinge, Handwerker und Gewerbetreibende sind Schulen nach belgischem Muster einzurichten; denn dieses Land hat gegenüber Österreich einen großen Vorsprung. (In Wien, Brünn und Linz bestanden für Gesellen und Gewerbetreibende Abend- und Sonntagsschulen. Ein Erlass des Unterrichtsministeriums vom 11. November 1854 regte Schulen für Lehrlinge an, in welchen der Religionsunterricht ein wichtiger Pflichtgegenstand sein müsste.) Zur anständigen Subsistenz der Lehrer wäre ein Schulfonds zu gründen, wie solche in einigen Ländern schon bestanden; denn die graue Not war in vielen Familien dieses Standes ein ständiger Gast, so dass das Wort „der arme Schulmeister“ berechtigt war.

Diese Schrift war gedacht als eine geistige Regeneration des Lehrstandes, die einen Aufschwung seiner Seele und Tatkraft erwecken sollte, weil seine materielle Lage wohl verzweifelt war. Staat und Kirche hatten nicht vergessen, dass viele Lehrer an der politischen Irrung des „Schwindeljahres 1848“ teilgenommen hatten. Kirche und Staat leitete in jenen Tagen nur der Gedanke der Rache und Vergeltung; es gab keine Verzeihung im christlichen Sinn. Vom Lehrer forderte man, dass er sich aller politischen Umtriebe enthalte, sowie wahre Religiosität und echte Vaterlandsliebe zeige, er müsse ununterbrochen streben, als eine feste Säule des Glaubens in der Gemeinde hervorzuragen und als erster Patriot zu glänzen. Die Schule sei ein zweiter Tempel Gottes. Leider musste man aber feststellen, dass in Österreich die Schule nur ein verwahrloster Baum mit sauren Früchten war.

Wohl hatten sich 1848 Stimmen gemeldet, die eine Trennung der Schule von der Kirche forderten, weil diese jeden Fortschritt verhinderte. Diese Frage berührte in der Zeit der Reaktion kein Mensch. Die Geistlichen erklärten: „Viel Wissen bläht auf und erzeuge nur eine Mundfertigkeit.“ Die Wissensschule und eine Kindverziehung im Geiste des tätigen Lebens verwarf die katholische Schule.

Im Geschichtsunterricht betonte der Lehrer nur das Schönste vom Herrscherhaus. Eine Stimme lehnte die Geschichte vom zerbrochenen Bogen des ersten Babenbergers als ungeschichtlich ab; der Name Wien wurde von Faviana abgeleitet und Retz von „Red’t ’s doch!“, was eine Frau zu den Ratsherren der Stadt gesagt haben soll. Franz Josef war „der gütige Landesvater, in den die göttliche Vorsehung die Kraft und Weisheit legte zum Vollbringen des großen Werkes“ (Vormachtstellung Österreichs in Europa).

Nach dem Konkordat (6. November 1855) lehnte die Kirche die Versammlungen der Lehrer ab, weil sich in ihnen Zeichen von dem Geiste 1848 bemerkbar machten, die sich mit dem Ideal des katholischen Lehrers nicht vertrugen. Dieses Ideal begrub die Schlacht bei Königgrätz, doch zog man es 1957 beim Weltkongress der katholischen Lehrer wieder ans Tageslicht.

Quellen:

„Österreichischer Schulbote“ 1855

Veröffentlicht in: „Niederösterreichisches Lehrerblatt“, Aug./Sep 1958, S. 9

Manöver in Poysdorf

Die Manöver waren größere militärische Übungen, welche die Schlagfertigkeit der Armee vorbereiten sollten. Sie fanden in den verschiedenen Gebieten Österreich-Ungarns statt und gaben ein kleines Kriegsbild. Die Manöver, bei denen der Kaiser anwesend war, hießen Kaisermanöver, die ein farbenprächtiges Bild der einzelnen Truppen und Offiziere boten. Solche Manöver gab es auch in unserer Gegend öfters und man wählte dazu den Sommer u. zw. den Monat August.

Einige Stunden vor dem Einmarsch des Regimentes erschienen die Quartiermacher, das waren Soldaten, die für die einzelnen Kompagnien die Unterkünfte besorgten. Sie gingen von Haus zu Haus, schrieben mit weißer Kreide an das Hoftor, wieviel Mann hier wohnen können. Sie besorgten für die Offiziere Wohnungen, da ja die „Herren“ in Betten schliefen. Sie mußten auf die besonderen Wünsche der einzelnen Rücksicht nehmen, weil der eine kein Hundegebell, der andere kein Rindergeschrei, der dritte keinen Kuhstall vertragen konnte. Sie bestimmten, wo die Kompagniekanzleien, der Sanitätsplatz und die Ortswache unterzubringen waren. Auf viele Dinge hatte so ein Quartiermacher zu achten und vergaß er etwas, so konnte er noch einige Tage Arrest ausfassen. Drei bis vier Stunden später marschierte das Regiment ein. Der Oberst ritt hoch zu Roß an der Spitze; die Musik spielte, die Trompeten schmetterten, heiß brannte die Sonne auf die staubige Straße, im Gleichtritt defilierten die einzelnen Kompagnien vorüber, die Soldaten schwitzten und manchen drückte der Tornister schwer auf den Rücken. Trotzdem versuchte jeder bei der Defilierung vor dem Obersten die ermüdeten Beine recht weit auszuwerfen und schaute dem Regimentskommandanten scharf in die Augen; wehe dem, der es nicht tat! Nun ging es in die Stadeln, Scheunen und Schupfen. Da wurde es recht lebendig, Nägel wurden in die Bretter und Pfosten geschlagen, Gewehre, Tornister und Brotsack daran gehängt, Stroh für die Liegestatt ausgebreitet, einzelne wuschen sich beim Hofbrunnen, andere besichtigten die Umgebung, dort saß einer und nähte, hier schrieb einer eine Karte, da untersuchte einer seine maroden Füße, die Tagcharge schrie, der Feldwebel fluchte und wetterte, der Hauptmann drohte mit dem Anbinden.

Jeden Tag wurde fleißig auf den Feldern geübt, in Schwarmlinien liefen die Plänkler gegen feindliche Stellungen, die man häufig nur „annahm“; die Batterie fuhr mit Windeseile daher, die Pferde griffen aus, daß der Staub nur so aufwirbelte und die Räder in der hellen Morgensonne blitzten. Gleich darauf krachte schon der erste Schuß, die Schwarmlinien gingen vor, die Maschinengewehre knatterten, Ordonnanzen ritten im Galopp über das Gebiet, brachten Befehle und Weisungen, hinter den Feldrainen und Wegen wurde es lebendig, der Angreifer nahm seine ganze Kraft zusammen, um den Gegner zu verjagen, Trompetensignale ertönten, Fähnchen flatterten im Morgenwinde, Offiziere fluchten und schrien, die Sanität schleppte die „Verwundeten“ weg – ein kleines Kriegsbild. Abseits stand der General mit seinem Stabe, beobachtete alle Vorgänge genau und ließ nach der Übung alle Offiziere zu sich kommen um den Angriff und die Abwehr einer eingehenden Besprechung zu unterziehen. Während der General den Kampf sehr genau beurteilte, lagerten die Soldaten auf Feldrändern, in Straßengräben und am Waldessaum und ruhten sich aus. Da besserte einer seinen Tornister aus, dort machte der andere einen Patentknopf an der Hose fest, der Einjährige betrieb botanische Studien, der alte Reservist zählte an den Fingern, wieviel Tage er noch dienen muß und die anderen rauchten und sprachen von allerlei Dingen.

Diese Übungen waren den Soldaten im allgemeinen ganz recht, da sie nicht langweilig waren. Aber die Nachmittage! Gewehrgriffe, Kapselschießen, Ziel- und Anschlagsübungen, Salutieren usw., dazu eine große Hitze. Da wurden die Stunden zu einer Ewigkeit. Nur gut war es, daß die Generale und Stabsoffiziere sich nicht sehen ließen, sie schliefen daheim im kühlen Zimmer eines Bauernhauses. Der Leutnant und der Fähnrich beaufsichtigten die Kompagnie, sie saßen gemütlich im Schatten eines Baumes, rauchten und sprachen von dem, was einen k. k. Offizier am meisten interessierte: von Pferden, von Frauen und von der Beförderung. Endlich kam der Befehl, der verlesen wurde, und damit war die Tagesarbeit erschöpft. Jetzt kam der gemütliche Teil. Die Musik des Regimentes spielte auf einem Platze; die Musikanten bildeten einen großen Kreis, in der Mitte stand der Kapellmeister, Militär und Zivil bildeten den Hintergrund. Die Generale mit den grünen Federhüten, die Stabsoffiziere mit dem Goldkragen, die Leutnants in den Extrauniformen, die einzelnen Truppengattungen mit den buntfarbigen Aufschlägen, die Neugierigen, die Mädchen, Burschen und Kinder, sie alle gaben sich dem Reiz der Neuheit hin und wunderten sich über das Leben und Treiben, das man so selten bei uns erlebte. Aus den Fenstern schauten Leute heraus, das weibliche Geschlecht überwog unter den Zuschauern; denn so ein Offizier hatte eine ungeheure Anziehungskraft. Stolz und voll Hochmut schauten sie auf den Bürger herab, fanden oft den Markt „recht fad“, bemerkten in dem Provinznest keine feschen Weiber und wunderten sich, daß es Leute gibt, die ihr ganzes Leben hier zubringen. Ehemalige Kameraden trafen sich, herzlich war die Begrüßung, Erinnerungen wurden ausgetauscht und am Abend kamen sie im Keller zusammen, wo bei einem Glase Wein die Unterhaltung bis tief in die Nacht dauerte. Manchmal gab es auch eine kleine Rauferei; Sessel wurden im Gasthause zerbrochen, Gläser flogen, Säbel und Bajonette blitzten, Blut floß und die Ortswache mußte Ordnung machen. So geschah es im Jahre 1859, wo die Einrichtung des Gemeindegasthauses zertrümmert und 3 Knechte schwer verletzt wurden.

1876 war bei uns ein Manöver zwischen der Wiener und Brünner Garnison. Die Erzherzoge Albrecht, Wilhelm, Rainer und Karl Ludwig nahmen daran teil. Der Markt hatte durch mehrere Tage keine Ruhe. Die verschiedenen Truppen marschierten durch: Infanterie, Jäger, Landwehr, Artillerie, Reiterei und Train. Es war ein ununterbrochenes Kommen und Gehen. Kolonne folgte auf Kolonne. Die Heimat bot in diesen Tagen ein ganz anderes Bild. Man sah nur Soldaten. Das Hauptquartier des Erzherzogs Albrecht befand sich durch sechs Tage im Hause des Herrn Josef Schwayer Nr. 144. Zu Ehren des hohen Gastes war der Markt festlich beleuchtet. Der Erzherzog war ein frommer Mann, der am Sonntag der heiligen Messe beiwohnte. An diesem Tage fand man im Klingelbeutel mehrere Dukaten. Auch Kaiser Franz Josef erschien bei diesem Manöver. Der Schiedsrichter wohnte im Pfarrhofe. Bei Nikolsburg war zuletzt eine große Truppenschau. Als der Knecht des Herrn Schwayer den Erzherzog zur Bahn führte, geschah ein Unglück. Ein Knabe geriet unter den Wagen und es mußte sofort ein Arzt geholt werden. Der Erzherzog zahlte die Kosten.

1884 kam viel Militär nach Poysdorf. Auf den Lüßäckern stand die Feldbäckerei, welche das Brot für die Soldaten buk. Die Entscheidung in diesem Manöver fiel bei Dürnkrut an der March. Durch mehrere Tage hörte man deutlich bei uns den Kanonendonner.

1892 fanden um Poysdorf große Divisionsmanöver statt. Zu einer Division gehörten 4 Infanterieregimenter. 4000 Mann lagen in unserem Markte.

1897 dauerten die Manöver vom 12. bis zum 22. August. Der Erzherzog Eugen wohnte im Hause des Herrn Josef Schwayer. Am 18. August wurde eine Feldmesse auf den Lüßfeldern gelesen. Eine Regimentskapelle spielte, die Kanonen donnerten, die Bewohner sahen das farbenprächtige Bild einer Parade und zur Festtafel wurde sogar die Gemeindevertretung eingeladen.

Den nachhaltigsten Eindruck machten die Manöver auf die Kinder, die mit Vorliebe kriegerische Spiele ausführten. Den Sinn für Militär und Krieg zu wecken, gründete man auch Jugendhorte und in den Mittelschulen führte man den Schießunterricht ein. Das Wichtigste lernten wir nie, das war das Eingraben und die Anlage eines Schützengrabens. Im Kriege zeigten es uns die „dummen Russen“.

Seit dem Weltkriege ist es anders geworden. Der militärische Geist ist verschwunden. Die heranwachsende Jugend kennt nicht mehr den Begriff Manöver, weiß nichts von den Freuden und Leiden einer solchen Übung, die dem Bauer gar oft einen bedeutenden Schaden verursachten, der wohl teilweise vergütet wurde.

Veröffentlicht in: „Mistelbacher Bote“, 1930, Nr. 25

Maria Bründl bei Poysdorf

Es ist keine berühmte Wallfahrtskirche, das „Marias Bründl“ und kann sich nicht im geringsten mit den großen Wallfahrtsorten von Maria Zell, Maria Taferl oder Maria Dreieichen messen. Das „Bründl“ — wie es kurz die Leute nennen — hat nur eine örtliche Bedeutung und der Andrang der Wallfahrer hat seit 1918 stark nachgelassen, seitdem wir durch den Schmachfrieden Grenzland geworden sind.

Die Kirche gehört zu jenen Gnadenorten, die nicht auf freier luftiger Bergeshöhe weit hinausschauen in das weite Land, sondern sie steht im Sumpfgelände. Das Volk weiß zu erzählen, daß einst ein Reiter mit seinem Pferde hier versank. Lange Zeit schmückte ein Holzkreuz die Wiese bis zum Jahre 1655. Da erschien bei uns jener unheimliche Gast, der von allen so sehr gefürchtet war: die Beulenpest oder der „Schwarze Tod“. Mehr als die Hälfte der Einwohner starben, da der Mensch

rat- und machtlos dieser Krankheit gegenüber stand. Das Volk sah in der Pest eine gerechte

Strafe Gottes für alle Missetaten und Sünden der Menschheit. Jn der Poysdorfer Pfarrkirche hängt ein Bild. Darauf sieht man, wie ein Engel die Pestpfeile aus dem Himmel auf die Erde schleudert, eine Vorstellung, die sich schon bei den alten Griechen in der Ilias findet.

Die Menschen nahmen, da sie nirgends Hilfe fanden, ihre Zuflucht zum Himmel, gelobten Wallfahrten, Bildstöcke, Andachten und Kapellen. Auch in Wilhelmsdorf „fassten der ehrsame Dorfrichter Georg Riedl, die Bürger und die ganze Gemeinde den Entschluß, der Mutter Gottes und Himmelskönigin Maria zu Ehren eine kleine Kapelle zu erbauen“. Der Prälat des Stiftes Klosterneuburg, der ja der Dorf- und Grundherr des Ortes war, gab seine Einwilligung zu dem Bau, der mitten auf der feuchten Wiese bei einem aufquellenden Brunnen errichtet wurde.

Die erste heilige Messe las Magister Johann Molitor, Pfarrer von Poysdorf auf einem tragbaren Altare am 9. Juli 1657. Der Bischof von Passau gab für drei Jahre der Kapelle die Meßlizenz, da Richter und Geschworene von Wilhelmsdorf darum ansuchten, weil die „presthaftigen und andere gute Leute großes Verlangen tragen, allda bei einer heil. Messe ihr Opfer Gott und unserer lieben Frau zu opfern“. Die Erlaubnis erstreckte sich auf drei Jahre und die Gemeinde mußte nach Ablauf dieser Zeit ihre Bitte wiederholen.

Die Kapelle hieß Bründlkapelle bei unserer lieben Frau. Der Pfarrer von Poysdorf verlangte von der Kapelle nichts und die Gemeinde hielt sie in gutem Stande. 1657 ließen der ehrsame Herr Georg Rieder und seine Hausfrau Maria den Altar in der Kapelle mit dem Marienbilde, dem Kindlein Jesu und Johann dem Täufer auf ihre Kosten herstellen. Im Jahre 1658 spendete der ehrsame Bürger von Wilhelmsdorf, Martin Gruber, das Kreuz, die hl. Maria und Johann den Täufer und der Müller von Hadersdorf zwei zinnerne Leuchter. Der Besitzer der Froschmühle (heute besitzt sie der Herr Vogelsang) schenkte ein neues Antipendium mit dem Bilde des Pestpatrones Sebastian und der Poysdorfer Weinaufschlageinnehmer Peter Purcher ein Meßgewand, Stola und Manipel der kunstreiche Schulmeister Wenzeslaus Mathassar und seine Frau Ursula ein Meßbuch, die Witwe Rieder eine Messingampel, Georg Riedl von Wilhelmsdorf ein Meßgewand, Stola und Manipel.

Der Pfarrer Johann Molitor ersuchte 1657 beim Passauer Konsistorium, es möge gestatten, daß das Opfergeld bei der Kapelle bleibe, damit sie später einmal vergrößert werden kann. Sie hatte damals schon einen starken Zuspruch, da nicht nur Leute aus der nächsten Umgebung herbeikamen, sondern auch aus Mähren und der Slowakei. Die Wallfahrten entsprachen dem damaligen Zeitgeiste der Gegenreformation, weil man sich dadurch ein tiefes religiöses Gefühl in den Herzen der Gläubigen erhoffte. Diejenigen Priester, welche in der Kapelle eine Messe lesen wollten, mußten ihre Legitimation beim Pfarrer in Poysdorf vorzeigen. Er hatte auch die Aufsicht über das Gotteshaus und mußte darauf schauen, daß sich keine Mißbräuche einschlichen. Die Gelder, Obligationen und Schriften der Kapelle wurden in einer Lade aufgehoben, die ein dreifaches Schloß hatte. Einen Schlüssel besaß der Pfarrer von Poysdorf, einen der Dorfrichter und einen der Kapellenvater. Die Rechnungen wurden dem Stifte in Klosterneuburg vorgelegt.

Als im Jahre 1675 eine Kommission erschien, berichtete sie über das Kirchlein: „Die Kapelle ist nach Poysdorf eingepfarrt, nicht geweiht, auch nicht gestiftet oder dotiert. Darin können 50 Personen stehen, daneben ist 12 Schritte entfernt ein hölzerner Turm, der aus Brettern zusammengeschlagen ist; wo mit einer Glocke vor Beginn der Messe ein Zeichen gegeben wird, und dann kommt das Volk aus den benachbarten Ortschaften herbei. In dem Bründl baden und waschen sich die Leute und werden von Krankheiten geheilt. Das Opfergeld wird für den Bau der Kapelle, für das Ornat und die Beleuchtung verwendet. Ueber das Geld hat der Dorfrichter von Wilhelmsdorf, Georg Riedel, ein Mann mit einem Vermögen von 600 Gulden, die Disposition.“

Als im Jahre 1679 wieder die Pest in unserer Heimat arg wütete, wurden die Wallfahrten von der Regierung aufgehoben, damit die Seuche nicht verschleppt werde. 1683 bauten die Kapuziner, die in Poysdorf ein Kloster besaßen, eine Wasserleitung von den Wiesen um die Bründl-Kapelle. Das Wasser wurde dem Kloster bewilligt, doch konnte zu jeder Zeit die Leitung abgebrochen werden, wenn die Wiese oder die Kapelle Schaden leiden sollte.

Im Februar 1686 visitierte der Dechant Anton Palli von Falkenstein die Bründl-Kapelle; er schreibt: „Die Kapelle besitzt 6000 Gulden und ist so klein, daß sie kaum 15 Personen faßt. An unseren Frauenfesttagen erscheinen 700 bis 900 Personen und üben um diese Kapelle nachfolgende Exercitia: Messe lesen, Beicht hören, predigen, Wein schenken, Bratl braten, essen, trinken, baden und geschieht dies alles zu einer und derselben Zeit und ringsweis um die Kapelle. Es ist ärgerlich, daß in dem aufquellenden salitrigen Bründl, welches etwa acht Schritte von der Kapelle entlegen, eben zu solcher Zeit sich die gemeinen Leute baden und waschen. Es ist weder der Ort, wo sich die Naßküttel ab- und anziehen, groß genug und für beide Geschlechter geteilt.....“

Im Jahre 1701 ist ein Streit um das Patronatsrecht der Kapelle. Im Pestjahr 1713/14 ruht jeder Verkehr, niemand erscheint beim Bründl. In den nächsten Jahren rissen arge Zustände ein und sie waren die Ursache, daß 1718 keine Messe gelesen wurde. Am 16. Juni 1719 verlangt das Passauer Konsistorium, daß die Geschlechter getrennt baden, daß ein Raum zum An- und Ausziehen vorhanden sein muß, daß Hosen oder Schürzen beim Baden verwendet werden, daß während des Gottesdienstes niemand badet und daß die Kirchenrechnungen genau vorgelegt werden müssen. An den Wänden der Kapelle hingen viele Bilder und Votivtafeln von Personen, die da geheilt wurden. Manche stellten auch beglaubigte Gebetserhörungen mit Siegel und Unterschrift aus, die das Archiv des Stiftes Klosterneuburg besitzt.

Da die Kapelle viel zu klein war, faßte endlich die Gemeinde den Entschluß, ein großes Gotteshaus zu erbauen. Wer den Plan zu dieser Kirche entworfen hat, wissen wir heute nicht. Doch scheint der Italiener Donato Allio, der Erbauer des Stiftes Klosterneuburg der Urheber zu sein. Er war ja ein Wegbereiter der großen nationalen Kunst des österreichischen Barock. Aus den Urkunden erfahren wir nichts, doch liegt eine Rechnung vom 10. August 1739 vor, die besagt, daß Donato Allio mit der Post nach Poysdorf reiste. Er zahlte als Postgeld für die Hin- und Rückreise von Wien bis Wolkersdorf 9 Gulden, bis Gaweinstal 4 Gulden 30 Kreuzer, bis Poysdorf auch 4 Gulden 30 Kreuzer. Mit den übrigen Ausgaben belief sich die Rechnung auf 27 Gulden 47 Kreuzer. Er dürfte die Angaben gemacht haben, wie die Kirche gebaut werden sollte, und der fürstliche Maurermeister Andreas Hammer von Poysdorf entwarf den Plan und führte den Bau auch durch.

Jetzt begann ein reges Leben in Wilhelmsdorf. Maurer kamen herbei und hoben den Grund aus. Die neue Kirche baute man an die alte Kapelle an und stellte sie auf Lärchenstämme. Fuhrleute führten Steine und Bauholz herbei, aus Prinzendorf kam Kalk, aus den nahegelegenen Sandgruben nahm man den Sand, in den Wäldern schlugen die Bauern Brennholz für die Feldziegelöfen, Gerüstholz und Pflastersteine schaffte man zum Bau. Die Ziegel wurden auf dem Felde geschlagen und man hatte neun Brände vorbereitet. Der Klosterneuburger Prälat Ernst spendete 200 Gulden für den Bau. Die Kirchenväter von Wilhelmsdorf überwachten die Einnahmen und Ausgaben und beglaubigten die Rechnungen. Sie gingen mit gutem Beispiel voran, halfen selbst fleißig mit, so daß auch die anderen Bauern dem Beispiele folgten. Im Jahre 1741 war Donato Allio noch einmal in Poysdorf und besichtigte den Kirchenbau im Beisein des Vikars, des Maurermeisters und des Dorfrichters. Er gab Ratschläge, visitierte das Baumaterial und erstattete dem Prälaten einen genauen Bericht. Bis damals hatte man genau sechs Ziegelbrände gelöscht und noch war Holz für vier Brände vorrätig. Die Ziegel gefielen ihm sehr gut. Von Poysdorf reiste er nach Brünn weiter. Es war am 5. August 1741.

Die Kirche ist sehr hoch, enthält ein Musik- und ein Männerchor, der Hochaltar ist im Barockstil gehalten und nach Westen gekehrt. Die Mauern, die sehr feucht sind, zieren viele Marienbilder, Gebetserhörungen und Danksagungen. Elf Jahre vergingen damals, ehe das Gotteshaus fertig wurde.

Seit dem Jahre 1759 werden die Rechnungen genauer geführt, ein Inventar wird angelegt. Beides — Rechnungen und Inventar — wird vom Pfleger aus Prinzendorf beim Banteiding überprüft.

So wie heute beim Bründlfest ein Festessen stattfindet, so war es auch früher und die Kirchenväter mußten auch Rechnung darüber legen. Im Jahre 1777 brauchte man um 3 Gulden 53 Kreuzer Rindfleisch, 1 Spansau, 2 Ganseln, 3 Paar Hühner, 1 Paar Enten, 3 Paar junge Tauben, Brot, 3 Pfund Butter, 1 Maß und ein halbes Seitel Schmalz, Kelch (Kohl), Salat, Essig, Milchrahm, Eier, Salz, Zucker, Gewürz, Krapfen, Konfekt und Holz. Das alles kostete 13 Gulden 59 Kreuzer. Dabei ist der Lohn für die Köchin und Gehilfin auch inbegriffen. Von Poysdorf bezog man die Wachskerzen, von den Kapuzinern die Hostien. Der Schlosser mußte die Opferstöcke und Türen öfters ausbessern (man fürchtete damals die vielen Wegelagerer und Zigeuner, die unsere Gegend so unsicher machten). Der Sattler putzte die Leuchter und Ampeln, der Organist erhielt 1 Gulden 36 Kreuzer. Die Rait- und Musikleute bekamen Essen und Wein.

Rings um die Kirche stehen Kastanien und schwarze Walnußbäume, die aus dem Klostergarten des Stiftes Klosterneuburg stammen. Das Stift hatte letztere aus dem botanischen Garten in Wien bezogen. Sie stammen aus Nordamerika, wo sie heimisch sind und wo heute das Holz zu Eisenbahnschwellen verwendet wird.

1784 sollte die Bründlkirche für Hadersdorf und Wilhelmsdorf Pfarrkirche werden. Da aber die Gemeinde Hadersdorf eine eigene Kirche erhielt, blieb das Bründl eine Wallfahrtskirche.

1787 erbrachen unbekannte Täter die Kirche und stahlen eine Glocke. Die Gemeinde kaufte eine aus dem aufgehobenen Kapuzinerkloster zu Poysdorf, die aber nach 10 Jahren zersprang. In Wien wurde sie umgegossen und diente bis zum Weltkriege.

1824 erkannte man die Notwendigkeit, die Kirche auszubessern. Um die erforderlichen Mittel zu beschaffen, veranstaltete die Gemeinde alle Jahre eine Mostsammlung. Da wurde der Hochaltar untermauert, das Innere der Kirche geputzt und gemalt, der Turmbau begonnen und mit Blech gedeckt. Die Gemeinde machte durch die Wiesen einen schönen Weg und besetzte die Wegränder mit Pappeln, die von der Herrschaft Walterskirchen gekauft wurden. Die Bewohner Wilhelmsdorfs leisteten jede Robot umsonst und der Ortsrichter Dominik Schuckert spendete 100 Gulden. In dem Cholerajahr 1832 kamen viele Wallfahrer hieher, um die Hilfe Mariens gegen die furchtbare Seuche zu erflehen.

1867 kaufte Wilhelmsdorf zwei Bilder für die Seitenaltäre, die von Schülern des Meisters Führich gemalt wurden.

1884 erstand die Gemeinde die umliegenden Gründe und setzte um die Kirche Kastanienbäume. Wohl hatte seit den Tagen Kaiser Josefs die Begeisterung für Wallfahrten und Prozessionen so abgenommen, da dieser Kaiser sie verbot und viele Wallfahrtskirchen schloß, zum Beispiel Oberleis und Ernstbrunn in unserem Bezirke. Heute kommen nur mehr einzelne Gemeinden hieher, die sich dem Bründl verlobt hatten wegen Hochwasser oder Schauer. So erscheinen noch immer die Eibestaler, Poysbrunner und die Gemeinden um den Staatzer Berg in der Bründlkirche, um das Gelübde der Ahnen getreu zu erfüllen. Sie beten, singen, wohnen einer heiligen Messe bei, opfern Wachskerzen und ziehen dann wieder in den Nachmittagsstunden heimwärts.

Ein lebhafteres Treiben entwickelt sich aber an den Marientagen, u. zw. am 4. Juli und 8. September. Schon am Vortage erscheinen Fremde, Geschäftsleute kommen und schlagen Zelte auf. Die Beichtstühle werden herausgestellt in den Schatten der Kastanien, die Kanzel wird an der Schattenseite der Kirche hochgezogen, die Kirche selbst im Innern geputzt und mit Blumen geschmückt. Gegen Abend ist eine Segenandacht, die das Volk Würstelsegen nennt, da jeder Besucher sich zumeist ein Paar heiße Würstel vergönnt. Am nächsten Tage kommen die Andächtigen in Scharen herbei, zu Fuß, mit Wagen, mit der Bahn, mit Fahrrädern; auf Straßen, Feldwegen und Gehsteigen eilen sie zum Bründl, unbekümmert um die Hitze, die oft an solchen Tagen herrscht. Das ist ein Leben und Treiben um die Kirche herum. Da kaufen Fremde Andenken, d. h. Rosenkränze, Gebetbücher oder Bilder, auch Lebkuchen und andere Süßigkeiten nehmen sie mit für die, welche zu Hause bleiben mußten, Kinder verzehren heiße Würstel oder ein Gefrorenes. Reicht das Geld nicht mehr aus, dann begnügen sie sich mit einer sauren Gurke oder machen sich mit einem Brausepulver eine kleine Erfrischung. Ungeduldig stampfen die Pferde und wiehern oder zerren den Wagen seitwärts, da die Sonne gar zu heiß brennt. Schlaftrunken lehnt der Kutscher im Wagerl, er hat kein Interesse an dem Feste. Dort stehen einige Bekannte, die sich schon lange nicht sahen. Sie sprechen vom Wind und Wetter, vom Wein und von der Feldwirtschaft, von den Sorgen, die sie drücken.

In der kalten Kapelle opfert das Volk Votivfiguren aus Wachs. Daneben brennen Opferkerzen und erfüllen den kleinen Raum mit einem atembeklemmenden Dunst. Körperwaschungen und Baden sind nicht mehr gebräuchlich, doch füllt mancher Besucher eine Flasche mit dem heilkräftigen Wasser und steckt sie in die Tasche. Geduldig hört das Volk, trotz der drückenden Hitze dem Prediger zu, der das Lob Mariens verkündet. Die Predigt ist beendet, die einen strömen in die Kirche, andere eilen oder fahren nach Hause, nachdem sie sich beim Gastwirt, der auch ein Zelt mit vielen Bänken darin besitzt, gelabt haben.

Der Hochaltar ist ein Lichtermeer, Goldglanz blinkt und glitzert im Scheine der flackernden Kerzen, nur ab und zu gelingt es einem Sonnenstrahl, den Weg durch die Aeste und Zweige der Kastanien in das Innere der Kirche zu finden. Weihrauchwölkchen schwingen sich empor und tragen die Gebete der Andächtigen himmelwärts, die Orgel braust, die Musiker bieten ihr Bestes zur Verherrlichung des Tages. Nach dem Hochamt verliert sich die Menge, leer wird der weite Platz, einige Papierfetzen flattern im Winde herum, das Gras ist zertreten und zerstampft, still wird es ringsumher und das Bründl verfällt wieder in den Dornröschenschlaf.

Wenn am Sonntag schönes Wetter ist, dann wandert so mancher am schattigen Poybachwege zum Bründl, ist es doch fast der einzige staubfreie Spazierweg. Auf den Holzbänken, die um die Kirche herumstehen, sitzen die Leute und freuen sich an der herrlichen Natur, an der angenehmen Kühle und der wohltuenden Ruhe; Käfer summen, Schmetterlinge gaukeln um die Blumen, ein Singvogel singt sein Abendlied, Kinder kommen mit Blumen und Rosen, die sie sie hinter die Bilder stecken — Opfergaben der Liebe sind es — das Züglein pfeift und weckt den Träumenden aus seinen Gedanken.

Im großen Weltkriege pilgerten viele hieher an diese Stätte und flehten im heißen Gebete um die glückliche Heimkehr ihrer Angehörigen, die draußen im Felde für unser deutsches Volk und für die liebe Heimat kämpften, litten und starben. Eine einfache Marmortafel, links neben dem Eingange gibt uns Kunde von den Helden der Gemeinde Wilhelmsdorf, die einst ausgezogen und nie wiederkehrten.

Veröffentlicht in: „Deutsche Heimat“,1928, S. 75 - 78

Maria Bründl bei Poysdorf

Es ist eine kleine Wallfahrtskirche im Quellenheiligtum, das ganz verdeckt in dem grünen Laubdach der Bäume nur mit dem kleinen Turm hervorschaut; die anmutige Umgebung mit den zahlreichen Weingärten und schmalen Feldstreifen verraten sofort das charakteristische Weinland.

Diese Gnadenstätte, die eigentlich kein hohes Alter hat, geht zurück in die Zeit der Renaissance: Damals sprudelte aus der Sumpfwiese eine Schwefelquelle hervor, die von den Bewohnern wenig beachtet wurde. Die Italiener (Bauhandwerker, Arbeiter und Seidenraupenzüchter), welche die Fünfkirchner, Liechtenstein und Trautsohn zu uns brachten, schufen die schönen Renaissancebauten wie die Froschmühler, den Zehentkeller und die Pfarrkirche von Poysdorf, daneben wiesen sie sowie die Wiedertäufer – vom Volk „Habaner“ genannt – auf die Heilwirkung der Schwefelquellen bei Poysdorf für Trink- und Heilzwecken hin. Die Habaner arbeiteten im „Hündischen Hof“ der Liechtenstein, waren sparsame und nüchterne Menschen mit einem praktischen Verstand, denen schon die wirtschaftliche Arbeitsteilung bekannt war. Das Volk erzählte sich, dass sie einen großen Schatz und Schmucksachen besaßen.

Kranke suchten bei dieser Wiesenquelle Heilung und Linderung ihrer Schmerzen. Um 1600 stand da am Wegrande ein schlichtes Holzkreuz, das wohl ein Unbekannter zum Zeichen der Dankbarkeit errichtet hatte. Leute aus der Umgebung kamen hieher, beteten vor dem Kreuze, wuschen sich bei der Quelle und opferten kleine Gaben, die gesammelt wurden; auch Pilger und Wallfahrer machten da eine kurze Station, wenn sie nach Alt Ruppersdorf zogen, wo der Kardinal Dietrichstein eine Sebastianikapelle erbaut hatte – ein Gegenstück zu der Nikolsburger, die auf dem Tanzberg stand. Krieg, Pest und Hungersnot förderten die Wallfahrten und gaben den Gnadenstätten in der schweren Zeit des 30-jährigen Krieges eine große Anziehungskraft. Die Habaner, die unsere Heimat verließen und über die March gingen, vergaßen auf ihren Schatz. Kaiser Ferdinand II. fragte in einem Briefe an den Grafen Breuner in Asparn a. d. Zaya, ob er nicht wisse, wohin der Habaner-Schatz gekommen sei. Der letzte Besitzer der Dräßl-Mühle, die zum Hündischen Hof gehörte, erzählte mir einmal, dass in seinem Hause Gold und kostbare Schmucksachen vergraben wären.

Die Sumpfwiese hinter dem Holzkreuz mieden die Bewohner, weil ein Reiter zur Nachtzeit hier samt seinem Ross versunken sei. Als das Kreuz morsch wurde, dachten die Wilhelmsdorfer an den Bau einer Kapelle; doch vergingen noch einige Jahre, bis sie im Pestjahr 1655 ihren Plan ausführen konnten. Die Kapelle stand neben der Quelle, hatte im Inneren einen achteckigen Grundriss und ist das letzte Denkmal der Renaissance im Poybachtale. Das schadhafte Gnadenbild wollte ein Bauer in Wien herrichten lassen und nahm es in seine Wohnung mit; doch war es am nächsten Morgen, als er die Reise antreten wollte, verschwunden. Nach längerem Suchen entdeckte er es in der Kapelle. Wieder trug er es in sein Wohnhaus; doch ereignete sich dasselbe wie am Vortage, sodass der Bauer seinen Plan nicht durchführte und das Bild an Ort und Stelle beließ. Interessant ist nur, dass mir dieselbe Sage ein russischer Emigrant 1925 von der Muttergottes in Kursk erzählte. Unsere Kapelle war fast hundert Jahre das Ziel vieler Wallfahrer. Die Wiese wurde etwas trockener, als sich die Poysdorfer Kapuziner von hier eine Wasserleitung in das Kloster bauten.

Im Jahre 1739 begann der Neubau der Kirche, deren Grundmauern auf einem Lärchenrost stehen. Der Baumeister war der bekannte Donato Allio vom Klosterneuburger Stift, das auch den Originalplan im Archiv aufbewahrt; mehrere Jahre vergingen, bis der Barockbau vollendet war, der eigentlich von außen keinen besonderen Eindruck macht; betritt man aber das Innere, so muss man über die Schönheit des Raumes staunen, der ganz im Sinne des Barockstiles gehalten ist; nur 2 Bilder sind später angekauft worden, die im Geiste des Maler Führers gemalt sind.

1784 sollte die Kapelle zu einer Pfarrkirche für die Gemeinden Wilhelmsdorf und Hadersdorf erhoben werden und die Regierung verbot die Wallfahrten hieher; doch blieb alles beim alten, denn sie ist heute noch eine bescheidene Filiale von Poysdorf und ihre religiöse Dynamik kann sich nicht mit den großen Wallfahrtsorten messen; nur an den Marientagen im Juli und September sah man hier Wallfahrer aus Südmähren und Ungarn, die zu Fuß den weiten Weg machten. Mit flatternden Fahnen und dem blumengeschmückten Pilgerkreuz hielten sie ihren Einzug, während ihnen die hellen Kirchenglocken den Willkommensgruß entboten. Die Südmährer fielen besonders durch ihren schönen Gesang und durch ihre Disziplin auf, während die Ungarn die alten Bräuche zeigten, die bei uns längst vergessen waren.

Die 2 Weltkriege beeinflussten die Wallfahrten sehr stark, weil die Fremden ausblieben und die österreichischen Pilger mit Bauernwagen, Fahrrädern, Traktoren und Kraftwagen erschienen, ihre Andacht verrichteten und gleich wieder fortfahren; keine Weihrauchwolken wirbeln im Glanze der Sommersonne in das grüne Laubdach der Kastanien, keine Lieder ertönen, keine Fahnen flatterten, dagegen rattern die Motore und das übelriechende Benzin verrät uns den Geist der Neuzeit, der nur den Grundsatz kennt: „Tempo, Tempo“.

Veröffentlicht in: „Mistelbach-Laaer Zeitung“, 1955

Maria Heilbründl bei Poysdorf

Quellen und Brunnen waren unseren Ahnen etwas heiliges, weil sie das für den Menschen so notwendige Wasser spendeten; in dem sprudelnden Wasser, im Blätterrauschen der schattigen Bäume und in der stillen Einsamkeit fühlten sie die Gottheit; da verrichteten sie ihre Andacht, opferten, gedachten mit brennenden Lichtern der toten und erforschten die Zukunft. Vergeblich bekämpfte die Kirche den Quellenkult, der tief im Volksleben verankert war. Das reine Wasser hatte eine Heilkraft, welche die Ahnen ausnützten, um ihre Krankheiten zu heilen oder doch wenigstens zu lindern; darum war es nach den Bestimmungen der alten Dorfrechte strenge verboten, Heilquellen und Brunnen zu verschmutzen. Als Opfer warfen die Leute gern Münzen in das Wasser. Das geschah z.B. in Poysdorf beim Rabrunn. Wurde dieser geräumt, so suchten die Knaben im Schlamme die Geldstücke (noch um 1180).

Unsere Heilquelle, die wichtige mineralische Stoffe enthält, war in den Pestzeiten – 1585, 1622, 1645 und 1655 – gerne von den Bewohnern besucht. Gerade in dieser Zeit machte unsere Heimat eine schwere religiöse, politische und wirtschaftliche Krise durch: Reformation, Gegenreformation, Eindringen der Renaissance, Krieg 1605 und 1618, die Geldinflation („Münzcalade“ genannt), Missernten, Hungersnot, Austreibung der Protestanten usw. Feind und Freund befolgten den Satz: „Der Krieg muss den Krieg ernähren“, sodass sie die Gemeinden plünderten, ausraubten und brandschatzten. Solche Zeiten nötigen immer den Menschen zur Einkehr und Besinnung. Die Armen, die sich keinen Bader leisten konnten, gingen zum Heilbründl, um sich zu waschen und zu trinken. Sie nahmen auch Wasser mit nach Hause und bauten fest auf seine Heilwirkung, denn der Glaube kann Berge versetzen und das Unmögliche möglich machen; so wurde ein Augenkranker hier gesund.

Damals lag das Heilbründl in einer sumpfigen Wiese, in der angeblich ein schwedischer Reiter versank und sein Leben einbüßte. Durch die Italiener, die nach 1590 als Maurer und Seidenraupenzüchter einwanderten, kam auch eine Nachbildung der Madonna della Sedia von Raffael (+ 1520) zu uns, die als Gnadenbild das Bründl schmückte; ein Unbekannter setzte zum Dank ein Holzkreuz, sodass viele die Quelle besuchten. Die Gegenreformation förderte die Marienverehrung, während sie die Protestanten ablehnten. Unterstützt wurde dieses Bestreben durch das Stift Klosterneuburg, dem die Gemeinde Wilhelmsdorf gehörte, und durch die Wiener Jesuiten, die in Poysdorf Besitz hatten. Zur gleichen Zeit schuf der Olmützer Kardinal Franz von Dietrichstein (+ 1636) in Alt Ruppersdorf und Nikolsburg Wallfahrtskirchen zu Ehren des Hl. Sebastian. Der Besuch der Gnadenorte war ein gutes Propagandamittel der Kirche und entsprach dem menschlichen Wandertrieb, der nach Kriegen zur Mode wurde.

Im Pestjahr 1655 – genau vor 300 Jahren – entstand der kleine Kapellenbau mit der Achteckform im Innern, die in der Renaissancezeit beliebt war; man vergleiche nur den Uhrturm in Großkrut und Drösing und die Feldsberger Barbarakapelle. Den schönsten achteckigen Schlossturm sah ich in Gr. Ullersdorf, im alten Zierotinischen Schloss, dem Schauplatz Grillparzers „Ahnfrau“. Das Vorbild der Achteckform ist das Grabdenkmal des Ostgotenkönigs Theoderich (\* 526) in Ravenna, der in der deutschen Heldensage als Dietrich von Bern weiterlebt. Diese kleine Kapelle nahm das Gnadenbild von der Quelle auf, sodass der alte Quellenkult langsam vergessen wurde.

Als der Fortifikationsmeister Donato Allio die Kirche erbaute, befand sich hinter dem Hochaltar ein Brunnen, der erst um 1880 verschwand. Doch hielt das Volk am alten Quellenkult fest, da sich viele Pilger hier das Gesicht und besonders die Augen befeuchten, ein Glas voll trinken und eine angefüllte Flasche mitnehmen. Das Fußbad ist aber abgekommen.

Die Heilbrunnen in Walterskirchen und in Ernstbrunn (1432 – 1784) sind heute vergessen; das Schricker Bründl brachte es nicht zu einer Gnadenstätte. Will man etwas von dem alten Quellenzauber spüren, so besuche man an einem Sommertage diese Stätte, wenn das Wasser leise plätschert, der Wind in den hohen Bäumen rauscht und eine feierliche Stille in dem kühlen Schatten bei der Kirche herrscht, die höchstens durch das Zirpen einer Grille oder durch die Stimme eines Singvogels unterbrochen wird.

Die alte Kapelle ist heute mehr eine Gerätekammer für allerlei Dinge und Gegenstände. An den beiden Frauentagen opfern die Wallfahrer brennende Kerzen als Bitt- und Dankopfer, sodass der kleine Raum, der sonst im Dunkel der schattigen Bäume kaum zu erkennen ist, von einem Lichtermeer erfüllt wird, in dem Andächtige eine stille Zwiesprache mit dem Allmächtigen halten.

Veröffentlicht in: „Mistelbach-Laaer Zeitung“, 8. 10. 1955, S. 4

Mariaheilbründl bei Ernstbrunn

Wer vom Marktplatze Ernstbrunns auf der Korneuburgerstraße hinauswandert, der kommt nach wenigen Minuten zu einer Allee, die zu einer kleinen Kapelle führt, neben der ein Brünnlein ein klares, helles Wasser spendet. Dieser Brunnen war es, der dem Orte den Namen gab, der allzeit in Ehren und Ansehen stand bei der Bevölkerung, da ja das Wasser heilkräftig ist. Im Jahre 1432, also in den Hussitenkriegen, die unsere Heimat zu einer trostlosen Wüste machten, wird dieser Brunnen zum ersten Mal erwähnt. Die Leute tranken damals das Wasser und benützten es zum Bade. Ein Holzkreuz stellten die Bewohner auf, später errichteten sie eine Kapelle und machten große Gruben, in denen sie sich badeten. Grund und Boden besaß der Schloßbesitzer von Ernstbrunn, das Geld aber, das die Fremden hier opferten, gehörte der Parrkirche des Ortes. Ein Aufseher sah auf Ordnung und Reinlichkeit, denn Männer und Frauen badeten getrennt. Die Kranken, die hier in dem eisenhältigen Wasser ihre Gesundheit wieder erlangten, ließen Votivtafeln an den Wänden der Badeanstalt anbringen.

Im Jahre 1703 erkrankte der Ortsbader von Ernstbrunn und wurde durch das Wasser des Brünnleins wieder gesund. Er errichtet eine Mariensäule und umgab sie zum Schutze gegen Wind und Wetter mit Brettern. Der Vizedechant von Göllersdorf, ein alter und kränklicher Mann, kam nach Ernstbrunn im Auftrag der kirchlichen Behörde und schaute nach, ob alles in Ordnung war. Immer größer wurde der Zulauf zu dem Brunnen, überreichlich spendeten die Wallfahrer Geldopfer, so daß der Graf Theodor von Sinzendorf, der erste Katholik des gräflichen Hauses, den Bau einer größeren Kapelle anregte. Den Grund und Boden schenkte er unter der Bedingung der Kirche, daß ihm das Patronatsrecht über diese Gnadenstätte verliehen werde. Die Kirchenrechnung muss ferner nur im Beisein der Herrschaft gefertigt werden. Ein Viertel des Opfergeldes gehörte der Pfarrkirche. Die Schlüssel zur Wallfahrtskirche bewahrt der Pfarrer auf. Der Gnadenort untersteht der Aufsicht des Dechanten.

Im Jahre 1719 wurde die Kirche erbaut, nachdem der Markt Ernstbrunn und die Herrschaft eine bedeutende Geldsumme vorgestreckt hatten. Doch kam es in der Folgezeit zu Streitigkeiten zwischen der Herrschaft und der Kirche. Der Pfarrer von Oberleis Jobol Trippen war ein Gegner dieser Kapelle, die den Strom der Wallfahrer von Oberleis ablenkte. Um das Jahr 1700 erstanden viele Gnadenorte in unserem Lande z. B. Maria Dreieichen bei Horn, Maria Bründl bei Poysdorf und Enzersdorf im Thale. Der Dreißigjährige Krieg, die Türkenkämpfe waren vorrüber, das religiöse Leben erstarkte in den Tagen der Gegenreformation, die Protestanten waren verjagt und das Zeitalter des Barocks brach an. Bei dem Heilbrunnen ereigneten sich viele Wunder und 1760 werden 33 Prozessionen erwähnt, die alljährlich hieher kamen. Ein eigener Priester wurde da angestellt. Die Kirche hatte die Form eines Kreuzes, zwei hohe Türme und vier Altäre. Neben dem Gotteshaus stand ein Wohngebäude für den Benefiziaten, zwei Badestuben und ein Friedhof. Wiese und Wald umgaben die Gnadenstätte. Auch ein Einsiedler wohnte da; ihn nannten die Leute Eremit oder Waldbruder. Es war ein abgedankter Soldat, welcher der schnöden Welt den Rücken gekehrt hatte und hier in der Einsamkeit ein beschauliches Leben führte. Er sammelte Kräuter, heilte die Kranken, unterrichtete die Kinder und half in der Wallfahrtskirche mit. Solche Einsiedler genossen beim Volke ein hohes Ansehen und standen dem Mitmenschen mit Rat und Tat bei.

Die Pfarrkirche nahm jährlich durch die Wallfahrer 900 Gulden ein. Die Gnadenkirche hatte auch mehrere Ablässe, die sie vom Papste in Rom erhalten hatte. Das größte Fest, das hier gefeiert wurde, war das Annafest. Zahlreiche Wallfahrer erschienen an diesem Tage in Ernstbrunn, der weite Platz um den Gnadenort war belebt mit Menschen; die Kaufleute hatten ihre Buden aufgestellt und machten gute Geschäfte.

Als unter Maria Theresia die Feiertage eingeschränkt wurden, kam auch das Annafest um seine Bedeutung. Es wurde am darauffolgenden Sonntag gefeiert, damit sich das Landvolk nicht von der Arbeit losschraubte.

Am 11. Jänner 1783 wurde die Kirche auf Anordnung der Behörde geschlossen. Keine Wallfahrer kamen mehr auf den Straßen daher gezogen. Der Einsiedler verschwand. Die Pfarrkirche von Ernstbrunn übernahm 1791 die Paramente. Der vierte Geistliche wurde von Ernstbrunn weggenommen und anderwärts verwendet. Die Kirche verfiel von Jahr zu Jahr; Regen und Schnee, Frost und Kälte zerbröckelten die Mauern, so daß sie endlich einer Ruine glich. 1823 kaufte die Marktgemeinde das Gebäude von der Herrschaft und verkaufte es wieder an die beiden Bürger Schallgruber und Grünberger. Die Gebäude und die Kirche wurden eingerissen und nichts mehr erinnerte an den Wallfahrtsort. Im Jahre 1832 wollte man wieder eine Kapelle erbauen, doch verbot es das Kreisamt in Korneuburg. Viele Jahre später erstand eine kleine Kapelle, die noch heute zu sehen ist. Die alte Lindenallee wurde gefällt und an ihre Stelle Pappeln gesetzt.

Ein stilles ruhiges Plätzchen ist diese Stätte um den Brunnen. Man merkt hier nichts von dem hastenden Betriebe des Alltags, leise rauscht der Wind in den mächtigen Bäumen, aus dem Walde ertönt der Gesang einer Amsel und auf einem nahen Felde rauscht die Sense eines Schnitters in reifen Kornhalmen. Die Zeiten ändern sich, nur das Brünnlein ist das selbe geblieben; es murmelt und plätschert wie einstens, da hier die große Gnadenkirche stand und viele Fremde hierherkamen, um in dem eisenhältigen Wasser Heilung und Gesundheit zu erlangen.

Quellen: Die Diözesanblätter

Veröffentlicht in: „Mistelbacher Zeitung“, 1956

Merkwürdigkeiten in unserer Heimat

Unsere Heimat ist ein Bauernland, von dem schon M. Vischer 1672 sagt, dass es viel Wein und Frucht hätte und deshalb von den Fremden gerne besucht wurde; es war immer ein rechtes Hamstererparadies in Krisenzeiten, sodass man die Bahnlinie Poysdorf - Dobermannsdorf – Hammersdorf mit Recht im ersten Weltkrieg die „Hamstererbahn“ nannte. An Naturschönheiten sind wir arm; schon Castelli meinte im Vormärz: „die Gegend von Wien bis Brünn ist wenig besser als gar keine Gegend, wenn es nicht der Luft wegen wäre, würde man es nicht bedauern, wenn der Postwagen keine Fenster hätte“. Trotzdem gibt es in unserem Gebiete Gemeinden und Täler, die ein kleines Paradies sind, aber zu wenig gewürdigt werden: Falkenstein, Michlstetten, Ernstbrunn, das Kreuttal, die Nexinger „Schweiz“ und der ausgedehnte Wald auf der „Hohenleiten“; die Bahnstrecke Schletz – Grafensulz – Niederleis bezeichnet der Lokalpatriotismus als den „Weinviertler Semmering“. Vor 150 Jahren bewunderte der Fremde, der zum ersten Male die Heimat durchwanderte, prächtige und sehenswerte Gartenanlagen des Adels: in Feldsberg und Fünfkirchen englische Parkanlagen, in Ernstbrunn „die hängenden Gärten der Semiramis“, in Eisgrub ein Glashaus mit ausländischen Pflanzen (1846) – es war aus Eisen und Glas gebaut und das erste auf dem Kontinent – und die „holländische Landschaft“ bei Feldsberg, Ernstbrunn und Poysbrunn (hier erst nach 1860). Maria Theresia verbrachte jeden Sommer im Dietrichsteinschen Schloss von Nikolsburg; nach diesem Park wurde der erste in Schönbrunn angelegt; Kaiser Josef, der sehr oft in Feldsberg zu Gaste war, nannte sich auf seinen Reisen immer „Graf von Falkenstein“.

An Getreide bauten unsere Ahnen nur Korn und Hafer, etwas Weizen und wenig Gerste an. Große Getreidemärkte hielten Lundenburg, Znaim und Mistelbach ab, das schon 1414 das beste Marktrecht am linken Donauufer besaß; damals kannte man kein einheitliches Maß; bei uns galt das Kruter-, das Laaer-, Staatzer- und Mistelbacher Maß. In Nieder Absdorf sah man 1414 einen Kornstein, an dem jeder seinen Metzen prüfen konnte = hämen, fachten, eichen. Dieser halbkugelförmige Stein, der genau einen Metzen = 75,4 l fasste, wies auf der Unterseite eine Öffnung auf, damit das Getreide nach der Überprüfung des Inhaltes in den Sack laufen konnte. Dieser Steinmetzen war genau so ein öffentliches Maß wie die Elle am Laaer Roland. In Poysbrunn, Ottenthal und Neudorf standen die „Pflanzsteign“ = kleine Felder für Versuchspflanzungen unter der Aufsicht der Gemeinde (1549); bei diesen galt noch das uralte Stehlrecht (jeder Nachbar konnte das Feld straffrei abräumen), wie wir es beim alten Hochzeitsessen wieder finden. Fachten ließen die Bauern ihren Dorfmetzen beim Banteiding oder in den größeren Gemeinden; nach Mistelbach gingen 1512 die Hörersdorfer, 1550 die Thomaßler und 1590 die von Bogenneusiedl, während sich die Wilhelmsdorfer nach Großkrut begaben (1512). In Patzmannsdorf konnte jeder Bauer seine Maße zu Michaeli hämen lassen, doch mussten zwei Zeugen anwesend sein. Das Hämen der Hohlmaße nannte man angießen und die Ratsherren, welche dieses Amt ausübten und in den Schänken nachschauten, waren die Angießer. Die Safranpreise von Mistelbach hatten für das ganze Land Geltung. Die Wachszieher und Lebzelter besuchten den großen Wachsmarkt am 25. Jänner in Stronsdorf. Die Tuchmacher deckten ihren Bedarf an Schafwolle in Lundenburg und Auspitz. Der Plan des Fürsten Gundacker von Liechtenstein, in Laa einen Wollmarkt abzuhalten, scheiterte, weil die Bewohner keinen Unternehmungsgeist hatten. Große Garnmärkte für die Weber gab es in Znaim; sehenswert waren die Viehmärkte in Pohrlitz, die unsere Fleischhauer noch bis 1880 besuchten. Wer Holz und Weinstecken brauchte, kaufte dies alles am Zistersdorfer Holzmarkt ein.

Im Weinbau besaß Falkenstein eine überragende Stellung, weil es in weinbaurechtlichen Fragen der Oberhof war, wo sich die Weinorte die Rechtsbelehrung holten; Bergteidinge gab es in Erdberg, Falkenstein, Ehrnsdorf, Gaubitsch, Gnadendorf, Grafensulz, Paasdorf, Schoderlee, Herzogbirbaum und Röhrabrunn; diese Gemeinde begab sich wegen Rechtsbelehrung nach Schoderlee und, wenn sie …

es fehlt Seite 4

… Anerkennung.

Im Obstbau zeichneten sich Walterskirchen, Niederleis, Frättingsdorf (bestes Obst und viel Safrananbau schon 1414), Falkenstein mit seiner Krimlingsorte sowie Hausbrunn und Zlabern mit den Pflaumen aus; Baumschulen gab es 1830 in Feldsberg, Nexing und Staatz. In der Laaer Ebene wohnten die stolzen Knofelbauern, um Falkenstein die selbstbewussten Weinbauern und in der Marchebene die Heu- und Strohbauern, die einen starken slawischen Einschlag hatten. Die Knofelbauern lieferten ihre Erzeugnisse nach Böhmen und Mähren. In Schleinbach und Bockfließ wuchs ein guter Spargel, in Groß Harras ein vorzüglicher Kren für den Wiener Markt, in Hagendorf Möhren (für Nikolsburg), in der Marchebene sah man große Scharen von Enten und Gänsen, welche die Nikolsburger Juden kauften. Gesucht waren die Erbsen von Ernstbrunn, Oberleis, Asparn und besonders von Poysbrunn, die mit den Znaimern unter dem Namen Stockerauer Erbsen nach Ungarn verkauft wurden. 1819 versuchte die Herrschaft Joslowitz den Reisanbau in dem feuchten Thayagebiet. Die Weber holten mit Vorliebe den Hanf von Ringelsdorf. In dem Sumpfgebiet von Zwingendorf gedieh ein gutes Schilfrohr, das in Michelstetten zu Decken verarbeitet wurde. Die schönsten Pferde sah man um Hohenau in den Marchgemeinden und um Altenmarkt in der Laaer Ebene.

Als Musterwirtschaften galten Feldsberg (Obst-, Weinbau und Schafzucht), Rabensburg (Pferdezucht und Waldwirtschaft), Wilfersdorf (Getreidebau und Viehzucht), Ebendorf, Staatz und Loosdorf. In Feldsberg wurden schon um 1730 die ersten Kartoffeln angebaut. In Feldsberg, Wilfersdorf und Rabensburg richtete der Fürst Liechtenstein Florian am 13. Jänner 1713 den Körneraufgabs–Achtelfond, das älteste Kreditinstitut bei uns, für die Bauern ein; 1919 vernichtete die Inflation diesen Fond. Die Falkensteiner „Bruderlade“ ist die älteste Sparkasse in unserer Heimat.

Freie Orte, in denen sich kein Adeliger und kein Geistlicher ansiedeln durfte, waren Gaweinstal und Hohenruppersdorf. Herrnbaumgarten löste sich schon vor 1848 aus dem Feldsberger Herrschaftsverbande und hatte einen eigenen Magistrat mit einem Syndikus. In Schrattenberg und Ringelsdorf wohnten Familien noch bis 1921 in Erdwohnungen wie die Troglodyten; sie waren in einem Hohlweg und in einem aufgelassenen Ziegelofen gemacht und zeigen ein geringes soziales Denken in den Gemeinden sowie eine große Rückständigkeit, die letzte Scheune aus Rutenwänden, die innen und außen mit Lehm bestrichen wurden, konnte man in Wetzelsdorf noch bis 1930 sehen – also ein Stück Urzeit im 20. Jahrhunderte.

In unserer Heimat konnte sich keine Industrie entwickeln, weil die Bauern solche Unternehmungen ablehnten, die ihnen die Arbeitskräfte wegnahm. Die Landflucht war hier schon vor 200 Jahren zu spüren; der Zustrom aus den Sudetenländern und der Slowaken füllte die Lücken und bewirkte eine Blutauffrischung in den Dörfern, die durch Inzucht und Alkoholgenuss stark geschwächt waren. Der strenge konservative Geist verhinderte jeden Aufstieg und jeden Fortschritt, weil die Ahnen den gesunden Geist der Neuzeit nicht verstanden; dies sah man beim Bau der Eisenbahnen in Zistersdorf und Poysdorf, wo die Leute sich ganz energisch gegen einen solchen „Teufelsspuk“ wehrten, der nur den Gemeinden schade und ihr Einkommen schmälere. Der Ausdruck „Mistelbacher“ erinnert noch an die engstirnige Vorstellungswelt unserer Vorfahren, die über eine Hausindustrie nicht hinauskamen. In Asparn a. d. Z. gab es Tuchmacher, Salitereien in Drösing, Poysdorf und Steinebrunn, Lederer, Färber und Gerber in Mistelbach und Poysdorf, Ziegelöfen, die einen besonderen Ruf besaßen, in Laa und Themenau, eine Rübenzuckerfabrik in Staatz – Kautendorf, (in Eisgrub eine Ahornzuckersiederei), Weichselkulturen in und um Ernstbrunn für Gehstöcke und Pfeifenröhren; Putzmühlen und Rübenschneidmaschinen für die Bauern erzeugte man in Eibesthal, wo auch gute Schauspieler das religiöse Passionsspiel pflegten – „das Weinviertler Ober-Ammergau“ nannte man die Gemeinde. In Schrattenberg wohnten noch um 1890 dreihundert Arbeiter, die Handschuhe herstellten. Diese Betriebe konnten aber mit der Großindustrie nicht in den Wettbewerb treten und waren deshalb dem Untergang geweiht.

Die ersten landwirtschaftlichen Maschinen kamen aus Dürnholz, Proßnitz und Friedland in Mähren. Unbekannt dürfte der erste Blitzableiter des Pfarrers Diwisch in Brenditz bei Znaim sein (1754), den die Bauern als Hexenwerk zerstörten, weil ein Hagelwetter die Ernte vernichtete. In Pyhra nahmen sich die Bewohner gerne Findelkinder aus Wien, hier konnte man die besten Rutenbesen kaufen. In Pottenhofen und Gutenbrunn verfertigten die Männer im Winter hölzerne Küchengeräte (Koch-, Esslöffel, Quirl u. dgl.). Die Katzelsdorfer fanden im Eierhandel einen lohnenden Nebenerwerb und hießen deshalb „Gelbfüßler“, weil ein Händler die Eier in der Butte eintrat, um eine größere Menge unterzubringen. Die Ottenthaler und Stützenhofner galten immer als die besten Maurer. Die Poysdorfer brachten auf die Nikolsburger Märkte viel Kienholz zum Unterzünden in den eisernen Öfen.

In unserem Gebiete bemerkte der Wanderer früher mehrere Windmühlen: in Nikolsburg 1577, in Gaubitsch, Mistelbach und Feldsberg um 1770, in A. Ruppersdorf und Kl. Schweinbarth noch um 1890 und der Riedname „Mühlberg“ bei Katzelsdorf weist sicher auf eine Windmühle hin; daneben bestanden an den fließenden Gewässern zahlreiche Wassermühlen (an der Zaya und am Poybach), die heute teilweise ihren Betrieb eingestellt haben.

Das erste Krankenhaus erbauten die Liechtenstein 1606 in Feldsberg. Traurig schauten die Schulverhältnisse aus, weil man der Kindererziehung gar keine Aufmerksamkeit schenkte; denn für eine Rossschwemme oder Viehtränke scheuten die Gemeinden keine Ausgaben, wohl aber für eine Schule. Der Brief des Pfarrers Pörsius aus der Zeit um 1632 charakterisiert die Mistelbacher als schulfeindliche Bewohner. Wo es eine Schule gab, musste der Lehrer die Orgel gut schlagen können, das andere war Nebensache. Obwohl seit Maria Theresia der Schulzwang bestand, schickten die Leute ihre Kinder in keine Schule. Immer wieder tadelten die Behörden die Schlamperei in den Gemeinden und dass der Bauer kein Gesetz und keine Bestimmung achtete und befolgte. Um 1830 besuchten im Weinviertel nur 36 % der Kinder eine Schule, im Znaimer Kreis jenseits der Thaya aber 90 % und im Brünner Kreis 93 %. Unser Viertel war das einzige im Land, das keine Mittelschule besaß. Die paar Studenten besuchten das Gymnasium in Nikolsburg oder Kremsier.

Von den vielen Karnern ist nichts mehr vorhanden, der schönste und letzte befand sich in Poysdorf, der 1935 bei der Kirchenrenovierung zerstört wurde. Der Mangel an historischem Sinn und altem Brauchtum zeigt die Gegenwart nur zu deutlich. Unsere Heimat ist ein gesegnetes Bauernland, von dem das Wort Wilhelm Heinrich Riehls gilt: „Ein in Wohlstand gesättigtes Volk ist ein totes Volk, von dem nichts übrig bleibt, als dass es sich selbst verbrennt. Der ausstudierte Städter, der feiste Bauer des reichen Getreidelandes, das mögen Männer der Gegenwart sein, der armselige Moorbauer, der rauhe, zähe Waldbauer, der einsame sagen- und liederreiche Alpenhirt, das sind Männer der Zukunft.“

Quellen:

Herrschaftsakte Wilfersdorf im Fürst Liechtensteinschen Hausarchiv

Blumenbach – „Neueste Landeskunde von Österreich unter der Enns“

G. Winter – „“Weistümer“.

Schweickhardt v. Sickingen – „Darstellung des Erzherzogtums Österreich u.d.E.“

Gr. Wolny – „Die Markgrafschaft Mähren“.

Handschrift von Franz Thiel

Michael Beer

Ein Baumeister, der seine Tätigkeit im Schwabenland und im Allgäu um 1650 entfaltete, war Michael Beer. Das Jahr seiner Geburt ist nicht bekannt. Um 1620 kam er nach Niederösterreich, wo er das Maurerhandwerk erlernte. Seine Heimat ist Au im Bregenzerwald. Die Originalurkunde seines Gesellenbriefes liegt im Landesarchiv zu Bregenz und lautet:

„1651 Jänner 29. Poysdorff.

Die verordneten Zechmeister des Steinmetzen- und Maurerhandwerks Michael Hüeber und Andree Seundt, beide Bürger und Maurermeister im Markt Poystorff in Österreich unter der Enns, bezeugen dem Michael Beer aus Thüral vom Bregizer Waldt in der Au gebürtig, dass er vor 22 Jahren beim Maurermeister Hanns Garttner von Mistelbach nach Handwerksbrauch auf 3 Jahre lang zur Erlernung des Maurerhandwerks aufgedingt und nach Beendigung der Lehrzeit vor Meister, Gesellen und offener Zechlade und in Gegenwart seiner Bürgen Hanns Pischof, Maurermeister zu Wilfersdorf, und Laurenz Purtscher von Hochenruebentorff am Feste Corporis Christi 1625 zum Gesellen gesprochen worden ist.“

Nach der freundlichen Mitteilung des Landesarchives von Vorarlberg kommen noch heute beide Namen in der Umgebung des Boden-Sees vor.

Wie lange Beer noch in unserer Heimat weilte, ob er an dem Bau unserer Pfarrkirche mitarbeitete, und wann er wieder in den Bregenzer Wald heimkehrte, ist nicht bekannt.

Im Jahre 1651 war er in seiner Heimatgemeinde Au, wo sein Name an der Spitze des Meisterverzeichnisses der Maurerinnung steht.

Damals beschäftigte ihn der Bau der ehemaligen Stiftskirche zu Kempten im Allgäu.

3 Jahre später heiratete er am 25. Mai in der Pfarrkirche Andelsbuch. 1657 weilte er in Rankweil, wo er die Lorettokapelle erbaute und die Wallfahrtskirche daselbst vergrößerte. An dem Kloster Schussenried arbeitete er mit. Nach dem Tode seiner Frau heiratete er zum zweiten Male u. z. am 17. Jänner 1661.

In den nächsten Jahren entfaltete er eine emsige Tätigkeit: 1662 Schlosskirche in Haigenloch, 1662 Zisterzienserkirche in Rottenmünster, 1665 Jesuitenkollegium in Landshut, 1666 Klosterbau in Ebersberg. Bei diesem Bau konnte er nur den Grundstein legen, da er schon vier Tage später (am 30. Mai 1666) in den Fluten der Bregenzer Ache ertrank.

Sei bedeutendstes Werk ist die Stiftskirche in Kempten, das erste größere Bauwerk in Süddeutschland nach dem unheilvollen 30jährigen Krieg. Stilistisch ist diese Kirche bemerkenswert, da sie Beziehungen zu Salzburger- und Wiener Kunstkreisen zeigt. Die Poysdorfer Innung der Steinmetz- und Maurermeister unterstand ja der Wiener Bauhütte.

Ungefähr 100 Jahre später wanderte ein Maler aus dem Schwabenlande nach Nieder Österreich; es war dies Anton Franz Maulpertsch ( 1724 – 1769 ). Er wirkte auch in unserer Gegend und malte die Decke in der Piaristenkirche zu Nikolsburg und den Bibliotheksaal im Barnabiten Kollegium zu Mistelbach.

Dass das Land um den Boden See viele Familien und Auswanderer in unsere Heimat nach Nieder Österreich schickte, sei nebenbei bemerkt. Dieser Zuzug hörte nach dem 30jährigen Krieg auf und es begann die Einwanderung aus den Ländern der böhmischen Krone.

Den Gesellenbrief und die Lebensdaten des Michael Beer teilte mir das Fräulein Dr. Martha Rödiger aus Frankfurt am Main mit, der ich den herzlichen Dank ausspreche.

Veröffentlicht in: „Österreichische Volkspresse“, 9. Aug. 1951

Militäreinquartierung

Zu den schweren Lasten, die früher dem Bauer so oft auferlegt wurden, gehört ohne Zweifel die Militäreinquartierung, die ja bei dem Mangel an Kasernen nur zu häufig in den Gemeinden unserer Heimat vorkam. Für die Fußsoldaten erbaute man die ersten Kasernen, während die Reiterei den Bauern zur Last fiel, weil sie keine ständige Garnisonen hatte, sondern von Ort zu Ort wanderte. Die Gemeinde hatte einen eigenen Quartiermeister, der die Verteilung der Unterkünfte besorgte. Es war ein schweres Amt, das viel Verdruß und Feindschaft erregte; obwohl die Gemeinde ihm 40 fl. jährlich zahlte, wollte niemand gern diese Bürde auf sich nehmen. Befreit von jeder Einquartierung waren: die Freisitze (Frosch- und Jesuitenmühle, Pfarrhof, Singerburg, die Ratsbürger, der Polizeikommissär – diese Herren aber nur solange, als sie im Amte waren – und das Halblehnerhaus Nr. 26 alt (317 neu), weil der Besitzer den Wasserlauf bei seinem Hause auf eigene Kosten hatte herrichten lassen. Die Viertelleute waren befreit, wenn die Truppen auf dem Durchmarsche eine Nacht hier blieben, nicht aber wenn sie längere Zeit im Markte sich aufhielten. Weil durch Poysdorf die Reichsstraße führte, so war das Militär sehr häufig bei uns und Kaiser Josef II. verlangte am 29. August 1779, als er Poysdorf besuchte, daß die Gemeinde ein geeignetes Haus für ein Spital suche und Betten hineinstelle, damit man die Kranken nicht nach Stockerau zu schicken braucht.

Im Jahre 1834 erschienen die Sachsen-Koburg- Husaren, die 4 Monate hier blieben. Die Gemeinde hatte rasch das leerstehende Klostergebäude herrichten lassen und brachte hier das Regimentsspital unter, das 40 Betten hatte. Ein Zimmer überließ man dem Regimentsarzte. Wer sollte aber die Kosten zahlen? Die Gemeinde hatte kein Geld, die Kasse war leer und die Einkünfte waren gering. Die Husaren wurden in den Bauernhäusern einquartiert. Die Gehöfte und Tore durften des Nachts nicht versperrt werden, eine Maßnahme, über die sich die Leute bitter beklagten. Die Husaren, die ja zum größten Teil aus Magyaren bestanden, machten keinen Unterschied zwischen mein und dein. Da nützten auch das Anbinden und die Stockstreiche nichts, die derjenige erhielt, der einen Diebstahl verübte. Strenge, ja manchmal grausam war das Militärgericht jener Zeit. Berechtigte Klage führte man auch über das sittliche Verhalten dieser Leute, die mit ihrer freien Auffassung der Liebe die Moral unseres Landvolkes untergruben und den Ortsburschen Anlaß zu Raufereien gaben, die manchmal einen blutigen Ausklang fanden.

Die Ganzlehner nahmen 2 Mann und 2 Pferde durch 16 Tage auf, die Halblehner für die gleiche Zeit 1 Mann und 1 Pferd, die Viertellehner ebensoviel aber nur durch 8 Tage; die Hofstätter durch 4 Tage 1 Mann und 1 Pferd. Die Gasthäuser und das Erbpostamt waren den Halblehnern gleichgehalten, die Mühlen dagegen den Hofstättern. Doch mit dieser Einteilung waren fast alle unzufrieden. Das Posthaus, das frei sein sollte, und die Hofstätter, die oft gar keinen Platz für ein Pferd hatten, führten beim Kreisamte Beschwerde über die ungleiche Behandlung. Ob sie Erfolg hatten, ist ungewiß. Der Staat zahlte an Schlafgeldern der Gemeinde 164 fl. 21 Kreuzer, auch die Offizierswohnungen wurden gezahlt. Acht Offiziere erhielten Unterkunft im Gemeindewirtshaus. Darüber beschwerte sich der Wirt und wies darauf, daß er in seinen Einkünften geschädigt wird, weil die Fuhrleute nicht mehr zu ihm kommen. Die Gemeinde erkannte dies an und wies ihm als Entschädigung 16 fl. J. M. zu. Die Klosterkaserne erfüllte nicht den Zweck, den man erhoffte, sodaß 1835 der Gemeinderat sich entschloß, das Gebäude, das große Kosten verursachte aber keinen Nutzen abwarf, zu verkaufen. Die Klagen über das Militär, das von Ort zu Ort zog, verstummten nicht. Viele ansteckende Krankheiten, die man auf den entlegenen Dörfern gar nicht kannte, verbreiteten sich und richteten schweres Unheil an. Die Offiziere, die meist dem Adelstande angehörten, beleidigten durch ihr herrisches Auftreten die Bauern. Diese Ursachen bewogen die Regierung, für das Militär Kasernen zu erbauen.

Doch gab es dennoch immer Truppendurchzüge, die aber nur kurze Zeit dauerten. Die Soldaten blieben ein oder zwei Tage hier und marschierten dann weiter. Da hatte die Gemeinde Vorspanndienste zu leisten. Dazu waren nach dem Gesetze alle behausten Untertanen verpflichtet. Doch da gab es wieder Aufregung und die Ansichten der Leute gingen auseinander. Jetzt waren es die Viertellehner, die meist nur ein Pferd hatten und die sich gegen jede Vorspann weigerten. Zuerst müßten alle Ganz- und Halblehner daran kommen. 1850 wurde diese Ordnung umgestoßen und es hieß: „Zum Vorspann werden alle der Reihe nach genommen“. Einige Jahre später wird die Pflicht der Vorspannleistung in folgender Weise umgeändert: „Die Halblehner haben die gesetzliche Vorspann zu leisten, die Ganzlehner aber das doppelte Ausmaß, die Viertellehner haben einspännig zu fahren oder spannen je zwei zusammen. Die aber verpflichtet sind und keine Pferde haben, zahlen einen entsprechenden Beitrag.“ Zugleich wurde auch der Fuhrlohn für Fuhrwerke bestimmt, und zwar kostete eine gewöhnliche Fuhr nach Nikolsburg 2 fl. 30 Kreuzer und nach Wilfersdorf 1 fl. 30 Kreuzer. Die Geschäftsleute und die Heurigenschenken verdienten bei den Einquartierungen sehr viel. In den größeren Orten, die an der Reichsstraße liegen, gab es Bäcker, die Mehl und Brot zu liefern hatten für durchreisendes Militär. Der Staat konnte, wenn sich niemand meldete, einen Meister dazu zwingen. So war 1858 der Bäckermeister Johann Schwaner ein Heereslieferant, der mit dem Verpflegsdepot-Magazin in Stockerau einen Vertrag – Subarrendierungs-Kontrakt hieß er – abschloß, der genaue Vorschriften enthielt. Die zu liefernde Menge wurde ihm 1 – 3 Tage früher bekannt gegeben. Die kleinste Menge betrug 160, die höchste aber 3200 Brotportionen. Nur Kornmehl durfte er nehmen, andere Sorten waren verboten. Zu jedem Zentner Mehl rechnete man 1 Pfund Salz. Das Brot muß den Tag der Erzeugung aufgedrückt haben und wenn es geliefert wird, soll es 24 Stunden alt sein. Die Quittungen über die gelieferten Brote sind nach Stockerau zu schicken, von wo er das Geld erhält. Der Subarrendator haftet mit seinem ganzen beweglichen und unbeweglichen Vermögen. Seine Pflichten muß er erfüllen, sonst wird er dazu gezwungen. Der Staat zahlte ihm für eine Brotportion 10 Kreuzer. Verpachtet er sein Geschäft, so hat der Pächter die Pflichten zu übernehmen. Der Vertrag geht auch auf die Erben über, die ihn genau erfüllen müssen. Sind die Truppen wählerisch oder heiklig, so findet er bei den militärischen und politischen Behörden eine Stütze.

Damit die Bäcker keinen Schaden erleiden, so besaß jeder Meister geschriebene Anleitungen, die beim Ankauf von Mehl und beim Backen befolgte. Jedes Mehl mußte sich der Meister gut betrachten. Das Aerar rechnete von 1 Zentner Getreide 92 Pfund Mehl, 5 Pfund Kleie und 3 Pfund Verstaubung. Ein Brot mußte 3 ½ Pfund wiegen.

|  |  |
| --- | --- |
| 1 Metzen Korn wiegt  | 78 Pfund |
| 20 Metzen wiegen  | 1560 Pfund |
| Abgerechnet das Müllermaßl  | 97 ½ Pfund |
| Verstaubung | 44 Pfund |
| Verbleiben | 1418 ½ Pfund |
| Kleieabschlag  | 71 ½ Pfund |
|  | 1347 Pfund |

Aus 1 Zentner machte man 80 Brotportionen, aus 20 Metzen Korn dagegen 1077.

|  |  |
| --- | --- |
| Die 20 Metzen kosten a 5 fl. 36 Kr.  | 112 fl. |
| Fuhrlohn | 6 fl. |
| Mahlgeld  | 4 fl. |
|  | 122 fl. |
| Kleieabschlag | 4 fl. |
|  | 118 fl. |
| Holz, 1 und 2 Zwölftel Klafter a 24 fl.  | 28 fl. |
|  | 146 fl. |

1 Brot kostete 8 Kreuzer 1 Heller. Manchmal hatte er Hafer und Heu den Truppen bereit zu stellen. Für eine Haferportion zahlte das Aerar 35 Kreuzer, für eine Heuportion 45 Kreuzer W.W. Eine Portion reichte für 10 Pferde aus.

Der Bau der Kasernen in den Städten, die großen Fortschritte in der Verwaltung und Verpflegung der Wehrmacht brachten starke Veränderungen, die dem Militär und der Heimat nicht zum Nachteile gereichten. Nur in den Manövern erschienen auf einige Tage die Soldaten in unseren stillen Dörfern, quartierten sich in den Häusern ein und verließen dann wieder die Gegend, die sie erst nach Jahren wieder einmal betraten. Was die Wehrmacht brauchte, lieferten die Heereslieferanten, die ihr Geschäft ausgezeichnet verstanden und oft recht wohlhabende Leute wurden.

Mistelbacher Familiennamen aus dem großen Waldprozeß (1665)

Das Verhältnis des Marktes Mistelbach zu der Herrschaft Wilfersdorf, die im Besitze der Fürsten von Liechtenstein war, konnte nicht immer ein gutes genannt werden, weil das Selbstbewußtsein der Bürger und ihr Eigenwille den Beamten in Wilfersdorf nicht angenehm waren. So herrschte 1665 eine erbitterte Kampfesstimmung in dem sonst so stillen Markte, denn die Herrschaft behandelte den Gemeindewald als ihr Eigentum; der Hauptmann von Wilfersdorf bezeichnete die Mistelbacher als rebellische Köpfe, die vor den Beamten der Obrigkeit keine Achtung hätten, die recht schlecht die herrschaftlichen Felder düngten und nachlässig in der Robot wären; sie schimpften und verhöhnten die Obrigkeit und ein Bauer stellte sogar den Hauptmann, der ein Weib schlug, zur Rede.

Mistelbach hatte damals 184 fürstliche Häuser (davon waren 15 öde); von diesen gehörten 80 den Handwerkern, 27 den Bauern 62 den Hauern, außerdem zählte man noch 40 Pfarrholden.

Am 19. März 1666 begann der denkwürdige Prozeß gegen die Herrschaft wegen des Waldes und der Robot.

Die Rädelsführer hießen: Georg Bauer\*1), Wolf Herberth\* und der Schuster Pambler. Die Mistelbacher begaben sich nach Wien zum Kaiser, um ihm ein „Memorial“ von 16 Bogen Umfang zu überreichen; Richter und Rat gingen mit (mit Ausnahme des Pollinger, der wegen seines Geschäftes nach Wien reiste), ebenso die vier Viertelmeister und zwei Hofwirte; sie hießen Georg Hager\*, Leopold Mendler, Georg Mayer\*, Georg Bauer (war krank), Hans Gageier, Georg Ehmayer\*, Kaspar Richter\*, Christoph Dämb, der Marktschreier Stephan Paumann fehlte aber.

In der Hofburg warteten die Mistelbacher auf den Kaiser, der gerade in der Vesper war; als er mit seinem Gefolge erschien, überreichte Georg Bauer kniefällig das Memorial; während der Kaiser hineinblickte, nannte das Gefolge die Bauern „Rebellen“, „Landlerische Bauern“, etliche zogen sie beim Barte und „injurierten sie Übel“. Der Kaiser versprach ihnen schriftlichen Bescheid.

Die Herrschaft Wilfersdorf erkundigte sich nach den Namen der Bittsteller und erfuhr sie auch; es waren dies:

1) Die mit einem Stern bezeichneten Namen kommen noch heute im Bezirk Mistelbach vor.

Engelmayer Jakob

Hönig Johann

Richter\* Hans

Wappner Ulrich

Rochenzenter Adam

Riethaller Veit

Lampacher Friedrich

Huber\* Matthias

Stühholzer Hans

Schröd Georg

Palloch\* Friedrich

Freißl Martin

Pambler\* Stephan

Künster Peter

Maier\* Georg

Schleps Georg

Konrad Wolf

Meier Hans schickte seinen Sohn

Henauer Friedrich

Hollinger Georg

Schlinghofferin Barthlme

Plotz Gregor

Bauer\* Michael

Egger Christian

Kundt Christoph

Mihler Matthias

Freihuber Elias

Rath\* Thamann

Wehlandt Kaspar

Köppler\* Hans

Hilleprant Barthlme

Hausermayer Hans

Koller\* Philipp

Hueber Paul

Wiener Hans

Neubauer\* Hans

Stojber\* Georg

Eckl\* Andreas

Nitsch\* Hans

Pahr\* Sebastian

Putz\* Pankraz

Kocherin Kaspar

Bauer Georg war krank und blieb daheim

Schmidt\* Lorenz

Langer\* Jakob

Prairsth Andreas

Leuthner Mert

Gugier Andreas

Prukner\* Matthias

Pilla Artharius

Pirz Nikolaus

Brandstetter\* Hans

Kollpeinther Matthias

Kerntler Matthias

Steinbauer\* Hans

Firnhardt Paul

Keller Georg

Leithner\* Vlasi

Sauber Hans

Schein Hans

Streicher Hans

Hebarth Wolf

Schubarth Paul

Lautner Sigmund

Grämel Jakob

Schucker Barthlme

Oberhofer Paul

Schaller Georg

Lenz Hans

Schinach Christoph

Kleber Georg

Nekam Thomas

Schwanbauer Michael
Rueff\* Georg

Leutl Hans

Neuthaidl Matthias

Hörpfing Urban

Pog Benedikt

Hausleitner Barthlme

Reiffel Jakob

Geißler Georg

Schmidt\* Hans

Ehrentraut Georg

Ditz Jakob

Weber\* Wolf

Haubenpärtel Stephan

Damhoffer Paul

Hueber\* Matthias

Wolf\* Hans

Strobel\* Georg

Gras Christoph

Sailling Georg

Sedlmayer Hans

Pod Georg

Hintermayer Hans

Margarth\* Hans

Element Barthlme

Sauerschick Peter

Weinwurm\* Stephan

Steiner\* Hans

Kreuz Michael

Brunner\* Wolf

Schneid Lorenz

Pöz\* Thomas

Rath\* Merth

Liner Peter

Strobel\* Merth

Schneid Philipp

Kohlgruber Stephan

Plath Christoph

Hirschberg Matthias

Peg Adam

Braun\* Lorenz

Gschwantner Veit

Pacher\* Gabriel

Loybel\* Christian

Schallamayer Hans

Lehner\* Simon

Leuthner\* Vinzenz

Steger Andreas

Mayer\* Leonhard

Schmidt\* Merth

Wiesinger\* Merth

Kundt Christoph

Fübig Hans

Kaltenbrunner Michael

Zur Strafe verweigerte die Herrschaft dem Markte das Saatgetreide; doch besserten sich die Bewohner gar nicht; denn 1667 gab es auf dem Marktplatz während eines Jahrmarktes eine große Rauferei, bei der auch der Marktrichter einige Ohrfeigen erhielt und Militär heimlich Feuer legte, um sich zu rächen. Nun überreichten im Oktober die Bürger dem Kaiser zwei Memoriale wegen der Rauferei und wegen des Banweines, der angeblich nicht zu trinken war; er stammte von Poysdorf, wo ein 10-Eimerfaß 50 Gulden kostete und den Mistelbachern war er um 45 Gulden zu teuer. Die Herrschaft brachte „attestationes“ von Poysdorfern bei, die den Banwein für gut erklärten.

Zu Weihnachten 1667 drohte die Herrschaft mit der Exekution gegen den Markt Mistelbach; doch die Bürger hielten in dem Kampfe aus, zumal später der Paul Oberhofer die Leitung in dem Prozeß übernahm.

Quellen:

Herrschaftsakte Wilfersdorf im Fürst Liechtensteinischen Hausarchiv

Veröffentlicht in: „Die Sippe“, 1938, Nr. 10, S. 182 - 184

Mozart im Weinland

An einem Herbsttag des Jahres 1767 fuhr ein Reisewagen, in dem ein älterer Herr mit zwei Kindern saß, auf der Brünnerstraße von Wien gegen Wolkersdorf. Es war der Musiker Leopold Mozart mit seinem Wolferl und der Nannerl, die neugierig die eintönige Landschaft betrachteten; langsam hob sich der Morgennebel und die milde Herbstsonne leuchtete vom klarblauen Himmel.

Mozart war mit den beiden Kindern von Salzburg nach Wien gekommen, um bei einer kaiserlichen Hochzeit die hohen Gäste in der Hofburg durch ihre künstlerische Leistungen zu erfreuen; denn der elfjährige Knabe war schon damals in ganz Oesterreich bekannt, so daß der Hochadel ihn gerne auf seine Schlösser und Landsitze einlud, wo man seine Musik aufrichtig bewunderte und hoch einschätzte. Eine Blatternepidemie, die in der Donaustadt ausbrach, raffte die Erzherzogin weg, sodaß die Hochzeit entfiel. Der Vater war um die beiden Kinder besorgt und wollte sie an einen gesunden Ort bringen, wo keine Blatterngefahr bestand.

Der Olmützer Domdechant, der Graf Podstatzky Lichtenstein, der schon in Salzburg die Mozart-Familie kennen gelernt hatte, lud ihn ein, nach Olmütz zu kommen. Der Fürst Wenzel von Liechtenstein, ein Ratgeber der Kaiserin Maria Theresia, schlug dem Vater vor, die Reise über Feldsberg zu machen und in seinem Schloß einzukehren. Der Fürst stellte ihm einen Wagen zur Verfügung, der in Wolkersdorf auf die Gäste aus Salzburg wartete; die Wilfersdorfer Herrschaft hielt hier in Wolkersdorf immer mehrere Vorspannpferde und Wagen bereit, weil die steil ansteigende Straße diese Maßnahme erforderte.

Die Gäste bestiegen die fürstliche Kutsche, die zur Sicherheit ein Grenadier aus WiIfersdorf begleitete, obwohl kaiserliche Kavallerie ﬂeißig von Gaweinstal bis Wolkersdorf patroullierte. Auf der Höhe vor der Kaserne genossen die Reisenden den weiten Rundblick auf das vom Sonnenglanz erfüllte WeinIand; in der Ferne grüßten die Karpathen und die Hügel um den Buschberg begrenzten den Nordwesten. Auf der Brünnerstraße herrschte ein reger Verkehr: Weinwagen die nach Wien fuhren, schwere „Vierzöller“ aus Schlesien, Herrschaftskutschen, Landauer-, Zeisel- und Kobelwagen, Pilger, Handwerksburschen, Soldaten, die aus dem Militärlager von Turas bei Brünn kamen, fahrendes Volk und viele recht zudringliche Bettler. Immer gab es etwas Neues zu sehen und zu hören, sodaß den beiden Kindern die Zeit nicht ....

In Gaweinstal bestellte der Vater ein warmes Mittagessen; auch der Knecht mußte die Pferde füttern. Hier stand Wagen neben Wagen, da Gaweinstal eine wichtige Raststation war, wo die Reisenden gerne eine Weile blieben, um Hunger und Durst zu stillen. In Wilfersdorf wurden die Pferde gewechselt. Die fürstlichen Beamten, Frauen, Kinder und Ortsbewohner standen beim Wagen und musterten die Wunderkinder, denen die Frau Amtmann eine Jause, Obst und Weintrauben reichte, wofür sie herzlich dankten. Der Kutscher drängte aber zur Weiterreise, weil er nach vor Einbruch der Dunkelheit in Feldsberg sein mußte.

Vom Ausspann aus betrachteten die Gäste die Umgebung: den hl. Berg mit Nikolsburg, die Pollauerberge, die Ruine Falkenstein mit dem Galgenberg, an dessen Spitze das Hochgericht über die Bäume ragte, und das Schloß Poysbrunn mit den Fischteichen im Tal gegen Steinebrunn. Die Erklärung gab der freundliche Kutscher, zu dem die Gäste rasch Vertrauen gefaßt hatten. Der Tennauwald war damals genau so gefürchtet wie der auf der Hohenleiten, weil sich da gerne die Zigeuner und Wegelagerer aufhielten. Es dämmerte schon als der Wagen vom Raistenberg nach Feldsberg hinabfuhr. Die weite Reise hatte wohl die Kinder ermüdet; doch entschädigte sie der freundliche Empfang und die Begrüßung durch die fürstliche Familie; nach dem Nachtmahl zeigten sie ihr Wissen und Können, über das die Zuhörer nicht wenig staunten.

Die Reise nach Olmütz, die entweder über Butschowitz oder Ung.-Ostrau ging, erfolgte in einem fürstlichen Herrschaftswagen. Der Domdechant traf rechtzeitig alle Vorbereitungen für die Einreise der Gäste; denn in Olmütz, das damals eine der größten Festungen war, „perlustrierte“ die Behörde genau jeden Fremden. Er fuhr sogar ein Stück Weges ihnen entgegen und führte sie sofort in seine geräumige Wohnung. Die Ankunft der Wunderkinder verbreitete sich schnell in ganz Olmütz und alles freute sich auf ihr erstes Auftreten. Olmütz nannte man gern „das mährische Salzburg“ wegen der vielen Kirchen und Klöster. Militär und Geistliche gaben dem Straßenbild das besondere Gepräge, das auch der Familie Mozart sofort auffiel. Leider erkrankten die Kinder in wenigen Tagen an Blattern, sodaß der Vater sehr besorgt war. Der beste Arzt der Stadt, der gewesene Feldscher Ignaz Wolf aus Leipnik, wurde gerufen, der sich wirklich die größte Mühe gab. Der Vater, der Domdechant und viele Bürger wetteiferten im Dienste um die Kranken, da es um Leben und Sterben ging.

Zwei Monate blieben die Geschwister in Olmütz. Der Winter hatte seinen Einzug gehalten. Vom Fenster aus sahen die Kranken auf die verschneiten Höhen und auf den hl. Berg mit der großen Wallfahrtskirche, die wie eine Gralsburg weit in die fruchtbare Ferne schaute. Die Weihnachtsfeiertage kamen und die beiden konnten schon in der Stadt spazierengehen; großen Eindruck machte auf sie die Dreifaltigkeitssäule, die schönste von ganz Österreich; als sie eingeweiht wurde, war auch Maria Theresia in Olmütz. Anfangs Jänner 1768 kehrte die Familie Mozart nach Wien zurück. Am 9. Jänner übernachtete sie in Poysdorf (Mitteilung des Univ. Professors Nowak von der Wiener Nationalbibliothek).

Wo übernachteten sie wohl? Die Herbergen waren unrein und sicher überfüllt, sodaß sie im Haus des Boeßler von Eichenfeld oder im Gasthaus Hölzl am Körnlmarkt schliefen. Mozart vergaß nicht seine Freunde und Gönner, die er auf der Reise kennen gelernt hatte und die in ihm den Menschen und gottbegnadeten Künstler sahen. Er schrieb das „Feldsberger Menuett“, das vor einigen Jahren der Chormeister A. Stepanek in Mistelbach aufführte, und die Olmützer Symphonie Nr. 6.

In Salzburg gedachte Mozart oft mit bitterer Wehmut an die Tage seiner Reise nach Olmütz; denn am Hofe des Salzburger Bischofs war er nur ein „Domestik-Dienstbote“, der mit anderen Dienern und Köchen beim Essen an einem Tisch sitzen mußte. Der Bischof Hieronymus von Colloredo (das Geschlecht besaß bei uns die Herrschaft Staatz) behandelten ihn als bürgerliche Kreatur und als Lakai, ja er beschimpfte in „ als liderlichen Burschen, als Lump, Lausbub und Fex“ und der Sekretär Graf Arco warf ihn einfach hinaus.

Die Stadt Olmütz ehrte das Andenken an den großen Meister durch eine Gedenktakel mit lateinischer Schrift, weil die Tschechen eine deutsche ablehnten. Ist sie heute wohl noch vorhanden?

Quellen:

Angela Drechsel „Mozart in Olmütz“ im „Nordmährerland“ 1941 und in der „Mähr.-schlesischen Heimat“ 1956.

Meine genauen Aufzeichnungen über Feldsberg verlor ich 1945.

Veröffentlicht in: „Mistelbach-Laaer Zeitung“, 1956

Mozart 11 Jahre 1767-1768

9.Jänner 1768 Nächtigung in Poysdorf

1753 Fr.Beck

1773 Bößler von Eichenfeld

**4. Reise (11.September 1767 – 5. September 1769): Salzburg - Wien - Brünn**

1. 11.9.1767: Vöcklabruck (Übernachtung)
2. 12.9.1767: Lambach (Mittagessen im Kloster),
3. 12.9. 1767: Linz (Unterkunft Im grünen Baum in der Vorstadt)
4. 13.9.1767: Strengberg (Übernachtuııg)
5. 14.9.1767: Melk (Orgelspiel im Kloster)
6. 14.9.1767: St.Pölten(Übernachtung)
7. 14.9.1767: Purkersdorf
* 15.9.1767: Ankunft in Wien (15.9. - 23.10 1767)
* 9.1.1768: Auf der Rückreise von Brünn abends Ankunft in Poysdorf (Übernachtung)
* 10.1.1768: Ankunft in Wien
* 28.12.1768: Auf der Rückreise von Wien über Melk (28. - 29.12.1768); Mozart spielt auf der Orgel der Kirche
* 4.1.1769: Lambach, Benediktinerkloster

Nach dem 30jährigen Krieg

Es war eine schwere Arbeit, die Menschen nach dem langen Krieg wieder an Ruhe und Ordnung zu gewöhnen und daß sie der Obrigkeit gehorchten, in Frieden und Gemeinschaft lebten und die Kriegsschäden in den Märkten und Dörfern beseitigten. Der Markt- und Dorfrichter, die Geschworenen, die Geistlichen, Schulmeister und herrschaftlichen Beamten, die oft einen schweren Stand hatten, wurden angefeindet, verspottet und oft auf der Straße beschimpft; in Poysdorf sagten die Bewohner dem Marktrichter Hans Knoll öffentlich, daß er einen Teil der schwedischen Kontribution unterschlagen hatte; wohl stellten ihm der passauische Grundrichter Hans Hofer und der Oberleiser Georg Richter das beste Sittenzeugnis aus; trotzdem wurde er „cum infamia“ entlassen und konnte kein Amt in der Gemeinde bekleiden. Der Marktschreiber, der in seinen Arbeiten sehr nachlässig war, machte mehr Schaden als Nutzen; in der Fastenzeit war er mit einigen Burschen beisammen,die fest aßen und tranken. Der Marktschreiber, der als Amtsperson galt und als solcher überall auftrat, legt einen Eid beim Amtsantritt ab, der lautete: „Ich schwöre zu Gott und allen Heiligen, daß ich in Poydorf durch gnädige Verwilligung angetretener Marktschreiber, vor der ist Ihre fürstliche Gnaden bei diesem Markte habende Zivil- und Kriminalgerechtigkeit allerseits in schuldiger Observanz und Obsicht halten, hievon meinerseits keineswegs handeln und auch sonsten gegen den fürstlichen Herrn Marktrichter, Ratsbürger und gesamte Gemein als getreu, ehrbar und emsig, wie es einem ehrlichen Mann gebührt und wohl ansteht, verhalten und gebrauchen lassen wolle. So wahr mir Gott helfe und das heilige Evangelium!“

Die Marktgemeinde Poysdorf, die nie Geld hatte, wenn sie es dringend brauchte, sollte die baufällige Schwemme ausbessern, was eine notwendige Arbeit war. Den Gemeinde-Ziegelofen nahmen verschiedene Parteien stark in Anspruch – ein Zeichen reger Bautätigkeit; die schadhafte Schwemme konnte erst 1677 fertiggestellt werden. Der Dienst von der Viehtrift war mit Wissen und Willen der auswendigen herrschaftlichen Richter und der bürgerlichen Gemeinde jedes Jahr mit 1 fl 30 kr zu reichen. Neben der Schwemme befand sich ein Fischbehälter. Das Marktsiegel vertraute die Obrigkeit nur dem Rate allein an, damit kein Mißbrauch vorkam. In einer großen Truhe lagen die Schriften und Urkunden sowie die Privilegien des Marktes, die immer im Rathaus blieben; zu diesem Archiv hatten die 12 Ratsherren die Schlüssel; für die Geldkasse gab es 3 Schlüssel. Erschien aber einer von den Ratsherren nicht, so konnten die anderen 2 die Kasse nicht aufsperren; ging ein Schlüssel verloren, so mußte ein Schlosser das Schloß der Kasse aufbrechen.

Bei Ratssitzungen waren die Ratsbürger immer einverstanden und sprachen nie gegen einen Antrag; aber nach der Sitzung kritisierten sie auf der Straße, wußten alles viel besser und schimpften über die Beschlüsse, die sie leider oft nicht einhielten und so den anderen ein schlechtes Beispiel gaben. Unter den auswendigen Grundrichtern waren der jesuitische und passauische die Gegner des Marktrichters; diese Feindschaft wirkte sich sehr nachteilig für die Gemeinde aus und störte den Frieden und die Entwicklung. Einmal mußte der Marktrichter dem Gerichtsdiener 30 Stockhiebe androhen; eigenmächtig erlaubte er einzelnen Bewohnern im Herbste das Vorlesen, wozu er aber nicht berechtigt war. Er war ein Anhänger des Absolutismus, ging in vielen Angelegenheiten eigenmächtig vor und fragte nicht die anderen Ratsbürger; so plante er, den Fischhandel und das Einstandsrecht aufzuheben. Die Gegenreformation hatte uns die von Gott gewollte Obrigkeit gebracht, gegen die es keine Widerrede gab; die Mistelbacher, Eibesthaler und Kettlasbrunner waren aber anderer Meinung und widersprachen bei jeder Gelegenheit der fürstlichen Herrschaft in Wilfersdorf. Die Geistlichen verlangten, da sie der erste Stand in Oesterreich waren, eine bevorzugte Stellung und überall den Vorrang. In den Gemeinden trat der „Beamtenpriester“ mehr in den Vordergrund; so erschien der Poysdorfer Pfarrer Franz Winster am 3. August 1650 in einer gerichtlichen Kommission zu Dobermannsdorf. Der Respekt vor der Obrigkeit fiel unseren Ahnen in jener Zeit sehr schwer; vor dem Kaiser hatte jeder Untertan das Knie zu beugen und dem Grundherren sowie dem Pfarrer die Hand zu küssen. Festlich gestaltete sich der Empfang des Landesfürsten oder eines Bischofs in der Gemeinde, die er mit einem Besuch auszeichnete.

Der Ortsrichter sowie der Schulmeister wurden sofort des Dienstes enthoben, wenn sie den Respekt verletzten. In Poysdorf hatte schon 1648 der Weinaufschlag-Einnehmer Peter Burgherr geklagt, daß er im dritten Quartal einen Verlust von 56 fl 40 kr hatte; der Schmuggel und Schwarzhandel blühten im Grenzland zum Nachteil des Staates. Der Poysdorfer Marktrichter, der bei jeder Gelegenheit angezeigt und angefeindet wurde, schimpfte über die jesuitischen Untertanen und hieß sie nur die Pfaffen. In Mistelbach waren Waisengelder unterschlagen worden. Die Obersulzer forderten von den Blumenthalern eine teilweise Vergütung der schwedischen Beute von 1646, da sie sich zuviel angeeignet hatten. Im Wilfersdorfer Herrschaftsgebiet zählte man 14 neue Abbrändler – davon 13 in Mistelbach – und 58 leere Häuser, deren Besitzer weggezogen waren (Wilfersdorf 7, Bullendorf 5, Kettlasbrunn 19 usw.). Von 93 Häusern waren die Wirte abgestorben; 88 Häuser erklärte der Amtmann als „notdürftige Wohnungen“, deren Besitzer betteln gingen. Dazu sei nur ein Teil der Felder bebaut, der größere aber leer und öde sowie mit Unkraut ganz verwachsen. Den bedürftigen Untertanen mußte der Fürst drei Freijahre gewähren – bis 1653. Von den Eibesthalern, die besonders ungehorsam und widerspenstig waren, ließ der Amtmann zur Strafe einige in Band und Eisen schlagen. Unbekannte Täter plünderten die Kirche in Mistelbach aus und raubten das Silber sowie die Kirchenornate. Am 3. August 1651 war die ordinari Landsteuer in folgenden Gemeinden fällig:

Wilfersdorf 100 fl 8kr,

Mistelbach 570 fl,

Obersulz 130 fl 45 kr,

Kettlasbrunn 182 fl 50 kr,

Bullendorf 93 fl,

Loidesthal 80 fl 33 kr,

Blumenthal 30 fl,

Lanzendorf 32 fl 57 kr 2 den,

Paasdorf 6 fl 4 kr,

Poysdorf 60 fl 22 kr 2 den,

Wetzelsdorf 18 fl 36 kr 3 den,

Hüttendorf 35 fl,

Großkrut 25 fl 58 kr,

Wind.- Baumgarten 4 fl,

Wolfpassing 2 fl 24 kr 3 den,

Pfarre Wilfersdorf 6 Schilling 20 den,

Pfarre Kettlasbrunn 2 fl 7 Schilling 4 den,

Pfarre Obersulz 20 fl 5 Schilling 28 den,

eingebrachter Wein: 184 Eimer.

Die Herrschaft Wilfersdorf zählte 287 Oedungen, Hohenau und Rabensburg 389, die Fünfkirchner Güter 36 und Dobermannsdorf 18. Da es an Arbeitskräften fehlte, sollte die Robot neu geregelt werden; danach mußten in Poydorf Taglöhner sowie Inleute jeden 3. Tag bei der Robot erscheinen; deshalb waren sie ungehalten und drohten mit der Abwanderung; solange Poysdorf bestehe, wäre kein derartiges Verlangen gestellt worden. Der Markt sei offen und weitschichtig, durch den viele Fremde reisten. Die neue Robotordnung brächte der Gemeinde nur Schaden; auch der Poysbrunner Graf Trautsohn lehnte diese Belastung der Untertanen ab. Der Amtmann wies aber auf Staatz und Asparn a.d.Z. hin, wo die Untertanen jeden 2. Tag zur Robot gerufen wurden. Nach einem undatierten Schreiben leisteten bei der Wilfersdorfer Herrschaft die Hauer wöchentlich 3 Tage Robot u.z. in Wilfersdorf 30, Bullendorf 28, Kettlasbrunn 65, Obersulz 50, Blumenthal 28, Loidesthal 50, Großkrut 14, Ketzelsdorf 14, Wetzelsdorf 9, Poysdorf 60, Hüttendorf 12, Lanzendorf 7, Mistelbach 108 und Eibesthal 47.

Roß- und Fußrobot in einer Woche:

\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_

Gemeinde Roß Fuß

 2 Tage 1 Tag 2 Tage 1 Tag

\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_

Wilfersdorf 11 1 19 14

Bullendorf 7 20 1 6

Kettlasbrunn 15 2 50 10

Blumenthal 8 1 19 3

Loidesthal 7 6 25 11

Obersulz 6 9 23 30

Lanzendorf - 2 - 7

Hüttendorf - 3 - 13

Mistelbach 6 13 116 36

Eibesthal 8 4 16 28

Erdberg 9 10 17 12

Wetzelsdorf - - 8 -

Poysdorf - 2 52 -

Ketzelsdorf 4 8 28 3

Großkrut - 3 - 28

Das sittliche Verhalten der Bewohner war ein trauriges, weil das Schimpfen, Fluchen, Sakramentieren und Gotteslästern etwas Alltägliches war; beliebt waren die Injurien wie Dieb, Schelm, „Schneid dir die Ohren ab“ (war eine Erinnerung an die Kriegszeit) und der Satz :„ Die Kastner sind alle Diebe“; bei jedem Wortwechsel teilte der Stärkere „Maultaschen“ aus. Raufbolde schickte der Amtmann nach Raab zu Festungs- und Schanzarbeiten, damit sie sich beim Militär besserten; einen schlechten Ruf hatten die Rabensburger, Ringelsdorfer und die groben Poysdorfer, Schricker und Paasdorfer, die bei jeder Gelegenheit sofort fest zuschlugen; denn der unmäßige Weingenuß führte zu Streit, Zank und zu Schlägereien. Seit der Schwedenzeit erschienen die Bauern, Hauer und Schaffler an Jahr-,Wochenmärkten und Kirtagen mit Säbel und anderen Waffen; sie kleideten sich wie schwedische Offiziere, sodaß die Obrigkeit gegen diesen Luxus einschritt. Die Verbote, die guten Lehren und Strafen beim Banteiding zeigten da einen geringen Erfolg. Die schönen Kleider der Familie Knoll in Poysorf sind noch heute im Landesmuseum in Wien zu sehen und stammen aus dieser Nachkriegszeit – vielleicht aus dem Jahre 1670/71.

Noch immer gab es heimliche Lutheraner in einzelnen Gemeinden, die von Ungarn aus Bücher und Schriften bekamen und die in die Gemeinden hinter dem schwarzen Vorhang ausliesen (St. Johann, Groß Schützen usw.). Die Obrigkeit ermahnte die Leute, keine unkatholischen Bücher zu lesen, an Sonn- und Feiertagen die Christenlehren zu besuchen, die Fastengebote zu halten, die Osterpflicht genau zu erfüllen, keine Protestanten in der Gemeinde zu dulden, die Kinder nicht in unkatholische Schulen z.B. nach Gr. Schützen zu schicken und am Fronleichnamsumgang teilzunehmen. Die Poysdorfer Handwerker und Handelsleute suchten mündlich und schriftlich um Schutz bei der Herrschaft an; der Poysdorfer Marktrat wollte nur die bodenständigen Meister schützen, nicht aber die fremden „Zugereisten“, die man nicht brauchte; Inleute, die kein Haus besaßen, waren vom Handel und Gewerbe ausgeschlossen. Der jesuitische Grundrichter Valentin Pacher – die Familie spendete später der Kirche die Orgel – bekämpfte diese einseitige und engstirnige Auffassung und wollte allen Fremden die Ausübung des bürgerlichen Gewerbes gestatten. Die Untertanen jammerten, daß sie nichts verdienten; die Straßen wären leer, es zeigten sich keine fremden Fuhrleute, der Handel und Verkehr stocke, in den Gasthäusern sähe man keinen Gast und die Militäreinquartierungen wären für die Poysdorfer eine schwere Last, über die sie mit Recht „lamentierten“. Der Amtmann gab ihnen den Rat, die Soldaten fest abzuprügeln, falls sie Gewalt anwenden sollten. Die Poysdorfer hatten dem Oberstleutnant keine Diskretion gegeben, so daß das Militär sich Übergriffe erlaubte; der Offizier wünschte, von Poysdorf wegzukommen. Zum ersten Mal sprachen einzelne Bürger von dem Bau eines Spitales (= Armenhaus für Marktbewohner). Ein wunder Punkt war die Unsicherheit auf den Straßen, da abgedankte Soldaten, Invalide, Zigeuner und Wegelagerer ihr Unwesen trieben, so daß die Gemeinden manchmal Streifungen unternahmen und jeden Verdächtigen dem Landgericht einlieferten. Weil Zigeuner und Brenner im Herrschaftsbereich auftauchten, mußten die Hausbesitzer auf die Dachböden Bottiche voll Wasser aufstellen (1653). Jeden Bauer, der als Ehebrecher angezeigt würde, drohte der Amtsmann abzustiften und fortzujagen. In Waltersdorf a.d. March ereignete sich ein Kindesmord; man fand die Leiche im Keller vergraben.

Die Wilfersdorfer Herrschaft zählte 186 öde Häuser, u. z. 157 fürstliche, 21 vom Fünfkirchner und 8 in Eibesthal. Abbrändler gab es in Wilfersdorf 14, in Obersulz 51, in Mistelbach 50, in Eibesthal 6 und in Wetzelsdorf 2.

Zehent der Herrschaft in Schock und Garben:

|  |  |  |  |  |
| --- | --- | --- | --- | --- |
| Gemeinde | Weizen | Halbgetreide | Korn | Gerste |
| Wilfersdorf | 34 Sch. 40 G |  | 12 Sch |  |
| Hobersdorf | 15 Sch. 11 G. |  | 21 Sch. 30 G. |  |
| Kettlasbrunn | 73 Sch. 46 G. |  | 17 Sch. 34 G. |  |
| Mistelbach | 44 Sch. 40 G |  | 26 Sch. 40 G. |  |
| Obersulz | 12 Sch. 03 G |  | 30 Sch. 05 G. |  |
| Blumenthal |  |  | 20 Sch. 15 G. |  |
| Loidesthal | 50 Sch. | 33 Sch. 20 G. | 36 Sch. 40 G. |  |
| Ringelsdorf | 103 Sch. 25 G | 29 Sch. 46 G. | 53 Sch. 15 G. | 7 Sch. 10 G. |
| Großkrut | 44 Sch. 20 G |  | 39 Sch. | 27 G. |
| Ketzelsdorf | 16 Sch. 43 G | 45 Sch. 37 G. |  |  |
| Wetzelsdorf |  | 33 Sch. 28 G |  |  |
| Poysdorf | 32 Sch. 08 G. |  | 39 Sch. 53 G. |  |
| Wilhelmsdorf | 5 Sch. 28 G. |  | 3 Sch. 55 G. |  |
| Hüttendorf | 30 Sch. 20 G. | 10 Sch. 40 G. | 28 Sch. |  |
| Lanzendorf | 12 Sch. 07 G. |  | 17 Sch. 13 G. |  |
| Bullendorf | 67 Sch. 40 G. |  | 26 Sch. |  |
| Prinzendorf | 1 Sch. 20 G. |  | 2 Sch. 40 G. |  |
| Eibesthal | 4 Sch. |  | 15 Sch. 30 G. |  |
| Herrschaftsanbau | 1693 Sch. 18 G. | 23 Sch. 25 G. | 84 Sch. 30 G. | 11 Sch. 20 G. |

Wer nicht die Osterpflicht erfüllte, wurde nicht in geweihter Erde begraben; die fürstlichen Beamten und Arbeiter, die keinen Beichtzettel zu Pfingsten vorwiesen, bekamen keine Besoldung und keine Deputatleistung. Die Herrschaft gab der Eibesthaler Kirche die Grundstücke zurück, während die Gemeinde eine feindliche Stellung gegen den Pfarrer einnahm. Der Markgraf von Brandenburg führte Beschwerde, weil der Kaiser von den Gütern Seefeld und Gr. Schweinbarth 74.686 fl zurückgehalten hatte („Jahrbuch des Protestantismus“ 1907). Die Blumentahler sollten den Obersulzern „wegen der Roß“ in der Schwedenzeit 71 fl 30 kr und 282 fl 30 kr zahlen, zusammen 354 fl; da es nur 8 Bewohner waren, entfiel auf einen der Betrag von 44 fl; da verpflichtete sich jeder, 10 fl jährlich zu Weihnachten zu zahlen.

Einkommen der Kollektur der Kirchen (1654):

Wilfersdorf: 5 Viertel Weingärten, Baulohn und andere Unkosten 80 fl, Ertrag 50-60 Eimer à 1 fl 30 kr = 90 fl, bleibt Rest = 10 fl., 5 Immerkühe geben jährlich Zins = 2 fl 30 kr, Sammelgeld 30 bis 40 fl , die Mitte ist 35 fl. Summe = 47 fl 30 kr

Kettlasbrunn: 31 ½ Joch, 12 Joch sind öde, 19 ½ Joch sind bei Bau, davon ⅓ jährlich in Brache, bleiben als Nutzung 13 Joch; die werden im Bestand verlassen = 4 fl 52 ½ kr, 6 Tagwerk Wiesen à 1 fl = 6 fl; Dienst von 2 Gärten zu Eibesthal = 1 fl 7 ½ kr, von einer Immerkuh = 30 kr, Sammelgeld = 10 fl, Opferung zu St. Sebastian = 24 fl. Summe 46 fl 30 kr.

Obersulz: Die Weingärten tragen 100 Eimer à 1 fl 30 kr = 150 fl, ab Unkosten 100 fl = 50 fl, Bergrecht von 7 Viertel Weingärten = 2 fl 37 ½ kr, Jahreszins = 45 kr, Sammelgeld = 35 fl, von Windlichtern = 5 fl. Summe 93 fl 22 ½ kr.

Loidesthal: 50 Joch Aecker, darunter sind 9 ½ öde, bleiben 40 ½ Joch übrig; die werden im Bestand verlassen; schweres Getreide geben die Aecker 13 ½ Metzen à 1 fl = 13 fl 30 kr; geringes Getreide = 13 ½ Metzen à 30 kr = 6 fl 45 kr, zwei Weidegründe geben für das Gras = 1 fl 38 kr, das Holz das auf den Weidegründen steht, wird alle 5 Jahre verkauft = 1 fl; ein Achtel Weingarten zu Blumenthal = 0 (da der Baulohn = dem gefechsten Wein) Sammelgeld den 3. Sonntag = 5 fl 30 kr. Summe 28 fl 30 kr

Ringelsdorf: Die Kirche hat kein anderes Einkommen als das bloße Sammelgeld = 15 fl

Rabensburg: Dazu gehören 29 Immerkühe, Zins = 2 fl 45 kr ( derzeit werden nur 11 Kühe verzinst, die anderen bleiben auf den öden Häusern ) acht Gwanten Aecker = 48 kr, 43 Gwanten Aecker = 2 fl 52 kr (derzeit werden nur 22 Gwanten verzinst), zwei Fischwasser= 1 fl 45kr. Summe 8 fl 10 kr

Hohenau: 60 ½ Gwanten Aecker à 6 kr = 6 fl ( nur 49 ½ Gwanten werden verzinst, die anderen sind öde) 20 Immerkühe = 3 fl 20 kr, zur Kirche gehören 20 Bienenstöcke = 50 kr (derzeit ist nichts vorhanden), drei Fischwasser = 30 kr, Summe 10 fl 40 kr

Bernhardsthal: 8 Gwanten Aecker geben einen Jahreszins von 4 fl, 15 Immerkühe= 2 fl 30 kr , Wiesenzins 30 kr, Hauszins 1 fl 15 kr, Summe 8 fl 15 kr

Hausbrunn: 9 Immerkühe = 54 kr, drei Viertel- und ein Achtel Weingärten sind öde. Summe 54 kr

Lichtenwarth: 2 Viertel Weingärten = 30 fl, drei Quanten Aecker sind öde, zu Ketzelsdorf sind 28 Gwanten Aecker, die Zinsen im Jahre 28 kr, zu Hauskirchen sind 4 Gwanten Aecker, die geben im Jahr = 16 kr, Summe 30 fl 44 kr

Dobermannsdorf: Dazu gehören 6 Gwanten Aecker, sind aber derzeit öde, zwei Viertel Weingärten sind öde, 22 Immerkühe geben einen Jahreszins 2 fl 12 kr Summe 2 fl 12 kr

Eibesthal: Zins von den Feldern und Weingärten = 12 fl 20 kr, Sammelgeld = 16 fl, Summe 28 fl 20 kr

Die fällige Landsteuer zu Katharina 1654 konnte nicht gezahlt werden, weil die Leute kein Geld hatten; daher gab es Exekutionen, die überall böses Blut machten. Die Besoldung der Herrschafts-Beamten erfuhr folgende Regelung:

Pfleger = Amtmann 50 fl im Jahr

Buchhalter 75 fl im Jahr

Rentschreiber 35 fl im Jahr

Burggraf 40 fl im Jahr

Kastner 35 fl im Jahr

Kellner 30 fl im Jahr

Amtschreiber 30 fl im Jahr

Pfister 30 fl im Jahr

Hofbinder 35 fl im Jahr

Gärnter 30 fl im Jahr

Gartenknecht 16 fl im Jahr

2 Gartenjungen à 8 fl im Jahr

1 Trabant 20 fl im Jahr

1 Meier mit der Frau 30 fl im Jahr

1 Roßknecht 8 fl im Jahr

1 Kuh- oder Schweinehalter 8 fl im Jahr

1 Stalljunge 8 fl im Jahr

1 Maier 7 fl im Jahr

1 „Hirndlhalterin“ 5 fl im Jahr

1 Kälberhalterin 7 fl im Jahr

1 Weingartenknecht 25 fl im Jahr

1 Zimmerwärter 20 fl im Jahr

1 Kuchelmensch 7 fl im Jahr

1 Torwärtl 10 fl im Jahr

1 Jäger 15 fl im Jahr

Der Schulmeister von Wilfersdorf und Obersulz erhielt à 24 fl, der Gerichtsdiener 24 fl und der Scharfrichter 12 fl 30 kr. Der Pfleger verlangte von den Geistlichen genaue Kirchenrechnungen und die Belege für die Ausgaben und Einnahmen.

Die Mistelbacher Rohrmühle war 1654 öde, die Kirchenmühle aber verwahrlost, der Bach verwachsen und durch etliche Jahre nicht geräumt. Diese hatte der Pfarrer Pörsius vor 36 Jahren erbaut; 1644 mußte sich der Müller wegen seines falschen Mautmaßls vor dem Landgericht verantworten. Einzelne Gemeinden blieben der Tatz schuldig, ebenso die Schaffler die Bestandsumme. Die Leute hatten wenig Geld; dazu gab es in den Gemeinden falsche Münzen, sodaß die Beamten bei Bezahlungen gut aufpassen mußten. Laa und Zistersdorf, die vor dem Ruin standen, glichen mehr Dorfgemeinden. Der Unterschied zwischen Stadt, Markt und Dorf verschwand um diese Zeit im Weinlande. Die Geschäfte gingen sehr schlecht, es fehlte die Ehrlichkeit, mancher Richter vergriff sich an Gemeinde- und Waisengeld, die Bäcker machten kleines Gebäck, in den Marchgemeinden blühte der Schmuggel und die Juden schädigten mit ihrem Hausierhandel Gewerbe und Handwerk in unseren Gemeinden; die Leute verdienten wenig und die Gastwirte klagten, daß keine Fremden auf der Straße zu sehen waren. Mistelbach verließ ein Seifensieder, der kein Geschäft machte und kehrte in seine Heimat nach Schlesien zurück.

1655 gab es im Bereich der Wilfersdorfer Herrschaft noch 191 ungestiftete Häuser. Eine Abordnung von Poysdorf brachte dem Kloster Mauerbach ein Bild vom hl. Bruno, da sich die Gemeinde nach eidesstattlicher Erklärung der Boten während des 30jährigen Krieges des besonderen Schutzes dieses Heiligen erfreute; es war auch von dem päpstlichen Legaten Taraffa, der die Gegenreformation in Böhmen leitete, für die öffentliche Verehrung zugelassen (Mitteilung des Pfarrers Reck von Ober-Hautzenthal). 1656 klagte der Poysdorfer Marktschreiber Johann Aigner, daß er seit 1 ½ Jahren keine Besoldung erhalten hatte; der Fürst möchte sich seiner doch annehmen; die Marktbewohner wären halsstarrige Leute, die dem Amtmann viel Sorgen bereiten, man sollte ihnen die Gemeindepferde wegnehmen und verkaufen sowie den Keller sperren. Das Recht, den Gemeindeschreiber aufzunehmen, stand dem Marktrat zu. Oede Häuser im Herrschaftsgebiet: Wilfersdorf 20, Bullendorf 27, Kettlasbrunn 56, Obersulz 22, Blumenthal 23, Loidesthal 46, Hüttendorf 12, Lanzendorf 6, Paasdorf 3, Maustrenk 1, Windisch Baumgarten 2, Wolfpassing 1, Mitelbach 52; Summe 271 – Fünfkirchnerische: Poysdorf 17, Wetzelsdorf 7, Großkrut 13, Eibesthal 22; Summe 59; zusammen 330 öde Häuser. In Poysdorf durften Zinsleute und Hauer aus ihren Weingärten, die sie in Nachbargemeinden hatten, keinen Most oder Wein in ihre Keller im Markte führen. An Weinkreuzer zahlten Poysdorf, Ketzelsdorf und Wetzelsdorf 1750 fl, Mistelbach und Lanzendorf 1600 fl – zusammen 3350 fl. 1656 richtete ein Zistersdorfer Bildhauer in der Spitalskirche zu Mistelbach 2 Altäre her; ein starker Sturmwind riß hier von den Dächern die Schindeln herab.

Am 3. Juli 1656 ließen die Wiener Jesuiten ihre 59 Untertanen in Poysdorf genau beschreiben – u.a. Knoll, Seidl, Seiser, Wolf, Häberler, Ebinger, Ofner, Stoiber, Grohmann, Wunsch, Kraker, Berger, Pöltinger, Schmidt, Hamer, Weißböckh, Schwarz, Kramer, Fröschl, Pacher; sie hatten 17 Kinder über 14 Jahren; in den Familien zählte man nur 2-3 Kinder. 27 Abbrändler fand man im Markte, die 2 Halterhäuser gehörten auch zum Jesuitenkollegium. Die Abbrändler entrichteten keine kaiserliche Beisteuer. Ein Dienstmensch hatte in Poysdorf 13-15 fl Jahreslohn, ein Dienstbub 10 fl, ein Knecht 24 fl, ein Bürgknecht 13 fl. Wieder betonte die Obrigkeit, daß alle Untertanen die Osterpflicht erfüllen mußten. Der Pfarrer sammle die Beichtzettel ein und zeige jene an, die nicht ihre Osterbeichte abgelegt hatten. Das Salz, welches würfelweise die Bauern von Wien und Korneuburg holten und im Rathaus an die Poysdorfer Bürger verkauft wurde, wollte jetzt die Herrschaft verkaufen; dadurch verliere die Gemeinde eine wichtige Einnahme, die sie in der Notzeit dringend brauchte. Oeffentlich sprachen die Leute, daß der Baron Singer von der schwedischen Kontribution 700 – 800 fl in seinen Beutel gesteckt hatte. Der Marktrichter „examinierte“ die Bewohner, was früher nicht vorkam; bitter klagen sie über die Militäreinquartierungen, während die Nachbargemeinden nicht soviel zu leiden hatten; die Poysdorfer sollten für ein Roß, das der Fürst einem Kriegskommisär verehrte, 30 Eimer Wein oder 95 fl geben. Die Herrschaft beabsichtigte, den Bürgern das Recht zu nehmen, den Marktrichter vorzuschlagen. Bis 1656 war immer von den 3 fürstlichen Untertanen, die in die Gemeinde genommen wurden, einer als Marktrichter bestimmt worden.

Die Herrschaft faßte den Entschluß, alle Weindeputate einzustellen und dafür Bier zu geben; für eine Maß Wein rechnete sie 1 ⅓ Maß Bier; das Bräuhaus in Wilfersdorf wäre aber zu verpachten. Die Untertanen verrohten immer mehr, stahlen Holz im Walde, schossen das Wild ab, schimpften und fluchten, hielten im Essen und Trinken kein Maß, rauften bei jeder Gelegenheit und machten Krawall. Da sich durch 5 Jahre niemand um die Fischbehälter gekümmert hatte,verfielen sie und standen leer; der Amtmann wollte sie verpachten, ebenso die Maut in Mistelbach, Wilfersdorf und Ringelsdorf; die erste übernahm der Marktrichter in Mistelbach in Bestand, die zwei anderen aber Juden. In Wilfersdorf zahlte der Jude Lebel 230 fl und von der Konterbande (Schmuggelware) gehörte ihm ⅓, der Rest aber der Herrschaft. Infolge der geringen Viehhaltung in den Gemeinden fehlten die Häute, die aber Schmuggler von Ungarn brachten; Fleisch und Butter gelangte im Schleichhandel von Mähren und Ungarn zu uns. In Mistelbach waren von 132 fürstlichen Häusern 52 öde und 38 wieder bestiftet. An Steuern nahm die Herrschaft von ihren Untertanen 1043 fl 18 kr , von den Fünfkirchner Untertanen gingen 209 fl 2 Schilling 28 kr ein; die öden Häuser mußten mit 462 fl „defalziert“ werden (abgerechnet). Über die hohe Steuerlast murrten die Mistelbacher.

Bei der Weinlese verbot die Herrschaft den Poysdorfern das Vorlesen der frühreifen Trauben; wie aber die ältesten Bewohner unter Eid aussagten, war dieser Brauch seit alter Zeit üblich, weil die Fremden und Durchreisenden gern diesen süßen Most kauften und besser bezahlten. Bei der Hauptlese gab es genug Most, der dann im Preise sank. Die Sitte des Vorlesens war auch in den umliegenden Gemeinden wie in Falkenstein, Drasenhofen und Herrnbaumgarten, die sich nach den Poysdorfer Verhältnissen richteten. Der Marktrichter plante, die Fischhandlungen und das Einstandrecht in Poysdorf aufzuheben; doch widerlegte er in einem Schreiben an den Fürsten alle Anschuldigungen.

Der Kaiser Ferdinand III. bestätigte 1656 dem Markte Poysdorf die Freiheiten, Gerechtigkeiten, die Jahr- und Wochenmärkte, weil die alten Briefe in den Kriegswirren bis auf den vom 4. Mai 1582 (Markterhebung) und vom 9. August 1616 (Verleihung des Jubilate Roß- und Jahrmarktes) verloren gingen. Der Kaiser anerkannte die Treue und Beständigkeit der Bewohner bei den Durchzügen und Militäreinquartierungen sowie bei der Verpflegung der Soldaten und weil sie sich gegen den Feind so tapfer gewehrt hätten. Der Markt konnte Gesellen und Lehrjungen aufnehmen, befördern und freisprechen. Der Marktrat besaß Wappen und Siegel. Die Einfuhr fremder Weine war strenge verboten, nur der Liechtenstein und Trautsohn hatten eine Ausnahme. Niemand sollte die Bürger in diesen Rechten behindern, sie schmälern und vielleicht wegnehmen; wer es trotzdem tat, zahlte 20 Mark „löttigen Goldes“ - die Hälfte davon gehörte dem Markte, der Rest aber der landesfürstlichen Kammer.

1657 klagte ein Bericht über die vielen Diebstähle, Ueberfälle und Räubereien auf der Handelssstraße im Tennau-Wald, im Poybachtal bei Ketzelsdorf und besonders auf der Hohenleiten. Die Raubschützen sollten strenger bestraft werden. Der Markt Poysdorf, den die Schweden zweimal ausplünderten, war durch die Kontributionsleistungen arg verschuldet; außerdem mußte er die hohen Landesabgaben und herrschaftlichen Steuern zahlen. Dem Georg Krimling, dem der Markt 5 Faß Wein weggenommen hatte, war kein Unrecht geschehen, da ja Poysdorf dazu befugt war; denn fremde Weine durfte niemand einführen. Wegen einer alten Kriegskontribution von 2195 fl 3 Schilling 21 Denar aus den Jahren 1632-1635 waren schon öfters Boten, von denen jeder 5-6 fl als Lohn forderte, nach Ung.Ostrau in Mähren abgefertigt worden, doch blieb jeder Erfolg aus. Der Fürst forderte die Untertanen auf, fleißig in die Kirche zu gehen, die Fastengebote zu halten und zu Ostern die Sakramente zu empfangen. Die schwere Strafe, die der Herrgott als Krieg, Teuerung und Pestilenz über die Menschen geschickt hatte, zeigten leider seine Wirkung; denn sie lebten nicht in Gott wohlgefälliger Weise und erschienen am Sonntag weder beim Gottesdienst noch bei der Predigt. Alle Untertanen müßten ihre Sonntagspflicht genau erfüllen, nur Leibesschwachheit sei eine Entschuldigung; andere gingen ihrem Geschäfte nach, spielten und ergaben sich dem Fraß und der Völlerei. Der weltlichen Obrigkeit oblag es, die Schäflein durch Güte und, wenn dies nichts nützt, durch scharfe Mittel zum Reiche Gottes anzutreiben. Gottesdienst, Predigt und Kinderlehren seien fleißig zu besuchen. Wo noch Unkatholische wären, sollten sie belehrt und bekehrt werden. Die Ortsrichter und die Geschworenen schauen genau darauf, daß alle Bewohner rechtzeitig in der Kirche erscheinen; sie selbst gehen mit gutem Beispiel voran, kommen nicht als die Letzten und gehen als die Ersten wieder aus dem Gotteshaus. Gut wäre es, wenn die Geschworenen ein Verzeichnis über die Kirchenbesucher anlegen würden; auch die wären aufzuschreiben, die ihre Osterpflicht nicht erfüllten. 14 Tage nach Ostern schicke die Gemeinde das Verzeichnis nach Wilfersdorf, damit gegen diese mit gebührender Strafe vorgegangen werde. Noch immer kam es vor, daß Soldaten plünderten und raubten, die Ortschaften beunruhigten und den Leuten Furcht und Angst einjagten. Die Bauern sollte die sofort festnehmen und ins Landgericht einliefern.

Nach einem undatierten Schreiben hatte die Wilfersdorfer Herrschaft Rekruten zu stellen: Wilfersdorf und Kettlasbrunn je einen, Bullendorf, Lanzendorf, Wetzelsdorf und Großkrut zusammen einen, Blumenthal und Loidesthal einen, Poysdorf 2, Mistelbach 4, Eibesthal mit Hüttendorf 2 – zusammen 12 Mann (von den Liechtensteinschen Untertanen).

1658 sollten die Poysdorfer einen „Raitrest“ nebst 120 fl nach Wien zahlen; da nahm sich der Fürst Hatmann von Liechtenstein ihrer an und bat die Verordneten, sie sollten den Markt und die umliegenden Orte schonen, die im Kriege schwer gelitten, ausgeraubt und geplündert wurden. Die Beamten und Arbeiter hatten in der Osterzeit im fürstlichen Rentamt in Wilfersdorf ihren Beichtzettel abzugeben, sonst erhielten sie keinen Lohn und im Sterbefall verweigerte ihnen der Pfarrer das kirchliche Begräbnis. In Poysdorf saßen die Ratsherren in den neuen Chorstühlen, die trotz Geldmangel 1652 angeschafft wurden, und die Bewohner sahen sofort, wer den Gottesdienst nicht besuchte.

Die Geistlichen gehörten zu den ersten Handelspersonen, die von ihrem Besitz keinen Zehent gaben und von der drückenden Last der Militäreinquartierung befreit waren. Man unterschied damals Zehent- und Deputatpfarren; die ersten hatten Anspruch auf den kirchlichen Zehent – das war ein Drittel, während der Grundherr zwei Drittel nahm –, die anderen erhielten von der Herrschaft jährlich ein bestimmtes Deputat. Den größten Besitz hatte die Pfarre Oberleis, die in Poysdorf soviele Grundholden besaß, daß sie im Marktrat durch einen Grundrichter vertreten war.

Vor dem Kaiser mußte jeder Untertan sein Knie beugen – Kaiser Josef II, verbot es – dem Grundherren aber bei der Huldigung die Hand zu küssen; auch die Geistlichen forderten dieses Recht, das für die Schuljugend z.B. in Großkrut bis 1895 galt. Manchmal verweigerten die Herrschaften die Deputatsleistungen jenen Pfarrern, die ihre Pflichten nicht genau erfüllten, z.B. keine Predigt oder Christenlehren hielten. Weil viele Felder wegen Arbeitermangel nicht bebaut wurden, gingen die Einnahmen der Herrschaft zurück. Der Lebensstandard sank, so daß sich alle einschränken mußten. Die Folge war ein starker Wechsel bei den Herrschaftsbeamten, bei den Geistlichen und Schulmeistern sowie eine zunehmende Einwanderung aus den Sudetenländern. Die heimlichen Protestanten konnten aus den Marchgemeinden mit ihren Glaubensbrüdern in Ungarn in Verbindung treten und Bücher sowie Schriften erhalten. Die Schuldbildung war ein wunder Punkt in dieser Zeit der Not, wo andere Sorgen die Bewohner drückten. Das Spital in Mistelbach geriet immer tiefer in Schulden. Die Gemeinden waren verpflichtet, das Bier von der Herrschaft abzunehmen - „Bierfürlegen“ hieß dieser Zwang. Die Handwerker erhielten genaue Zunftordnungen mit einem starken religiösen Einschlag und mußten ihre Zunftfahnen in den Kirchen aufbewahren. Der Fürst gab, um die Wirtschaft seiner Güter zu heben, genaue Vorschriften für den Betrieb den Beamten und Arbeitern, die Verwaltung wurde organisiert und überall eine strenge Aufsicht eingeführt, damit keine Unregelmäßigkeiten vorkamen. Dem Bettlerunwesen stand die Obrigkeit machtlos gegenüber, da sie keinen Ausweg fand, dieses Uebel zu beseitigen. Die Steuern wurden erhöht und neue eingeführt – Weinkreuzer, Kopf- und Kaminsteuer, Wein-, Vieh und Getreideaufschlag, sogar der Haustrunk wurde besteuert; die Kopfsteuer traf die kinderreichen Familien sehr hart und bewirkte einen starken Geburtenrückgang. Die Kaminsteuer führte dazu, daß die Burgen nicht mehr aufgebaut wurden; die Herrschaften nahmen davon das gute Baumaterial, rissen die Dächer ab und überließen die Bauwerke ihrem Schicksal (Burg Falkenstein).

Die Bernhardsthaler Zehentpfarre die früher 70 Joch Grund und den Drittelzehent von Bernhardsthal und Reinthal besaß, war nach 1613 eine Deputatspfarre geworden, die vom Liechtenstein jährlich 50 fl, 90 Metzen Getreide, 12 Eimer Wein, 12 Eimer Bier, Holz nach Notdurft und ein Fischwasser „Pfaffen-See“ bekam – früher betrug der Zehent von den zwei Gemeinden 45 Metzen Korn, ebensoviel Weizen, 15 Metzen Hafer und 4 Eimer Wein. 1659 erklärte der Pfarrer, der ein ehemaliger Augustiner und Feldpater war, daß hier wegen der großen Armut, niemals ein installierter Pfarrer leben könnte, es herrschten in den Gemeinden oft eine gereizte Stimmung und ein Brotneid, der zu Klagen und Prozessen führte, z.B. in Großkrut, wo der Marktrichter zu seinem Vorteil falsche Angaben über den Kriegsschaden zur Schwedenzeit gemacht hatte; auch der Hofrichter vom Jungfrauenkloster und der passauische Kastner bereicherten sich nicht auf ehrliche Weise. Die Poysdorfer fälschten das Banbuch, was aber von den Bürgen dem Singer angelastet wurde.

In Eibesthal nahm 1661 der Ortsrichter dem Pfarrer die Kirchenschlüssel weg, der Mesner vergriff sich an ihm, sogar die Wilfersdorfer Herrschaft nahm eine feindliche Stellung gegen ihn ein; er klagte mit bewegten Worten über das geringe Einkommen, weil ihm die Herrschaft das Deputat entzog und die Gemeinde die zugesicherten 40 fl verweigerte; die Eibesthaler wären bockbeinige Querköpfe, hielten nicht das gegebene Wort, zeigten viele lutherische Bräuche, drohten, wieder lutherisch zu werden, betrogen den Geistlichen bei den Naturalabgaben mit einem falschen Maß und machten ihm das Leben recht bitter. Die Pfarre war eine der ärmsten in der Umgebung; die Aecker hatten hier einen geringen Ertrag; deshalb entlief 1664 nach einem Hochwasser, das in den Feldern der Gemeinde einen großen Schaden anrichtete, der Pfarrer; niemand wußte wohin er gegangen war. Die Jugend von Eibesthal war keck und frech, hatte vor dem Alter und der Obrigkeit keine Achtung und wollte nicht gehorchen. Die Bauern trieben einen großen Luxus und kleideten sich wie die schwedischen Soldaten. Durch 3 Wochen gab es da keinen Gottesdienst. Als sich ein Bewerber für die Pfarre meldete, forderte die Herrschaft die Eibesthaler auf , sie sollten gut aufpassen, ob der Geistliche seine Pflichten genau erfülle.

Der Ketzelsdorfer Postmeister meldete nach Wilfersdorf, daß die Fremden und Durchreisenden durch die rohen Ortsbewohner viel zu leiden hatten; sie fänden nirgends Schutz gegen die Uebergriffe der Bauern, die sich viel erlaubten, was sich nicht gehörte. In Eibesthal stahlen vagierende Soldaten 1665 mehrere Rinder. Die Poststraße war besonders bei Ketzelsdorf zerfahren und verludert und die Brücken verwahrlost; die Mautpächter besaßen keine Preistafeln, um die Fuhrleute recht zu wurzen und höhere Gebühren zu verlangen. Nach einem Bericht vom 4. Mai 1665 sah es in Mistelbach traurig aus: die Feiertage wurden im Markte nicht gehalten; denn der Halter trieb das Vieh auf die Weide, die Bauern luden Wein ab, die Leute sakramentierten und lästerten Gott; am Lichtmeßtag fand eine Exekution statt, bei der es viele Leute gab, die lärmten und schrien. Wohl hatte der Pfarrer den Marktrichter ersucht, die Exekution zu verschieben, doch tat er es nicht. Obwohl, immer beim Banteiding den Leuten vorgelesen wurde, wie sie sich verhalten sollten, folgten sie nicht. Am Fronleichnamstag trieb der Halter die Kühe aus.

Die 18 Joch Felder, die dem Eibesthaler Pfarrer gehörten, waren öde und dienten als Hutweide. Der Geistliche verlangte von der Gemeinde, daß sie für die Kirche und für den Pfarrhof etwas tun sollten; sie müßten wenigstens die Felder bearbeiten. An den Festtagen bekamen der Pfarrer und der Mesner nach der Vesper (Abendandacht) einen Jausentrunk und zu Martin den Kirchwein; dreimal im Jahr mußte hier der Wein gesegnet werden; dabei war der Opfergang, doch gehörte das Geld dem Pfarrer; beim Einräuchern der Häuser zu Weihnachten erhielt er ein Geldgeschenk. Der Schulmeister bekam für das Anschreiben des Neujahres an den Haustüren und beim Neujahrswünschen ein „Präsent“. Für jeden Versehgang reichten die Bewohner dem Pfarrer 30 kr. Bei den Gemeindewallfahrten zu Floriani nach Alt Ruppersdorf und zu Maria Himmelfahrt nach Nikolsburg hatte er freie Zehrung (Speise und Trank) sowie 1 fl 30 kr. Jährlich gab es in Eibesthal 13 - 17 Taufen, 5 Hochzeiten und 5 - 7 Begräbnisse. Der Pfarrer Johann Kramer wollte mit den widerspenstigen Querköpfen nicht zusammenleben und verließ später Eibesthal mit 12 fl in der Tasche. Die Barnabiten in Mistelbach änderten 1666 den Kirchenpatron von Eibesthal; an die Stelle der hl. Magdalena trat nun der hl Markus.

Die Mistelbacher beschwerten sich 1666 über die Robot, da sie früher wöchentlich 2 Tage und jetzt 3 - 4 Tage für Herrschaftsarbeiten herangezogen wurden; denn der Fürst hatte die 60 Joch des Bürgers Präß eingezogen; nach dem Brauche jener Zeit mußten die Felder viermal im Jahr gearbeitet werden; im Markte zählte man nur mehr 24 Roßroboter, während die anderen abgewirtschaftet hatten; wenn es so weiter ginge, müßten alle Mistelbacher einmal betteln gehen. Die 24 Roßroboter à 45 kr kosteten wöchentlich 36 fl, ebensoviel die 108 Handroboter à 15 kr; zu bearbeiten waren 15 Viertel Weingärten und 10 Viertel von Präß; diese waren jährlich viermal zu hauen. Der Fürst sorgte für eine geregelte Buchhaltung in der Landwirtschaft; in Feldsberg errichtete er ein Kollegium, das die oberste Behörde die Verwaltung seiner Güter war. Karl Eusebius von Liechtenstein (1627-1684) entfaltete in Feldsberg eine prunkvolle Hofhaltung, welche die kaiserliche in Wien noch übertraf. Für die Kranken erweiterte er 1662 das Spital in Feldsberg; es war das einzige in Weinland.

In der langen Kriegszeit konnte sich der Aberglaube und Hexenwahn rasch ausbreiten und fanden bei uns dank der schlechten Schulbildung einen guten Boden; die Leute kauften Talismane, Amulette, Wundsegen und Passauer Zettel, die hieb- und stichfest machten; sie sammelten Pflanzen und Kräuter, besuchten Wahrsager und Kartenaufschläger und glaubten an Hexen und böse Geister. Nie tranken sie zur Zeit einer Sonnenfinsternis ein Wasser aus einem Brunnen oder einer Quelle, da es giftig war und der Gesundheit schadete. Hirten und Feldhüter verstanden etwas von der Zauberei; machten Regen und Hagelwetter, verrieben auf geheimnisvolle Weise die Stare aus den Weingärten und konnten kranke Haustiere durch „Ansprechen“ gesund machen. Schatzgräber und Rutengänger suchten nach verborgenen Schätzen und machten Gold. Im Feldsberger Schloß wollte der Freiherr von Wellenberg, der ein eigenes Laboratorium besaß, Gold herstellen und den Stein der Weisen machen. Fremde kamen und fanden hier ein zweite Heimat, vor allem waren es Tschechen, Slowaken und Kroaten; fand ich doch in den Wilfersdorfer Akten einen tschechischen aus Poysdorf; die Arbeiter in den Meierhöfen waren meist Tschechen, für die z.B. in Wilfersdorf zu Ostern ein tschechischer Geistlicher berufen wurde, daß er ihnen die Beichte abnahm.

Quellen:

Wilfersdorfer Herrschaftsakte in Fürst Liechtensteinschen Hausarchiv

„Wiener Diözesanblatt“ 1898 und 1909 (Regesten der Pfarre Bernhardsthal und Eibesthal)

Veröffentlicht in: „Heimat im Weinland“, Heimatkundliches Beiblatt zum Amtsblatt der Bezirkshauptmannschaft Mistelbach, 1956, S. 5 + 6, S. 9 + 10, S. 13 + 14, S. 17 + 18, S. 21

Nach dem Dreißigjährigen Krieg

Nach einer Stiftung vom 23. April 1651 gewährte die Herrschaft den Armen von Wilfersdorf jeden Sonntag einen Gulden und denen zu Erdberg Ebergassing und Hauskirchen je 30 kr

Die Ried „Johannesberg“ befand sich an der Eibesthaler Grenze; jedes Jahr zu Georgi erfolgte durch die Gemeinde die herkömmliche Grenzbegehung (Lebergehen); dabei schaute man nach, ob noch alle Grenzsteine stehen.

Bei der Getreideaufnahme in den fürstlichen Kasten zeigte sich, dass noch folgende Mengen vorhanden waren: 71 Mut Weizen, 111 Mut Korn, 22 Mut Heiden und 207 Mut Hafer. Angebaut wurden 76 Joch Hafer, 4 Joch Erbsen, 2 Joch Linsen und 1 ½ Joch Gerste

Anbau: 1742 Schock 17 Garben Anbau und Zehent zusammen

Weizen 1742 Schock 17 Garben Weizen 2165 Schock 54 Garben

Halbtreid 205 Schock 11 Garben Halbtreid 322 Schock 54 Garben

Korn 3 Schock 59 Garben Korn 404 Schock 32 Garben

Gerste 15 Schock 27 Garben Gerste 23 Schock 36 Garben

Unter allen Gemeinden bauten die Ringelsdorfer das meiste Getreide an und hatten auch die höchsten Erträgnisse von den Feldern.

Was die fürstliche Küche in ¼ Jahr zu Wien brauchte: 96 Pfund Speck, 450 Pf. Schmalz, 200 Pf. Butter 3000 Stück Eier, 300 Pf. Käse, 18 Metzen Obst, 20 Eimer Sauerkraut, 96 Kapauner, 300 junge und 120 alte Hühner, die 3 Metzen Erbsen und Linsen, Brein und frisches Obst, 6 Metzen gedörrte Pflaumen, statt Gewürz allerlei Kräuteln, 6 Metzen Nuss und 960 Pfund Fische von Rabensburg und Ringelsdorf.

Ordinari Landsteuer, fällig am 3. August 1651:

Wilfersdorf: 100 fl 18 kr,

Wilfersdorf Pfarre: 6 Schill. 20 den,

Mistelbach: 570 fl,

Ober Sulz: 130 fl 45 kr,

O S Pfarre: 20 fl 5 Schill. 28 den,

Kettlasbrunn: 182 fl 50 kr,

Kb Pfarre: 2 fl 7 Schill. 4 den,

Bullendorf: 93 fl,

eingebrachter Wein = 184 Eimer

Loidesthal: 80 fl 33 kr,

Lanzendorf: 32 fl 57 kr 2 den,

Paasdorf: 6 fl 4 kr,

Poysdorf: 60fl 22 kr 2 den,

Wetzelsdorf: 18fl 36 kr 3 den,

Hüttendorf: 35 fl,

Gr. Krut: 25 fl 58 kr,

Wind. Baumgarten: 4 fl,

Wolfpassing: 2fl 24 kr 3 den,

Blumenthal: 30 fl,

Die Herrschaft zählte 287 Ödungen, Hohenau und Rabensburg = 389 Ödungen, die Fünfkirchner Güter 36 Ödungen, Dobermannsdorf = 18 Ödungen.

In der Fastenzeit des Jahres 1652 ermahnte der Fürst alle Untertanen an ihre Osterpflicht; wer nicht zum Tisch des Herrn gehe, würde nicht in der geweihten Erde des Friedhofes bestattet; dieser Befehl wurde von den Kanzeln in deutscher und tschechischer Sprache verlesen.

Im folgenden Jahre befürchtete man eine große Teuerung, sodass man mit dem Getreide und dem Robotbrot sehr sparsam umging; letzteres gab man nicht ohne Zettel aus; ja man wollte statt des Brotes auf jedes Haus 1 Metzen Korn geben (551 Häuser kamen in Betracht, also 551 Metzen). Aus einem Metzen machte man 40 Brote und gebraucht wurden 18 255 Stück, das machte 456 ¼ und 1/8 Metzen. Von Ung. Ostra wurde deshalb Korn herbeigeführt.

Die Zahl der Abbrändler betrug 1653 in Wilfersdorf 14, in Ober Sulz 51, in Mistelbach 50, in Wetzelsdorf 2 und in Eibesthal 6.

Infolge der Teuerung buken die Bäcker zu kleine Brote, was bei den Armen großen Unwillen erregte. Die Bauern gaben ihr Getreide in Erdgruben, doch bekam es da häufig einen üblen Geruch. Aus dem Marchfelde und von Ungarn kamen die Getreidekäufer; unsere Bauern verkauften ihre Vorräte erst im Frühjahr, wenn man Hoffnung auf eine gute Ernte hatte; auch das „Ausreuterich“ wurde verkauft.

Ereignete sich in der fürstlichen Familie ein Sterbefall, so war in den untertänigen Gemeinden eine Zeitlang jede Tanzunterhaltung verboten.

Zehent lieferten die einzelnen Orte:

|  |  |  |  |  |
| --- | --- | --- | --- | --- |
| Gemeinde | Weizen | Halbtreide | Korn | Gerste |
| Wilfersdorf | 34 Schock 40 Garben | 12 Sch. | 0 | 0 |
| Hobersdorf | 15 Sch 11 G | 0 | 21 Sch 30 G | 0 |
| Kettlasbrunn | 73 Sch 46 G | 0 | 17 Sch 34 G | 0 |
| Mistelbach | 44 Sch 40 G | 0 | 26 Sch 40 G | 0 |
| Ober Sulz | 12 Sch 3 G | 0 | 30 Sch 5 G | 0 |
| Blumenthal | 0 | 0 | 20 Sch 15 G | 0 |
| Loidesthal | 50 Sch 0 G | 33 Sch 20 G | 36 Sch 40 G | 0 |
| Ringelsdorf | 103 Sch 25 G | 29 Sch 46 G | 53 Sch 15 G | 7 Sch 10 G |
| Groß Krut | 44 Sch 20 G | 0 | 39 Sch 0 G | 27 G |
| Ketzelsdorf | 16 Sch 43 G | 45 Sch 37 G | 0 | 0 |
| Wetzelsdorf | 0 | 33 Sch 28 G | 0 | 0 |
| Poysdorf | 32 Sch 8 G | 0 | 39 Sch 53 G | 0 |
| Wilhelmsdorf | 5 Sch 28 G | 0 | 3 Sch 55 G | 0 |
| Hüttendorf | 30 Sch 20 G | 10 Sch 40 G | 28 Sch | 0 |
| Lanzendorf | 12 Sch 7 G | 0 | 17 Sch 13 G | 0 |
| Bullendorf | 67 Sch 40 G | 0 | 26 Sch | 0 |
| Prinzendorf | 1 Sch 20 G | 0 | 2 Sch 40 G | 0 |
| Eibesthal | 4 Sch | 0 | 15 Sch 30 G | 0 |
| Herrsch.Anbau | 1693 Sch 18 G | 23 Sch 25 G | 84 Sch 33 G | 11 Sch 20 G |

Im Herrschaftsgebiete zählte man 186 öde Häuser, davon waren 157 Liechtensteinische, 21 Fünfkirchner und 8 von Eibesthal.

Am 15. Februar 1654 setzte ein Hochwasser die ganze Umgebung von Wilfersdorf unter Wasser, sodass die einzelnen Gemeinden inselartig aus den Fluten herausschauten; da auch von Erdberg viel Wasser herbeifloss, ergriffen die Bullendorfer die Flucht. Die Herrschaft reichte deshalb den Armen ein sogenanntes Fastenalmosen von 1 Mut 10 Metzen. Das Getreide wurde in diesem Jahre sehr billig. Die Obstbaumzucht lieferte damals viel Dörrobst (Birnen, Äpfel, Pfirsiche und Weichseln).

Die Kirtage in Gaweinstal und Hohenruppersdorf fanden Ende April statt; da spielte noch in vielen Gasthäusern der Dudelsack zum Tanz auf.

Vorhandenes Getreide der Herrschaft im Frühjahr:

Weizen = 199 Mut 22 Metzen

Halbtreide = 24 Mut 8 Metzen

Korn = 13 Mut 20 Metzen

Summe = 237 Mut 20 Metzen

Löhne und Besoldung im Jahr:

1 Rossknecht, 1 Kuh- und Schweinehalter 8fl,

1 Dienstmagd, 1 Kuchelmensch 7 fl,

1 Jäger 45 fl, 1 Gerichtsdiener 24 fl, 1 Freimann 12 ½ fl,

der Wilfersdorfer Pfarrer 100 fl und 39 Eimer Wein,

der Kettlasbrunner Pfarrer 100 fl und 20 Eimer Wein,

der Eibesthaler Pfarrer 70 fl und 20 Eimer Wein,

der Wilfersdorfer Schulmeister 24 fl und 12 Eimer Wein,

der Kettlasbrunner Schulmeister ? fl und 4 Eimer Wein

der Pfleger 150 fl, der Buchhalter 75 fl, der Rentschreiber 35 fl, der Burggraf 40 fl,

der Kastner und Hofbinder je 35 fl, der Kellner, der Amtschreiber, der Pfister, der Gärtner, der Meier mit seiner Frau je 30 fl, der Gartenknecht 16 fl, die 2 Gartenjungen à 8 fl, ein Trabant 20 fl, ein Stalljunge 8 fl, 1 Meier, 1 Kälberhalterin und ein Kuchelmensch 7 fl, 1 „Hirndlhalterin“ 5 fl, 1 Weingartenknecht 25 fl, ein Zimmerwärter 20 fl, ein Torwärtl 10 fl und ein Jäger 15 fl.

Am 8. Juli 1654 konnte mit der Ernte begonnen werden; schon durch 2 Jahre war der Hafer missraten. In die fürstliche Wiener Küche schickte man von Wilfersdorf: 11 Kapauner, 30 alte und 15 junge Hühner sowie 36 Kuchelschöpfe. Den Schlossgraben räumte der Nikolsburger Schanzmeister, dann fischte man ihn gleich aus. Neben dem Ziegelofen baute man mehrere Weinkeller.

Der Obersulzer Schulmeister = 24 fl.

Der Ernteertrag der Herrschaft mit dem Zehent:

Weizen = 115 Mut 29 Metzen

Halbtreid = 27 Mut 28 Metzen

Korn = 32 Mut 21 Metzen

Gerste = 1 Mut 27 Metzen

Heiden = 9 Mut 14 Metzen

Hafer = 212 Mut 3 Metzen

An Besoldungssteuer zahlte man von einem Kinde = 15 kr, von einem herrschaftlichen Angestellten = 1 fl 3 kr, von einem Gulden des Lidlohnes der Dienstboten = 3 kr, von den 127 Taglöhnern a´ 30 kr, von 40 Burgknechten a´ 1 fl. Zusammen ergab diese Steuer im Herrschaftsgebiet 383 fl 40 ½ kr.

Da für den 12. August 1654 eine Sonnenfinsternis gemeldet wurde, ordnete der Pfleger an, dass an diesem Tage kein Vieh ausgetrieben werde, die Leute mögen zu Hause bleiben, kein Wasser aus einem offenen Brunnen oder einer Quelle trinken und ja nicht in die Sonne schauen (besonders von 9 – 12 Uhr).

Als Fastenspeise genoss man 1655 im Schloss Heringe, Butter, Eier, Stockfische, Käse, Dörrobst, Heiden und Brein; beliebt waren die gedörrten Pflaumen.

In der Schlosskapelle richtete ein Maler die Bilder her, da nun wieder ein Gottesdienst hier abgehalten wurde. Die Zahl der ungestifteten Häuser betrug noch immer 191. In der Gemeinde Wilfersdorf lebten an Handwerkern Inwohner und Gesellen im ganzen 198, die mit der Gemeinde mitleiden und jährlich 1 fl Steuer zahlen mussten.

Bei dem Bantaiding, das im Jänner oder Februar abgehalten wurde, überprüfte die Herrschaft die Gemeinde, Waisen- und die Kirchenrechnungen, um auf solche Art alle Verfehlungen zu verhindern. Der Poysdorfer Badknecht Sebastian Schwarz kaufte in Wilfersdorf das Badhaus neben der fürstlichen Schmiede und übte hier den Baderberuf aus.

Durch 3 Jahre wurde das Volk durch das Auftreten der Pest beunruhigt, da bald hier bald dort die Seuche auftrat und zahlreiche Opfer forderte. Die pestverdächtigten Gemeinden mussten von allen Untertanen gemieden werden. Im September 1656 zeigten sich im Zayatale einzelne Erkrankungen, sodass die Bewohner ihre Häuser mit Kronawettfeuer ausräucherten.

Die Zahl der öden Häuser betrug:

In Wilfersdorf 20

Bullendorf 27

Kettlasbrun 56

Ober Sulz 22

Blumenthal 23

Loidestal 46

Hüttendorf 12

Lanzendorf 6

Paasdorf 3

Maustrenk 1

in Windisch Baumgarten 2

Wolfpassing 1

Mistelbach 52

von den Fünfkirchnerischen :

in Poysdorf 17

Wetzelsdorf 7

Groß Krut 13

Eibesthal 22

271 + 59 = 333 öde Häuser

Im Frühjahr 1657 gab es in den fürstlichen Kasten folgende Getreidemengen:

Weizen = 34 Mut 24 Metzen

Halbtreid = 13 Mut

Korn = 79 Mut

Hafer = 221 Mut

Am 14. März konnte mit dem Haferanbau begonnen werden.

Der Kellner und Amtsschreiber erhielten von nun an jährlich je 35 fl; an Steuer entrichteten die Beamten von jedem Gulden 6 kr. Die Knechte und Dienstboten zahlten von 1 fl drei Kreuzer, die fünf Schulmeister für ihre Person jährlich 45 kr, ein Mesner 30 kr, die sechs Bestandmüller 9 fl, die 59 Inleute mit Ackerbesitz je 1 fl, die 81 Inleute, die keinen Grund hatten, reichten jeder 30 kr, die 34 Burgknechte a´ 1 fl und die 50 Handwerksgesellen auch jeder 1 fl: das war die „Kopfsteuer“. Die Landsteuer der Pfarrer in Ober Sulz = 20 fl 5 Schilling 28 den, in Kettlasbrunn 2 fl 7 Schilling 4 den, in Wilfersdorf 6 Schilling 20 den und in Bernhardsthal 7 Gulden 4 Schilling war seit 1648 schuldig geblieben; die Zinsen machten bis 1657 aus 27 fl 7 Schilling 21 den. Der Hofmeister für die fürstlichen Kinder bezog im Jahre 300 fl.

Der Fürst forderte die Untertanen auf, fleißig die Kirche zu besuchen, die Fastengebote zu halten und zu Ostern die Sakramente zu empfangen; das schwere Strafgericht, das der Herrgott über die Menschen geschickt hatte (Krieg, Teuerung und Pest) hätten gar nicht auf die Menschen gewirkt, weil sie kein wohlgefälliges Leben hielten und den Gottesdienst und die Predigt an jedem Sonntag versäumen. Alle müssten in die Kirche gehen, nur Leibesschwachheit entschuldige; andere gingen ihrem Geschäfte nach, spielten und ergaben sich dem Fraß und der Völlerei. Die Obrigkeit müsse durch Güte und, wenn dies nichts nutzt, durch scharfe Mittel die Untertanen zum Reiche Gottes antreiben.

Gottesdienst, Predigt und Christenlehren seien recht fleißig zu besuchen. Wo noch Unkatholische wären die seien zu belehren und zu bekehren. Der Ortsrichter und die Geschworenen sollten darauf schauen, dass alle Leute rechtzeitig in der Kirche erscheinen; sie müssten mit gutem Beispiel vorangehen, nicht aber als die Letzten erscheinen und als die Ersten weggehen. Die Geschworenen könnten ein Verzeichnis anlegen, damit sie wüssten, wer den Gottesdienst besucht und die Osterpflicht erfüllt. Vierzehn Tage nach Ostern schicke er das Verzeichnis ein, damit gegen die Säumigen mit gebührender Strafe vorgegangen werde.

Noch immer ereignete es sich, dass abgedankte Soldaten raubten und plünderten; die seien sogleich festzunehmen und dem Landgericht zu übergeben.

Fußnote: Nach einem undatierten Schreiben hatte die Herrschaft 12 Rekruten zu stellen, die sich folgenderweise verteilten: Wilfersdorf 1 Mann, Kettlasbrunn 1, Bullendorf, Gr. Krut, Wetzelsdorf und Lanzendorf 1, Blumenthal und Loidesthal 1, Poysdorf 2, Mistelbach 4, Eibesthal und Hüttendorf 2 Mann.

Der Winter 1657/58 war sehr kalt und die Herrschaft bekam ein schönes Eis in die Eisgruben, die mit Stroh und Genöhn belegt waren.

Die Grundbuchsitzungen führten die Beamten im Winter durch, da die Leute genug freie Zeit hatten; ein Viertel der Gebühren gehörte dem Verwalter und dem Schreiber, damit sie es nicht an Fleiß fehlen ließen.

Die Fastenalmosen, welche den Armen in Geld und Getreide ausgefolgt wurden, gab der Beamte im Beisein des Pfarrers auch an Kranke, Gebrechliche und kinderreiche Familien.

Die Bastei des Schlosses wurde hergerichtet und der Graben, der ganz mit Gras bewachsen war, gesäubert.

Um Georgi forderte der Rentmeister die Gelder und Zinse ein (von Holz, Zapfenmaß, Banwein, von den Schankhäusern und die Strafgelder); da erschienen auch die Untertanen, um ihre Abgaben zu reichen, sodass im Schloss ein lebhaftes Treiben herrschte.

Bei einem Sterbefall im fürstlichen Hause läuteten eine Stunde lang die Glocken in den Patronatskirchen und für das Seelenheil des Dahingeschiedenen lasen die Pfarrer Messen; jede Tanzunterhaltung war verboten.

Heiratete ein Beamter, so gab ihm der Fürst Wein, Mehl, Fleisch und oft ein Geldgeschenk zum Ehrentag.

Führten die Bauern Wein nach Ebergassing, so nahmen sie den Weg von Wilfersdorf über Matzen, Schönkirchen und Probstdorf.

In den Schlossbrunnen legte man bei Seuchen Salzsteine, die aus der Slowakei kamen; sonst bezog man das Steinsalz von Korneuburg.

Der Fürst stellte zu „Confoyen“ 12 Musketiere und 1 Korporal an; einer erhielt 30 kr Laufgeld, 1 Laib Brot, 1 Maß Bier (täglich), 3 fl monatlich, der Korporal aber das Doppelte.

Der Bestand der beiden Hofmühlen u. z. von der oberen: Weizen 2 ½ Mut (1 Metzen = 1 fl), Halbtreid 3 Mut (45 kr), Korn 8 ½ Mut (30 kr), 15 gemästete Kapauner und 4 Mastschweine, von der unteren: 2 ½ Mut Weizen, 6 ½ Mut Korn, 15 gemästete Kapauner und 2 Schweine.

Einem Binder, der nicht zur Osterbeichte ging, wurde eine Strafe angedroht. Der Gärtner, der von Znaym kam, erhielt jährlich 40 fl, wöchentlich 1 Pfund Rindfleisch, sonst nichts. Damals übten die Bewohner fleißig im Gebrauch der Feuerwaffe, dazu gab es im Markte eine Schießstätte.

Längs der Zaya breiteten sich Wiesen aus, auf denen viele Felberbäume wuchsen. Obwohl eigene Waldreiter die Waldungen beaufsichtigten, waren sie arg hergerichtet und teilweise verwüstet; eine Föhre kostete im Walde 1 fl, für die verödeten Häuser holte man Bauholz von der March und der Donau.

Für die Schlossbediensteten gab man als Fastenspeise Heringe, Stockfische und gesalzene Butter (1659). Im Meierhof besaß die Herrschaft holsteinische Pferde; man rechnete für ein Kutsch- oder Reitpferd täglich 2 Maßl Hafer im Sommer; im Winter führte man die Pferde gerne ins Freie, damit sie nicht erkrankten; als Beförderungsmittel kannte man: Leiter-, Rüst-, Reise-, Robotwagen und Kutschen, einen Wagen, der mit 20 Metzen Getreide beladen war, zogen vier Pferde.

Saatgetreide, das den Untertanen fehlte, lieh die Herrschaft: Wilfersdorf brauchte 30 Metzen, Kettlasbrunn 15, Loidesthal 15, Eibesthal 24, Bullendorf 36, Mistelbach 45, Ringelsdorf 60, Waltersdorf 45, Blumenthal 45 Metzen (Hafer) und 10 Metzen Korn, auch Ketzelsdorf 20 Metzen Korn.

Da sich die Inleute und Burgknechte stärker vermehrten als die Bauern, so wollte man ihnen die verödeten Häuser zusprechen, damit sie bestiftet würden, nur verstanden sie nicht die Arbeit mit den Pferden. Stiftsleute aus der Fremde kamen nicht in Betracht, weil solche nie zu uns kommen konnten. Man wollte aus Halblehen Ganzlehen machen oder die öden Grundstücke den Viertel- und Halblehen zusprechen; doch kam man nicht über die Gedanken hinaus zur Tat. Unter den Inleuten und Viertellehner fand man tüchtige, strebsame und fleißige Männer, die man ruhig zur Bestiftung der öden Bauernhäuser hätte verwenden können; ein Nachteil für diese sparsamen Untertanen war aber das viele falsche Geld, das um diese Zeit im Umlauf war und das nur wenige erkannten; die Unkenntnis fußte auf der geringen Schulbildung.

Die Herrschaft entließ sogar Bauern, wenn sie ihre Steuern und Abgaben richtig bezahlt hatten und einen „Abschied“ nahmen (trotz Leibeigenschaft); von der Abwanderung waren aber Bürger und Handwerker ausgeschlossen.

Am 30. März begann man mit dem Haferanbau; an Georgsalmosen verteilte die Herrschaft 120 Metzen Getreide an die Armen u. z. bekam Wilfersdorf 10 Metzen, Bullendorf 6, Kettlasbrunn 8, Blumenthal 8, Loidesthal 8, Waltersdorf 4, Groß Krut 6, Ketzelsdorf 4, Ober Sulz 10, Poysdorf 10, Mistelbach 22, Hüttendorf und Lanzendorf je 4, Ringelsdorf 10, Eibesthal 6; später erhielten Wilfersdorf, Kettlasbrunn und Bullendorf noch je 4 Metzen, Ober Sulz 5, Mistelbach 3, Poysdorf 4, Ringelsdorf 3, Waltersdorf auch 3 Metzen.

Am 25. Mai wurden die Wiesen gemäht (Heuernte). Die Post für Wilfersdorf holte man aus Gaweinstal. Am 11. Juni verteilte die Herrschaft noch 30 Metzen Getreide an die Armen; in Wilfersdorf zählte man 2 Ortsarme, in Bullendorf, Kettlasbrunn, Poysdorf und Wetzelsdorf je 1, in Ober Sulz und Mistelbach je 2, in Loidesthal, Blumenthal und Ketzelsdorf je 1, dazu kamen noch die Kranken, Presshaften und kinderreichen Familien.

An den Kirtagen passten die Ortsrichter auf die heimlichen Weinschänker auf und zeigten sie an, dann versahen sie eine Art Feuerwache für die Gemeinde.

Noch einmal schrieb der Fürst die Bestiftung der öden Häuser aus und lud Unternehmungslustige ein, versprach ihnen Bauholz, Ziegel, Kalk und 4 Freijahre (kein Robot). Doch meldeten sich gar keine Fremden, sodass man aus Halblehen Ganzlehen und aus Hofstätten Lehenhäuser machen wollte.

Die Soldaten gaben wiederholt Anlass zu Klagen und Beschwerden, weil sie in unverschämter Weise zechten, aßen und Vorspann verlangten, ohne einen Groschen zu bezahlen. Der Pfleger führte über das sittliche Verhalten der Untertanen Klage (Unzucht, 1 Frau wurde entführt und 1 entlief).13 Ortsarmen reichte die Herrschaft täglich 1 Laib Brot und 1 Maß Bier, wöchentlich einen Groschen; bei einer Stiftsmesse für das fürstliche Haus ließ der Pfleger an die Kirchenbesucher Geld austeilen.

Da es in den Ortschaften wenig Maurer gab, ließ man solche von Ung. Ostra kommen.

1 Kalb kostete hier 1 fl, in Wien 3 fl, ein Stamm Langholz 36 kr, 1000 Schindeln 2 fl 30 kr und 1000 Schindelnägel 45 kr. Eine Blatternepidemie raffte viele Kinder in den Gemeinden weg. Der Gastwirt auf den fürstlichen Schenkhäusern bekam von jedem ausgeschenkten Eimer 4 kr „Schenklohn“, Tatz und Ungeld berechnete der Rentmeister außerdem.

Der Pfleger beritt die Felder und schaute nach, ob überall gut gearbeitet wurde; die Nachlässigen strafte er; das Getreide in den Schüttkasten richteten die „Wippel“ zugrunde, sodass die Roboter fleißig das „Körnl“ umschaufelten und den Raum lüfteten; den Bretterfußboden begoss man mit heißem Wasser; außerdem grub man in der Erde Getreidegruben für hundert Mut.

Der Mautertrag für Wilfersdorf belief sich auf 232 fl 25 kr, für Mistelbach auf 544 fl 26 kr und für Bullendorf auf 28 fl 45 kr (1660). Im gleichen Jahre pachteten diese Mauten nebst der in Lanzendorf und auf dem „Harten Tanz“ Wenzel und Barbara Schwarz um 800 fl.

Im Herrschaftsgebiet zählte man 52 Handwerksgesellen, 86 Inleute mit Grund und Boden, 106 Inleute ohne Grund, 30 Bürgknechte mit und 21 ohne Acker, 5 Bestandmüller, 9 Leutgeb, 5 Schulmeister und 10 Gemeindehalter.

1 Musketier hatte folgende Entlohnung: 24 fl im Jahr, täglich 1 Laib Brot und 2 Maß Bier, dann einen Rock aus Tuch und 10 kr Zehrung, wenn er fortging; der Korporal empfing: 24 fl jährlich täglich 1 ½ Laib Brot und 3 Maß Bier, wöchentlich 5 Pfund Fleisch und im Jahr 1 Metzen Pohlmehl, 2 Metzen Kuchelspeis, 4 Kiefen Salz, 13 Maß Schmalz, 1 Eimer Kraut und 20 Pfund Käse.

Der Fürst lieh den Untertanen 19 Mut 8 Metzen Saatgetreide; Holzgeld zahlten Eibesthal, Siebenhirten und Hadersdorf: 97 fl 30 kr. Die Armen klaubten sich Haselnüsse, suchten Schwämme und Beeren.

1 Wiesenmäher fasste von der Herrschaft täglich 2 Laib Brot und 1 Maß Wein aus, ein Roboter dagegen ebensoviel Brot und ½ Maß Wein.

Mühlen im Herrschaftsgebiet 1661:

|  |  |  |  |
| --- | --- | --- | --- |
| Mühle | Gänge | Bestand | Anmerkungen |
| Ob. Hofmühle | 4 | 250 fl |  |
| Unt. Hofmühle | 4 | 180 fl |  |
| Kirchenmühle | 2 | 150 fl | nach einer anderen Urkunde 230 fl, die Wirtschaft dabei ist 80 fl geschätzt |
| Lanzendorfer | 2 | 200 fl | Besitzer Johann Ratgeb |
| Lanzendorfer | 2 | ? | Hat die Herrschaft Kreuzstetten, besitzt Leonhart Leykhumb |
| Bullendorf | 2 | 4 Mut Getreide | Hat der Dechant von Pyrawarth |
| Wilhelmsdorf | 2 | 10 Mut Getreide | Georg Riedl hat sie am Poybache |
| Poysdorf | 2 | 10 Mut Getreide | Georg Singer |
| Maxendorf | 2 | 7 ½ Mut Getreide | Lamprechts Erben |

Von Stockerau und Fischamend holten die Müller das Getreide von hier (1 Mut Weizen 30 fl, 1 Mut Korn 20 fl, 1 Mut Halbtreid kostete 24 fl, 1 Kuh 7 fl, 1 Lamm 10 Groschen, 1 Schwein 1 fl, 1 Bienenstock 1 fl, ein Viertel Holz 2 fl 30 kr, im Jahre 1642 aber 3 fl).

Am 6 Juni brannte der Schafflerhof mit den Stallungen ab.

Im Laufe des Jahres 1661 liehen sich die Untertanen von der Herrschaft aus: 3 Mut 22 Metzen Weizen, 2 Mut 16 Metzen Korn, 25 Mut 9 Metzen Hafer. Gaben aber die Leute das Getreide zurück, so lieferten sie vielfach ein schlechteres und betrogen auf diese Weise den Kastner.

Die Steuern sollten für Kriegszwecke erhöht werden: die 27 Inleute mit Grund und Boden reichten 3 fl (früher 1 fl 30 kr), die 49 Inleute mit einem einzigen Acker gaben 2 fl (früher 1 fl, die 52 ohne Grundstück aber 45 kr, früher 30 kr). Die Landsteuer der fürstlichen Untertanen erreichte eine Höhe von 1012 fl 46 kr 3 ½ den (die öden Häuser und Abbrändler sollten 424 fl 23 kr 2 den zahlen), die Herrschaft gab 779 fl 56 kr.

Das Schloss wurde nun zur Verteidigung hergerichtet u. z. die Tore, Brücken und das Torhäusel; der Fürst ließ Kugeln gießen, die Musketen und Doppelhaken mit Bleiweiß streichen, das man in Mistelbach kaufte, die Sturmpfeile spitzen und die Brustwehren herrichten, ausbessern, Sturmpfeiler von 1 ½ Klafter Länge setzen und Brustwehrenstecken von 8 Schuh einbauen; die Zäune wurden mit Kronawettsträuchern verflochten, damit niemand so leicht eindringen konnte; alle Holzteile, die man einbaute, ließen die Maurer zuerst leicht anbrennen, damit sie bei einem feindlichen Angriff nicht in Brand gerieten. Aus dem Inslet, das die Herrschaft von Mistelbach (100 Pfund) und von Poysdorf und Ober Sulz (je 25 Pfund) seit alter Zeit bezog, machte man Kerzen.

Die eingerissene Unsitte des Fürkaufes auf den Märkten stellte der Pfleger ein und stellte schwere Strafen in Aussicht für derartige Übertretungen. Eigenmächtig begaben sich die Schricker in den Wald und nahmen sogar Hunde mit, die aber der Jäger einfach niederschießen sollte; die Einnahmen vom Wald betrugen im Winterhalbjahr 868 fl 19 kr 2 den und die Ausgaben 853 fl 37 kr; denn seit dem 30jährigen Krieg waren die Wälder in einem üblen Zustande und brauchten Schonung und Pflege.

In der Schießstätte pflegten die Schützen an den Sonntag Nachmittagen das Kränzelschießen.

Zauberei und Aberglauben beherrschten das Wirtschaftsleben jener Zeit und wurde von Mähren aus stark beeinflusst, da von hier viele Arbeitskräfte einwanderten; damit es regnen sollte, tunkte der Viehhalter „die Pietschen“ dreimal ins Wasser; ebenso wusste er bei Viehkrankheiten allerhand Zaubersprüche und –mittel; auf den Märkten verkauften Händler solche Bücher, die von dem unwissenden Volke sehr gern gekauft wurden.

Den Nikolsburger Kapuzinern reichte der Fürst 50 Pfund Rindsschmalz und je 5 Metzen Weizen und Korn, den Zistersdorfer Franziskanern nur 50 Pfund Rindsschmalz – es war dies ein Fastenalmosen.

Die fürstliche Familie suchte in den Ortsgemeinden eine Amme.

An Getreide verfügte der Kastner nicht über die großen Mengen früherer Jahre; er hatte 1661 an Weizen 41 Mut 18 Metzen, Korn 28 Mut 27 Metzen, Hafer 44 Mut 2 Metzen und 1662 besaß er in den Kasten Weizen 66 Mut 2 2/4 und 1/8 Metzen, Korn 92 Mut, Hafer 187 Mut.

An Deputat benötigte er 12 Mut Korn und 21 Mut für Roboterbrot. Als Drescherlohn galten seit jeher 3 Metzen von dem Mut.

Der Winter 1661/62 war sehr kalt und schneereich, sodass infolge der Straßenverwehungen jeder Verkehr stockte und viele Hausdächer eingedrückt wurden; die Fischteiche, welche der Rabensburger Fischmeister öfter besuchte, mussten einige Male aufgehackt werden; in dem Bullendorfer Teich fing man 2 Schock 55 Stück Hechten, die 160 Pfund schwer waren (1 Pfund kostete 6 kr). Im Winter fütterte man die Pferde nicht so reichlich wie im Sommer; man führte sie fleißig im Freien herum, damit sie nicht erkrankten.

Die Beamten waren im Dienste nachlässig und mussten an ihre Pflichten erinnert werden; wer nicht zur Osterbeichte ging und den Beichtzettel vorzeigen konnte, dem entzog der Pfleger den zu Georgi fälligen Lohn und bestrafte ihn noch; das Georgi Amt las der Pfarrer für die fürstliche Familie, dann erhielten die Armen ihr übliches Almosen. Bei der Zahlung der Abgaben und Zinse hatte der Rentmeister auf das schlechte Geld gut aufzupassen, das nicht angenommen wurde.

Den Damm gegen Hobersdorf besserten im Vorjahr die Roboter aus; unweit der Brücke stand hier das „Weiße Kreuz“ (Erinnerung an die Eroberung der Festung Raab durch die Kaiserlichen); in einer Abschrift wird die Flur „Auf der Heide“ (1662) erwähnt.

Viele Weinfässer bezog man von Mähren, wo sie besser und billiger waren.

An Hausgulden zahlte das Herrschaftsgebiet von jedem aufrechten Haus 1 fl 30 kr, insgesamt gab es 493 Häuser; für die Kaminsteuer musste die Zahl der Rauchfänge angegeben werden: im Schloss 21, bei den Nebengebäuden 22, im Markt Wilfersdorf bei den Untertanen 36, in Mistelbach 249, in Poysdorf 52, in Ober Sulz 49, in Bullendorf 6, in Kettlasbrunn 29, in Blumenthal 19, in Gr. Krut 4, in Wetzelsdorf 6, in Eibesthal 47, in Hüttendorf und Lanzendorf je 6, in Wolfpassing 1, in Paasdorf 2, in Wind. Baumgarten 3 (zusammen 515 und 36 Inleuthäuser) von jedem Kamin reichte man 1 fl. Diese Steuer trug leider viel zum Verfall der Burgen und Schlösser bei und, machte so einen größeren Schaden als der Krieg.

Das Jahr 1668 hätte unserer Heimat fast einen Türkeneinfall gebracht. Im folgenden Jahr klagte der Pfleger über nachlässige und schlechte Robot der Bauern von Mistelbach, Ober Sulz und Kettlasbrunn, die im Gegensatz zu anderen Gemeinden sehr liederlich waren.

Zehent- und Baugetreide der Herrschaft:

Weizen: Bau 636 Schock 40 Garben, Zehent 156 Schock 23 Garben,

Korn: 83 Schock 55 Garben 627 Schock 33 Garben,

Gerste: 48 Schock 20 Garben 2 Schock,

Hafer zusammen 1249 Schock 28 Garben.

Am 2. und 3. September machte ein Frost auf den Heidefeldern einen großen Schaden.

Da der Pfleger Peter Antreich krankheitshalber in den Ruhestand versetzt wurde, übernahm Tobias Schneider die Amtsgeschäfte und wurde am 12. Oktober installiert.

In dringenden Fällen mussten die herrschaftlichen Boten Tag und Nacht gehen, damit die Briefe rechtzeitig an Ort und Stelle waren.

Was die Herrschaft 1664 alles verkaufen konnte:

Weizen 26 Mut 28 ½ Metzen,

Korn 99 Mut 10 Metzen,

Gerste: 5 Mut 2 Metzen,

Hafer 104 Mut 21 Metzen,

Heiden 4 Mut 27 Metzen

Und außerdem 2896 ½ Pfund Schmalz, 522 Pf. Butter 1957 Pf. Käse, 278 ½ Pf. Speck, 174 ½ Pf. Geselchtes, 31 Pf. Schmer von Schweinen, 12 Stück Zungen und 12 Wildgänse

Für die Jagd fing der Jägerbursche 2 Sperber und richtete sie ab; Die Hasen hetzte man zu Tode oder fing sie mit Netzen, welche stets die Roboter tragen mussten. Im Oktober musterte der Jäger die Jagdhunde, ließ die Jagdsteige im Wald ausputzen, das Jagdzeug ausbessern, weil gegen Ende des Monates der Fürst mit Gefolge zur Jagd erschien.

Das Schloss selbst war im Inneren gut eingerichtet; denn da sah man Schmuck , Silbergeschirr, schöne Kleider und Möbel; das Geld verwahrte der Rentmeister in schweren Truchen, die mehrere Schlösser hatten; der Korporal führte die Aufsicht über die Rüstkammer, in der Doppelhaken, Karabiner, Gewehre, Pistolen, Pulverstößel, Schlangen auf 2 Rädern, viel tausend Kugeln und Fässchen voll Pulver lagen; so war man gegen einen feindlichen Angriff wohl gerüstet.

Als 1665 die Kahlenberger Mönche das Gut Prinzendorf verkaufen wollten, erkundigte sich der Pfleger im Auftrage des Fürsten um die wirtschaftlichen Verhältnisse. Der Winter brachte viel Schnee und Eis, sodass noch am 3. März jeder Verkehr mit den Nachbargemeinden unmöglich war. Die Kanzlei bezog ihr Papier meist von Ostra, von wo es in Truchen nach Wilfersdorf gelangte.

Die Osterbeichte war für die Bediensteten alle Jahre eine Gewissensfrage, der aber niemand ausweichen konnte, wenn er nicht bestraft sein wollte. In besorgter Weise kümmerte sich der Fürst um die Wirtschaft, um den Zustand der Schafe, des Getreides und des Weinbaues, tadelte die schlechte Düngung und die liederliche Arbeit und drang auf rasche Abhilfe der Übelstände; im Schlossgraben setzte er 28 Schock Fische aus, zum Anbau lieh er den Untertanen 33 Mut 25 Metzen Getreide u. z. Bullendorf 3 Mut 6 Metzen, Kettlasbrunn 4 Mut 16 Metzen, Ober Sulz 1 Mut 27 Metzen, Blumenthal 1 Mut 24 Metzen, Loidesthal 27 Metzen, Poysdorf 1 Mut 18 Metzen, Wetzelsdorf 18 Metzen, Ketzelsdorf 3 Mut 15 Metzen, Gr. Krut 1 Mut 3 Metzen, Mistelbach 6 Mut, Hüttendorf 1 Mut 4 Metzen, Eibesthal 3 Mut 25 Metzen.

An Stelle des Korporals, der sein Deputat mit Faulenzen und Schlafen verdiente, wollte man einen Gefreiten nehmen, da ersterer jährlich 116 fl 28 kr kostete.

Preise 1665: 1 Laib Brot 1 kr, 1 Maß Bier 2 kr, 1 Pfund Fleisch 4 kr, 1 Kiefel Salz 30 kr, 1 Maß Schmalz 24 kr, 1 Pfund Käse 3 kr.

Des Holzgeld vom Mistelbacher Wald betrug 445 fl 12 kr, das vom Kettlasbrunner 205 fl 34 kr; noch immer trieben die Untertanen das Vieh in die Waldungen auf die Weide; da zahlten die fürstlichen Untertanen in Mistelbach von jedem Stück jährlich 3 kr, die auswendigen aber 4 kr an Weidegeld.

Am 21. Juli konnte schon diesmal das Korn eingeführt werden; der Hafer geriet sehr schlecht. Von nun an galt bei der Ausgabe von Deputatgetreide immer der Mistelbacher Metzen.

Seit Mai arbeiteten Stukkaturarbeiter im Schloss.

Die Heidenernte der Herrschaft machte in diesem Jahre aus: 12 Mut 17 ¼ Metzen.

Im Herrschaftsgebiete zählte man:

12 Handwerksgesellen, die jeder 1 fl Steuer zahlten

21 Inleute mit mehr als 1 Grundstück (à 1 fl 30 kr)

57 Inleute mit 1 Grundstück (à 1 fl Steuer)

50 Inleute ohne Grund (à 30 kr)

9 ledige Bürgknechte mit 1 Grundstück (à 2 fl)

13 ledige Bürgknechte ohne Grund (à 1 fl)

6 Bestandmüller (à 1fl 30 kr)

9 Leitgeb (à 1 fl), 5 Schulmeister (à 45 kr) und 10 Gemeindehalter, die zusammen 12 fl reichten

Den Armen und Kranken spendete der Fürst zum Neujahr 23 Metzen Korn und Hafer. Nach einer Zählung besaß die Wlfersdorfer Herrschaft 659 Häuser, 117 Bauern mit 252 Pferden und 542 Hauer mit 115 Ross.

Die Haferernte, die 232 Mut 18 Metzen ergab, wurde folgendermaßen verwendet: für den Anbau 38 Mut, für die Wirtschaftspferde 5 Mut 24 Metzen, den Untertanen geliehen 20 Mut, für die fürstlichen Pferde 58 Mut, für die Meierhöfe 6 Mut 23 Metzen und für die Roboter 4 Mut.

Die Seifensieder lamentierten, da sie bei den billigen Preisen nichts verdienten; die Fuhrleute klagten über die schlechten Straßen, die schlechten Brücken und über den Mangel an Mauttafeln mit den vorgeschriebenen Gebühren.

Für die erkrankte Gemahlin ließ der Fürst in der Obersulzer Mariahilfkapelle und in der Zistersdorfer Antonikapelle Messen lesen.

Die Unsitte des Fürkaufes bei den Märkten stellte der Pfleger ab, weil die Nahrungsmittel nur verteuert wurden; Pelzzweige für Obstbäume bezog man von Kromau und Ostra in Mähren.

Nicht geringe Aufregung verursachten die zahlreichen Brände in den Gemeinden; so brannten am 14. April in Wilfersdorf 12 Häuser, der Pfarrhof und die Schule ab, 217 Schafe gingen in den Flammen zugrunde und 206 konnten gerettet werden; in Bullendorf, in Poysdorf und Mistelbach wüteten Brände, die den Anlass gaben, dass man die Fremden genau beaufsichtigte, Wachen einführte und die „Pilgramer“ beobachtete; in einzelnen Gemeinden wurde der Florianitag als Feiertag eingeführt. Die Abbrändler benötigten viel Bauholz; den Armen spendete der Fürst 46 Metzen Korn und Heiden.

Den Sonntags-Gottesdienst hielten in der Schlosskapelle stets die Zistersdorfer Franziskaner; ein italienischer Kapellmeister Antoni Pertäli wirkte im Dienste des Fürsten, sodass im Schloss häufig musikalische Darbietungen gegeben wurden, wenn die fürstliche Familie hier weilte.

Getreide in den herrschaftlichen Kasten vor der Ernte: 84 Mut Weizen, 138 Mut 19 Metzen Korn, 4 Mut 28 Metzen Gerste, 118 Mut 28 Metzen Hafer, 6 Mut 16 Metzen Heiden, 7 Metzen Erbsen, 1 Metzen Brein und 5 Metzen Linsen.

Getreideverzeichnis im Herbste 1666:

Weizen: Ernte = 192 Mut 1 ¼ Metzen,

Ausgabe = 57 Mut 22 ½ Metzen davon Aussaat 13 Mut 20 Metzen,

134 Mut 8 ¾ Metzen sind zum Verkauf.

Korn: Ernte = 255 Mut 7 ¾ Metzen,

Ausgabe = 93 Mut 1 ¼ und 1/8 Metzen davon zur Saat 13 Mut 5 ¾ und 1/8 Metzen,

162 Mut 6 ¼ und 1/8 Metzen zum Verkauf.

Gerste: Ernte = 6 Mut 12 ¾ Metzen

Ausgabe = 3 Mut 4 Metzen,

3 Mut 8 ¾ Metzen für den Verkauf.

Hafer: Ernte = 147 Mut 28 ¾ Metzen

Ausgabe = 151 Mut ? davon Aussaat 41 Mut,

3 Mut 20 ¼ Metzen sind herbeizuführen.

Heiden: Ernte = 6 Mut 14 1/8 Metzen

Ausgabe = 3 Mut 10 Metzen

3 Mut 4 1/8 Metzen zum Verkauf.

Im Jänner 1667 entstand im Schloss ein Feuer, weil die Apotheke überheizt war; nach einer Vorschrift mussten die Schlossräume zweimal in der Woche geheizt werden; mit Hilfe der Bewohner konnte der Brand gelöscht werden, sodass er nicht weiter griff; dafür zahlte der Fürst 30 Messen zum Danke.

Der Winter brachte eine große Kälte, und viel Schnee; noch im Jänner mussten die Müller und Schaffler die Jagdhunde des Schlosses übernehmen, die dann im Herbst wieder zurückgegeben wurden.

Das ausgeliehene Getreide lieferten die Bauern im Jänner in den Schüttkasten; doch nahm die Herrschaft auch Wein dafür.

Im Brauhaus ließ der Pfleger Ordnung machen und kaufte neue Pfannen.

Bei Erkrankungen hatte der Bader als Arzneimittel verordnet: den Legerbranntwein und das Polleykraut (äußerlich), eine Apotheke gab es im Markte Mistelbach.

Die Kirchenraitungen mussten 14 Tage vorher von der Kanzel verkündet werden, damit alle zur rechten Zeit erschienen. Der Pfarrer hatte vor der Fasnacht ein Paar getraut, das nie aufgeboten worden war. In der Faschingszeit ergötzte sich das Volk an Spielen, die viel zur Unterhaltung und Zerstreuung beitrugen.

Aus dem Schlossteich verkaufte der Pfleger immer nach 3 Jahren 25 – 26 Schock Fische (gemeint ist wohl der Schlossgraben).

Für die tschechischen Untertanen erschien zur Osterzeit der Pfarrer von Ringelsdorf oder der von Eibesthal zum Beichthören in der Pfarrkirche.

Die Holzäcker pflegten die Bauern gar nicht und ließen sie von Strauchwerk so verwachsen, damit sie keinen Zehent reichen durften; die fürstlichen Untertanen bezahlten nicht so hohe Holzpreise wie die „auswendigen“.

Der Fürst war um die Ernte sehr besorgt, weil die Roboter mit den Garben zu arg herumbeutelten und im Marchfelde schwarz gescheckte Krähen einen Großteil der Ernte vernichteten, dieses zauberische Wesen war eine Strafe Gottes, die man aber bei uns nicht verspürte.

Das Schlossdach deckte man mit Holzschindeln ein, die man mit roter Farbe und Leinöl anstrich; beim „Richtfest“ feuerte man eine Kanone ab.

Das Jahr 1667 brachte eine gute und reiche Getreideernte, auch Obst gab es genug, das Fallobst gab man den Schweinen oder man machte Essig daraus

Die Haferernte war am 22. August. Gerne hätte der Fürst die Staatzer Herrschaft gekauft, vor allem Hobersdorf.

Zur Ausrüstung des Schlosses gehörten: 3 „Schlangl“ auf 2 Räder, 10 „Stückl“ auf 2 Räder, 6 Doppelhaken , 140 Musketen, 7 lange und 2 absonderliche Karabiner, 1 „Partasän“, 8 kurze Gewehre, 192 Piken, 152 Musketen-„Panthelier“, 2 „Panthelier“ Riemen, 1 Stößl zum Pulvermachen , zahlreiche Patrontaschen und Pulverflaschen, 5 Büschel „Zän“, 2 Modelle zum Kugelgießen, eine Trommel, gegen 1000 „Stück“ Kugeln, Wischer für Doppelhaken, Spagat für Jagdzeug, ¼ Fass Scheibenpulver, 1060 Kugeln für Doppelhaken, 6400 Musketenkugeln, 500 Karabiner „trat“ Kugeln, 400 Pistolen „trat“ Kugeln, eine Senfte, 11 Zentner 37 Pfund Lunten; die Basteien hießen: Bräuhaus-, Ungarische- und Kellerbastei.

Die Getreideernte von 1667:

Weizen: Anbau 1168 Schock 23 Garben, Zehent 280 Schock 3 Garben,

Korn: Anbau 351 Schock 57 Garben, Zehent 750 Schock 50 Garben,

Gerste: Anbau - - Zehent 5 Schock 7 Garben,

Hafer: Anbau 830 Schock 22 Garben, Zehent 432 Schock 2 Garben.

Gerste bauten an: Bullendorf, Wetzelsdorf, Wilhelmsdorf und Poysdorf.

Heuernte: 266 Tagwerk Wiesen gaben 549 Fuhren Heu und 135 Grummet.

Viehanzahl: 2 Zugochsen, 2 Stiere, 25 Kühe, 22 Kälber, 97 Schweine, 44 Indian, 79 Gänse, 53 Enten, 3 türkische Enten, 7 Kapauner, 57 gewöhnliche Hühner und 4351 Schafe.

Da im westlichen Österreich die Pest wütete, ließ der Fürst in der Pfarrkirche ein Lobamt lesen (am 17. Dezember).

Da die Beamten Waisenkinder für ihren Bedarf verwendeten, stellte der Fürst diese Unsitte 1668 ab, damit der Herrschaft keine Arbeitskräfte entzogen werden. Die Weihnachts- und Osterehrungen wurden von nun an genau eingefordert.

In Mistelbach kostete ein Metzen Weizen 54 kr, Korn 33 kr, Hafer 17 kr, Heiden 24 kr und 1 Eimer Kronawettöl 14 fl.

Der Rentmeister wurde gewarnt, kein falsches Geld anzunehmen, das im Umlauf war.

Weil die Kalendermacher für dieses Jahr eine abscheuliche Brunst voraussagten, so wurde den Untertanen beim Bantaiding eingeschärft, auf Feuer und Licht gut aufzupassen, die Funken auszulöschen, nur mit Laternen in den Stall zu gehen, vor die Häuser ein 10 Eimer großes Fass mit Wasser aufzustellen, Leitern einzustellen (dies ging besonders die Mühlen an) und zu Ehren der hl. Maria, des Florian und Laurenz Lobämter lesen zu lassen; auch im Schloss standen in den Ecken gefüllte Wasserbehälter.

Bei der Erfüllung der Osterpflicht sollte der Amtmann mit gutem Beispiel vorangehen und bei Widerspenstigen dem Pfarrer die Mithilfe nicht verweigern. In allen Kirchen ließen die Gemeinden Messen lesen zur Abwendung der Feuersgefahr und auf ein gutes Gedeihen der Feldfrüchte.

Das Pelzen der Obstbäume besorgte man im März. Kalk und Ziegel ließ der Pfleger brennen, um einen Vorrat im Bedarfsfalle zu haben.

Da die Kaiserin Witwe mehrere Hasen für Schönbrunn wünschte, mussten etliche hundert Personen bei Lanzendorf und Schrick zwei Tage lang mit Netzen fangen gehen; die 25 Stück trug ein Jäger in Körben nach Schönbrunn, wobei ihm mehrere Roboter behilflich waren; leider gingen 7 Stück zugrunde; dem Jäger reichte die Witwe 3 fl Trinkgeld.

Große Bedeutung maß man im Schloss der Pferdezucht bei und schaute auf gute Pflege und Wartung; Stuten bekamen wöchentlich ¾ Metzen Hafer, ½ Metzen geschnittenes Stroh, ihre Schwänze wurden mit Wasser und Seife gründlich gereinigt und „auskartatscht“, die Füllen liefen drei Stunden täglich an einem sicheren Orte herum und erhielten einen Trank mit Mehl und geschrotenen Erbsen; die „rupsigen“ Stuten heilte der Meier mit Milchrahm aus.

In diesem Jahr baute der Pfleger ein Feld mit Hanf an, das dann 150 Ellen Leinwand lieferte.

Nach einem Patent reichte im Juni jedes aufrechte Haus 34 kr „Portionsgeldt“ in die Viertelkasse.

Mehrere Untertanen, die von Kromau entlaufen waren, büßten ihr Vergehen mit einer Freiheitsstrafe; ein Mann übernahm in Mistelbach ein ödes Haus und eine Frau, die in Asparn a. d. Z. geheiratet hatte, ging frei aus, weil das Weib sich nach dem Mann zu dirigieren hätte.

Um das leibliche Befinden der Schlossbediensteten und Beamten war der Fürst stets besorgt, belohnte ihren Eifer und gab ihnen ein Geschenk, wenn sie heirateten, ja er schickte zur Hochzeit einen Vertreter und sorgte bei einem Sterbefall für die Hinterbliebenen.

Bei der diesjährigen Ernte gab eine Gwanten 12 Kornhäufeln a´ 1 ¼ Metzen , beim Hafer 10 Häufeln a´ 2 Metzen.

Diesmal schickte der Pfleger 6 „Schindluder“ nach Wien, die den Fürsten nach Wilfersdorf zur Jagd bringen sollte, aber auf der „Hohenleiten“ stecken blieben; dafür freute er sich aber an den schönen Jagdhunden, die ihm der Baron Schiefer übermittelte.

Was der fürstliche Jäger fing:

|  |  |  |  |  |
| --- | --- | --- | --- | --- |
| Revier | Hasen | Füchse | Wildkatzen |  |
| Schrick | 16 | 2 | 0 | 1 Hase kostete 5 kr |
| Lanzendorf | 20 | 4 | 1 | 1 Fuchs kostete 20 kr |
| Poysdorf | 14 | 1 | 0 | 1 Wildkatze kostete 20 kr |
| Steinberg | 11 | 1 | 0 |  |
| Kettlasbrunn | 11 | 6 | 0 |  |
|  | 72 | 14 | 1 |  |

Im Jahre 1669 zertrümmerten die Hobersdorfer die fürstliche Ziegelhütte.

Die Getreidepreise erreichten im Frühjahr einen furchtbaren Tiefstand: 1 Metzen Korn kostete 27 – 30 kr, Weizen 45 kr; die Herrschaft verfügte am 5 Juli über

144 Mut und 1 2/4 und 1/8 Metzen Weizen ,

165 Mut und 13 2/4 und 1/8 Metzen Korn,

228 Mut und 19 ¾ und 1/8 Metzen Hafer,

2 Mut und 16 ¾ Metzen Heiden und Gerste .

Bei dem Magdalenafest tafelten die Geistlichen in der Tafelstube, wo sonst die Edelleute speisten.

Bei der Geburt eines kaiserlichen Prinzen las der Pfarrer in der Ortskirche ein Lobamt.

Die Kromauer Bauern leisteten mit ihren besseren Rossen und Wagen weit mehr als unsere.

Von Ostra kam Dörrobst, Pfirsiche, Kümmel, 2191 2/4 Ellen Leinwand aus Hanf und Werg und 80 Ellen Zwilch für das Schloss.

Zahlreiche Brände, die im Herbste ausbrachen, gaben dem Pfleger Gelegenheit, die Untertanen an die Vorkehrungen wie im Vorjahr allen Ernstes zu erinnern.

Herbstanbau der Herrschaft:

Weizen 30 Mut 1 ¼ Metzen, Korn 9 Mut 21 Metzen, Gerste nur 4 Metzen in Mistelbach.

Herrschaftswiesen in Tagwerk angegeben:

Kettlasbrunn 30,

Wilfersdorf 18,

Bullendorf 22,

Ober Sulz 26,

Blumenthal 14,

Loidesthal 18,

Gr. Krut 18,

Ketzelsdorf 18, Ertrag an Heu 282 Fuhren und Grummet 179 Fuhren

Wetzelsdorf 8,

Poysdorf 6,

Mistelbach 36,

Hüttendorf 9,

Lanzendorf 4,

Eibesthal 38.

Dem Robotbauern reichte die Herrschaft, wenn sie nach Wien fuhren, 1/8 Hafer für ein Ross und 1 Laib Brot für den Mann.

Dieses Jahr mussten die Beamten und Bediensteten auch zu Weihnachten zum Tisch des Herrn treten.

Weil der Bote, der nach Wien ging, seine Schriften ganz durchnässt an Ort und Stelle brachte, bekam er 30 Stockprügel und musste nach einem „Dank schön“ Besserung versprechen.

Bis 1755 zahlte die Wilfersdorfer Maut 720 fl Bestand, die Mistelbacher 800 fl, beide wurden in die „zweite Klasse“ gesetzt. Nach der neuen Mautordnung waren von jeder Maut befreit die Salzfuhren, die militärischen und Munitionstransporte.

Veränderungen nach dem alten und neuen Mauttarif

|  |  |  |
| --- | --- | --- |
|  | alt kr | neu kr |
| Für einen Güterwagen mit 4 Pferden | 10 | 12 |
| Für einen Güterwagen mit 3 Pferden | 10 | 9 |
| Für einen Wagen mit Tuch oder Leinwand bei 4 Pferden | 14 | 8 |
| Für einen Ballen Tuch | 6 | - |
| Von einer Truchen Leinwand | 6 | - |
| Von einem Stück Tuch oder Leinwand | - | 2 |
| Von einem Wagen, so Rauchwaren führt mit 3 Pferden  | 14 | 6 |
| Von einem Wagen, so Rauchwaren führt mit 4 Pferden | 14 | 8 |
| Von einer „Rauch“ oder gearbeiteten Haut | 1 den | - |
| Von 2 Kalb- oder Schaffellen | 1 den | - |
| Von 1 Krämerwagen mit Pferden | 3 | 4 |
| Von 1 Schneiderwagen mit 2 Pferden | 7 | 4 |
| Von 1 Truchen, so der Schuster führt mit 2 Pferden | 3 | 4 |
| Von einem „Hutstepperwagen“ mit 2 Pferden | 10 | 4 |
| Von einem Sattler –Kummetmacher oder Seilerwagen mit 2 Pferden | 4 | 4 |
| Von einem Eisenwagen mit 2 Pferden | 7 | 4 |
| Von einem Tischlerwagen mit 2 Pferden | 4 | 4 |
| Von einem Getreidewagen mit 2 Pferden der nach Mistelbach führt | 2 | 2 |
| Von einem Getreidewagen mit 2 Pferden, der über die Brücke fährt | 4 | 2 |
| Von einem Fischwagen mit 2 Pferden | 3 | 3 |
| Von einem Zeiselwagen mit 2 Pferden | 2 | 2 |
| Von einem Salzwagen mit 2 Pferden | 6 | - |
| von einem Wachswagen mit 2 Pferden | 10 | 4 |
| Von einem Seifensieder- oder Kerzenmacherwagen mit 2 Pferden | 6 | 4 |
| Von einem Wagen mit Latten oder Bauholz | 3 | 4 |
| Von einem Wagen, der Schaffeln, Fässer und anderes Holzgeschirr führt mit 3 Pferden | 7 | 6 |
| Von einem neuen Fass | 1 den | - |
| Von einem Kohlenwagen mit 2 Pferden | 2 | 4 |
| Von einem beladenen Judenwagen mit 2 Pferden  | 8 | 4 |
| Von einem Eimer Landwein  | 1 den | - |
| Von einem Eimer junger Wein | 3 den | - |
| Von einem Eimer Branntwein | 1 den | - |
| Von einem Lagl süßen Wein  | 7 | - |
| Von einem Lagl Laumöl | 6 | - |
| Von einer Tonne Öl oder Fischschmalz | 6 | - |
| Von einer Tonne Honig | 4 | - |
| Von einer Tonne Hering | 3 | - |
| Von einem Zentner Schmalz  | 2 | - |
| Von einem Zentner Kas | 1 | - |
| Von einem Zentner Hanf oder Werk  | 1 | - |
| Von einem Zentner Wolle  | 1 | - |
| Von einem Zentner Baumwolle | 2 | - |
| Von einer Lebzeltertruchen  | 4 | - |
| Von einem Zentner Weinstein, Leinwand oder Federn | 1 | - |
| Von einem Zentner Kitt | 1 | - |
| Von einem, der Waren feil trägt | 1 | - |
| Von einem Juden, der durchgeht | 1 | - |
| Von einem Ross oder Ochsen | 2 | - |
| Von einem Ross oder Ochsen zum Verkauf | 2 den | 1 |
| Von einem Kalb, Schaf, Schwein zum Verkauf | 1 den | 1 den |

Handschrift von Franz Thiel

Nach dem Türkenkriege

Je mehr unsere Truppen die Türken in Ungarn zurückdrängten, desto größer war die Zuversicht unserer Leute auf den endgültigen Sieg und auf einen dauernden Frieden, der unserer Heimat notwendig war. Die Truppendurchzüge hörten zwar nicht auf, da ja die Kriegsvölker von Böhmen, Mähren und Schlesien durch unsere Heimat ziehen mussten, um dann über Dürnkrut und Angern nach Ungarn zu kommen. Die Straßen belebten sich langsam, da Kaufleute und Reisende sich zur Freude der Bewohner zeigten.

Am 30. August 1687 erschien der Herzog von Holstein im Schloss von Wilfersdorf und übernachtete hier; 300 Mann einer moskowitischen Gesandtschaft waren schon am 7. März gegen Wien gereist. Der Bauer sah diese vornehmen Gäste nicht gern, weil sie nur Vorspanndienste verlangten und hohe Anforderungen an die Pferde stellten.

Es mangelte an tüchtigen Jägern, sodass die Herrschaft die Waisenknaben dazu verwenden wollte, die aber keine Lust zum Dienen zeigten. Den schönen Kupfersarg musste der Fürst in Nikolsburg bestellen, da er zu unseren Kupferschmieden kein rechtes Vertrauen hatte; der Sarg wog 5 Zentner und ein Pfund kostete 27 kr.

In Hohenau begann die Rabensburger Herrschaft mit der Bierbrauerei.

Die Ernte lieferte:

Bauweizen 910 Schock 40 Garben, Zehent 247 Schock 11 Garben,

Reiches Korn 59 Schock 20 Garben , Zehent 752 Schock 17 Garben,

Gemeines Korn 180 Schock 40 Garben,

Gerste 15 Schock 30 Garben, Zehent 2 Schock,

Hafer 679 Schock 35 Garben, Zehent 537 Schock 27 Garben.

Am 6. Oktober brach im Markte ein Feuer aus, als eine Frau auf dem Backofen Hanf dörrte.

1 Elle Leinwand kostete 4 kr, 1 Gans 18, 1 Wildtaube 6, 1 Schnepfe 9, 1 Rebhuhn 15 kr und 1000 Stück Pflasterziegel 6 fl.

Der kleine Meierhof hatte 1688: 6 Stück Melkkühe, 4 Kalben, 16 Schweine, 9 Gänse, 9 Enten, 43 Hühner und 10 Kapauner.

Die n. ö. Regierung forderte von den Herrschaften, dass sie strenge darauf schauen, dass die Geistlichen die Kinderlehren einhalten und sie nicht ausfallen lassen.

Im Frühjahr 1688 erschienen kursächsische Truppen, die einige Zeit in den Dörfern einquartiert wurden, bevor sie weiter nach Ungarn zogen.

Ein Hagelwetter vernichtete am 4. Juni die Feldfrüchte um Rabensburg; am 19. Juni ging über Wilfersdorf ein Unwetter los, das in Bullendorf ein Haus einäscherte und in Eibesthal einen Knaben erschlug, der unter einer Weide Schutz suchte. Am 17. Juli wütete im Zayatal ein heftiger Sturmwind, dass man glaubte, der Jüngste Tag bräche an. Die Schafställe in Wilfersdorf, Kettlasbrunn und Eibesthal stürzten ein, Presshäuser wurden beschädigt, Bäume entwurzelt, Häuser abgedeckt, Ziegeldächer zertrümmert und Getreidefelder ausgedroschen, dass die Leute mit Recht wehklagten und erklärten, die Häuser zu verlassen und fortzuziehen.

Am 26. September starb die Mutter des regierenden Fürsten; sogleich ordnete die Herrschaft eine allgemeine Trauer an, verbot die Tanzunterhaltungen für einen Monat, in den Patronatkirchen wurden die Glocken täglich eine Stunde lang geläutet, Messen gelesen und an die Armen Almosen verteilt; das Totenmahl kostete 42 fl 35 kr.

Der Meierhof bekam zum ersten Mal „schopfte Hühner“.

Preistafel: 1 Pfund Rindfleisch 4 ½ kr, Schaffleisch 5, Schweinefleisch 6 kr, 1 Lamm 1fl, 1 Pfund Schmalz 11 kr , Butter 7 ½ kr, 6 Eier 3 kr, 1 Pfund Speck 12 kr, 1 Pfund Kerzen 10 kr, 1 Spanferkel 20 kr, 1 Kapaun 30 kr, 1 „Hendl“ 6 kr, 1 altes Huhn 10 kr, 1 Ente 12 kr, 1 Gans 24 kr, 1 Pfund Baumöl 20 kr, 1 Bratwurst und eine Leberwurst je 3 kr, ¼ Mundmehl 1 fl, ¼ Semmelmehl 45 kr, 1/8 Pohlmehl 15 kr, 1 Edelleutbrot 4 kr, 1 Gesindebrot 1 kr.

Das Holz für die Zäune holte die Herrschaft von Rabensburg.

Volksvermehrung der fürstlichen Untertanen:

|  |  |  |  |  |  |
| --- | --- | --- | --- | --- | --- |
|  | Abgestorbene |  |  |  | Zugewanderte |
| Ort | Erwachsene | Kinder | Geburten | Hochzeiten | Untertanen |
| Wilfersdorf | 10 | 11 | 10 | 4 | - |
| Bullendorf | 5 | 7 | 6 | 3 | - |
| Kettlasbrunn | 3 | 9 | 16 | 1 | 1 |
| Ober Sulz | 1 | 3 | 20 | 5 | - |
| Blumenthal | 2 | 1 | 9 | 3 | 1 |
| Loidesthal | 8 | 9 | 21 | 4 | 1 |
| Groß Krut | - | 1 | 2 | - | - |
| Ketzelsdorf | 2 | 5 | 16 | - | 1 |
| Wetzelsdorf | - | 1 | 1 | - | - |
| Poysdorf | 2 | 1 | 11 | 3 | - |
| Mistelbach | 18 | 15 | 51 | 20 | - |
| Hüttendorf | 1 | 2 | 4 | 1 | - |
| Lanzendorf | - | 1 | 3 | - | - |
| Eibesthal | 3 | 1 | 10 | 1 | - |
|  | 55 | 67 | 180 | 45 | 4 |

Jagdergebnis in Wilfersdorf : 21 Füchse à12 kr, 100 Hasen

Jagdergebnis in Rabensburg: 14 Füchse, 36 Hasen à 3 kr, 5 Rehe à 30 kr, 1 Reh, 1 Wolf = 1 fl, 1 Hirsch = 1 ½ fl.

Die Hasen verkaufte die Herrschaft in den Gemeinden, Rehe, Hirsche, Wildkatzen, Wölfe und Fuchsbälge kamen nach Wien.

1689 ließ die Herrschaft für die verstorbenen Mitglieder des fürstlichen Hauses 100 Seelenmessen bei den Kapuzinern in Poysdorf und bei den Franziskanern in Zistersdorf lesen.

Auf Antrag des Amtmannes Johann Karscher sollte die Mühle in Hauskirchen neu gebaut werden.

Die Georgi- und Michaeli Almosenstiftung stammte aus dem Jahre 1651.

Im Jahre 1689 fehlte den Untertanen das Saatgetreide im Frühjahr, sodass die Herrschaft aushelfen musste. Da der Schulmeister sein Amt niederlegte, so nahm der Amtmann den Bestandwirt auf, der ein Jurament schwörte, dass er seine Pflichten genau erfüllen werde.

1 Metzen Korn kostete 45 kr, Hafer 36 kr, 1… ner Karpfen 8 fl, Hechte 7. Die Ausfischung des Schlossgrabens ergab einen Nutzen von 87 fl 5 kr 2 den. Im Mai beunruhigten fremde Landbrenner unsere Dörfer, sodass die Ortsrichter auf die Fremden ein wachsames Auge hatten.

Der Wolkenbruch, der am 12 Juli über Mistelbach und Eibesthal niederging, machte in den Feldern einen bedeutenden Schaden.

Der Sarg mit den sterblichen Überresten des Herzogs Karl von Holstein wurde am 18. August in der Pfarrkirche beigesetzt. Acht Tage später – am 26. – brachen Kirchenräuber durch den Glockenturm ins Gotteshaus, erbrachen den Tabernakel und raubten den Kelch mit den Hostien; sofort schickte man Boten nach Nikolsburg, damit der Judenrichter auf den Kauf und Verkauf der alten Gegenstände in den jüdischen Läden aufpasse.

Geschossen wurden 62 Füchse, 171 Hasen, 6 Rehe und 2 Wildkatzen.

1690 entdeckte der Amtmann eine unregelmäßige Geldgebahrung des Buchhalters, der sich sogar ein Federmesser und einen Kalender angeschafft hatte.

Die Schneider errichteten am 15. März trotz der Beschwerde der Mistelbacher Meister eine eigene Zunft, die am 11. Mai bestätigt wurde und bis Rabensburg und Zistersdorf alle Meister erfasste.

Der hölzerne Glockenturm der Dominikkapelle auf dem Lehenberg wurde, weil er schon ganz morsch war, am 25. April abgetragen und dafür ein neuer gebaut, der 125 fl kostete, weil der alte Ziegelofen nicht mehr genügte, um den Bedarf an Ziegeln zu decken, dachte man an die Errichtung eines neuen.

Im Holzgarten des Schlosses stand das Brennholz für die Beamten und für den herrschaftlichen Bedarf, das die Roboter hackten; jeder Beamte erhielt 10 Klafter, der Amtmann aber 12, sodass alle 82 Klafter benötigten.

Die Steinbruckmühle hatte 4 Fischbehälter. Die fürstlichen Untertanen schuldeten der Herrschaft 34 Mut Hafer, 80 Mut brauchte sie für den Anbau und für die Pferde, 210 Mut konnten verkauft werden.

Da die Untertanen viele baufällige Häuser besaßen, die ausgebessert werden mussten, so baten sie bei der Herrschaft um Bauholz.

Die Kettlasbrunner stellten Schanzen für die March, die Blumenthaler und Loidesthaler aber für Zistersdorf; in Wilfersdorf richtete man die Basteien und Schanzen her, der Amtmann überprüfte die Zahl der Geschütze und Gewehre: 5 „Stuck“, 7 Feldschlangen, 2 Orgeln, 16 Doppelhaken, 241 Musketen, 8 Karabiner, 2 Partisanen, 8 kurze Gewehre und 205 Springstöcke oder Halbpiken, 7 Kugelmodelle, 95 Kugeln von 3 Pfund Gewicht, 106 von 2 Pfund, 296 von 1 Pfund, 99 von ½ Pfund (alle aus Eisen), 1295 Doppelhakenkugeln, 4600 Musketenkugeln, 380 Drahtkugeln, 278 Pfund Blei, 10 Zentner Lunte und 400 Morgensterne; im Pulverturm waren: 2/4 Eimer Scheibenpulver, 12 Eimer Musketenpulver, sowie 146 Pfund Blei.

Von den Untertanen waren 24 gestorben, 83 Kinder tot, 198 geboren und 45 getraut.

Am 10. Jänner 1691 schickte der Amtmann 6 Stuck und 488 Kugeln nach Rabensburg; am 3. Februar zahlte die Herrschaft als „Neuen Anschlag“ 2621 fl (v… Pfund = 4 fl).

Der Kirchenräuber des Jahres 1689, der in Nikolsburg verhaftet wurde, gab an, dass er die Hostien auf einem Felde bei Erdberg vergraben hatte; er zeigte die Stelle und man grub sie alle aus, sodass der Pfarrer sie im feierlichen Zuge in die Kirche trug und später an dieser Stelle ein Bildstock gesetzt wurde. Bald darauf erkrankte der Pfarrer, sodass an seine Stelle der von Kettlasbrunn kommen sollte und der Wilfersdorfer Kaplan nach Kettlasbrunn.

1 Joch sehr guter Acker kostete 10 fl, schlechter 5 fl, 3 ¾ Tagwerk Wiesen = 90 fl, 6 Viertel und Achtel Weingarten = 200 fl.

Jagdergebnis: 65 Füchse à 20 kr, 124 Hasen à … kr. 6 Rehe à 30 kr und 14 Wildschweine à 45 kr.

Im Jahre 1692 wollte die Ernstbrunner Herrschaft in Mistelbach eine Bierniederlage errichten, doch verweigerte dies der Fürst, weil von der Rabensburger Herrschaft gutes Bier nach Mistelbach kam; nur beklagten sich die Roboter über die weiten Fuhren.

An Kopfsteuer zahlte die Herrschaft von Wilfersdorf 1495 fl 53 kr.

Die große Winterkälte richtete in den Wein- und Obstgärten einen bedeutenden Schaden an.

Weil Tobias Schmidt dem fürstlichen Hause durch viele Jahre treue Dienste geleistet hatte, so wurde er von jeder Robot und den herrschaftlichen Abgaben befreit; sein Haus stand nahe bei der ersten Kreuzwegstation am Lehenberg.

Da der Mühltau 1693 stark auftrat, war eine geringe Weizenernte, da führte der Lanzendorfer Ortsrichter eigenmächtig von mehreren Ackern den ausgesteckten Zehent heim in seine Wohnung, sodass ihn die Herrschaft seines Amtes enthob und zu 50 Reichstaler Strafe verurteilte. In den Körnerfrüchten war es ein schlechtes Jahr; darum wollten die Bauern für das schuldige Getreide nach Wilfersdorf Wein liefern, der sehr gut geraten war.

Dem Hofgärtner bewilligte der Fürst eine Kuh; doch hatte er alles Obst von den Gärten und den Weinbergen genau abzuliefern und nicht zu verbrennen; 100 Stück Pelzpflanzen musste er aufbringen, damit dort, wo ein Baum einging, sofort ein neuer gepfropfter gesetzt wurde. Die Bäume reinige er von den Raupennestern, mache im Herbste um die Stämme Regengruben, die er im Frühjahr wieder schließe; benötigte er im Frühling Hilfskräfte zur Arbeit, so weise ihm der Amtmann Roboter zu, außerdem hatte er das Recht, sich einen Arbeiter zu halten. Als Lohn erhielt er jährlich 8 fl, 13 Maß Schmalz, 40 Pfund Käse, 6 Kiefen Salz, 50 Pfund Fische, 3 Metzen Weizen, 15 Metzen Korn, 4 Metzen Kuchelspeis, 8 Eimer Speisewein und wöchentlich 7 Pfund Fleisch.

Am 20. November ließ sich in der Pfarrkirche ein Prager Judenknabe taufen, dem die Herrschaft ein weißes Gewand kaufte und alle Auslagen (24 fl 11 kr 2 den) bestritt; von nun an hieß er Jakob Nikolaus Christian und lernte in Wilfersdorf das Schneiderhandwerk.

Um ihre Häuser auszubessern, verlangten die Untertanen von der Herrschaft Holz, das aber leider bei der mangelhaften Waldwirtschaft überall fehlte.

Im Frühjahr verfügte der Kastner über folgende Getreidemengen: Weizen 26 Mut, Korn 71, Hafer 200 Mut. Vom 1. Oktober 1693 bis 31. März 1694 nahm der Rentmeister von den einzelnen Zweigen des Betriebes der Herrschaft 12 361 fl 18 kr 2 den ein. Die Roboter führten 20 Mut Korn à 57 fl vom Schüttkasten nach Tuttendorf. Der eigennützige Kastner hielt sich viel Vieh und fütterte es mit dem Futter der Herrschaft; das taten leider auch andere, so die Schafmeister.

Gejagt wurden 17 Frischlinge, 2 Wildschweine, 36 Füchse, 162 Hasen und 7 Rehe.

Nach Wien lieferte der Amtmann: Monatsgelder = 1956 fl, Werbungsgelder = 326 fl, Hausanschlag 1467 fl, Landsteuer = 547 fl 36 kr 3 den, Herrengült = 1314 fl 11 kr 2 den.

Die Untertanen beklagten sich 1695 über die Bäcker und Seifensieder, die ihre Erzeugnisse sehr teuer verkauften und sich nicht nach den Wiener Satzungen hielten.

1 Metzen Weizen kostete 2 fl 39 kr (1 Mut 87 fl), 1 Metzen Korn 35 Groschen (1 Mut 67 fl), 1Metzen Hafer 34 gr; im November hatte die Herrschaft 22 Mut Weizen, 60 Mut Korn, 40 Mut alten Hafer und in den letzten Monaten eingenommen: an Getreide 4630 fl, an Wein 3117 fl, Maut = 850 fl, Tatz = 2083 fl und sonst noch 1136 fl.

1696 sprach man von der Einführung einer Vermögenssteuer, von einer strengen und genauen Aufsicht der Keller und Schüttkasten; langsam erkannte man, dass die alte Wirtschaftsweise nicht genüge, dass man dem Geiste der Neuerung Rechnung tragen müsse; die Beamten hielten an dem alten Zopf fest, waren eigennützig, die Untertanen murrten und klagten; der alte Hofgärtner war zu keiner Arbeit mehr fähig, sodass ein neuer aufgenommen wurde, der die Obstbäume und Spaliere ausschnitt.

Die Fischbehälter kosteten den Wiener Händlern im Jahre 30 fl. Die Tochter Sabina des Fleischhauers Pongrätz Lehner, welche in türkische Gefangenschaft geraten war, befreite der Fürst und zahlte 150 fl Lösegeld.

Die Einnahmen der Herrschaft beliefen sich: Maut = 850 fl, Tatz = 1987 fl, Holz 957 fl, Getreide 11298 fl, Wein 11 400 fl 47 kr.

Wie die anderen größeren Orte hatte auch Wilfersdorf eine Schießstätte, für die am 1. Mai 1697 der Hauptmann Johann Karscher eine eigene Schützenordnung herausgab, damit die Streitigkeiten vermieden würden.

1. Wer auf der Schießstatt sich üben will, muss längstens bis 2 Uhr mit seinem Rohr und dem Schießzeug erscheinen, kann er aber nicht kommen, so schickt er sein Rohr mit dem gewöhnlichen Legegeld in die Schießstatt.
2. Will ein Schießfreund auf die aufgehängte Stechscheibe schießen, so wird ihm das nicht gestattet.
3. Wer schießen will, meldet sich beim Schreibtisch, lässt sich in das Schützenbuch einschreiben, reicht das Legegeld, geht dann zum Schießstand, legt der Ordnung nach an und geht dem Schützmeister bei Strafe von 24 den nicht vor.
4. Ist der Schütze im Stand, so darf er nicht mehr herausgehen.
5. Jeder Schütze gibt seinen Schuss ehrbar ab, aufrichtig, recht, ohne alle zulässige Künste, Zaubereien u. dgl. Vorteile, nur mit freischwebenden Armen, nicht das Rohr an die Achsel gesetzt oder die Arme auf die Brust gelegt; wer es aber dennoch tut, dessen Schuss ist ungiltig und das Rohr der Schützenlade verfallen; sofort entfernt er sich aus der Schießstatt und wird nicht mehr zum Schießen zugelassen.
6. Ohne Erlaubnis des Schützenmeisters darf niemand einen Probierschuss abgeben bei Strafe von 24 den.
7. Wer im Stande ist, darf nicht angesprochen, vexiert oder perturbiert werden, sonst zahlt er 24 den Strafe.
8. Versagt einem Schützen im Stand sein Rohr zweimal oder muss er zweimal ablegen, so kann er nach dem dritten „ faillschlag an den backh zu spannen, solange er das Selbe dran erhalten kann“.
9. Geht einem Schützen im Stand wider seinem Willen der Schuss los, so ist der ungiltig, auch wenn die Scheibe getroffen ist.
10. Findet ein Schütze, der im Stande steht, an seinem Rohr einen Fehler, so geht er aus dem Stande und macht dem Nächsten Platz, zeigt das Rohr dem Schützenmeister, der es gleich prüft; kann der Fehler nicht behoben werden, so leiht sich der Schütze von dem Nächsten ein Rohr aus. Heimlich und ohne Anzeige hat niemand den Stand zu verlassen, sonst wird er nie mehr zum Schießen zugelassen.
11. Vor 2 Uhr ist das Kränzlschießen aus einem Rohr in der Schießstätte erlaubt, bei einem Hauptschießen sogar aus 2 Rohren.
12. Hat der Schütze die Scheibe getroffen und der Zieler zeigt es nicht an, so geht er zum Schreibtisch und lässt durch den Schützenmeister und 2 anderen Schützen den Schuss besichtigen; doch darf, der geschossen hat, bei 24 den Strafe nicht mitgehen.
13. Zur Beförderung des Schießens soll jeder Schütze sich befleißigen, seinen Schuss in „Rehmen und Stechen“ auf das Ehiste zu erbringen, damit die anderen Schützen nicht aufgehalten werden. Ist aber einer nachlässig und muss ihn der Schützenschreiber zweimal ermahnen, sodass er bei der dritten Mahnung noch nicht erscheint, so sind seine früheren Schüsse ungiltig und er wird zur Strafe nicht mehr zugelassen.
14. Niemand gehe mit dem „Mandl – oder Steiden Wöhr“ in den Stand (Strafe 24 den).
15. Wer mit schandbaren Worten, spöttischen Reden, Schelten und Sakramentieren täte, wer seinen Degen über einen anderen zöge vielleicht gar mit geladenem Gewehr einen bedrohen würde, der wird nach Erkenntnis der Schützen bestraft und der Obrigkeit noch angezeigt.
16. Kommt ein Fremder in die Schießstatt und verlangt mitzuhalten, so kann er zweimal schießen; gewinnt er das Beste oder den Kranz, so hat er es wieder herzugeben, will er dreimal schießen, so hat er ein Nachschießen zu halten.
17. Nach dem Schießen gehe niemand zu den Stechscheiben, greife sie nicht an und treibe keine Vexation bei Strafe von 24 den.
18. Die Stechscheibe ist niemals abzuwerfen; beklagt sich einer, so ist der Schuss nachzuprüfen und mit allem Fleiß nachzusehen; der Teil, der unrecht hatte, zahlt ½ Taler.
19. Die Strafgelder zahlt jeder Schütze stracks, sonst darf er nicht mehr schießen. Alle Schützen sehen darauf, dass Burschen und Gesindel keine Angelegenheiten machen; sie sind abzuschaffen und zu bestrafen.
20. An diese Ordnung müssen sich die Schützen genau halten, alle 14 Tage ist sie vorzulesen; Schriften und Bücher kommen in die Lade, Ein- und Ausgaben müssen genau verzeichnet und die Rechnung gelegt werden.
21. Pariert ein Schütze nicht und widersetzt sich dem Schützenmeister, so wird er der Obrigkeit angezeigt.

Am 10. April 1698 machte ein Hochwasser im Zayatal einen großen Schaden in den Gemeinden und Feldern. 1 Mut Weizen kostete 60 fl.

Am 11. Juni übernachtete der Olmützer Bischof – der Herzog von Lothringen – im Schloss.

Der Kasmacher reichte 1699 von den 32 Melkkühen, die er im Stall hatte, je 8 fl Zins der Herrschaft. 1 Pfund Butter kostete damals 10 kr, 1 Kalb 3 fl, 1 Fuchs 20 kr, 1 Reh 30 kr, 1 Hase 6 kr.

Im Juli quartierte sich viel Militär in den einzelnen Ortschaften ein.

Zwei undatierte Schreiben geben uns Aufschluss über Robot und über den Besitzstand der Herrschaft in den Gemeinden:

|  |  |  |  |
| --- | --- | --- | --- |
|  | Ross | Fussrobot | Handrobot |
| wöchentlich | 2tag | 1tag | 2tag | 1tag |  |
| Wilfersdorf | 11 | 1 | 19 | 14 | 30 |
| Bullendorf | 7 | 20 | 1 | 6 | 28 |
| Kettlasbrunn | 15 | 2 | 50 | 10 | 65 |
| Blumenthal | 8 | 1 | 19 | 3 | 28 |
| Loidesthal | 7 | 6 | 25 | 11 | 50 |
| Ober Sulz | 6 | 9 | 23 | 30 | 50 |
| Lanzendorf | - | 2 | - | 7 | 7 |
| Hüttendorf | - | 3 | - | 13 | 12 |
| Mistelbach | 6 | 13 | 116 | 36 | 108 |
| Eibesthal | 8 | 4 | 16 | 28 | 47 |
| Erdberg | 9 | 10 | 17 | 12 | - |
| Wetzelsdorf | - | - | 8 | - | 9 |
| Poysdorf | - | 2 | 52 | - | 60 |
| Ketzelsdorf | 4 | 8 | 28 | 3 | 17 |
| Böhm. Krut | 3 | - | 28 | - | 14 |

Die Handroboter leisteten wöchentlich 3 Tage.

|  |  |  |  |  |
| --- | --- | --- | --- | --- |
| Ort | Ganz- | Halblehner | Hofstätt | Viertellehner |
| Wilfersdorf | 3 | 20 | 21 | - |
| Poysdorf | 1 | 13 | 39 | 9 |
| Ringelsdorf | 4 | 36 | 19 | - |
| Waltersdorf  | - | 19 | 2 | - |
| Ober Sulz  | 3 | 38 | 26 | 2 |
| Kettlasbrunn | 19 | 52 | 16 | - |
| Bullendorf | 9 | 18 | 10 | 2 |
| Loidesthal | 23 | 27 | 15 | 1 Schenkhaus |
| Blumenthal  | 15 | 19 | 1 | 3 öde Hofstätt |
| Lanzendorf | 1 | 3 | 5  | ein ¾ Lehner |
| Hüttendorf | - | 4 | 12 | 2 |
| Päsdorf | - | 2 | 2 | - |
| Wetzelsdorf | 1 | 10 | 1 | - |
| Ketzelsdorf | 6 | 34 | 4 | ein 1/3 Lehen |
| Böhm. Krut | - | 10 | 1 öde | - |

Die Herrschaft erntete 1700 an Hafer 844 Schock 22 Garben und an Sommergerste 15 Schock 3 Garben.

Die Marktrichter beklagten sich beim Amtmann über die rohe Behandlung, die sie von Edelleuten und Geistlichen erdulden mussten; denn sie wurden häufig beschimpft und handgreiflich angetastet.

Der Gärtner bekam als Besoldung 208 Pfund Fleisch, 4 Kiefen Salz, 20 Pfund Schmalz, ebensoviel Käse, 1 Eimer Kraut, 13 Metzen Korn, 8 Eimer 28 Maß Wein, 4 Metzen Kuchelspeis und führte die Aufsicht über den Obst- und Gemüsegarten; hier pflanzte er Kräuter, die zu Heilzwecken und zur Herstellung des Kräuterweines verwendet wurden. Als später das Gut Erdberg zur Herrschaft kam, musste er einige Male auch diesen Garten besuchen und hier auf Ordnung schauen.

Von den 3 Traben, welche am Hofe tätig waren, bekam jeder 40 fl Lohn, 1 Eimer Kraut, 20 Pfund Käse, 12 Metzen Korn, 2 Metzen Kuchelspeis und 10 Eimer Wein. Der Nachtwächter und Stundrufer erhielt 4 Metzen Korn und 2 Fahrtln Klaubholz; denn die Zeiten waren schlecht und die Leute sehr schlimm. Der Bienenwärter wird wohl erwähnt, aber seine Besoldung nicht. Die Ordinariboten, die in die Ortschaften mit den Schriften gingen, trugen feste Stöcke oder Spieße zum persönlichen Schutze.

Die Grenadiere besorgten die Schlosswache, führten die Exekutionen durch, holten unfolgsame Roboter aus dem Hause zur Arbeit und waren bei Festlichkeiten im Schloss die sehenswerte Garde in ihren schmucken Uniformen.

Damals benötigte die Herrschaft viele Spälten zu den Zäunen, die von den Robotern gemacht wurden.

Das Jahr 1701 war sehr trocken, sodass die Getreideernte nicht gut ausfiel¸ Hafer bekam die Herrschaft 1005 Schock 6 Garben, Gerste 46 Schock 23 Garben und Sommerbrein 26 Schock. 1 Mut Korn kostete im September 62 fl 30 kr.

Da der Amtmann sich vor der Pest arg fürchtete, machte er eine Sauerbrunnkur durch.

Mehr als früher zeigten sich die Bauern recht halsstarrisch gegen die Herrschaft und widersetzten sich ihren Anordnungen; so führten sie ihr Getreide in fremde Mühlen; besonders taten sich da die Bullendorfer, Kettlasbrunner, Eibesthaler und Obersulzer hervor, sodass der Amtmann jedem, der in die Mühle kam, einen Zettel reichen ließ, um so die Ungehorsamen herauszufinden, die dann bestraft wurden.

Der Rabensburger Schlossteich warf einen Ertrag von 1256 fl 21 ½ kr ab, die Ausgaben betrugen 402 fl. In den Hohenauer Teich setzte die Herrschaft 780 Schock Brut aus.

1702 wird in Wilfersdorf ein Müller Rochus Leywolf und in Dobermannsdorf ein Paul Lattermayer erwähnt. 1 Metzen Korn kostete 1 fl 15 kr. Für Jagdzwecke unterhielt die Herrschaft 9 Jagdhunde, von denen einige schon zu alt und folglich unbrauchbar waren.

Im April machte ein langandauernder Regen die Straßen und Wege so grundlos, dass keine fremden Fuhrleute erschienen, trotzdem war ein sehr trockenes Jahr, das viel Korn und Wein, aber wenig Hafer brachte; dieser gedieh um diese Zeit fast gar nicht.

Das Tuch zu den Livren der Dienerschaft kaufte der Fürst damals von Iglauer Tuchhändlern, die eine ausgezeichnete Ware hatten.

Im März 1703 feierte der Kammerdiener Hans Schwarz eine Hochzeit, zu der ihm der Fürst folgendes schenkte: 20 Pfund Rindfleisch, 15 Pfund Kalbfleisch, 20 Pfund Schweine= fleisch, 5 Pfund Rindschmalz, 4 Pfund Butter, 1 Kiefel Salz, 2 Gänse, 4 Enten, dann Mehl Brot und Wein.

Die fürstlichen Jäger beklagten sich über die Wildschützen, die in den Wäldern ihr Unwesen trieben.

1 Metzen Weizen kostete 1 fl 30 kr, 1 Zentner Hechte = 45 bis 50 Stück 13 fl, 1 Zentner Karpfen nur 8 fl.

Handschrift von Franz Thiel

Leider waren nicht alle Passagen zu entziffern

Nach den Türkenkriegen

Unsere Heimat hatte erleichtert aufgeatmet, als die Türken in Ungarn immer weiter zurückgedrängt wurden und die Tartarengefahr ihren Schrecken verlor. Überall war man eifrig bemüht, die Wunden zu heilen und die wirtschaftliche Entwicklung in die friedlichen Geleise zu lenken. Kriege lockern die Sitten der menschlichen Gesellschaft, Gesetze und Verordnungen werden nicht beachtet, Feindschaft und Hass führen zu Streit und Kampf in der Gemeinde, die Sittlichkeit sinkt im Volke, die vom Kriege heimkehren, finden sich nicht in die alte Arbeit und in das frühere Leben. Es herrscht eine allgemeine Unzufriedenheit, sodass die Regierung scharf gegen diese Übelstände einschreiten muss; dies zeigte sich auch in unserer Gemeinde. Poysdorf und Ketzelsdorf vertrugen sich nicht immer, wie man von Nachbargemeinden es erwartet. Anlass zu den Streitigkeiten boten äußere Verhältnisse. Am 10. Dezember 1699 führte der Markt Beschwerde wegen des Hutgeldes in Maxendorf. Die Ketzelsdorfer verlangten hier von einem Viertelweingarten 13 Kreuzer. Das mussten die Poysdorfer zahlen, die hier Besitz hatten, während die Ketzelsdorfer nur 6 Kreuzer und einen Laib Brot reichten. Die Hüter erhielten außerdem einen Eimer Wein. Der Entscheid lautete; Die Poysdorfer zahlen für einen Viertelweingarten in Maxendorf 10 Kreuzer Berg- und Hutgeld. Im folgenden Jahre gab es einen Grenzstreit. Zwischen Maxendorf und dem Poysdorfer Gemeindegebiet fehlten die Grenzsteine, sodass die Bauern gegenseitig einige Furchen vom fremden Grund wegackerten. Um dies zu verhindern, wurden 13 Grenzsteine gesetzt und die Wilfersdorfer Herrschaft gab dem Markte den strengen Auftrag, dass sich die Poysdorfer den Ketzelsdorfern fügen müssen, was Maxendorf betrifft. Die Bauern des Marktes, die in der Katastralgemeinde Maxendorf Felder haben können am Sonnabend und an Feiertagen ungehindert diese betreten und sie besichtigen. Weiters dürfen sie einen tauglichen Weingartenhüter dem Amtmann in Wilfersdorf vorschlagen, der gemeinsam mit den 2 Ketzelsdorfer Hütern in dieser Ried die Wache hält. Die Bauern von Ketzelsdorf müssen dagegen auf ihr Vieh besser aufpassen, dass es den Poysdorfern keinen Schaden zufügt.

In der Gemeinde selbst gab es einen Rangstreit unter den Grundrichtern. 1710 befahl der Passauer Offizial seinem Grundrichter, dass er beim Banteiding den ehrsamen Rat vorzustellen hat, denn er repräsentiere den ersten Landstand und habe den Vorzug vor den Jesuiten. Darum gebühre ihm der Vorsitz im Rathaus und in der Kirche. Dem gegenüber galt aber nach dem Grundbuch der Jesuiten an dem Richtertisch in der Ratsstube folgende Sitzordnung seit alter Zeit: Der Graf Trautsohnische, der jesuitische, der passauische, der Oberleiser, dann die übrigen Grundrichter der umliegenden 3 Dorfschaften. Keiner durfte die Sitzordnung übertreten oder sich vertreiben lassen. Dieser Rangstreit kam aber nie zur Ruhe. Es gab immer Reibereien und im Jahre 1762 wurde folgende Entscheidung für die Ratsbürger getroffen: In der Kirche und auf dem Rathaus gilt der 1., 3., 5., 7., 9. und 11. Platz den Liechtensteinischen, der 2. und 4. den Trautsohnischen, der 6. und 8. den jesuitischen, der 10 dem passauischen und der 12. dem Oberleiser Ratsbürger. Das Alter entscheidet bei den einzelnen Gruppen oder, wie sie zum juramentum (Eid) beim Banteiding zugelassen wurden.

1718 beschloss die Gemeinde einstimmig, dass derjenige behauste Bürger, der 20 Jahre das Bürgerrecht getragen hat und das Haus aus den Händen gibt, frei sei von jeder Gemeinderobot, von dem Umschlag und anderen Auflagen, auch seine Kinder, die er im ledigen Stand hinterlässt, genießen auch die Befreiung.

Die Steuern und Abgaben waren hoch. Die Kämpfe, die Österreich wegen Spanien führte, kosteten Geld. Straßen und Wege wurden gebaut, sodass man für die ausgedienten Invaliden nichts übrig hatte. Der Staat überließ sie meist ihrem Schicksal.

Der Militärdienst war damals kein leichter und der gemeine Mann hatte bei den kleinsten Vergehen schwere Strafen zu befürchten. Darum entzog sich so mancher diesem Dienste, entfloh und verkaufte seine Kleider. Die Bauern waren solchen Ausreißern behilflich, unterstützten sie und gaben ihnen Zivilkleider. Der Bauer tat dies oft auch deswegen, damit er Ruhe vor diesen Leuten hatte, die vor Einbruch, Diebstahl und Mord gar nicht zurückschreckten. Streitigkeiten und Raufhändel waren etwas Alltägliches und niemand regte sich über eine Mordtat besonders auf. Neben den Soldaten waren die Zigeuner aus Ungarn auf dem flachen Lande eine gefürchtete Plage, die durch ihre List und Schlauheit den Bauer betrogen, ihn bestahlen und beraubten. In den Wäldern lauerten sie und überfielen die Reisenden die auf der Straße friedlich ihres Weges zogen. Die Regierung ging mit aller Strenge gegen dieses Gesindel vor. So wurden 1720 Soldaten ausgeschickt, die alle gefangen nehmen sollten, die sich nicht ausweisen konnten. Sie wurden nach den strengen Gesetzen des Kriegsrechtes abgeurteilt und an Ort und Stelle erschossen. Zu dem Zwecke war auch immer ein Geistlicher und ein Scharfrichter bei den einzelnen Abteilungen. In Rabensburg war ein Wachtmeister mit 15 Berittenen, in Dürnkrut ein Hauptmann, zwei Korporale und 40 Mann im Einsatz. Sie durchstreiften die Wälder an der March. Ein Korporal und 15 Mann durchsuchten die Umgebung von Falkenstein; ein Leutnant, ein Fähnrich und 40 Soldaten saßen in Wolkersdorf; ein Feldwebel und 20 Mann waren für Steinabrunn, Poysdorf, Hadersdorf und Wilhelmsdorf bestimmt; ein Leutnant und 20 Mann durchsuchten Herrenbaumgarten und Walterskirchen; ein Hauptmann mit 30 Mann durchquerte Drasenhofen, Ottenthal, Schweinburg und Stützenhofen. Ob diese Streifungen einen Erfolg hatten, wird nicht gesagt.

1721 ließ der passauische Grundrichter auf Befehl des Rentmeisters von Königstetten den Gastwirt vom „Schwarzen Ross“ nach Wilfersdorf bringen, damit er hier an beiden Füßen geschlossen werde, weil er einige Schmachworte ausgestoßen hat. Ein lediger Hauer hatte eine „weibliche Person zu Falle gebracht“. Dafür wurde er nach Poysbrunn geführt, an den Füßen geschlossen und 11 Tage eingesperrt. Dann wies ihn der Markt aus.

Der Fürst Florian von Liechtenstein rügte den Ungehorsam der auswärtigen Richter, die nie im Rathaus erscheinen, wenn sie der Marktrichter oder ein fürstlicher Beamter verlangt. Sie lassen sich immer Zeit, erscheinen selten bei den Grundbuchsitzungen. Dieses Benehmen schade aber den Leuten selbst. Wenn das nicht anders wird, müsse er Zwangsmittel ergreifen. Der passauische Grundrichter ist besonders widerspenstig, da er niemals erscheint, wenn er gefordert wird.

1721 führen die Poysdorfer Beschwerde, weil man ihnen den Vorwurf machte, sie hätten während der Rebellion keinen Kreuzer Landesumlage gezahlt. Von 1703, 1704, 1705 wären sie 9926 fl 15 Kreuzer schuldig, dazu kämen 10% Zinsen. Zuerst verlangte der Markt einen Nachlass, wurde aber abgewiesen. In einem Gesuch verwiesen sie darauf, dass viele, wenn sie die Summe zahlen, von Haus und Hof gehen müssten. Nochmals verlangen sie eine längere Frist für die Bezahlung und Nachsicht der 10% Zinsen. Die große Feuersbrunst hat die Bewohner in große Schulden gestürzt. Bei diesem Brand (1710) sei es möglich, dass die Quittung über die gezahlten Steuern in Verlust geraten sei; denn der Markt hat von Zeit zu Zeit namhafte Bezahlungen an Geld und an Wein geleistet. Es kann sonderbarer Weise nicht angegeben werden, wie viel an Kapital und wie viel an Zinsen zu zahlen ist. Die Ausstände hätten sofort den Bewohnern mitgeteilt werden sollen. Der Markt hatte doch etliche hundert Eimer Wein in die fürstlichen Keller geliefert und da ist nie angezeigt worden, dass das Geld von diesem Wein in das Landhaus abgeführt wurde. Der Markt habe verschiedene Wege und Mittel erwogen, um diese Summe zu begleichen. Ein junger Hauswirt kann seinen Anteil gar nicht erlegen, sowenig Geld ist unter den Leuten. Auch die Meinung wurde laut, anstatt des Geldes Wein zu liefern. Da antwortete 1724 die Landeskasse, dass sie keinen Wein statt Geldes annimmt und dass die Abbrändler ein Jahr mit der Zahlung warten können.

Die Bautätigkeit war damals eine rege. Der große Brand von 1710 hatte einen Teil der Wohnungen eingeäschert. Nun begannen auch die Bauern mit der Verwendung von Ziegeln, die sie selbst erzeugten, an der Sonne trocknen ließen und in Feldöfen brannten. Daneben gab es schon eigene Ziegelbrennereien, die ihre fertige Ware verkauften. 1720 kosteten 80000 Maurerziegel – dazu gehörten gebrannte und ungebrannte – mit dem Zählgeld 593 fl 40 kr. Das Bauholz holten sich die Bauern von Rabensburg, Mistelbach, ja sie fuhren sogar bis nach Mähren in den Steinitzer Wald. Die fürstlichen Herrschaften in Aussee und Sternberg in Nordmähren lieferten Stabeisen. Die Steine, falls solche notwendig waren, bezog man von Hauskirchen, Neusiedl a. d. Z. und von Garschönthal. 1 Klafter Mauersteine stand im Preis auf 36 Kreuzer, die Bausteine auf 30, später auf 45. Der Brennerlohn für 1 000 Ziegel betrug 1 fl 30 Kreuzer, für 1 000 Pflasterziegel 2fl, ein Maurergeselle hatte einen Taglohn von 27 Kreuzern, ein Handlanger 14 Kreuzer.

1724 verursachte am 5. Dezember ein großer Sturm an den Gebäuden des Marktes einen erheblichen Schaden, warf die Dächer der Häuser und die Holzstadeln um und riss im Walde viele hundert Baumstämme aus dem Boden. 1729 brachte der Winter eine große Kälte und sehr viel Schnee. Es gab wenig Futter für das Vieh und besonders litten die Schafe Not. Die Haustiere wurden mit Stroh gefüttert. Die Bauern waren nicht imstande, das Deputatholz im Walde zu fällen, weil meterhoch der Schnee lag. Etliche Tage war der Markt von der Welt abgeschnitten, selbst in den Straßen der Gemeinde sah man keinen Menschen. Im Herbste waren die Saaten sehr schön, doch der Winter fügte ihnen einen großen Schaden zu, sodass die Schafe im Frühjahr nicht auf die Weide getrieben wurden. 1729 kosteten 1 000 Mauerziegel 7 fl, die Pflasterziegel 9 fl, die Dachziegel 11 fl, die Gewölbeziegel 8 fl, 1 Metzen Kalk 20-30 Kreuzer, der Lohn für eine Sandfuhr 3 kr, 1 Insletkerze 8 ½ kr. und 1 Maß Leinöl 20 kr. Dies nahmen die Frauen als Speiseöl.

Das gesellige Leben bewegte sich in den alten Bahnen. Die Festlichkeiten wurden wieder in gewohnter Weise abgehalten. Da war es vor allem der Kirtag, der seinen Zauber auf jung und alt ausübte und der auch gehalten wurde, wenn die Zeiten nicht so glänzend waren und der Bauer keinen so großen Ertrag von den Feldern einheimsen konnte. In den schweren Tagen der Türkenzeit war gar oft der Tanz verboten worden. Nur bei Hochzeiten gestattete man den sogenannten „Polsterltanz“. Nun aber, da die Gefahr vorüber war, ließ man dem Volke seine Freude und seine Vergnügungen. Ja man konnte jetzt sehen, dass die Gestalt des Türken, vor der man früher so große Angst hatte, jetzt lächerlich gemacht wurde. Sie galt als Zielscheibe des Witzes und des Spottes.

Im Heere fragte kein Mensch nach dem Vorleben, nach seinem Glaubensbekenntnis und nach seiner Sprache. Das war alles Nebensache. Auch die Gestalt spielte keine Rolle, wie es z. B. beim Prinz Eugen der Fall war. Wer tapfer war und einen gesunden Hausverstand hatte, fand da ein Weiterkommen, denn dem Tüchtigen war freie Bahn gelassen. Aus Italien, Spanien, Frankreich, Schottland und England kamen die Männer. Der Adel Mitteleuropas setzte seinen Stolz darein, in den Türkenkriegen mitzukämpfen und sich hier Ruhm und Ehre zu holen.

Um die Wohnungsnot zu lindern, nahm die Bautätigkeit einen starken Aufschwung. Es wehte ein neuer Geist in diesem Heldenzeitalter Österreichs. Der Adel baute Schlösser, Paläste, Jagd- und Lusthäuser, legte großartige Parkanlagen an, die Klöster blieben nicht zurück; auch sie errichteten wahre Paläste und schmückten die Kirchen in überschwänglicher Weise. Die Baumeister waren zuerst Italiener, später wurden diese von den Deutschen verdrängt. Es war die große Zeit des Barockstiles. Der Adel nahm Unterricht bei den Baumeistern und arbeitete selbst fleißig mit. So war z. B. Eusebius von Liechtenstein ein tüchtiger Baumeister, der über ein großes praktisches Wissen verfügte. Um diese Zeit begann man bei uns mit dem Bau der Bründl-Kirche in Wilhelmsdorf.

Die Kriege erforderten noch viel Geld und da waren es wieder die reichen Klöster, die im Jahre 1704 den Befehl erhielten, ihr Gold und Silber abzuführen. Die meisten zauderten und mussten noch einmal erinnert werden.

Die Kuruzzen kamen nicht in unsere Gegend. Sie beunruhigten die Marchgrenze und verwüsteten von 1703 bis 1710 wiederholt die Gemeinden an der March und die im Zayatal. Es waren räuberische Banden, die für die Freiheit Ungarns kämpften und sich cruciati – Kreuzfahrer nannten. Unsere Ahnen legten ihnen den Namen Kuruzzen bei der noch heute in dem Schimpfworte „Kruzitürken“ weiterlebt. Im Morden und Plündern zeigten sie sich als ebenbürtige Schüler der Türken. Französisches Geld nährte die Unruhen, französische Offiziere leiteten die Einfälle und waren Führer und Berater der Banden. Juden und Zigeuner ließen sich als Spione gebrauchen. Im Jahre 1704 verwüsteten sie das Zayatal und legten die Orte bis Gaweinsthal in Schutt und Asche. Am 17. Oktober 1706 erschienen sie vor Zistersdorf, das sie mit List eroberten und 400 Bürger niedermetzelten. Groß war die Angst und Aufregung in Poysdorf, da man hier die Feinde erwartete. Der Markt war wieder in Verteidigungszustand gesetzt und die Bewohner waren entschlossen, Hab und Gut mit den Waffen in der Hand zu schützen. Doch kam es nicht so weit, die Banden zeigten sich nicht bei uns. Wie ein fernes Gewitter zog die Kuruzzenzeit vorüber, man sah wohl von Poysdorf die brennenden Dörfer, hörte von den Obdachlosen, doch unser Markt erfreute sich der Ruhe.

Handschrift von Franz Thiel

Nach Helgoland (1913)

Grön is det Lunn (Land),

Road is de Kant,

Witt is de Sunn (Sand),

Dert is der Woapen

Van’t billige Lunn!

Ein kalter, feuchter Wind wehte von der Nord-See; dunkle, schwere Wolken stiegen im Nordwesten auf und hüllten das Firmament in eine blaßgraue Farbe, hie und da fiel ein Regentropfen auf das Verdeck der „Silvana“, die unruhig vor den Landungsbrücken im Hamburger Hafen lag, während die Matrosen geschwind eine Blache übers Verdeck spannten, in welcher der Wind zu musizieren begann, suchte jeder einen vorteilhaften Platz möglichst nahe beim Geländer des Verdeckes, vielleicht in der Vorahnung, daß die Seekrankheit heute viele Opfer verlangen werde. Plötzlich stößt unsere „Silvana“ einen markerschütternden Schrei aus, das Schiff bewegt sich und gleitet schnell durch die Wogen dahin; links sehen wir die Werften, die Schwimmdocks, rechts den Fischermarkt Altonas mit unzähligen Fischerkähnen, die uns eine weite Strecke umschwärmten. Die dunklen Dächer und grün schimmernden Türme Hamburgs entschwinden unseren Blicken, rechts und links breitet sich eine ebene Landschaft aus, welche die Berge vollständig entbehrt, aber doch reich an Abwechslung ist; träge und fast widerwillig wälzen sich die schmutzigen Fluten der Elbe der Nord-See zu; stellenweise ist das Land durch hohe Dämme geschützt. Terrassenförmig steigt rechts Blankenese mit dem Süllberg auf; aus dem Grün der Buchen und Eichen schauen die roten Ziegeldächer prächtiger Landhäuser, deren Besitzer Hamburger Senatoren und Patrizier sind, heraus; auf der Spitze des Hügels erhebt sich ein schloßähnliches Restaurant, das Eldorado der Hamburger, die sonntags hierher kommen; Fischbarken und Boote umsäumen den Strand, auf dem sich Kinder und Erwachsene herumtummeln; der Strand und die Dämme sind von Spaziergängern stark belebt; nächst diesen sind es die Fischer, die unsere Aufmerksamkeit erregen, feste wettergebräunte Leute, die still und ruhig Ihre Netze auswerfen, die stundenlang arbeiten ohne ein Wort zu sprechen, denen man den Ernst des Lebens vom Gesichte ablesen kann. Die Ortschaften verschwinden größtenteils hinter den Dämmen; nur einige Dächer, Kirchtürme und Obstgärten schauen aus den natürlichen Festungen. Auf den grünen Marschen weiden Kühe und Pferde, langsam drehen sich die Flügel der Windmühle; fruchtbar und ergiebig ist der Boden, wohlhabend die Bauern, die mit zäher Ausdauer an den Sitten und Gebräuchen der Ahnen festhalten, die mit rühmenswerter Heimatliebe an ihrer Scholle hängen; malerisch sind die alten Bauernhäuser mit ihren Pferdeköpfen an den Giebeln, mit den kleinen Fenstern und dem tief herabhängenden Strohdach. Das Dorf Hetlingen am rechten Elbufer ist der historische Schauplatz des Gudrunliedes. Breiter, immer breiter wird der Strom; bei der Einmündung des Kaiser-Wilhelm Kanals entschwindet das rechte Ufer; trotzig und finster schauen die mit gewaltigen Geschützen besetzten Forts auf uns herab; ein 25 m hoher Leuchtturm verbreitet zur Nachtzeit ein Feuer, das auf 20 km weit gesehen wird.

„Das Meer, das Meer“, rufen alle voll Begeisterung gleich jenen Griechen, die nach der Schlacht bei Kunaxa unter Xenophons Führung Kleinasien durchwanderten und nach vielen Kämpfen und Entbehrungen die Fluten des bekannten Meeres erblickten, es ist ein seltsam ergreifender Anblick; diese haushoch dahinjagenden Wogen, dieses Schäumen und Aufblitzen in weiter Ferne; das Land ist unter dem Horizont hinabgetaucht, unsere „Silvana“ steht mutterseelenallein auf dem tosenden Meere, das vom Sturmwind aufgepeitscht wird; krachend und dröhnend schlagen die Wogen an das Schiff, das bald links, bald rechts schaukelt. Die „Silvana“ fängt regelrecht an zu tanzen; der Sturm, die klatschenden Wogen machen die Musik, hie und da hört man einen Seufzer, ein Stöhnen, ein verräterisches Augenverdrehen; einige bewegen sich nahe zum Geländer des Verdeckes; irre schweift der Blick umher, andere – die Standhaften – singen und scherzen; doch was hilft das alles? Trotz der „Sturmverschwörung“ läßt sich den Wind nicht besänftigen; die Nord-See wird zu einer Mord-See und verlangt Tribut für ihre Fische, für die bekannten Heringe. Uns Landratten kam dieses fortwährende Schaukeln des Schiffes ziemlich teuer zu stehen; mit dem Schiffe schaukelte auch der Magen und der Inhalt desselben; im Kopfe spürte man einen eigenartigen Schmerz, der immer größer wurde, das Gesicht entfärbte sich, bei manchen war das geradezu schrecklich; die rosigen Wangen machten einer bleichen Farbe Platz, auf einmal – da lag die Bescherung. Die Seekrankheit erfaßte beinahe alle; die ersten wurden zwar ausgelacht, doch das Lachen verstummte bald. Das Geländer reichte nicht mehr aus für die brechenden Patienten. „Nehmt zuerst das Gebiß heraus“, rief ein Witzbold, „es wäre schade, wenn das ein Hering erwischen würde!“ Wohl hatte mancher Pillen, Arznei und andere sicher wirkende Gegenmittel bei sich, doch was half es? Alle Arzneien versagen bei der Seekrankheit. Je größer der Sturm, je mehr das Schiff schaukelt, desto ärger ist es. Das Schaukeln war etwas Angsterregendes; bald lag das Schiff auf der linken, bald auf der rechten Seite, jetzt wurde es rückwärts, dann am Kiel in die Höhe gehoben, daß die Sitzenden mit ihren Sesseln auf dem nassen und schlüpfrigen Verdeck der Länge nach hinflogen; jetzt stürzte eine Woge ans Schiff und überflutete das Verdeck; der Gischt der Wellen, die sich vorn am Kiel brachen, sprühte übers Verdeck; viele die das Schauspiel da beobachteten, wurden pudelnaß. Herzzerbrechend waren die Klagen einer Frau: „Ach, jetzt weiß ich“, sprach sie unter Tränen, „warum mich mein Mann nach Helgoland geschickt hat; ich muß sterben; er wird eine andere heiraten; ach, wie falsch sind doch die Männer!“ Diese ernstgemeinten Worte lösten eine schallende Heiterkeit aus. Unser Gesangsverein hatte sich längst aufgelöst; denn die Mitglieder desselben standen beim Geländer und sangen unartikulierte Laute, konnten dabei die schönen, grünen Meereswogen bewundern, die wie wahnsinnig unsere „Silvana“ stürmten. Das ganze Verdeck glich zuletzt einem Spital; einige saßen ohne Kopfbedeckung da; die hatte sich der Sturmwind geholt; die Damen hatte die Seekrankheit arg mitgenommen; die Kleider sahen ziemlich beschmutzt aus; da sie auch feucht waren, hingen sie schwer am Körper, dazu war der Wind kalt, so daß jeder gern ein warmes vom Wind geschütztes Plätzchen aufsuchte.

Da ertönte plötzlich der Ruf: „Helgoland, Helgoland!“ Aller Augen blickten nach Norden und siehe! In weiter Ferne ganz am Horizonte sah man eine dunkle, noch in märchenhaftem Dunst gehüllte Klippe aus den Wogen aufsteigen, größer und deutlicher wird die Klippe, ein ziegelroter Felsen ragt aus dem grünen Meer hervor, jetzt sieht man schon die Häuser, die gleich Schwalbennestern an dem Felsen kleben, jetzt bemerken wir den alleinstehenden Felsen an der Westküste – „Mönch“ genannt – den Leuchtturm, die Werft und die Düne. Zwischen Helgoland und der Düne bleibt die „Silvana“ stehen; rasselnd fährt der Anker in die Tiefe und bohrt sich in den Meeresgrund fest. Jetzt geht es ans Ausbooten. Mit Entsetzen nahmen wir wahr, daß die von Helgoland kommenden Boote von den Wogen auf- und abgetrieben wurden; niemand wollte mitfahren. Doch einige beherzte Gäste sprangen sogleich ins Boot, wir folgten. Das Unglück wollte es, daß ich gerade am Bug saß, nein ich kauerte darinnen und hielt mich krampfhaft fest; diese Fahrt werde ich nie vergessen; das Schifflein stieg mit den Wellen in die Höhe, patsch lag es wieder in der Tiefe, um gleich wieder empor geschleudert zu werden; es stöhnte, ächzte und krachte in allen Fugen. Im Geiste sah ich es auseinanderfliegen wie das Gespensterschiff des „Fliegenden Holländers“; ich sah mich schon im Bauche eines Seeungeheuers; noch einmal erfaßte mich die Seekrankheit und schüttelte mich, daß mir die Sinne beinahe schwanden; das dauerte nur kurze Zeit; denn schon fegte das Boot an die „Lästerallee“ an, wir steigen aus und werden von den anwesenden Badegästen begrüßt, die sich an den Spuren unserer überstandenen Seekrankheit lustig machen.

Helgoland – der Überrest einer größeren Nordseeinsel – hat heute nur eine Länge von 1 ½ km und eine Breite von ½ km; der tiefer gelegene Teil heißt „Unterland“, der höher gelegene Teil „Oberland“; beide sind durch eine Stiege verbunden. Senkrecht steigen die Wände des „Oberlandes“ aus den tosenden Fluten; in dem roten Sandstein der den Meereswellen leicht nachgibt, bemerkt man feine weiße Bänder, welche die Schichtung des Felsens andeuten. Langsam und allmählich möchte dieses paradiesische Eiland verschwinden; denn die Wogen des Meeres zerbröckeln das Gestein und spülen die Trümmer hinweg, so daß das Meerwasser um die Insel blutrot gefärbt ist. Um den Verfall der Insel hintanzuhalten, läßt die deutsche Regierung um die Insel einen Schutzdamm bauen, der die anprallenden Wogen von den Felsen fernhält.

Die Bewohner der Insel, deren Sprache – es ist der norddeutsche-friesische Dialekt – uns ein rätselhaftes Kauderwelsch zu sein dünkt, sind kräftige Gestalten, deren braunes Gesicht nur am Kinn einige Barthaare trägt; früher verdienten sie ihren Lebensunterhalt durch den Fischfang; seitdem aber die Heringzüge ausblieben, richteten die Bewohner die Insel zu einem Seebad ein; Badegäste, sowie Reisende besuchen jährlich zu Tausenden diese schöne Insel und mit dem Ertrag dieses Fremdenverkehres leben die Leute. Feldbau und Viehzucht ist ausgeschlossen. Wo früher noch einige Kartoffeln wuchsen, da stehen gewaltige Panzertürme, aus denen die Rohre der Riesengeschütze trotzig herausschauen; nur hie und da wachsen einige Grashalme, die von Ziegen und Schafen gesucht werden. Eng und schmal sind die Straßen, auf denen kein Wagengerassel, kein Auto, kein Fahrrad zu sehen und zu hören ist. Alles wandert hier zu Fuß; angenehm überrascht uns die Reinheit und Nettigkeit, die wir auf Schritt und Tritt bemerken; die niedrigen Häuschen stehen blank und sauber geputzt da; bunte Blumen schmücken die Fenster; alles ist so klein und nett wie in einer Zwergenstadt. In einem Hause bemerkte ich rote, blaue und weiße Kornblumen. Ich ersuchte den Besitzer um je eine Blüte, die ich mir als Andenken auf den Hut steckte; auf der Rückreise baten mich einige Blumenliebhaber solange, bis ich ihnen das Andenken abtrat, das sie vorsorglich in ein Büchlein legten.

Von der Südspitze des „Oberlandes“ haben wir einen genußreichen Fernblick: soweit das Auge reicht, nichts als Wasserwogen, die vom Sturme aufgepeitscht dahinjagen gleich wilden Rossen; wie aus einer dahin galoppierenden Pferdeschar bald hier, bald dort, die schneeweiße Mähne eines Schimmels emporflattert, um sofort darauf wieder zu verschwinden, so spritzt die weiße Gischt empor und wird wieder von den Wellen verschlungen. Wolkenschatten gleiten über die See, hier verdunkelnd, dort aufhellend, blitzartig leuchten einzelne Wogen auf; Möwen kreisen in der Luft, die, sobald sie müde sind, von den Wellen sich tragen lassen; zu unseren Füßen entrollt sich ein bewegtes Leben; Strandspaziergänger wandeln auf und ab; Kinder haschen in den Fluten nach Muscheln und Seetieren; Boote mit weißen Segeln umschwärmen das Gestade, während am fernen Horizont stolze Dreimaster dahinziehen; dröhnend stürzen die Wogen an die westliche Steilküste; in ihren Fugen und Ritzen sitzen brütende Seevögel; einzelne Felsen stehen mitten in den Fluten, getrennt von der Insel; die tosenden Wogen bröckeln den roten Sandstein los und blutrot gefärbt jagen sie ins Meer zurück. Gerne hätten einzelne Reisende photographische Aufnahmen gemacht; doch ist es strenge verboten; den Naturfreund kann man von einem Spion nicht äußerlich unterscheiden; die Aufnahmen könnten leicht die Festungswerke, welche das „Oberland“ bedecken, verraten; daher waltet in dieser Hinsicht eine große Strenge, nicht einmal zeichnen darf man. Seit 1814 war die Insel englischer Besitz, jetzt gehört sie seit 1890 zum deutschen Reiche; früher hatten die bürgerlichen Gesetze in Bezug auf Trauungen hier keine Gültigkeit; ohne besonderes Aufgebot wurden die Paare getraut; dies hat sich jetzt aufgehört.

Abseits von der Insel liegt die Düne, der eigentliche Badeort der Kurgäste; neben den paar Häusern bemerkt man den Friedhof der Heimatlosen. Da ruhen die Opfer, die das Meer verschlungen hat, um die manches Herz jahrelang trauerte, um die sich manches Auge blind weinte. Heimatlos, aber doch in Frieden schlummern sie im weißen Sande; Stürme brausen über die schmucklosen Gräber; die Nordseewogen singen ihr altes ewiges Lied an der Flachküste und zu Allerseelen läutet man auch für sie die Glocken.

Wir nehmen Abschied von diesem Eiland, dieser roten Märcheninsel in den ruhelosen, schaumblitzenden Wellen. Obwohl wir nur wenige Stunden Gäste Helgolands waren, beschleicht uns doch ein Gefühl bitterer Wehmut, wie die Felsen kleiner und kleiner werden, wie sie unseren Augen allmählich entschwinden, um plötzlich in den grünen Wogen für immer unterzutauchen. Noch ein stummer Gruß, noch ein Blick in jene Richtung, wo die Insel liegt: Leb‘ wohl auf ewig! Nie werde ich dein Bild vergessen, das sich unauslöschlich in die Seele geprägt hat.

In der Natur tobten die Elemente; flink und hurtig huschten die Matrosen auf dem matt beleuchteten Verdeck umher, die Befehle des Kapitäns ausführend. Schwer arbeitete die Dampfmaschine des Schiffes gegen die Fluten und den Gegenwind; langsam spinnen sich die einzelnen Ortschaften ab; endlich taucht das Lichtermeer des Hamburger Hafens auf; es ist 2 Uhr nach Mitternacht; der Verkehr in Hamburg ist bis auf die Autos eingestellt. Da wir schon Pech hatten, mußten wir zu Fuß den Weg zum Hauptbahnhof zurücklegen; es goß in Strömen und der Wind trieb uns die Regentropfen ins Gesicht; pudelnaß, halberfroren und müde langten wir am Hauptbahnhof ein. Da stand unser Zug, schnell in einen Waggon; was um mich vorging, weiß ich nicht mehr. Ich drückte mich in die Ecke und schlief bald ein, während der Zug in die finstere Nacht hinausschoß.

Inschrift auf dem Friedhof der Namenlosen in Helgoland:

Ihr Namenlosen im weißen Sand,

den Nordseewogen umbranden.

Wie kommt Ihr her an diesen Strand,

aus welchem fernen Landen?

Ihr habt dem Meer Euch anvertraut;

Zur Heimat kehrt Ihr nimmer.

Um Euch ist manches Haupt ergraut.

Ihr seid verschollen für immer.

Und floß auch keine Träne hier,

ertönte kein Trauergesang.

Steh’n doch im stummen Schauen wir,

bedrückt ist das Herz und bang.

Nun ruht Ihr. Vielleicht ein derbes Los

war sonst Euch auf Erden beschieden –

vom Meere umtost, in der Düne Schoß

ruht Ihr Heimatlos – aber in Frieden.

Veröffentlicht in: „Mistelbacher Bote“, 10.+ 17.+ 25.+ 31. 5.+ 7. 6. 1958, jeweils S. 2

Olmütz

Am 28. November 1850 trafen sich Vertreter Österreichs und Preußens in Olmütz zu einer Besprechung, die eine drohende Kriegsgefahr beseitigte und eine der vielen Leidensstationen auf dem Wege zur deutschen Reichseinheit war; denn kein Volk mußte um die politische und wirtschaftliche Einigung so schwer ringen, kämpfen und leiden, wie das deutsche. Viele Kräfte verhinderten die Vereinigung der einzelnen Stämme zu einem geschlossenen Wirtschaftsbereich. Da waren es vor allen die Landesfürsten, der Adel und die Kirchen, die den Reichsgedanken schwächten; sie trugen viel zu Sonderbestrebungen bei und stellten den dynastischen Gedanken höher als den des Reiches; mit Recht klagte ein Dichter, daß er wohl Sachsen, Österreicher, und Bayern sehe, aber keine Deutschen. Die Kaisermacht verblaßte immer mehr, der Kaiser war eine Schattenfigur, das Reich selbst ohnmächtig und die Bewohner besaßen kein richtiges National- und Staatsgefühl.

Seit 1437 trugen die Habsburger die Krone des „Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation‘‘, ohne eine kräftige Volkspolitik im nationalen Sinne zu betreiben; sie hatten mehr den Gedanken der Hausmacht im Auge, rafften Völker und Staaten zusammen, so daß ihr Reich — ein Weltimperium — zerbröckelte und zerfiel; denn der nationale Gedanke ist jene staatsbildende und staatserhaltende Kraft, welche die Habsburger nicht ausnützten.

Im deutschen Volke herrschte immer ein nationales Bewußtsein, ein Gefühl der Zusammengehörigkeit, das sich auf die gemeinsame Sprache und Kultur stützen konnte. Die Reformation brachte zur politischen Zersplitterung noch die religiöse, so daß sich ein Dualismus entwickelte: Vor allem vertraten die Habsburger den Standpunkt der Romkirche, die Hohenzollern aber bekannten sich zur Kirche Luthers.

1738 verschacherten die Habsburger Lothringen an den alten Feind Frankreich. Friedrich Il. gründete 1785 den deutschen Fürstenbund unter Preußens Führung, der verhindern sollte, daß deutsches Gebiet in fremde Hände käme; denn Staatssinn, Opfergeist und Wehrgedanke lagen von nun an im Norden des Reiches, nicht an der Donau, wo die Stadt Wien wohl ein deutsches Kulturzentrum blieb, aber nicht die tatkräftigen und weitblickenden Männer besaß.

Als 1806 der Habsburger Franz Il. die deutsche Kaiserkrone niederlegte, erscholl in den Freiheitskriegen aus dem Volke der Ruf nach Einheit; doch siegten die dynastischen Kräfte über den Volksgedanken, da Franz Il. und Metternich den völkischen Ideen ihrer Zeit fremd gegenüberstanden; sie unterdrückten dieselben mit Hilfe der Polizei und des Militärs, überwachten alle Untertanen und gebärdeten sich durch ihre vormärzlichen Bestimmungen in ganz Europa widerlich. Die Jugend lehnte sich gegen diesen Geist des Rückschrittes auf; die Olmützer Hochschule war in jenen Tagen eine wichtige Pflegestätte des völkischen Gedankens und feierte sogar turnerische Wettkämpfe im Geiste der alten olympischen Spiele.

Die intelligenten Kreise unseres Volkes waren ungehalten über die Rückständigkeit Österreichs, über den Verwaltungsschlendrian und über den unheilvollen Einfluß gewisser Orden. Aus dem Zillertal wurden noch 1837 die Protestanten trotz des Toleranzpatentes, das Kaiser Josef II. 1781 gegeben hatte, vertrieben; sie fanden im Riesengebirge (Preußen) eine Heimat. Österreich, das sich gegen das Ausland absperrte, war geistig und wirtschaftlich vereinsamt, so daß es durch Arbeitslosigkeit, Unruhen und Krawalle im Inneren erschüttert wurde; in den Sudetenländern erhoben sich Bauern und Arbeiter gegen das verhaßte System der Wiener Regierung.

Damals war Leipzig der Zufluchtsort aller jener Männer, die vor dem Geiste Metternichs fliehen mußten; auch die Panslawisten fanden hier eine Freistätte für ihr Wirken. An der Spitze der Wiener Regierung standen alte Männer, die in die neue Zeit nicht paßten: der geistig schwache Kaiser Ferdinand, der Erzherzog Ludwig, der Fürst Metternich, den der englische Lord George Canning „den größten Schurken und Lügner der zivilisierten Welt“ nannte, und der Graf Kolowrat; sie sahen in der absoluten Herrschaft die bessere Zukunft des Staates.

Da kam die Revolution von 1848, fegte all diese rückschrittlichen Männer weg und stieß das Tor zur Neuzeit auf; neben vielen anderen Fragen sollten vor allem drei gelöst werden: 1. Die italienische, 2. die innere und 3. die deutsche. Die Regierung bewilligte gewisse Zugeständnisse dem Volke (Aufhebung von Robot und Zehent), doch schüchterte sie mit Waffengewalt die Massen ein und griff wieder zur absoluten Regierungsform.

Das ganze deutsche Volk aber wählte über den Landesfürsten hinweg Abgeordnete, die in der Pauluskirche zu Frankfurt sich versammelten; der volkstümliche Erzherzog Johann war der Reichsverweser, der machtlos zwischen Österreich und Preußen stand.

Damit war der deutsche Bund lahmgelegt und die romantische Idee vom heiligen römischen Reich trat wieder mehr in den Vordergrund.

Preußen verlangte im Reiche die Durchführung der „Union“ — die Hauptstadt dieses Staates sollte Erfurt sein; - Österreich forderte ein „Interim‘‘ und wollte Zeit gewinnen; etwas würde schon von selbst herauskommen. Daneben tauchten noch andere Ideen zur Lösung der deutschen Frage auf:

1. Die sieben großen Staaten regieren als ein Direktorium das Reich.

2. Ganz Mitteleuropa bildet eine Wirtschaftseinheit.

3. Die vier Könige schließen im Rahmen des Reiches ein Bündnis.

Rußland wollte als Schiedsrichter zwischen Österreich und Preußen vermitteln; ersteres begehrte die Grafschaft Glatz zurück. Die nationalen Strömungen waren in der Öffentlichkeit des ganzen Reiches auf Seite Preußens; dies wollte den deutschen Bund zerschlagen, während Österreich, Bayern und Württemberg ihn zu erhalten wünschten. Nun drohten Frankreich und Rußland wegen der holsteinischen Frage mit dem Einmarsch; Frankreich wünschte ein schwaches uneiniges Deutschland, dazu war ihm die Machtstellung Österreichs in Italien ein Dorn im Auge. Rußland wollte den Schiedsrichter spielen, trat immer als Garant des Friedens auf, hielt mehr zu Österreich und bekämpfte jede Verfassungsänderung.

Plötzlich hieß es, daß beide Parteien am 29. November 1850 in Olmütz einen Vergleich geschlossen hätten, bei dem es weder Sieger noch Besiegte gab; man wollte vielmehr eine Neuordnung der deutschen Verhältnisse herbeiführen; doch kam man nicht so weit. Preußen hoffte auf eine Vormachtstellung im deutschen Bund, auf eine Hegemonie. Österreich hätte gern eine Demütigung der stolzen Preußen gesehen und die Grafschaft Glatz begehrt; der konservative Geist leitete beide Staaten in diesen Olmützer Verhandlungen und hatte folgendes Ergebnis:

1. Nicht Wien, sondern Dresden war für weitere Beratungen bestimmt.

2. Österreich und Preußen waren gleichberechtigt.

3. In Holstein und Kassel amtierten Österreicher und Preußen.

Hier in Olmütz mußte sich der Kaiser Franz Joseph mit Preußen aussöhnen, da er einen Krieg vermeiden wollte, dazu verpflichtete er sich, abzurüsten, was Preußen nicht brauchte. Trotzdem erblickte der König Friedrich Wilhelm IV., der eine ruhige Natur war, in den Olmützer Bestimmungen eine Niederlage Preußens, während sein Ratgeber Manteuffel — ein stolzer und selbstbewußter Offizier — diese Ansicht nicht teilte; auch Bismarck verteidigte später das Olmützer Abkommen. In Preußen schwärmten Offiziere für Österreich, weil ja die Erinnerung an die Freiheitskriege noch lebendig war, als beide Armeen Schulter an Schulter gegen jenen Feind kämpften.

Olmütz war eine Vertagung und keine Lösung der deutschen Frage; überall zeigte sich eine starke Neigung zu Preußen, da Österreich ein Vielvölkerstaat war, der das Deutsche Reich in den Zustand Dalmatiens bringen konnte; denn die wirtschaftlichen Verhältnisse sowie die kulturellen waren traurige; wertloses Papiergeld, eine bedeutungslose Industrie, ein niedriges Bildungsniveau der verschiedenen Völker, geringer Unternehmungsgeist — das war Österreich.

Preußen besaß ein straff organisiertes Heer, pflichtbewußte Beamte, eine gute allgemeine Schulbildung des Volkes, eine vorzügliche Verwaltung und eine aufblühende Industrie; der Adel war hier recht stolz, eingebildete Junker, Protzgestalten, ohne soziales Empfinden.

Der Deutsche Bund hatte sich überlebt und war eine Unmöglichkeit geworden. Durch Leid, Wirrungen und Kämpfe ging der Weg für die Deutschen in die Zukunft; eine Station auf diesem Dornenpfade war Olmütz 1850.

Ortsspitznamen im Bezirke Mistelbach.

Unser Landvolk sitzt bei gut gedecktem Tische, kennt nicht die Sorgen und den Kummer in so großem Umfange wie die Bauern im Gebirge. Hier ist das Land, wo nicht gerade Milch und Honig fließen, wo aber doch in der bitteren Kriegszeit die Hamsterer ein reiches Feld ihrer gewinnbringenden Arbeit fanden. Unser Bauer ist kein Kopfhänger, im Gegenteil versteht er einen Witz, liebt Späße und heitere Schnurren, neckt andere und lässt sich necken. Schon in den Kindern, welche die Schule besuchen, steckt eine Ader dieses bekannten Volkswitzes, da sie gern die Schwächen der Mitschüler, der anderen Klassen, ja sogar die ihrer Lehrer mit zutreffenden Wörtern kennzeichnen und verspotten. Solche Spitznamen sind in unserem Volksleben eine bekannte Erscheinung, sie treffen den einzelnen wie auch ganze Gemeinden und Orte. Der Bezirk Mistelbach gilt im Lande als rückständig und der Ausdruck ,,Mistelbacher“ ist ja allgemein bekannt, darüber braucht nichts gesagt werden. Dieser Spitzname ist aber erst in der Gegenwart entstanden, während die anderen auf ein hohes Alter zurückblicken können.

Von den Kroaten und Tschechen, die in den Orten an der March wohnen, erzählt man sich folgende Geschichte: Einmal ging der Herr mit seinen Jüngern spazieren. Da kamen sie in die Marchebene, wo große Scharen von Gänsen auf den Wiesen sich herumtummelten. Die Jünger waren nicht wenig erstaunt, dass hier in der fruchtbaren Gegend keine Menschen wohnen, und baten den Herrn, er möge ein Wunder wirken. Er tat es auch und sagte zu den vielen Kothäuferln, die da herumlagen: „Steht auf, ihr Krummen und Graden!“ Und sie erhoben sich als Männer und Frauen, bauten Häuser und Siedlungen und hielten die Gänse bis zum heutigen Tag hoch in Ehren. Bis zum Jahre 1914 waren die Kroaten „Deutsche“ und fühlten sich auch als solche, wenn gleich sie mit der deutschen Sprache auf Kriegsfuß standen. Als mährische Sokoln einmal nach Hohenau kamen, um die Brüder aufzuwecken, da waren die Kroaten nicht wenig erbittert und meinten zu den Sokoln: »My jsme nemci«. (Wir sind Deutsche.)

Die Poysdorfer hießen ,,Bachschwanzeln«. Als noch die Post auf der Reichsstraße fuhr, herrschte in dem Markte reges Leben. Die Gasthäuser waren von Fremden besetzt, so dass die Bewohner keinen Platz hatten. Am Abend kamen die jungen Leute am Poybache zusammen und hielten hier ein Plauderstündchen. Dass sie ihre Fäuste im Kampfe gut gebrauchten, beweist folgender Spruch: „Wenn man auf einen groben Paasdorfer einen groben Schricker pelzt, kommt noch immer kein grober Poysdorfer heraus.“ Doch erklären unsere Leute, dass der Satz anders heißt. „Wenn man auf einen groben Poysdorfer einen groben Paasdorfer pelzt kommt noch immer kein grober Schricker heraus.“

Die Paasdorfer waren bekannte Hitzköpfe, die bei Unterhaltungen sofort dreinschlugen. Bei einem Tourentanz am Kirtag durfte kein Fremder mittanzen. Tat es aber einer, so hielt man ihn am Rockärmel fest und sagte: „Ausgehalten, die Paasdorfer tanzen!“ Damit meinte man, er möge aufhören, sonst gibt es eine Schlägerei. Die Schricker teilten in der Hitze des Gefechts gewaltige Streiche aus — „Schwabenstreiche“ —, dass nur Nasen, Zähne und Ohren umeinanderkugelten, manchmal hielt selbst der Schädel die Hiebe nicht aus, darum galten sie als die ,,Hirnpecker“.

Die genügsamen Herrnbaumgartner nannte man „Sterzjogeln“. Wenn sie nach Mariazell pilgerten, nahmen sie als Wegzehrung einen Sterz mit. Einige Brocken legten sie in das Fürtuch und aßen auf dem Wege, so dass die Krümchen auf der „heiligen Straße“ zu sehen waren. Die Leute meinten dann:·,,Oje, da san die Baumgartner marschiert“.

In Falkenstein wurde die Obstbaumzucht eifrig betrieben; vor allem war es die Sorte der Krimblingäpfel die in großen Mengen verkauft wurden. Die Bewohner bekamen darum den Namen ,,Krimblinghengste“. Wenn im Mai die Eismänner recht gefahrdrohend ausschauten, so sagten die Bauern: „Wenn nur ka Frost net kam über unsere Krimblingbam!“ In Butten trugen sie die Äpfel in die umliegenden Orte; stundenweit marschierten sie, so dass der Rand der Butte ihnen die Haare im Genick auswetzte. Darum hießen sie auch noch ,,Gnackwetzer“. Von den Falkensteinern erzählte man auch das bekannte Schildbürger-Stückchen: „Wie die Kuh des Bürgermeisters das Gras auf dem Rathausdach fressen musste“.

Die Hadersdorfer stahlen einmal zur Nachtzeit ihrem Pfarrer das Kraut und machten auf die Krautstrünke „etwas Menschliches“ darauf. Der Pfarrer war nicht wenig gekränkt und sagte nach der sonntägigen Predigt: ,,Wisst ihr, was ihr seid? — Krautsch—ßer.“ Dieser Name blieb ihnen. Auch von Drasenhofen und Spannberg (Bz. Gänserndorf) erzählt man die gleiche Geschichte.

Das kleine Föllim hat die hohe Ehre, dass hier die Erdachse von den Ortsbewohnern geschmiert werden muss. Darum darf niemand eine größere Reise unternehmen, sie müssen schön daheim bleiben. Andere meinen, dass hier der Mittelpunkt der Erde ist und dass im Orte das Wasser sogar bergauf fließt.

Die Ketzelsdorfer waren immer erfüllt von einem großem Widerspruchsgeist; hartnäckig beharrten sie auf ihrer Meinung. Sie wollten zur Zeit der Gegenreformation nicht katholisch werden, so dass sie „Ketzersdorfer“ genannt wurden. Vorzeiten ging die Grenze der Ostmark an Ketzelsdorf vorbei, dieser Ort gehörte zu Ungarn. Drum führen sie noch heute den Namen ,,Ungerer“.

Die Wetzelsdorfer nährten sich im Winter von den gedörrten Schwämmmen, die sie im Sommer in den nahen Waldungen sammelten. Sie sind deshalb die „Schwammerldörrer“. Warum die Erdberger ,,Zeiselberger“ und die Walterskirchner ,,Brennneselpelzer“ heißen, dafür fand ich keine Erklärung.

Zwischen Poysdorf und Großkrut herrschte lange Zeit bittere Feindschaft. Nun wollte dieser Ort den Poysdorfern seine grenzenlose Missachtung ausdrücken. Da war es Sitte, dem Orte dem man die Verachtung zeigen wollte, einen toten Hund zu schicken. Die Kruter gingen da einen Schritt weiter und sandten nur die Haut. Daher rührt der Spruch: „Die Kruter haben an Hund erschlagn und hab`n die Haut nach Poysdorf trag`n.“

Von dem Orte Hauskirchen a. d. Zaya meint das Volk: ,,Hauskirchen, da schaut nichts füra als Stoana und die Kira."

Als der kleine Ort Ebersdorf infolge einer Pestseuche viele Bewohner verlor, kamen aus der grünen Mark Ansiedler. Darum sind noch heute die Ebersdorfer die ,,Steirer“.

In dem Dorfe Blumenthal schmierten die Bauernburschen oft zur Nachtzeit die Häuser mit Kuhdünger an, dies trug ihnen die Bezeichnung ,,Kuhdr—maler“ ein.

Da bei Bullendorf viele Felberbäume wachsen, erhielten die Bewohner den Namen „Felberjogeln“.

Die Eibesthaler begingen um 1570 einen Justizmord an einem Schneider, den sie fälschlicherweise des Diebstahls beschuldigten. Er starb, als sie ihn folterten Darum neckt man noch heute gern die Eibesthaler, in dem man ihnen einen Strick zeigt. Wehe dem Fuhrmann, der von seinem Wagen einen Strick herunterhängen ließ und durch den Ort fuhr! Der bekam seine Schläge.

Die Wultendorfer bei Staatz heißen die ,,Wildsaufänger“, die Hanfthaler bei Laa a. d. Th. die »Distelvertrinker“. Hier gehen die Bauern am Aschermittwoch ins Gasthaus, um die Disteln zu betrinken, die im kommenden Jahr auf den Feldern wachsen.

Die Olgersdorfer bei Asparn a. d. Z. nährten sich mit Vorliebe von Linsen, darum sind sie die ,,Linsenwascher“.

Eine arme Gegend ist bei dem Oberleiserberg. Die Gemeinden werden deswegen mit folgendem Spruch verspottet: „O Pyhra, o Klement, o Au, habt alle miteinand kan Hund, ka Katz und ka Sau“.

Viele dieser Spitznamen sind heute vergessen, bei einigen ist die Erklärung sehr schwer; denn die alten Leute, die noch etwas davon wissen, sterben und nehmen das Geheimnis mit ins Grab. Die heranwachsende Jugend geht einen anderen Weg und lässt das Erbgut der Ahnen beiseite liegen. Manche Spitznamen sind derb, doch das Volk liebt solche Ausdrücke und ist nicht gewohnt, ein Blatt vor den Mund zu nehmen. Die Rauflust hat in den letzten Jahren abgenommen. Derartige Raufereien, wie solche von den alten Leuten berichtet werden, sind heute äußerst selten. Dies ist sicher zum großen Teil ein Erfolg der Neuschule.

Veröffentlicht in: „Heimatland“, 1936, S. 36 + 37, S. 44 - 46

Ortsspitznamen im nordöstlichen Niederösterreich

Unser Volk liebt den Frohsinn und die Heiterkeit; bei Zusammenkünften und im Gasthaus, bei der Arbeit und auf der Straße kann man die urwüchsigen Reden, die schlagfertigen Antworten, die gegenseitigen Neckereien und Spitznamen hören. Letztere hatten früher, als man auf dem Dorfe noch keine Hausnummern kannte, ihre volle Berechtigung, da man doch die gleichen Namensträger auseinanderhalten mußte. Das Volk hatte für diese Namen ein feines Empfinden; die Fehler und Schwächen des Mitbürgers, seine Ausdrucksweise, seine Gewohnheiten, sein Äußeres, das wurde zur Zielscheibe des Witzes gemacht. Der Bauer ist kein Kopfhänger, er liebt den Spaß, er will lachen, er neckt andere und läßt sich necken. Schon in den Kindern, die die Schule besuchen, steckt eine Ader dieses Volkswitzes, da sie gern die Schwächen der Mitschüler, der anderen Klassen, ja sogar die ihrer Lehrer mit zutreffenden Wörtern kennzeichnen und verspotten. Die Spitznamen sind im Volksleben eine bekannte Erscheinung, früher waren sie stark verbreitet, heute vergißt man sie langsam, die Alten nehmen sie mit ins Grab und die Jugend geht vielfach achtlos an dem Humor der Ahnen vorbei. Solche Spitznamen bekam nicht nur der einzelne Bürger oder Bauer, auch die Gemeinden und Ortschaften wurden damit bedacht. Leider waren sie an Kirtagen, an Jahrmärkten und bei geselligen Veranstaltungen häufig der Anlaß zu blutigen Raufereien; manche gehen auf ein hohes Alter zurück, so daß man sie nicht mehr richtig erklären kann. Der jüngste Ausdruck „Mistelbacher“, der außerhalb des gleichnamigen Bezirkes gebraucht wird; man bezeichnet unser Gebiet gern als rückständig, wo noch die Welt mit Brettern verschlagen ist, wo die Bewohner jede Neuerung ablehnen und strenge am Althergebrachten hängen. Dies dürfte aber nicht zutreffen, weil unsere Leute dagegen die Einwendungen erheben, daß auch hier das Jahr 1936 geschrieben wird.

In den Gemeinden an der March wohnen viele Kroaten die im 16. Jahrhundert und auch nach dem Dreißigjährigen Kriege eingewandert sind. Das Volk weiß aber eine andere Darstellung dieser geschichtlichen Tatsache. Einst ging der Herr mit seinen Jüngern hier an der March spazieren. Zahlreiche Gänse tummelten sich auf den blumigen Wiesen herum, doch fehlten die Ortschaften und die Bewohner. Darüber wunderten sich die Jünger, daß in einer so fruchtbaren Gegend keine Menschen wohnen, und baten den Herrn, er möge doch ein Wunder hier wirken, damit das Land bevölkert werde. Er tat es auch sogleich und sprach zu den vielen Kothäufeln, die da herumlagen: „Steht auf, ihr Krumen und Groaden!“ Da erhoben sich die Männer und Frauen, bauten Häuser und Siedlungen und hielten die Gänse hoch in Ehren bis zum heutigen Tage. Nicht unerwähnt möge hier eine kleine Begebenheit bleiben, die sich einige Jahre vor dem Weltkriege in Hohenau zutrug. Die kroatischen Bewohner fühlten sich nicht als Slawen, sondern als Deutsche, obgleich viele diese Sprache mangelhaft beherrschten. Da erschienen einmal mährische Sokoln in Hohenau, um ihre Brüder wachzurütteln und sie an ihre völkische Pflicht zu erinnern; darüber waren die Kroaten nicht wenig erbittert und riefen den Sokoln die Worte zu: „Mi smo Nemci“ (Wir sind Deutsche).

Der wichtigste Ort in dem Grenzgebiete ist die Weinstadt Poysdorf. Ihre Bewohner galten einmal als gefürchtete Kämpfer in der der ganzen Umgebung; an Kirtagen zeigten sie ihre Schlagfertigkeit, dabei sangen sie ihr bekanntes Sachsenlied, das so ungefähr klang wie ein Schlachtgesang, dann ging die Schlägerei los; deshalb waren sie arg verrufen so wie die Schricker, Paasdorfer, Wilhelmsdorfer und Hadersdorfer. Noch lebt die Erinnerung an die Rauflust in einigen Sprüchen weiter, z. B. „Wenn man einen Hadersdorfer auf einen Wilhelmsdorfer aufpelzt, bekommt man ein groben Poysdorfer“ oder „Wenn man auf einen Poysdorfer einen Paasdorfer pelzt, erhält man einen groben Schricker“. Diese Sprüche kommen in verschiedenen Änderungen vor, da man die betreffenden Orte nach Belieben umstellen kann, z. B. „Wenn man auf einen Poysdorfer einen Schricker pelzt, bekommt man einen Paasdorfer“ oder „Wenn man auf einen Paasdorfer einen Schricker pelzt, bekommt man einen Poysdorfer“ usw.

Die **Poysdorfer** hießen noch „die Bachschwanzeln“; als auf der Brünnerstraße ein starker Wagenverkehr herrschte, waren die Gasthäuser der Gemeinde so überfüllt, daß die Bewohner oft keinen Platz fanden, wenn sie am Abend ein Glas Bier trinken wollten; darum gaben sich die Leute beim Ortsbach ein Stelldichein und hielten da ein Plauderstündchen.

Die **Ketzelsdorfer** waren erfüllt von einem großen Widerspruchsgeist; hartnäckig beharrten sie auf ihrer Meinung; sie wollten zur Zeit der Gegenreformation nicht katholisch werden, was ihnen den Beinahmen „Ketzersdorfer“ eintrug. Sie waren auch die einzigen Bauern in der Umgebung, die beim Feldbau kleine ungarische Pferde gebrauchten; darum bezeichnete man die Gemeinde als „Klein-Ungarn“. Den Namen „Ungerer“ führen sie, weil einmal zwischen Poysdorf und Ketzelsdorf die Grenze ging und der Ort zu Ungarn gehörte; vielleicht liegt in diesem Namen eine Erinnerung an die Neumark Kaiser Heinrichs des Dritten, die 1056 wieder aufgegeben wurde.

Die Bewohner von **Walterskirchen** bezeichnete man als „Brennesselpelzer“, da früher die Obstbaumpflege in der bäuerlichen Wirtschaft eine große Rolle spielte; darum waren auch die **Wilhelmsdorfer** als „Spaltdörrer“ bekannt.

Zwischen Poysdorf und **Groß-Krut** herrschte lange Zeit bittere Feindschaft; da wollte dieser Ort den Poysdorfern seine grenzenlose Verachtung zeigen und schickte ihnen die Haut eines toten Hundes; die Zusendung eines toten Hundes war für den Empfänger eine schwere Beleidigung. Daher rührt der Spruch: „Die Kruter haben an Hund erschlagen und haben die Haut nach Poysdorf tragen.“ Wer aber diesen Satz in Krut öffentlich aussprach, mußte auf Schläge gefaßt sein.

In dem Markte **Herrnbaumgarten** wohnten genügsame Leute, die mit großer Vorliebe Sterz aßen, so daß man sie als „Sterzjogeln“ verspottete. Wenn sie nach Mariazell pilgerten, nahmen sie eine größere Menge dieser Speise mit, so daß einzelne Brocken auf der Straße zu sehen waren. Blieb einer zurück, so brauchte er nur den Sterzspuren zu folgen und er traf sicher seine Landsleute. Einmal erschlugen sie einen Juden und vergruben den Leichnam in einem Keller; darum neckte man die Bewohner mit dem Spruch: „Die Baumgartner habn an Juden erschlagn und ihn im Keller eingegrabn.“ Fragt man die Bewohner nach einer gesegneten Weinernte, woher sie kämen, sagten die stolz: „Von **Herrn**baumgarten“. Nach einer schlechten Weinlese sprechen sie kleinlaut: „Von Baumgarten“.

Die **Hadersdorfer** stahlen zur Nachtzeit ihrem Pfarrer die schönen Krautköpfe aus dem Hausgarten und verrichteten auf die Krautstrünke ihre Notdurft. Einer legte einen Zettel dazu, auf dem geschrieben stand. „Wer auf Gott vertraut, braucht kein Kraut“. Darüber war der Pfarrer nicht wenig verbittert und er sagte nach der Sonntagspredigt zu ihnen: „Wißt ihr, was ihr seid? – Krautsch…ßer“. Dieser Spitzname blieb ihnen auch. Die gleiche Geschichte erzählt man von den Gemeinden Drasenhofen und Spannberg (Bezirk Gänserndorf).

Der kleine Ort **Föllim** rühmt sich eines Weltwunders; hier fließt das Wasser im Bach bergauf, hier kommt auch die Erdachse zum Vorschein und muß von den Bewohnern fleißig geschmiert werden, deshalb darf niemand eine größere Reise unternehmen, alle müssen schön daheim bleiben.

Die **Falkensteiner** erfreuten sich auf dem Gebiete des Wein- und Obstbaues eines hohen Ansehens. Ihr Berggericht in Weinbaufragen galt für Niederösterreich und Mähren als oberste Behörde, sogar die Tschechen fragten in Falkenstein in zweifelhaften Fällen an; als Händler wetteiferten sie mit den Juden in Nikolsburg. Es ist möglich, daß dieser fortschrittliche Geist aus der Zeit der Wiedertäufer stammt, die hier um 1550 viele Anhänger zählten. Mit ihren Butten sah man sie auf den Märkten in Laa, Nikolsburg, Lundenburg, Poysdorf usw. Der Holzrand der Butte wetzte ihnen die Haare im Genick aus, so daß sie den Namen „Gnackwetzer“ erhielten. Vor der Assentkommission erschien sogar ein Bursche mit seiner Butte. Den Krimblingäpfel, die hier vorzüglich gedeihen, verdanken sie die Bezeichnung „Krimblinghengste“. Wenn im Mai die Eismänner recht gefahrdrohend ausschauten, so sagten die Bewohner: „Wenn nur ka Frost net kam über unsere Krimblingbam!“ Später erging es den Falkensteinern sowie den Schildbürgern. Man schrieb ihnen vielleicht aus Neid verschiedene Schwänke zu, zum Beispiel: „Wie die Kuh des Marktrichters das Gras auf dem Dach des Rathauses abfraß.“ Die Falkensteiner zogen sie mit einem Strick in die Höhe; als sie die Zunge herausstreckte, riefen sie voll Freude: „Seht doch, sie schmeckt schon das Gras!“

Weil die **Steinabrunner** in den Steinbrüchen arbeiten, heißen sie „die Steinpecker“. **Guttenbrunn** ist die „Kochlöffelstadt“ und in **Pottenhofen** wohnen „die Lehmtiger“, weil ihre Felder reich an Lehm sind; in **Guttenbrunn** seien nur 14 Häuseln, 15 Gärten und ein Hasentandler.

Die **Wetzelsdorfer**, die mit Vorliebe die getrockneten Schwämme im Winter aßen, werden „Schwammerldörrer“ geheißen, die **Erdberger** „Zeiselberger“ – vielleicht nach den vielen Zeiseln. Die **Wilfersdorfer** stahlen einmal eine Sau und färbten sie, damit man den Dieb nicht erwischen sollte, daher der Spitzname „Schweinefärber“. Da bei **Bullendorf** viele Felberbäume wuchsen, verspottete man die Bewohner als „Felberjogln“.

Der kleine Ort **Ebersdorf** verlor in der Pestzeit seine Bewohner, da erschienen aus der Steiermark Ansiedler, so daß sie noch heute als „Steirer“ gelten. In **Rannersdorf**, das nur eine Häuserzeile hat, werden die Gänse nur auf einer Seite gebraten. Die **Prinzendorfer**, die ihr Marktrecht an die Gemeinde Neusiedl a. d. Z. vertranken, sind die Marktversaufer; hier hungern sogar die Spatzen während der Erntezeit. Als Raufer standen sie in sehr schlechtem Ruf, so daß die Herrschaft einen Holzesel aufstellen mußte; hier konnten die Hitzköpfe auf der scharfen Holzkante reiten und ihren Übermut abbüßen; noch heute zeigt man „die Eselstatt“, wo einst der Holzesel sich befand. Mit Stolz führen die Bewohner den Fremden zu dem Denkmal des Erdäpfelpfarrers E. Jungblut, der die ersten Knollen im Zayatal anpflanzte; dann lassen sie den „Ölwein“ kosten, der auf dem Petroleum-Steinberg gedeiht.

Von dem Orte **Hauskirchen** meint das Volk: „Hauskircha, da schaut nichts füra als Stoana und die Kira“.

Die Bewohner von **St. Ulrich** sind die Bärenscherer, die **Ringelsdorfer** die „Nudeldrucker“ – nach ihrer Lieblingsspeise - , die **Eichhorner** „die Mäuserlscheiber“, die **Niedersulzer** „die Pudelhänger“, weil sie einen Pudel aufhängen ließen, die **Obersulzer** „die Linsbald“, da sie einmal am Kirtag Linsen aßen; hier in Ober-Sulz schauen die Felberbäume freundlicher drei als die Leute von Nieder-Sulz. In dem nahegelegenen **Nexing** zählt man „12 Häuser und 13 Diebe“. Die **Blumenthaler** Burschen bestrichen zur Nachtzeit die Bauernhäuser gerne mit Kuhdünger, darum waren die Bewohner als „Kuhdr…maler“ bekannt. Die **Schricker** erhielten wegen ihrer Rauflust den Namen „Hirnpecker“, weil sie dem Gegner nicht selten den Kopf einschlugen; sonst waren sie sparsam und drehten jeden Kreuzer zehnmal um, ehe sie ihn ausgaben. „Die Schricker sind Knicker“, hieß es in der Nachbargemeinde. Die **Kettlasbrunner** bezeichnete man als „Hendelpucker“.

Die **Eibesthaler** begingen 1570 einen Justizmord an einem Schneidergesellen, den sie fälschlich des Diebstahls beschuldigten und auch zum Tode durch den Strang verurteilten. Darum neckte man die Eibesthaler mit einem Strick, den man ihnen zeigt oder den man vom Wagen herunterhängen läßt. Wehe aber demjenigen, der so etwas tut! Die Eibesthaler konnten genau so dreinschlagen wie die Paasdorfer; wo diese erschienen, da gab es gar bald eine Rauferei. Wenn die Paasdorfer allein einen Tanz bei einer Unterhaltung erhielten, durfte kein Fremder mittanzen; das vertrugen die stolzen Paasdorfer nicht. Wer es aber trotzdem tat, den hielt man am Rockärmel fest und sagte ihm: „Ausgehalten, die Paasdorfer tanzen!“ Damit meinte man, er möge aufhören zu tanzen, sonst gibt es eine Schlägerei. Vielfach hört man diese Ansicht, daß die Rauflust nur eine Begleiterscheinung des Weingenusses ist; das trifft nur teilweise zu, weil ja gerade die Schricker zum Beispiel einen sehr schlechten Wein in alter Zeit bauten, den Prinz Eugen einmal kostete und dabei sagte: „Da möchte ich lieber noch einmal Belgrad erobern, bevor ich so einen Wein trinke“. Über die Rauflust und über die Halsstarrigkeit der Bewohner unserer Gegend klagten gar häufig die Beamten der Wilfersdorfer Herrschaft.

Die **Schletzer** verspottete man als „Bosniaken“, da viele in die Fremde zogen und nach längerer Zeit erst heimkehrten. Hier wächst wenig Wein, so daß die Leute einen schweren Daseinskampf zu führen haben. Die **Olgersdorfer**, die sich mit Vorliebe von den Linsen nährten, waren „die Linsenwascher“. Arm ist die Gegend um den **Oberleiserberg**. Da sagt ein Spruch: „O Pyhra, o Klement, o Au, habt alle miteinand kan Hund, ka Katz und ka Sau!“ Der Gemeinde **Siebenhirten** macht man den Vorwurf, sie hätte einen von den sieben Hirten erschlagen und führe deshalb mit Unrecht den Namen. Diese Gemeinde vertrug sich nie mit dem benachbarten **Hörersdorf**, deren Bewohner als „Schafe“ verlacht wurden. Die **Frättingsdorfer**, die bei schlechtem Wetter mit schmutzigen Schuhen die Hörersdorfer Kirche betraten, erhielten den Namen „Kotjogl“.

Die **Wultendorfer** bei Staatz heißen die „Wildsaufänger“ und die **Hanfthaler** bei Laa die „Distelvertrinker“, weil hier am Aschermittwoch die Bauern im Gasthaus die Distel vertrinken, die im kommenden Jahr auf den Feldern wachsen. Die Ebene um die Grenzstadt Laa nennt das Volk das „Knofellandl“, weil hier früher viel Knoblauch angebaut wurde.

Diese kleine Auslese zeigt uns den Humor unserer Ahnen im heutigen Granzgebiete. Härter und aufreibender als früher, da es noch keine Reichsgrenze gab und der Niederösterreicher dem Südmährer die Hand reichen konnte, ist heute auf beiden Seiten der Lebenskampf. Die wirtschaftlichen Sorgen, die wie ein Alpdruck auf unserem Volke lasten, wirken wie ein Frost auf die Heimatpflege und Volkskultur. Nüchtern und ernst betrachtet der Mensch der Gegenwart das Leben, er geht leider an der geschichtlichen Vergangenheit seiner Heimat vielfach achtlos vorbei, verliert den Sinn und die Liebe zu dem Brauchtum unserer Vorfahren; und doch sind die Wurzeln unserer Kraft im Boden der Heimat zu suchen.

Veröffentlicht in: „Heimatland“, 1936, S. 36 + 37, S. 44 - 46

Österreich in der Konkordatszeit

Die Freiheit, welche im März 1848 so stürmisch von der Bevölkerung begrüßt wurde, endete schon im Oktober, als Windischgrätz mit seinen Truppen das „Schandnest Wien“ eroberte, das er in Flammen aufgehen lassen wollte. Mit russischer Hilfe konnte auch der ungarische Aufstand niedergeworfen werden. Als Retter Österreichs betrachtete Rußland die Monarchie wie ein Protektorat. Die Reaktion hatte gesiegt und „statuierte“ nach alter Methode Exempel; das Blutgericht in Arad verurteilte 13 „Rebellen“ zum Tode. Kerker und Gefängnisse waren überfüllt, Beamte und Lehrer entlassen, Offiziere erschossen, Presse und Schriftleiter gemaßregelt, die Gemeindeautonomie beschränkt, Gericht und Verwaltung vereinigt, Zeitungen eingestellt, die Schwurgerichte aufgehoben, der Kirche und der Polizei große Befugnisse eingeräumt. Angeber und Spitzel fanden bei der Obrigkeit ein geneigtes Ohr. Freiheit, Gleichheit und Demokratie waren Irrlehren und, wer davon sprach, kam als Jakobiner hinter Schloß und Riegel. Vom Adel und der Kirche ging alle Gewalt aus. Erst beim Baron beginnt der Mensch; Aristokratinnen gebären Kinder, Bürgersfrauen werfen sie wie die Hunde. Österreich braucht einen Herrn. Der Soldat und der Geistliche sind die besten Stützen des Staates. Bürger und Bauer müssen lammfromme Untertanen sein, die nicht kritisieren und nörgeln dürfen.

Der junge Kaiser Franz Josef, den Metternich im Geiste des Absolutismus erzogen hatte, konnte die Neuzeit nicht verstehen. Sein Österreich war antinational, antikonstitutionell und ein despotischer Staat. Kossuth sprach von den „Bleikammern des österreichischen Systems“. Franz Josef fühlte sich als Großer, als Herrscher von Gottes Gnaden, erhaben über alle Menschen, dabei im Inneren kühl, hart und verschlossen. Eine Kritik duldete er nicht, da er alles besser wußte und „unfehlbar“ war. Weil er alte erfahrene Generale abkanzelte, machte er sich beim Militär und beim Volk verhaßt, das ihn den „rothoseten Leutnant“ nannte. Für Kunst, Wissenschaft und Musik hatte er kein Interesse, wohl aber für Jagd, Manöver und Militärparaden. Nach 1859 verblaßte sein Feldherrntalent, weil er die Niederlage bei Solferino verschuldete; er verlor sein Selbstvertrauen und erkannte, daß er überall eine unglückliche Hand hatte; zu den Reformen wurde er durch die Zeitverhältnisse gedrängt. Sein Glaube und seine Frömmigkeit waren mehr äußerlich, er liebte die farbenprächtige Fronleichnamsprozession in Wien; er war fest überzeugt, daß Glaube und Dynastie der Kitt seien, der die Monarchie zusammenhalte. Die Protestanten haßte er mehr als die Juden. Tradition, Hofzeremoniell und Hausordnung galten ihm als Dogma, das niemand antasten oder übertreten durfte.

Seine Ratgeber waren: der Fürst Schwarzenberg, des Kaisers rechte Hand, ein frommer Mann, aber ein Weltgenußmensch, ein Gegner Preußens und ein Kriegshetzer, der 1850 Preußen zur Kapitulation zwingen wollte; der Fürst Windischgrätz, von dem der Dichter Grillparzer sagte:

„Wem, Windischgrätz, vergleich ich dich,

um nicht nach Bildern fern zu haschen?

Mir bist du der alte Metternich,

nur statt in Strümpfen in Gamaschen.“

Die Ideen des Friedrich List, ein großes wirtschaftliches Mitteleuropa zu schaffen, stieß in Wien auf Widerstand und Ablehnung.

1855 schloß Österreich mit Rom ein Konkordat, das bei den Liberalen großen Unwillen erregte, weil es das Schul- und Erziehungswesen der römischen Kirche auslieferte. Grillparzer sagte: „Ihr Herren, laßt euch sagen, der Kultus hat den Unterricht erschlagen.“ Bieneck schreibt in „Die Nacht von Olmütz“: „Österreich hat ein besonderes Talent zur Musik und zu Konkordaten.“ Andere nannten es „ein gedrucktes Canossa“, „eine Pandorabüchse“, „eine Pestbeule“, „ein Heilmittel gegen den Liberalismus“, „einen Sargnagel für Österreich“. Selbst Geistliche mißbilligten das Konkordat, das ein Verrat an der geistigen Kultur Österreichs war; diese war wieder einmal ins Wasser gefallen wie der sagenhafte Nibelungenschatz. Die Lehrer, die es besonders hart traf, waren den Geistlichen ausgeliefert, die manchmal wie ein Dorfpascha in den Landgemeinden herrschten. Wer sich rührte oder von Freiheit und Demokratie sprach, wurde entlassen. Professoren setzte man einfach ab. Dichter und Gelehrte wanderten aus — man nannte sie die „Europamüden“. Eine Friedhofsstille breitete sich im Lande aus. Niemand traute dem anderen und fürchtete im besten Freund einen Spion und Angeber. Über Nacht wurden viele fromme und gottergebene Patrioten.

Jesuiten und Redemptoristen zogen als Missionäre von Ort zu Ort und predigten gegen den Liberalismus, der eine Ausgeburt der Hölle und des Teufels sei. Nach Poysdorf kam der Jesuit Klinkowström, der die neue Zeit in Grund und Boden verdammte. Niemand nahm das Wort Freiheit in den Mund; viele verzweifelten an der Zukunft und dachten an die Worte:

„Wir hatten gebauet ein stattliches Haus und drin auf Gott vertrauet trotz Wetter, Sturm und Graus.“ Binzer

Der Geistliche Seb. Brunner, der längere Zeit Kaplan in Neudorf war, trat in seinen Schriften für Autorität, Glaube und Religion ein, verhöhnte die Demokratie, den Einheitstraum der Deutschen sowie den Liberalismus; er war der Wegbereiter des politischen Katholizismus. Die führenden Männer, wie Bach, Bruck, Kardinal Rauscher und Grünne, verspottete das Volk:

„Wenn ’s Bacherl vertrocknet und ’s Bruckerl bricht, wenn ’s Rauscherl verstummt und ’s Grünne verschwindet, kommt ’s Glück. Eher nicht.“

Als der ungarische Schneidergeselle Libenyi, der die verletzte Schwesternehre am Kaiser rächen wollte und ein Attentat auf ihn verübte, hingerichtet wurde, sangen die Wiener: „Auf der Simmeringer Had hat’s an Schneider verwaht; geschieht ihm recht, warum sticht er so schlecht.“ Der Kaiser stützte sich auf vier Säulen: auf Soldaten, die stehen, auf Beamte, die sitzen, auf Geistliche, die knien, und auf Polizisten, die kriechen.

Rußland war nach dem Krimkrieg ein Gegner Österreichs; Napoleon hetzte in Italien gegen die Monarchie; die slawischen Völker des Reiches erblickten ihre Zukunft im Panslawismus; der Gedanke einer föderativen Monarchie tauchte noch einmal auf, wurde aber energisch in Regierungskreisen abgelehnt. Die führenden Männer verstanden nicht die neue Zeit und verharrten im konservativen Fahrwasser der Vergangenheit.

Die Grundentlastung stürzte viele Bauern in Not, die von gewissenlosen Wucherern und Güterschlächtern ausgenutzt wurde. Unsere minderwertigen Industrieerzeugnisse lehnte das Ausland ab. Der Staat verkaufte die Eisenbahnen, die ihm viel Geld gekostet hatten, an Frankreich und an Aktionäre, um seine Finanzen in Ordnung zu bringen. Die Besoldung der Beamten blieb hinter der Teuerung zurück. Von der Schule und der Lehrerbesoldung will ich gar nicht sprechen, da viele Schulmeister wirklich am Hungertuch nagten. Joh. Ferd. Böhmer erklärte 1858, daß Österreich bis in das Innerste faul sei. Alle Staaten, selbst Rußland reformierten ihre Verwaltung, Militär, Schul- und Gerichtswesen. Preußen besaß ein straff organisiertes Heer, eine gute Schule, pflichtbewußte Beamte und eine vorzügliche Verwaltung sowie einen Verfassungsstaat, der den konfessionellen Charakter abstreifte. In den Weststaaten herrschten demokratische Grundsätze; hier war der Neuzeit Tür und Tor geöffnet.

Als Österreich 1857 nicht mehr das Bündnis mit Preußen erneuerte, sagte ein preußischer Offizier: „Österreich wird uns erst dann als vollwertig anerkennen, wenn es einmal die Jacke vollgehauen bekommt.“ Da kam die Niederlage von 1859 in Italien. Franz Josef schäumte vor Wut, weil sich Preußen neutral erklärte. Die Niederlage hatte der Kaiser selbst verschuldet („Furche“, 1953, Mai). Die preußischen Bischöfe hatten Gebetsstunden für den Sieg der Österreicher angeordnet. In Ungarn, Rußland und Frankreich freute man sich über die Niederlage. Napoleon wünschte, Österreich zu zertrümmern. Lassalle nannte Österreich einen „Kulturfeind, der zerfetzt, zerstückelt und zermalmt werden müsse“.

Das Oktoberdiplom von 1860 und das Februarpatent 1861 berücksichtigten für Österreich eine zentrale Verfassung, die aber in Ungarn abgelehnt wurde. Eine föderative hätte Österreich gerettet — 1918 kam sie zu spät.

1866 — ein Schicksalsjahr! Die Wiener sagten: „Die Preußen sollen nur kommen, wir werden ihnen goldene Brücken bauen.“ Bismarck sah im Föderalismus die Zukunft der Monarchie, die aber leider den Tag der Heimsuchung nicht erkannte. Die Konkordatsschule war eine der Ursachen der Niederlage bei Königgrätz; denn nach Bismarck besiegte hier der preußische Schulmeister den österreichischen. Die Folgen der Niederlage erkannten damals nur wenige. Dem Liberalismus öffnete sie in Österreich das Tor; er suchte noch zu retten, was möglich war. Doch der Zerfall der Monarchie war nur mehr eine Frage der Zeit. Ein römischer Kardinal rief, als er die Niederlage bei Königgrätz erfuhr, mit bewegter Stimme: „Eine Welt bricht zusammen.“

Quellen:

Bretholz: „Geschichte Böhmens und Mährens“.

Loesche: „Geschichte des Protestantismus ...“

Srbik: „Deutsche Einheit“.

Menzel: „Die Geschichte der letzten 40 Jahre“ (1857 erschienen).

Loserth: Aufsätze in der Deutsch-österreichischen Tageszeitung“ nach 1925.

Veröffentlicht in: „Niederösterreichisches Lehrerblatt“, 26. Jg., 1962, Folge 10, Okt., S. 3 – 4 u. Folge 11, Nov. S. 4.

Pfingsten im Weinlande

Goethe nennt Pfingsten mit Recht "das liebliche Fest", es blickt auf eine lange Vergangenheit zurück, da in ihm heidnisches Brauchtum im Gewand steckt.

Pfingsten ist das letzte Frühlingsfest des Jahres. Die Natur prangt in ihrem farbenreichen Schmuck: das saftige Grün der Bäume und Sträucher, die blühenden Kastanien, der Flieder, die blumenreichen Wiesen, die duftenden Linden, die singende Vogelwelt - alles ist eine prächtige Farbensymphonie, die den Menschen immer mit Bewunderung und stiller Andacht erfüllt; jeder steht im Banne des prangenden Grüns und Blühens.

Unsere Ahnen betrachteten die Natur mit anderen Augen als wir; ihnen waren die geheimen Naturkräfte etwas Göttliches, da jedes Jahr nach einem kalten schneereichen Winter sich in kurzer Zeit die Natur in einem Festesschmuck zeigt; an diesen still wirkenden Kräften des Wachsens und Gedeihens wollte der Mensch teilnehmen; sie sollten auf den Menschen übergehen und ihm Kraft sowie Gesundheit verleihen. Deshalb schmückte er sich mit dem Grün der Bäume, mit den blühenden Blumen, Frauen und Mädchen trugen an diesem Tag einen Blumenkranz im Haar.

In dieser Zeit fürchtet der Bauer Hagel sowie Unwetter, welche die Ernte gefährden. Diese Angst vor den bösen Wetterhexen greift in das Brauchtum des Pfingstfestes; denn am Vorabend zündeten die Leute auf den Bergeshöhen Feuer an, Böller krachten, Peitschenknall und Ratschenlärm drangen durch das stille Tal, Feuer- und Lärmzauber sollten die Hexen und Dämonen vertreiben, die in diesen Tagen ihr Unwesen trieben. Die Burschen verübten allerlei Schabernack in den Gemeinden, versteckten den Bauern die Geräte, verwechselten die Handwerkerschilder, hängten den spröden Mädchen einen Strohzopf an das Tor usw. Wer zu lange am Pfingstsonntag schlief, hieß der Pfingstesel.

In der Kirche fiel beim Gottesdienst aus der Öffnung in der Decke eine Taube - manchmal nur eine aus Holz geschnitzt - auf die Andächtigen; darauf spritzte der Mesner Wasser auf die Kinder, damit sie gesund bleiben und wuchsen. Mädchen wuschen aus dem gleichen Grunde ihr Gesicht mit dem Morgentau. Nur durften sie dabei nicht sprechen oder sich umdrehen. Zu Pfingsten weiht die Kirche das Taufwasser. Die erste Taufe mit diesem war besonders feierlich - in Mistelbach um 1650. Die Quellen und Feldbrunnen spenden an diesem Tage ein heilkräftiges Wasser, weil ja an den Bittagen die Erde dreimal geweiht wurde. Die Bauern schmückten die Türen mit Birkenzweigen zum Schutz gegen die Hexen. Burschen und Männer zapften im Walde die Birken ab, um den kräftigen Birkenwein zu bekommen. Die Wurzeln der Pfingstrosen verwendete man als Springwurzel, mit der man verborgene Schätze entdecken konnte.

Der Pfingsttag war auch ein Zinstag. In Hagenberg zahlten die Bauern der Herrschaft für die Benützung der Waldweide den Zins und zwar vier Denar für eine Kuh oder für ein Roß - 1414 waren es 62 Tiere. Die Wilhelmsdorfer lieferten nach Klosterneuburg in das Stift Käse; 1744 zinste das Halblehenhaus Nummer 37 zwei Käse, eine halbe Hofstatt nur einen.

Am Nachmittag veranstalteten die Dorfburschen Wettkämpfe und Kraftspiele, die auf den Streit zwischen Winter und Sommer hinweisen. Dabei waren die Bewohner Zuschauer, die mit dem Beifall nicht sparten. Das Wettrennen geschah zu Fuß oder zu Roß; am Endziel stand ein reich geschmückter Maibaum. Die Mädchen spendeten den Burschen den grünen Schmuck sowie Blumen; der Kampf wurde barfuß und ohne Kopfbedeckung ausgetragen, bei den Reitern ohne Sattel. Zuvor spielte die Musik um die allgemeine Stimmung zu erhöhen; einzelne Burschen bespritzten mit grünen Birkenzweigen die Menge, besonders die Kinder und die Mädchen.

Der Sieger bekam einen Ehrenkranz aus der Hand des schönsten Mädchens, das Pfingstkönigin oder - braut genannt wurde; er war der Pfingstkönig. Nun spielte die Musik, ein Festzug bewegte sich durch die Gemeinde zum Tanzplatz, wo der Sieger mit der Pfingstbraut den Tanz eröffnete. Von den Reitern forderte man Geschicklichkeit, weil sie im raschen Galopp mit einer Lanze zum Beispiel ein Faß oder eine Scheibe treffen mußten. Der letzte Reiter, "Krotenstecher" geheißen, hatte auf seinem Spieß mehrere Kröten, welche die Hexen verkörperten; er mußte sie zuerst mit einem Messer töten; daher der Name "Krotenfeitel".In manchen Dörfern bezeichnete man den Krotenstecher als Wasservogel oder Pfingstlümmel, den die Burschen ins Wasser warfen, da er der Winter war; manchmal nahm man dafür eine Puppe. Einige Burschen gingen am Abend von Haus zu Haus und sammelten Spenden sowie Beiträge "Heischeumzug".

Die Kirche und die Herrschaften verboten in der Gegenreformation diese Pfingstspiele, weil sie etwas Heidnisches und Gottloses seien. 1726 ritten drei Burschen von Wetzelsdorf am Himmelfahrtstag nach Erdberg zum Königsreiten. In der Hand hatte jeder eine Ratsche, mit der sie einen fürchterlichen Lärm machten; vor Erdberg wurden sie verhaftet, wie Verbrecher in Band und Eisen geschlagen und eingesperrt. In Wetzelsdorf erinnert der Name Rennweg an die alten Pfingstspiele. In Herrnbaumgarten liefen Ortsburschen, die sich in grüne Zweige und Ästchen einhüllten, zu Pfingsten durch den Markt, bespritzten die Leute und veranstalteten zum Schluß einen Heischeumzug. Dieser Brauch verschwand um 1890. (Mitteilung des Museumsleiter Johann Schodl).

Nach dem 1. Weltkrieg führten die Deutschen in Mähren das Saatreiten zu Pfingsten ein. Das mehr einen kirchlichen Charakter hatte und jede Volksbelustigung der alten Pfingstspiele ablehnte.

Quellen:

Herrschaftsakte Wilfersdorf im Fürst Liechtenstein`schen Hausarchiv.

"Stollbuch" der Pfarre Mistelbach.

G. Gugitz "Das Jahr und seine Feste im Volksbrauch Österreichs".

Veröffentlicht in: „Weinviertler Nachrichten“, Donnerstag, 14. Mai 1959, S. 5

Poysdorf – die jüngste Stadt Niederösterreichs

In der nordöstlichen Ecke unseres Vaterlandes, vierzehn Kilometer von der tschechoslowakischen Grenze entfernt, liegt im Kranze sanfter Rebenhügel die Ortschaft Poysdorf. Sie ist durch Beschluss des n.-ö. Landtages zur jüngsten Stadt Österreichs geworden. Poysdorf zählt zu den ältesten Ansiedlungen jener Gegend. Um das Jahr 1000 dürfte es durch einen bayrischen Ministerialen namens Pazilo (daher Poysdorf) gegründet worden sein, im Jahr 1188 wurde es zum ersten Male in Urkunden erwähnt. Im Jahre 1227 reiste, wie vom Chronisten erwähnt wird, der Minnesänger Ulrich von Liechtenstein durch die Ansiedlung, um über Feldsberg zur mährischen Grenze zu ziehen. Zuerst den Herren von Falkenstein untertänig, wurde Poysdorf im Jahre 1582 zum Markt erhoben. Poysdorf hat seit seiner Gründung Leid und Freud mit den österreichischen Ländern geteilt, der Dreißigjährige Krieg ist mit all seinen Verwüstungen und Verheerungen über die Ortschaft hingegangen, die Türken mit ihren sengenden und mordenden Banden durchstreiften die Umgebung und während der Franzosenkriege lag das Korps des berüchtigten Generals Davoust mehrere Monate in Poysdorf. Wetter- und Feuerschäden verschonten den Ort ebenso wenig wie die Pest. Und doch hat sich die wackere, arbeitsame Bevölkerung immer wieder emporgearbeitet und nun als Krönung ihres bisherigen Strebens das Stadtrecht errungen. Nach dem Umsturz bedrohte die Poysdorfer noch einmal eine schwere Gefahr. Die Tschechen wollten außer Feldsberg auch Poysdorf ihrem Staat einverleiben. Mächtige Protestkundgebungen der Poysdorfer wendeten das Schicksal ab und heute, da Feldsberg über der Grenze liegt, ist Poysdorf die größte Siedlung des Gaues.

Die Poysdorfer haben diesen Sonntag die Verleihung des Stadtrechtes mit großen Feierlichkeiten gefeiert. Schon Samstagabend brachte ein malerischer Fackelzug die Bevölkerung auf die Beine. Dann vereinigte ein herzlicher Begrüßungsabend die Einheimischen und die Festgäste im Gasthaus Gangl. Namens der Stadt hielten Bürgermeister Schwayer, namens der Gäste Abg. Doktor Czermak Ansprachen. Am Morgen des folgenden Tages rief der Weckruf der Feuerwehr die Bevölkerung zum großen Festtag. Das Hochamt, vom dem Professor Troschky (Oberhollabrunn) die Festrede hielt, zelebrierte der Stadtpfarrer Geistlicher Rat Maglock. Während des Gottesdienstes führte der Poysdorfer Gesangverein unter der Leitung des Chorleiters Leopold Kräutler (an der Orgel Herr Pensch) in meisterhafter Weise die Mariazellermesse von Haydn auf. Um ½ 12 fand in der Turnhalle eine Festsitzung des Gemeinderates statt. Unter den Festgästen sah man: Landeshauptmann Dr. Buresch, Landtagspräsident Juckel, die Abgeordneten Dersch, Dr. Waber und Pölzer, die Landtagsabgeordneten Dr. Czermak, Dr. Gasselich, Heß und Pichula, Propst Handloß (Staatz), die Bürgermeister Dunkl (Mistelbach), Pröbstl (Zistersdorf), Ruck (Stockerau), die Bezirkshauptleute Dokapil und Bordolo, Oberamtsarzt Dr. Hanauska, Vizepräsident Wimmer, Graf Fünfkirchen usw. Nach der Begrüßung durch Bürgermeister Schwayer erläuterte Fachlehrer Thiel die Geschichte der Stadt bis in die jüngsten Tage. Vizebürgermeister Schmidt überreichte hierauf dem Bürgermeister Schwayer das Ehrenbürgerdiplom, indem er die vielfachen Verdienste auseinander setzte, die sich Bürgermeister Schwayer um die Gemeinde erworben hat. Landeshauptmann Doktor Buresch übermittelte der Stadt Poysdorf und dem Bürgermeister dieser Stadt die innigsten Glückwünsche der Landesregierung. Er verwies darauf, dass die unermüdliche Arbeit seiner Bewohner Poysdorf zu dem gemacht habe, was es ist. Zu den Gratulanten gesellten sich noch Abg. Pölzer und Abg. Dr. Waber. Zu Mittag vereinigte ein gemeinsames Essen alle Gäste und Festteilnehmer im Gasthaus Eßl. In einer großen Zahl von Toasten wurde hier Poysdorf und seine Bewohnerschaft gefeiert.

Veröffentlicht am 24. September 1924, Medium unbekannt

Poysdorf, die jüngste Stadt Niederösterreichs

An der Reichsstraße Wien – Brünn liegt die jüngste Stadt Niederösterreichs. Poysdorf, das durch den ausgezeichneten Wein bekannt ist, der an den sonnigen Hängen des Poybachtales gedeiht, und der zu den besten Österreichs gehört. Die Umgebung der Stadt ist reich an vorgeschichtlichen Funden, die beweisen, dass schon in grauer Vorzeit hier Menschen wohnten. Die vielen rätselhaften Erdställe sind fast verschwunden, da man sie in geschickter Weise erweiterte und als Weinkeller benützte. Die Stürme der Völkerwanderung hatten das Gebiet zu einer Wüste gemacht. Erst nach der Schlacht auf dem Lechfeld (955) kommen die ersten bayrischen und fränkischen Ansiedler, bauen Burgen, siedeln sich in Ortschaften an, legen Sümpfe trocken, roden Wälder und setzen Weingärten aus. Erwähnt wird Poysdorf zum ersten Mal im Jahre 1188. Der Name des Ortes wird abgeleitet von einem bayrischen Dienstmann – Pozilo -, dem zu Ehren die neue Ansiedlung genannt wurde, wie ja auch der Familienname Pois und Poisel gleichen Ursprungs ist. Eine schwere Arbeit hatten die Bewohner des 12. Jahrhunderts, da sie neben der schweren Feldarbeit auch den Grenzschutz gegen Norden und Osten versahen. Das stille, einsame Dörfchen, das sich um den heutigen Kirchberg anschmiegt, gehörte, wie alle umliegenden Orte, zur „Grafschaft Falkenstein“. Burg und Markt Falkenstein waren damals an Bedeutung allen anderen Orten weit überlegen. Die Falkensteiner Ritter und Pfarrer bekleideten am Hofe der Landesfürsten Ehrenämter; sie waren Ratgeber und Begleiter der österreichischen Herzöge auf ihren Reisen. Einer war Notar Leopolds VI., einer Arzt Albrechts I., einer Kanzler Friedrichs mit der leeren Tasche. Das Weinbergtaiding erhielt Anfragen von ganz Niederösterreich, ja sogar von Brünn bis Bisenz, die aber nicht beantwortet wurden, da sie tschechisch verfasst waren. 1227 reiste der letzte Minnesänger Ulrich von Liechtenstein als Frau Venus durch Poysdorf. Er kam von Mistelbach, wo ein großartiges Turnier stattfand, und zog auf der alten Handelsstraße über Feldsberg gegen die mährische Grenze, wo sich der abenteuerliche Zug auflöste, da er in den tschechischen Landen nicht turnieren wollte. Neben Getreideanbau betrieben die Poysdorfer schon frühzeitig Weinbau, der viel zum Wohlstand und zum raschen Aufblühen der Gemeinde beitrug. Die ersten Weingärten befanden sich in den Rieden gegen die „Fürstenföhren“ hin, während die Felder gegen Walterskirchen Weideland waren. Der Weinhandel erstreckte sich weit nach Mähren hinein und die Straße, auf der die Kaufleute mit ihren schwerbeladenen Wagen fuhren, ging damals von Wien – Klosterneuburg – Korneuburg – Rußbach – Mistelbach – Poysdorf – Kostel und marchaufwärts. Die Zeit um 1450 gehörte zu den traurigsten, die unsere Heimat erlebte. Das Räuberunwesen blühte, Hungersnot, Missernten, Teuerung, Seuchen und andere Heimsuchungen – Heuschreckenschwärme und Geldentwertung – bewirkten, dass die Bewohner verarmten und Haus und Hof verließen. Maxendorf bei Poysdorf ist ein solcher „abgekommener“ Ort. Zur Zeit der Reformation war die „Grafschaft Falkenstein“ der Hauptsitz der Wiedertäufer, die jede Obrigkeit verwarfen und Bauerngemeinden auf kommunistischer Grundlage gründeten. Mitten in den Wirren erhob Rudolf II. im Jahre 1582 die Gemeinde Poysdorf zum Markte. Im Dreißigjährigen Krieg litt Poysdorf furchtbar. Die Bürger erhalten 1623 vom Kaiser Ferdinand II. die Nachsicht der Landesumlage auf drei Jahre „wegen des während der Rebellion erlittenen Schadens“. 1645 kommen die Schweden von Mistelbach hierher, legen dem Markte eine hohe Kriegssteuer auf, benützen die im Jahre 1630 erweiterte Pfarrkirche als Pferdestall und ziehen dann gegen Falkenstein. Nach dem Abzug der Schweden raffte die Pest die Hälfte der Bevölkerung weg. Die drohende Türkengefahr und die Einfälle der ungarischen Rebellen gaben die Veranlassung, das Poysdorf zu einer kleinen Festung ausgebaut wurde. Jedes Haus musste Robotdienste leisten, Schanzen wurden aufgeworfen, 30 „Doppelhacken“ und eine Menge Musketen nebst Pulver und Blei erhielt die Bürgerschaft; fleißig übten sich die Männer draußen in der Schießstätte. Doch das Gefürchtete trat nicht ein. Wohl plünderten die Türken Rabensburg, Lichtenwart, Palterndorf und Dobermannsdorf, töteten die Bewohner von Drösing, die auf einer Marchinsel sich versteckt hatten, doch nach Poysdorf kamen sie nicht. Darum veranstalteten die Bürger 1683 ein großartiges Schützenfest, zu dem 300 Schützen aus den umliegenden Orten und auch viele von Wien kamen. Das Fest dauerte fünf Tage und das Best – ein silberner Pokal, der ganz vergoldet war – gewann der Marktschreiber. Die nächsten Jahrzehnte waren dem Frieden und dem Aufbau gewidmet. Die Pest, die 1713 in Wien so viele Opfer forderte, verschonte unsere Marktgemeinde, obwohl viele Wiener hierher flüchteten und der Markt ein Kontumazort war.

Der Bau der Reichsstraße Wien – Brünn brachte der aufstrebenden Gemeinde große Vorteile. Der Verkehr auf der neuen Straße war ein sehr starker. Ganze Wagenkolonnen rollten gegen Mähren, und die Poysdorfer Bauern leisteten den schweren Fuhrwerken bereitwillig Vorspann bis zur Anhöhe, die noch heute Ausspann heißt. Die Gasthäuser waren manchen Tags derart überfüllt, dass die Einheimischen keinen Platz fanden und verdrossen heimwärts pilgerten. Die Eilpost Wien – Brünn hielt in Poysdorf Nachtstation.

In den Franzosenkriegen wurde die Gemeinde arg mitgenommen. 1805 marschieren Österreicher und Franzosen durch in der Richtung gegen Nikolsburg-Austerlitz. 1809 sind in Poysdorf 30.000 Franzosen, und zwar das Korps des Generals Davoust, der mit barbarischer Härte die gefangenen Österreicher hängen ließ. Die Franzosen plünderten den Ort, blieben lange Zeit hier, verlangten von den Bauern Stroh, Hafer und Wein. Dem Markt kostete der Aufenthalt der Franzosen 100.000 fl. Doch kam es noch ärger. Im Jahr 1814 brannten 107 Häuser nieder. Viele Kühe und Pferde erstickten, zahlreiche Personen erlitten schwere Brandwunden. Ein Wolkenbruch überschwemmte den Markt, riss 96 Häuser nieder, 19 Menschen kamen ums Leben, Pferde, Kühe, Schafe und Schweine riss das Hochwasser mit, die Weingärten und Felder waren vernichtet. Die Leute mussten statt Kornbrot Erdäpfel essen, und die Gasthausbesucher tranken statt Wein Bier oder Branntwein. Kein Fest, keine Tanzunterhaltung fand in diesem Jahre statt, auch keine Hochzeit. Der Schaden, den die Gemeinde erlitten hatte, belief sich auf eine halbe Million Gulden W. W.

Eine einschneidende Veränderung brachte das Jahr 1848 unserem Markte. Die Patrimonalgerichte stellten ihre Tätigkeit ein, der Bauer wurde frei, durfte nicht mehr roboten, die Grundherrn der Poysdorfer waren: die Herrschaft Poysbrunn, die Herrschaft Wilfersdorf, das Jesuitenkollegium in Wien, das Passauer Bistum und die Pfarren von Poysdorf, Walterskirchen und Oberleis. Die Abgaben leisteten die Bauern zu Georgi und Michaeli. Zum Schutz der Marktgemeinde gegen räuberisches Gesindel wurde eine Nationalgarde errichtet. Die Fahnenweihe derselben war ein großartiges Fest, bei dem der Fackelzug, die Illumination, die Feldmesse mit dem General de Charge besonders hervorzuheben sind. Überall wehten von den Häusern die schwarz-rot-goldenen Fahnen, an der Spitze des Kirchturmes flatterte die deutsche Fahne. Der Prediger sprach vor dem Hochamte über die drei Farben der Fahne und brachte ein Hoch auf das deutsche Vaterland aus. Die Bezirkshauptmannschaft, die wenige Jahre in Poysdorf amtierte, wurde 1854 aufgelöst. 1866 rückten die Preußen am 16. Juli ein und besetzten Poysdorf. Ein reges Militärleben entwickelte sich in unserem Markte, besonders als die Kronprinz-Armee in Eilmärschen von Znaim nach Pressburg zog. Tag und Nacht marschierten Truppen durch. Auch König Wilhelm und Bismarck berührten unsere Gemeinde, als sie von Nikolsburg nach Paasdorf bei Mistelbach fuhren. Noch leben einige Männer, die sich an die Hünengestalt Bismarcks erinnern. Die mündliche Überlieferung weiß auch von einem Attentat auf Bismarck zu berichten, das aber vereitelt wurde. In den letzten Jahrzehnten nahm der Markt einen bedeutenden Aufschwung; die Zahl der Häuser und der Bewohner stieg von Jahr zu Jahr. Die Bürger gründeten eine Sparkasse, mehrere gemeinnützige Vereine entstanden. Poysdorf erhielt 1896 ein Bezirksgericht und ein Steueramt, zwei Bürgerschulen und einen Kindergarten. Zwei Bahnlinien vermitteln den Verkehr mit den umliegenden Ortschaften. Der Weltkrieg und noch mehr der Schandfrieden von St. Germain haben die Entwicklung der Gemeinde stark behindert. Wir sind wie vor 900 Jahren Ostmärker, haben die Stellung als deutsches Grenzland gegen Osten. Möge uns das Geschick noch jenen Tagt erscheinen lassen, an dem wir heimkehren können zum großen deutschen Vaterlande, wo die Ostmark wieder vereinigt wird mit dem Mutterlande, und wo die Stadt Poysdorf in der Obhut Großdeutschlands blühe, wachse und gedeihe.

Veröffentlicht in: „Reichspost“, 9. 9. 1924, S. 8

Poysdorf im Jahre 1770

Wer sich vor 160 Jahren (*240 Jahren*) dem Markte Poysdorf vom Süden näherte, sah ein ganz anderes Bild als heute. Da zog sich der sogenannte Kaiserweg von der Erdbergerstraße an dem kleinen Wetzelsdorf vorbei nach Poysdorf. Er hatte die Breite und den festen Unterbau, den wir von einer Reichsstraße verlangen. Vor dem Markte war ein großer freier Platz. Der Schanzgraben und der Wall lagen öde und vernachlässigt da. Sie hatten um diese Zeit keinen Zweck und die Bauern trieben oft das Weidevieh hieher. Von 1680 bis 1710 war die Schanze gut in Stand gehalten und die Bürger waren zu diesen Arbeiten verpflichtet, damit dem Vordringen des Feindes Einhalt geboten werde. Seit den Einfallen der Türken und Kuruzzen waren Friede und Ordnung in unsere Heimat eingezogen, man vergaß allmählich den kriegerischen Geist, wandte seine ganze Aufmerksamkeit der Arbeit zu und holte das Versäumte nach. Die Erträgnisse des Bodens waren in den letzten Jahrzehnten gestiegen; die Bauern brauchten neue, größere Scheunen. Die baute man rechts und links vom Klostertor. Sie stehen noch heute und die Scheune des Herrn Alois Schodl wird 1773 erwähnt. Ein Bildstock, ganz nach der Form des Braunauerkreuzes am Weißenberge, stand links neben der Linde. Mancher Reisender hatte hier wohl sein Nachtlager unter freiem Himmel aufschlagen müssen, wenn er am Abend das Tor geschlossen fand. 1773 waren die Torflügel verschwunden und nur die Mauern und der große Bogen waren noch zu sehen. Links fesselte unsere Aufmerksamkeit ein großer, stattlicher Bau mit einer Kirche. Es war dies das Kapuzinerkloster, das nach einem Jahrzehnt aufgehoben und verkauft wurde. Rechts lagen Gemüse und Obstgärten, an die sich der Heumarkt schloss. Hieher brachten die Bauern aus Südmähren und der Slowakei das Heu, Stroh und Weinstecken, verlangten aber kein Geld, sondern nahmen sich dafür Wein mit nach Hause. Die Häuser waren klein, hatten schmale Fenster und das Strohdach fiel steil zur Straße, damit im Winter der Schnee gleich herabfiel. Einen gepflasterten Gehsteig gab es ebenso wenig wie Dachrinnen oder Straßenlaternen. Nach der Größe des Besitzes unterschied man Ganz-, Halb- und Viertellehner. Ein Hofstatthaus gehörte dem Handwerker. Der Kleinhäusler hieß auch Keuschler. Der Marktherr war der Fürst Liechtenstein in Wilfersdorf, dem auch die Mehrheit der Bauern diente. Außerdem hatten folgende Herren in Poysdorf Untertanen: Die Herrschaft Falkenstein-Poysbrunn, das Jesuitenkloster in Wien, das Passauer Bistum, der Pfarrer von Oberleis, von Poysdorf, von Falkenstein, das Jungfrauenkloster in Tulln und das Kloster in Asparn. Die Häuser waren meist aus Ziegeln gebaut, die sich die Bauern selbst schlugen und brannten. Beim Knollschen Wetterkreuz gab es eine ganze Reihe solcher Ziegelstätten. Der Fürst Liechtenstein hatte eine in den Rösselbergen, die Gemeinde eine beim Spital, die zum Schutz gegen das Weidevieh mit einer Planke umgeben war, und eine beim Gsol. Eine Baulinie kannte man wohl, hielt sich nicht aber streng daran. Da die Pest so häufig in unsere Heimat eingekehrt war, legte man auf Reinlichkeit in den Hauptstraße wert, sodass Schmutz und Unrat nicht mehr vor die Häuser geschüttet wurden. Die Gassen hatten andere Namen. Die Laaer- und Körnergasse hieß Klostergasse, die Reichsstraße hieß Kaiserweg, die Alleegasse Rathausstraße, die Brunngasse Kirchenstraße, der Josefsplatz Hafnermarkt. Hier standen der Pranger, das Wahrzeichen der Marktgerechtigkeit, das Rathaus mit der großen holzernen Freitreppe und das Häuschen, in dem der Gemeindediener wohnte. Zur Zeit des Marktes hatten die Töpfer aus Wischau und Stampfen (Slowakei) ihre Buden da ausgestellt und verkauften die bunte bemalten Heferl, Teller, Schüsseln und Kachelofen. Der Marktrichter amtierte im Rathaus. Er überwachte den Markt, sah auf Ordnung und Reinlichkeit, sammelte die Marktgelder, schlichtete Streitigkeiten unter den Bewohnern und kümmerte sich um das sittliche Verhalten der Jugend. Neben den Marktrichter gab es noch mehrere Grundrichter; 2 Poysbrunnerische, 2 Jesuiterische, 1 Paussauerischen und 1 Oberleisischen. Diese alle waren strenge Herren, die auf genaues Maß und Gewicht schauten und die beim Banntaiding anwesend waren. Die Schreibarbeiten der Gemeinde besorgte der Sekretär, der zuerst eine Probezeit von zwei Jahren dienen musste, ehe er aufgenommen wurde. Über den Poybach führte eine Steinbrücke, die mit den Statuten der Heiligen Florian, Nepomuk, …? und Johann der Täufer geschmückt waren, zwei stehen heute vor der Pfarrkirche. Einen regen Zuspruch hatten die großen Gasthöfe: „Zur Weintraube“, „Zum schwarzen Rössl“ und „Zum weißen Löwen“. Das letzte Gasthaus war auch eine Herberge für bessere Leute, die mit der Post reisten und hier übernachteten, da die Post in Poysdorf Nachtstation hielt. Die Küche war eine vorzügliche. Die beiden anderen Gasthöfe waren dienstbar beim Passauer Bischof. 1813 wurde neben dem Klostertor ein Gasthaus noch eröffnet, das im Volksmunde „Kaiserwirtshaus“ hieß. Bei dem regen Verkehr waren die Gastwirte wohlhabende Leute. Dass neben jedem Wirtshaus eine Schmiedewerkstätte sich befand, ist leicht zu erklären.

Der Poybach, dessen Bett nicht so tief war wie heute, war schon damals ein Sorgenkind der Gemeinde, da er bei Hochwasser den Markt sehr oft gefährdete. Für das Weidevieh errichtete die Gemeinde 2 Schwemmen, und zwar bei der Wiese und bei der Poluke. Der Poybach und der Mühlgraben für die Kirchenmühle bildeten eine Insel, die Stierwiese, auf der die Zuchttiere grasten. Da diese Tiere recht oft wild waren, mussten sie eine eigene Weide haben. Am linken Poybachufer weideten die Kühe und Gänse (heute ist dort der Ganserlpark). Mitten auf der Weide war ein Brunnen zum Vieh tränken. Im Poybach hatte die Gemeinde einen Fischbehälter, sodass man annehmen kann, dass im Bache Fische waren. Vom Walterskirchner Tor, das um die Zeit verödet stand, führte der Weg auf die Schafweide hinab nach Walterskirchen. Die Schafweide besaß einen großen Holzschuppen, indem sich die Tiere bei Regenwetter unterstellten. Die Schafzucht war in jener Zeit sehr lohnend, weil man die Bedeutung der Schafwolle noch nicht kannte. Viele Orte hatten eine Schäferei und der Paussauerhof verfügte allein über tausend Schafe. Die Schweine trieb man auf den Sauberg und noch jetzt heißt der Weg Saubergweg. Auch die „Saurißeln“ waren eine Sauweide. Die Gemeinde besaß neben der Schießstätte Gärten und Felder. Die Weingärten, die früher einmal dort waren, hatte man ausgerissen und Obst- und Gemüsegärten angelegt, die zum Schutz gegen das Weidevieh eingezäunt wurden. Die Schießstätte wurde zwar nicht so eifrig benützt wie hundert Jahre früher, als die Türkengefahr den Bürger zwang, sich im Gebrauche der Schusswaffen zu üben, doch knallten noch immer an Sonn- und Feiertagen die Stutzen. Alle Jahre wurden der Kugelfang, die Zielerhütte und das Zielerhäuschen hergerichtet. Der Zellerkeller enthielt den Most und den Wein, den man im Herbste für die Wallfahrt nach Mariazell sammelte. Er bestand nur noch einige Jahre, da er zur Zeit Kaiser Josefs II. verkauft und das Geld den Armenfonde zugewiesen wurde. Die Wachsbleiche, die hinter den Kellern neben dem Kaiserweg lag, waren zwei Jahrzehnte früher aufgelassen worden. Die Bienenzucht war damals eifrig betrieben worden als heute, da man den Honig als Süßstoff und das Wachs zur Kerzenbereitung benötigte.

Neben der Wiese stand das Herrenhaus des Fürsten Liechtenstein, in dem die ausgedienten Beamten wohnten. Zum Hause gehörten Keller, Stallungen und Schüttkasten. Das Trautsohnsche Herrenhaus war die heutige Heindlmühle, ursprüngliche Froschmühle genannt nach dem Verwalter Frosch, den der Graf von Fünfkirchen um 1590 hier einsetzte. Die Trautsohns waren die Nachfolger von den Fünfkirchen und ihr Wappen ziert noch heute die Einfahrt in die Mühle. Sie hatten damals zwei Mahlgänge, drei Gärten, ein Zunftzimmer. 1785 verkaufte sie die Herrschaft Poysbrunn um den Betrag von 13.000 Gulden. 1813 wurde auch das Gasthaus veräußert. Die Froschmühle war wie die Singerburg ein Freisitz. Schöne Laubengänge hat der Hof. Der Zehentstadl ist heute nur mehr eine Ruine. Die Attenbrunnermühle Dreyßelmühle und die Schwayer-Mühle, Engelherren-Mühle. Die Singermühle hatte früher den Namen Haidmühle (die Wiese war ehedem eine Heide), ging 1693 in den Besitz der Kirche über und hieß dann Kirchenmühle, die dem Minoritenkloster Asparn/Zaya diente. Die Straße neben der Singerburg war mit Steinen gepflastert. Das Gemeindegasthaus besaß zuerst der Fünfkirchner, dann der Liechtenstein, von dem es die Gemeinde kaufte. Alljährlich zahlte es 30 Kreuzer „Dienst“. Für den Zehentwein hatten die Grundherren mehrere Zehentkeller und zwar beim Schüttkasten und beim Spitalstor. Der Poysbrunner Zehentkeller lag neben dem Haus des Herrn Notars, der kleine Zehentkeller des Liechtenstein ist jetzt Privatbesitz.

Das Spitalstor war verödet und hatte seinen Namen von dem Armenhaus. Es enthielt 9 Stuben, 1 Keller, 1 Presshaus und 1 Schüttkasten. Der Grund, auf dem das Spital erbaut ist, gehörte dem Liechtenstein. Die Kapelle des blutschwitzenden Heilandes war von einer mächtigen Linde beschattet; neben der lag der Eingang zum Friedhof. Die Pfarrkirche, deren Turm mit einer Mondsichel und einem Stern geschmückt war, hatte eine hohe Friedhofsmauer mit Schießscharten und einen einzigen Aufgang mit einer Zugbrücke, die am Abend aufgezogen wurde. Daneben wohnten die zwei Nachtwächter, die auf Ordnung und Ruhe in der dunklen Nacht sehen mussten. Sie riefen die Stunde aus und passten auf Himmelserscheinungen auf, aus denen man die Zukunft deutete. Das Bettlerunwesen, herumziehende Zigeuner und fahrendes Volk bereiteten den Bürger manche kummervolle Stunde. Die Schule stand neben der Kirche und der Berg heißt heute noch Schulerberg, wo sich die Kinder herumtummelten.

Nach dem Abendläuten wurde es ruhig im Markte. Wer nicht fortgehen musste, blieb zu Hause. Die Krallwallmacher wurden eingesperrt oder an den Pranger gebunden. Unterhaltungen nach unserem Begriff gab es nicht. Die Jahrmärkte und die herzumziehenden Gaukler, die durchfahrende Post und die fremden Fuhrleute brachten den Bewohner manches Vergnügen und Zerstreuung. Am Abend standen neugierige Zuschauer in großer Menge vor dem Posthause, schauten da nach, wer da kommt, fragten die Reisenden um Neuigkeiten und plauderten gerne mit ihnen. Nach des Tages Arbeit gingen die Männer ins Gasthaus, das oft mit Fremden überfüllt war, die gerne den Einheimischen ihre Erlebnisse erzählten. Zeitungen gab es noch keine, aus denen der Bauer das Neueste hätte lesen können. Das Äußere des Marktes war noch recht bunt. Jedes Haus hatte seine besondere Eigenart, man liebt eine bunte Malerei, Bilder, Statuen und große Aushängetafeln mit urwüchsigen Darstellungen. Jeder Bürger war stolz auf seinen Besitz, auf sein Haus und auf seinen Namen. Geringschätzig schaute er auf den Mitbürger, der aus der Fremde zugereist war und sich hier niedergelassen hatte. Er galt als „Zugereister“ wenig und hatte im Kreise der Bürger nicht viel zu reden. Trotzdem muss man sagen, dass der Wechsel im Besitz der Wohnhäuser damals stark war und dass die Namen der Bürger eine ziemliche Veränderung im Lauf eines Jahrhunderts aufweisen.

Veröffentlicht in: „Poysdorfer Bote“, 1932, Nr. 18, Seite 3f

Poysdorf und Ketzelsdorf

Zwischen Poysdorf und Ketzelsdorf herrschte früher immer eine gereizte Stimmung wie zwischen feindlichen Nachbarn. Der Grund dafür lag in der Wüstung Maxendorf, das nach 1472 verödete. Die Erzählung von den zwei Frauen, welche das Dorf den Ketzelsdorfern vermachten, ist eine Sage und entspricht nicht der Geschichte; denn nach altem Recht zog der Grundherr öde Gründe ein, das taten die Liechtensteiner, die über die Wüstung später ein eigenes Grundbuch führten. Höbertsgrub, das zuerst nach Walterskirchen gehörte, sowie Maxendorf erweiterten den kleinen Burgfrieden von Ketzelsdorf, in dem die Liechtensteiner ein Amt besaßen. Walterskirchen und Poysdorf erwarben Felder und Weingärten in Maxendorf, dessen Grenzen Anlass zu Streitigkeiten gaben.

1564 musste eine „Ausmarchung“ vorgenommen werden, die Unteren Freibergen gehörten seither den Poysdorfern. 1604 wurden die Grenzen wieder ausgemessen, damals besaßen die Walterskirchner die Höbertsgrub. Da wird auch der Höbergruber Weg erwähnt. Im Dreißigjährigen Krieg erlaubten sich beide Gemeinden Übergriffe. Die Wilfersdorfer Herrschaft hatte schon 1615 den Ketzelsdorfern die Errichtung eines Brunnens im „Gränzersthal“ erlaubt.

Am 18. 12. 1644 maßen die Hauptleute von Rabensburg und Wilfersdorf die Grenzen der Wüstung gemeinsam aus. Die Lamprecht-Mühle, die neben der Ketzelsdorfer Viehtrift lag, reichte nach Poysdorf einen Banteidingspfennig von 1 fl 30 kr, die Ketzelsdorfer nur 10 kr 2 den. In den „Freibergen“ waren die Grenzsteine herausgerissen worden. Die Wiese, die nach Poysdorf gehörte, benützte Ketzelsdorf als Viehweide, auch die Gärtln in den „Unteren Freibergen“ – Poysdorfer Besitz, der ihnen erst zugesprochen war – richteten sie als Viehtrift her und vergrößerten so die alte bei der erwähnten Mühle. Als sich die Poysdorfer in Hohenau bei Torstenson ein salva quardia (= Schutzbrief) holten, erregte dies in den Nachbargemeinden großen Unwillen, sie warfen dem Markt Egoismus und mangelnden Gemeinschaftgeist vor. Sie wollten geschützt sein und der Feind sollte die Nachbargemeinden plündern. Ketzelsdorf wurde da arg mitgenommen, was sie nie vergaßen.

Der Marktrichter Hans Knoll, der sich in der Schwedenzeit bereichert hatte, verlangte 1650, dass die fürstliche Herrschaft die Maxendorfer Grenze besichtigen sollte, hier gab es noch unbebaute, öde Felder seit 1645. Die Herrschaft nahm 1669 an Weinzehent von Maxendorf 246 2/4 Eimer und von Poysdorf 935 ein. Die Ketzelsdorfer forderten von jedem Viertel Weingarten, den die Poysdorfer in Maxendorf besaßen, 13 kr Berg- und Hutgeld, während sie nur 6 kr zahlten. Außerdem bekam der Hüter von jedem Haus 1 Laib Brot und alle zusammen 1 Eimer Wein. Die Obrigkeit entschied am 10. Dezember 1699, dass für die Poysdorfer das Berg- und Hutgeld 10 kr betragen sollte. Die herausgerissenen Grenzsteine wurden durch neue ersetzt. Die Poysdorfer haben den Anordnungen der Ketzelsdorfer zu folgen und nur die, die ein Grundstück in Maxendorfer hatten, konnte hier frei umhergehen. Zur Lesezeit besorgten zwei Ketzelsdorfer und ein Poysdorfer Hüter die Aufsicht über das Weingebirge. Die Weidetiere machten den Poysdorfern einen großen Schaden. Auch die anderen Gemeinden forderten von den Marktbewohnern höheres Berg- und Hutgeld – Erdberg 15, Wetzelsdorf 19 und Walterskirchen 30 kr -, obwohl die Regierung schon 1688 angeordnet hatte, dass alle Untertanen gleich zu behandeln seien.

Grenzsstreitigkeiten zwangen die Herrschaft im Jahre 1707 das Maxendorfer Gebiet „auszumarchen“. 1710 bestimmte der Dorfrichter Paul Heindl das Hutgeld mit 13 kr, das jeder Poysdorfer gleich bei der Zehenthütte erlegen musste, sonst würden ihm Most und Fassgeschirr weggenommen. Am 16. Mai 1711 einigten sich beide Parteien auf 10 kr. Ein starker Frost hatte in diesen Tagen die Weingärten „verbrannt“.

1717 führten die Ketzelsdorfer mit Herrnbaumgarten einen Grenzstreit. Auf Wunsch der Herrschaft sollten die Hühner sowie das Zinsgetreide von den Maxendorfer Feldlehen in Geld abgelöst werden. Leider tobte in den nächsten Jahren der Kampf um das Hut- und Berggeld weiter. Die Ketzelsdorfer hielten sich nicht an die Anordnungen der Obrigkeit und wurzten die Poysdorfer in gewohnter Weise. Die Herrschaft entschied am 18. 12. 1733, dass es bei dem Vergleich von 1699 und 1711 bleiben sollte (10 kr Hutgeld). Aber schon 1735 forderten die Ketzelsdorfer wieder 13 kr, ebenso 1743 und 1745. Die Obrigkeit ermahnte die streitlustige Gemeinde, das Urteil von 1699 und 1711 genau einzuhalten. Sie begann aber 1754 einen Streit mit dem Pfarrer von Walterskirchen und mit den fürstlichen Beamten, sodass man sie „Ketzersdorf“ nannte. Bei einem Kirtag wurden nie die Poysdorfer Burschen mit der Musikkapelle eingeholt, man nannte den Brauch „Einblasen“.

Die Vorteile der großen Urbarialreform im Zeitalter der Aufklärung ließen die Gegensätze verschwinden, die Gemeinden und die Wirtschaft mussten aufgebaut werden. Die Behörden, vor allem das Kreisamt, schauten auf Ordnung, damit ihre Weisungen genau eingehalten wurden. Die Gleicheit der Untertanen war überall strenge durchgeführt. Erst 1861 machten die Ketzelsdorfer wieder einen Angriff auf Poysdorf, denn sie hoben von den Grundstücken, die in Maxendorf und Höbertsgrub die Poysdorfer besaßen, eine höhere Umlage ein. Da entbrannte der alte Streit, die Marktbewohner beteiligten sich an den Gemeindewahlen in Ketzelsdorf. Da sie acht Sitze gewannen, regierten sie und befreiten sich von der Umlage. Die Folge war ein Vergleich: Die Höbertsgrub wurde eine eigene Katastralgemeinde, gehörte aber nach Poysdorf. Ketzelsdorf verzichtete auf die höhere Umlage in Maxendorf und die acht Mitgleider in der Gemeindevertretung legten ihr Amt nieder. Von den Feldern, welche die Ketzelsdorfer in Maxendorf hatten, reichten sie als Lohn den Feldhütern 4 Hutgarben in der Erntezeit. Es folgten Jahre des Friedens, doch glimmte die alte Feindschaft wie ein Funke in der Asche weiter und beide Gemeinden konnten die Vergangenheit nicht vergessen. In Poysdorf hießen die Ketzelsdorfer „Ungerer“ und diese sprachen von den Marktbewohnern nur abfällig „Bachschwanzete“.

1893 erschienen zahlreiche Poysdorfer im Arbeitsgewand in Ketzelsdorf zum Kirtag-Montag – „Nobelkirtag“ genannt -, führten das große Wort auf der Tanzbühne, verspotteten die Ortsbewohner und verletzten so die Dorfehre der Kirtagsbesucher, die aber sofort zum Angriff auf die Eindringlinge und Störenfriede losgingen. Arm und reich, alt und jung, Mann und Frau stürzten sich mit Waffen (Peitschen, Mistgabeln, Riemen, Prügeln u. dgl.) auf die Gegner, die sofort nach Poysdrof flohen, denn der Übermacht waren sie nicht gewachsen. Auf den Bußfeldern tobte der Kampf, weithin hörte man den „Schlachtenlärm“ und das Geschrei der Kämpfenden. Den unschuldigen Ludwig Erger richteten die Ketzelsdorfer so her, dass der Arzt ihn aufgab, es war der junge Doktor Karl Claus, der sofort einen Verbandsplatz hinter der Front einrichtete und bis zum Abend die Verwundeten behandelte.

Längst schlummern die Kämpfer von dieser denkwürdigen Schlacht in der kühlen Erde. Niemand lebt mehr von ihnen. 1938 machte Poysdorf den Versuch, Maxendorf mit dem eigenen Burgfrieden zu vereinigen. Da kam der zweite Weltkrieg, der die Behörde vor andere Aufgaben stellte. Bleibt also Maxendorf weiter ein Zankapfel der zwei Gemeinden.

Quellen:

Herrschaftsakte Wilfersdorf im Fürst Liechtensteinischen Hausarchiv.

Gemeindegedenkbuch von Poysdorf.

Veröffentlicht in: „Weinviertler Nachrichten“, 10. 10. 1961, S. 5; „Heimat im Weinland“, Heimatkundliches Beiblatt zum Amtsblatt der Bezirkshauptmannschaft Mistelbach, 1965, S. 256 + 257

Poysdorfer Märkte in früherer Zeit

Am 4. Mai 1582 erhob Kaiser Rudolf der Zweite die Gemeinde Poysdorf zum Markte. Im Laufe der Zeit erhielt der Ort 5 Jahrmärkte und einen Wochenmarkt. Diese Märkte hatten früher als Absatzort für Handel und Gewerbe eine große Bedeutung, zumal auch die Gemeinde einen großen Nutzen aus ihnen zog.

Die Märkte waren mit Vorrechten ausgestattet. Die Handwerker durften nur gute Waren liefern, Kaufleute und Käufer genossen den Schutz der Gemeinde, die strenge darauf schaute, daß ihr guter Ruf gewahrt bleibe. 8 Tage vor dem Markte wurde auf dem Pranger die Freiung (eine Faust mit dem Schwerte und eine kleine Fahne) ausgesteckt. Dies bedeutete, daß alle Vergehen während des Marktes strenger als sonst bestraft würden. Der Marktrichter, die Dorfrichter und die Viertelleute hatten viel Arbeit; sie waren der Herrschaft für Ruhe, Ordnung und Sicherheit verantwortlich, sie sammelten das Standgeld ein, schlichteten Streitigkeiten und sorgten dafür, daß der Verkehr auf den Straßen sich ohne Gefahr für die Fremden abwickelte. Die Nachtwächter richteten ihr Augenmerk darauf, daß niemand „auf der Straße Tobak raucht“, damit kein Feuer oder Unfall entstehe.

Die G e t r e i d e m ä r k t e konnten sich nicht mit denen Stockeraus oder Mistelbachs messen. Sie blieben recht beschränkt, da ja die Poysdorfer Bauern mit ihrem Getreide auf die größeren Märkte nach Lundenburg, Nikolsburg und Laa fuhren. Vor Beginn des Marktes durfte niemand kaufen oder verkaufen. Eine Blechfahne, die heute im Museum aufbewahrt wird, gab den Leuten das Zeichen, daß der Markt eröffnet ist. Wer aber schon früher zu handeln begann, zahlte 1 – 10 fl. Oe. W. Strafe. Häufig erschienen Bauern bei uns, um das Getreide gegen Wein einzutauschen.

Die P f e r d e m ä r k t e waren früher recht stark besucht. Aus Ungarn und aus dem Marchfelde erschienen ganze Kolonnen von Pferden. Die Bauern hielten viel Pferde. Sie leisteten Vorspann den durchreisenden Kaufleuten, fuhren mit dem Wein nach Wien, Brünn, Olmütz, Stein und Krems, holten den Töpfern den Ton von „Znaim“ und besorgten die verschiedenen Fuhren für die Herrschaft und die Beamten. Bei den schlechten Straßen und Wegen – die Reichsstraße machte eine Ausnahme – litten die Pferde sehr und die Gespanne mußten öfter gewechselt werden. Auch der Handel mit Gänsen, Schafen und Schweinen, die man in großen Scharen aus Ungarn dahertrieb, war ein sehr lebhafter. Die Schweinehändler waren steinreiche Leute, die unseren Bauern oft die Schweine überließen und die Kaufsumme nach der Weinlese einforderten. Weil aber durch die Schafe und Schweine verschiedene Tierseuchen eingeschleppt wurden, verbot die Regierung um 1890 diese Tiermärkte. Der Ferkelmarkt wird jetzt mit dem Wochenmarkt abgehalten.

Seit jeher war der H e r b s t m a r k t immer der beste. Der Bauer hatte das Getreide verkauft und schaffte sich Kleider, Schuhe und Geräte an, der Hauer benötigte für die Weinlese Bottiche, Fässer u. dgl. Die Handwerker waren bestrebt, gute Erzeugnisse zu verkaufen. Die Beschaumeister nahmen ihr Amt sehr strenge und verboten den Verkauf minderwertiger Waren. Solche wurden einfach weggenommen und der Meister noch dazu bestraft. Die Fleischbeschauer und Brotwäger, die von der Gemeinde bestimmt wurden, prüften die Lebensmittel nach Gewicht und Beschaffenheit. Man war darauf bedacht, daß kein Schund verkauft und dem Käufer um sein Geld eine gute Ware geboten werde. Die Buden und Zelte standen am Heumarkt, in der Wiener -, Körner- und Alleegasse, denn Poysdorf hatte auch damals keinen richtigen Marktplatz.

Von Nordmähren und Schlesien kamen Leinwandhändler, die hier gute Geschäfte machten. Von Südmähren und aus der Slowakei brachten die Töpfer irdene „Milchhefn“, buntbemalte Teller und Schüsseln, Krüge und Töpfe in verschiedenen Größen und Farben und hielten sie am heutigen Josefsplatz und vor dem Rathaus feil. Die Bauern aus den Orten an der March und Thaya lieferten Heu und aus der Slowakei kamen „Weinstecken“. Von Nikolsburg erschienen die Juden mit ihrem Tuch, sie schrien und lärmten, daß den biederen Marktbesuchern angst und bange wurde. Schuster, Schneider, Wagner, Faßbinder, Seifensieder, Kalkbauern, Gemüsehändler, Fleischhauer und Bäcker boten ihre Erzeugnisse an. Genau war vorgeschrieben, wieviel Standgeld jeder zu zahlen hatte, z. B. für einen Wagen mit Naturalien 7 Kr. Oe. W., einen Kalkwagen 10, ein Schmalzkörbl 3, von einem Topfen- oder Eierkörbl 2, für ein Schwein über 30 Pfund 5, unter 30 Pfund 3, ein Huhn 2, eine Kuh 12 Kreuzer usw. Für einen Stand, der 18 Schuh lang war, hatte der Kaufmann 1 fl 80 Kreuzer zu zahlen, für einen mit 12 Schuh Länge 1 fl 20, für einen mit 6 Schuh 60 Kr. und für kleinere 50 Kr. An jährlichen Umlagen waren 50 Prozent zu entrichten, die am Allerheiligenmarkt von der Gemeinde eingehoben wurden. War die Gemeindekasse leer, so erhöhte man einzelne Preise, um auf diese Weise den Gemeindesäckel zu sanieren.

Die Märkte brachten aber auch allerlei Belustigungen, die heute vielfach der Vergangenheit angehören. Da tauchte der Dudelsackpfeifer auf, der seine eintönigen Weisen mehrfach begleitete. Mit dem rechten Ellbogen,an dem der Schlegel festgebunden war, schlug er die große Trommel, die er auf dem Rücken trug, mit dem einen Fuß betätigte er einen Hebel, der das Glockengeläute auf dem Kopfe zum Klingen brachte u. dgl. mehr. Ein Bärenführer zeigte die Kunststücke des Meisters Petz, der zum Klange einer kleinen Trommel tanzte. Daneben erfreute ein zierlich aufgeputzter Affe durch seine Possen die Zuschauer, unter denen es natürlich viele Kinder gab. Ein Gottscheer ließ die Leute „hoch und nieder ziehen“- es waren dies Lose mit den Zahlen 1 – 100, die in einem Sack lagen – der Gewinner suchte sich eine Schachtel mit Zuckerln aus. Beim Buchhändler standen die Neugierigen, die unter den Büchern suchten, was ihrem Geschmack entsprach: Romane, Kalender, Flugschriften, Zeitungen, Weissagungen u. dgl. Sie hatten meist keine genaue Angabe des Jahres, in dem sie gedruckt wurden, sondern man las dafür den sonderbaren Satz „Gedruckt in diesem Jahr“. Kameltreiber, Kartenaufschläger, Feuerfresser, Schießbuden und ein Ringelspiel ergänzten noch das Bild des Jahrmarktes, der den Landbewohnern viel Neues bot und einem Feiertag gleichkam. An der Wand eines Hauses hing eine Leinwand mit vielen gräßlichen Bildern, zu denen ein Mann und eine Frau die erläuternde, meist schauerliche Geschichte sangen. Auch in den Gasthäusern und Buschenschänken ging es lustig zu, denn der Jahrmarkt brachte Gewinn und Verdienst.

Mit dem Bau der Eisenbahnen hörten die alten gutbesuchten Märkte auf. Kaufhäuser und Lagerhäuser in größeren Orten machten die Märkte belanglos, doch halten einzelne Gemeinden noch heute an ihnen fest. Verschwunden ist der Pranger, vergessen die Belustigungen jener Tage, die Handwerker kennen keinen Beschaumeister, die Gemeinde ernennt keine Fleisch- und Brotwäger und was den guten Ruf der Jahrmärkte betrifft, hört man jetzt sagen: „Willst du unnütze Dinge kaufen, mußt du auf den Jahrmarkt laufen.“

Veröffentlicht in: „Deutsche Heimat“, 1936, S. 46 + 47

Poysdorfer Personennamen aus den Jahren 1642 und 1645

Im Jahre 1642 kauften die Poysdorfer Holz für den Hausbedarf in Rabensburg von der Liechtensteinischen Herrschaft, die auch in einer Schrift des Waldamtes die Namen verzeichnete:

Paul Menderich
Adam Ofner\*
Matthias Heybarth\*
Benedikt Knab
Hans Steltzer - der Faber (?)
Simon Steltzer
Kaspar Zellner
Hans Ruebo
Michael Seidl\*
Hans Wechner
Hans Knoll\*
Hans Heffling
Andreas Händl
Wolf Ehrst
Georg Hiertl\*
Christoph Endl
Elias Goltz
Wolf Müllner
Christoph Wülzel
Christoph Kestelbon
Hans Heindl\*
Hans Reschart
Bartl Walter
Georg Wunsch\*
Hans Statter
Valentin Ruett
Ulrich Heinerl
Thomas Grueb
Andreas Rath\*
Wolf Kraker\*
Diebold Stadler

Damals befürchtete man einen Schwedeneinfall von Olmütz her. Drei Jahre später erschienen sie von Stockerau-Mistelbach und bedrückten die Gemeinden mit hohen Kriegssteuern und Naturallieferungen, sodaß unsere Heimat verarmte. Dazu kam eine Pestseuche, die zahlreiche Opfer forderte. Aus dem folgenden Verzeichnis kann man ersehen, daß auch damals die Kinderzahl in den Familien keine große war, denn der lange Krieg, die wirtschaftlichen Sorgen und die ungewisse Zukunft lasteten zenterschwer auf dem Volke. Enthält auch das Verzeichnis nur die Wilfersdorfer Untertanen, die kaum ein Viertel der Bewohner ausmachten, so dürfte es bei den anderen Untertanen nicht besser ausgeschaut haben.

Merth Salomo – tot, das Weib mit 2 Kindern, = 1 Bübel und 1 Mädel, leben,
Ulrich Hirtl\* - leben beide,
Hans Deistner – ein Witwer mit 1 Kind,
Ulrich Himer – samt dem Weibe gestorben,
Hans Frank\* - samt dem Weibe gestorben,
Hans Knoll\* - tot, sein Weib und sein Sohn leben,
Wolf Jethuberger – lebt mit 2 Kindern,
Taman Salomon – leben beide,
Benedikt Knab – tot, sein Weib und Kind leben,
Christoiph Witzl – leben beide,
Hans Lan Schöb – tot, sein Weib und Kind leben,
Hans Stötzer – lebt mit 3 Kindern,
Jakob Ruschko – tot, sein Weib und 2 Söhne leben,
Abraham Schmidtl – leben beide,
Christoph Kötzelbohn – alles ausgestorben bis auf eine Tochter von 10 Jahren,
Taman Grubner – alles ausgestorben, das Haus ist leer,
Hans Ecker – leben beide,
Matthias Treger – tot, sein Weib mit 2 Kindern lebt,
Christoph Endtl – tot, sein Weib lebt und 2 Kinder,
Ehegity Hold\* - beide tot, nur die Tochter lebt,
Hans Christoph Luß – beide tot, der Sohn lebt und das Haus ist leer,
Adam Ofner\* - tot, das Weib lebt mit 1 Kinde,
Wolf Kaindl – beide leben,
Benedikt Karnial – lebt, hat 1 Sohn und 1 Tochter,
Adam Putz\* - leben beide,
Maths Näny – tot, sein Weib lebt und 3 Kinder,
Paul Minreich – tot, sein Weib und 1 Tochter leben,
Hans Wehrned – lebt, Weib und Kind gestorben,
Kaspar Zeltner – alles tot, das Haus ist leer,
Hans Huber\* - leben beide,
Georg Hirtl\* - alles tot, Haus verödet,
Georg Heindtl\* - tot, das Weib und 1 Sohn leben,
Wolf Millner – leben beide,
Michel Seidtl\* - leben beide,
Hainer Lehmann – alles tot und Haus verödet,
Merth Maths – lebt und hat 2 Kinder,
Kaspar Minreich – tot, das Weib lebt und hat kein Kind,
Hans Peter Schmidt\* - leben beide, haben keine Kinder,
Hieroneme Samel – lebt, hat 2 Söhne,
Heinrich Killian – alles gestorben, 3 Kinder leben, das Haus ist leer,
Hans Reinhardt – leben alle beide,
Hans Heindtl\* - leben alle beide,
Malthin Khuertz – tot samt dem Weibe, die Tochter lebt und hat auf das Haus geheiratet,
Luwig Grauemaier – leben alle beide,
Bärthl Christ – leben alle beide,
Konrad Tummer - tot, sein Weib und 1 Kind leben,
Christoph Patter – lebt, sein Weib ist tot, hat 1 Kind,
Georg Kaiser – tot, sein Weib lebt, hat 1 Kind,
Paul Syna – alles tot, das Haus ist leer,
Hans Kaiser – leben beide,
Veith Prändtl – alles ausgestorben, das Haus ist leer,
Georg Millner – alles ausgestorben, das Haus ist leer,
Andre Rath\* - das Haus ist leer,
Lorenz Köberer – tot, das Haus ist leer,
Georg Nickel – tot, das Haus ist leer,
Kaspar Jethenberger – leben beide,
Michael Hain – lebt, Weib ist tot, hat 4 Kinder,
Mathes Fröschl\* - leben beide,
Bläsy Tötz – tot, das Weib lebt, das Haus ist leer,
Stephan Krbe – tot, Weib lebt und hat 3 Kinder,
Jab Nickel – leben beide,
Wolf Kraker\* - lebt, sein Weib ist tot, hat 2 Kinder,
Paul Wunsch\* - leben beide
Michel Huiber – leben beide,
Hans Knoll\* - tot, ebenso sein Weib, hat 2 Söhne,
Matthes Leiböck – tot, das Weib lebt, hat 1 Tochter,
Hans Külner – tot, das Weib lebt, hat keine Kinder.

Die 67 Familien zählten 51 Kinder, so daß einige Jahre ein fühlbarer Mangel an Arbeitskräften eintrat; diese Erscheinung war nicht nur damals zu beobachten, sondern trat im Laufe der Zeit immer wieder hervor. Sie war auch Ursache, daß sich der Markt gegen viele Neuerungen wehrte, damit nicht die Arbeitskräfte wegziehen sollten. Die Zuwanderung der notwendigen Arbeiter erfolgte aus den Sudetenländern, die immer die entstandenen Lücken ausfüllten.

\*) Die mit einem Stern bezeichneten Namen kommen noch heute vor.

Quellen:

Herrschaftsakte Wilfersdorf im Fürst Liechtensteinischen Hausarchiv

Veröffentlicht in: „Der Adler“, Juni 1936, S. 91f

Preise der Feldfrüchte und Lebensmittel

1710 stieg der Metzen Weizen von 1 fl 9kr. auf 2 fl 15 kr., das Korn von 1 fl auf 1 fl 45 kr, Gerste von 39 kr. auf 1 fl 15 kr., Hafer von 30 kr. auf 45 kr.

1714 Poysdorfer Wochenzettel: 1 Metzen Korn 1 fl 42 kr., Mais 1 fl 51 kr., Gerste 1fl 33 kr, Hafer 51 kr., 1 Seidl Schmalz 7 kr. und 7 Stück Eier 3 kr. Der Wein kostete u. z. ein 10 Eimer-Fass vom Jahre 1706 37 fl, von 1708 37 fl, von 1710 40 fl, von 1711 38 fl, von 1712 35 fl und von 1713 18 fl.

Februar 1716. Wochenzettel vom Markte: 1 Metzen Weizen 1 fl 24 kr, Korn 1 fl 3 kr, Gerste 51 kr., Hafer 42 kr., 1 Seidl Schmalz 7 kr, 4 Stück Eier 3 kr, 1 Pfund Rindfleisch 4½ kr, Kalbfleisch 5 kr, Schweinefleisch 6 kr, Schaffleisch 5 kr, 1 Pfund Fische 9 kr, 1710er Wein 55 fl (10 Eimer), 1711er 56 fl , 1712er 55 fl, 1714er 30 fl und 1715er 28 fl.

1718 bekam ein Feldarbeiter 15 – 24 kr.

Die Theresianische Fassion – Steuerbemessung vom Jahre 1751 führt folgende Preise an: Weizen und zwar der Metzen 1 fl 30 kr, Korn 1 fl, Gerste 45 kr, Hafer 30 kr, Brein 1 fl 30 kr, Erbsen 1 fl 30 kr und Linsen 1 fl 15 kr.

|  |  |  |  |  |  |
| --- | --- | --- | --- | --- | --- |
| Jahr | Metzen Korn | Metzen Hafer | Metzen Weizen | Eimer Wein |  |
| 1800 | 5 fl 30 kr | 2 fl | 7 fl | 5 fl | mittleres Jahr |
| 1803 | 7 fl  | 2 fl 30 kr |  | 7 fl | mittleres Jahr |
| 1804 | 13 fl | 5 fl |  | 8 fl | schlechtes Jahr |
| 1805 | 9 fl | 3 fl | 12 fl | 3 fl | schlechtes Jahr |
| 1806 | 3 fl | 2 fl 40 kr |  | 7 fl | gutes Jahr |
| 1807 | 4 fl 30 kr | 3 fl 30 kr | 8 fl | 7 fl 30 kr | gutes Jahr |
| 1808 | 9 fl | 5 fl | 11 fl | 12 fl | gutes Weinjahr |
| 1809 | 10 fl | 7 fl | 10 fl | 20 fl | reiches Jahr |
| 1810 | 8-12 fl | 6 fl 30 kr | 14 fl | 30 fl | mittleres Jahr |
| 1811 | 50 fl | 26 fl | 60 fl | 100 fl | vor dem Krach |
| 1812 | 2 fl 15 kr | 1 fl 30 kr | 4 fl | 1 fl 30 kr | reiches Jahr |
| 1813 | 2 fl | 1 fl 30 kr | 4 fl | - | sehr schlechtes Jahr |
| 1814 | 5 fl 30 kr | 4 fl | 8 fl 30 kr | - | schlechtes Jahr |
| 1815 | 14 fl | 5 fl | 20 fl | 24 fl | schlechtes Jahr, Teuerung |
| 1816 | 36 fl | 10 fl | 45 fl | 25 fl | Gerste 25 fl, Erdäpfel 10 fl, Türkenweizen 17 fl |
| 1817 | 4fl – 2fl | 2 fl | - | 8 – 12 fl | mittleres Jahr |
| 1819 | 3 fl | 1 fl 48 kr | 5 fl | 10- 20 fl | gutes Jahr |
| 1820 | 3fl- 6fl | 2 – 3 fl | - | 14 fl | schlechtes Jahr |
| 1821 | 4 fl | 2 fl | 6 fl | 3 fl | sehr schlechtes Jahr |
| 1822 | 5 – 6 fl | 2 fl 30 kr -3 fl 30 kr | 6 fl | 15 – 20 kr | sehr gutes Jahr |
| 1823 | 4 fl | 2 fl | - | 7 fl | mittleres Jahr |
| 1824 | 2 fl 15 kr | 1 fl 6 kr | 4 fl 15 kr | 7 fl | gutes Jahr |
| 1825 | 2 fl 30 kr | 1 fl 30 kr | - | 8 fl | mittleres Jahr |
| 1826 | 3 fl 30 kr – 4 fl 30 kr | 1 fl 45 kr – 2 fl 15 kr | - | 9 fl | mittleres Jahr |
| 1827 | 6 fl | 2 fl 15 kr | - | 8 fl | gutes Jahr |
| 1828 | 6 fl | 2 fl 30 kr | - | 6 fl | mittleres Jahr |
| 1829 | 6 fl 30 kr | 3 fl | - | 3 fl 30 kr | schlechtes Jahr |
| 1830 | 5 fl | 2 fl 24 kr | - | 8 fl | gutes Jahr |
| 1831 | 5 fl | 3 fl | - | 7 fl | mittleres Jahr |
| 1833 | 4-6 fl | 3 fl 30 kr | 6 fl | 8-10 fl | Erdäpfel 45 kr, Fisolen 6 fl,Linsen 8 fl, Erbsen 6 fl |
| 1834 | 6 fl | 3 fl 30 kr | - | 10 fl |  |
|  | Türkenweizen 3 fl, 1 Pfund Schweinefleisch 27 kr, Kalbfleisch 22 kr, 1 Maß Schmalz 2 fl.; 1 Metzen Brotmehl 8 fl, Linsen 12 fl, Erbsen 16 fl, 1 Schock Kraut 11 fl, 1 Schober Stroh 15 fl, 1 Gans 2 fl, 1 Paar Enten 1 fl 30 kr, 2 Hühner 1 fl 15 kr, 1 Paar Eier 5 kr. |
| 1835 | 4 fl | 3 fl | - | 5 fl | mittleres Jahr |
| 1836 | 3 fl 15 kr | 2 fl 12 kr |  5 fl | - |  |
|  | Linsen 8 fl, Erbsen 8 fl, Türkenweizen 3 fl, 1 Maß Wein 24 kr, Bier 20 kr, Branntwein 1 fl 12 kr, 1 Achtel Holz im Wald 25 – 28 fl, 1 Brot von 4 Pfund 30 kr |
| 1837 | 2 fl 30  | 1 fl 42  | 3 fl 54  | 5 fl  |  |
|  | Erdäpfel 1 fl, Gurken 1 fl, 1 Pfund Rindfleisch 20 kr, Kalbfleisch 24 kr, 1 Maß Heuriger 16 kr, 1 Maß Alter 48 kr bis 1 fl, 1 Achtel Holz im Walde 22 – 30 fl |
| 1838 | 5 fl 15 kr | 2 fl 30 kr | - | 8 fl | mittleres Jahr |
| 1839 | 5 fl 45 kr | 2 fl 45 kr | - | 8 fl | gutes Jahr |
| 1840 | 5 fl  | 3 fl  | - | 5 fl  | schlechtes Jahr |
| 1841 | 4 fl 15 kr | 2 fl 30 kr | - | 10-12 fl | gutes Jahr |
| 1842 | 5 fl 15 kr | 2 fl 54 kr | - | 5 fl 30 kr | reiches Jahr  |
| 1843 | 4 fl  | 1 fl 48 kr | - | 3 fl30 kr | mittleres Jahr |
| 1844 | 4 fl 15 kr | 2 fl 12 kr | - | 7 fl  | schlechtes Jahr |
| 1845 | 5 fl 30 kr | 2 fl 42 kr  | 7 fl | 8 f  | mittleres Jahr |
| 1846 | 8 fl 30 kr -10 fl | 4–6 fl  | 11 fl | 7 fl 30 kr | reiches Jahr  |
| 1847 | 8 fl 30 kr | 3 fl 30 kr | - | 7 fl 30 kr | schlechtes Jahr |
| 1848 | 4 fl 30 kr | 2 fl 30 kr | - | 10 fl | gutes Jahr |
| 1849 | 6 fl | 4 fl | - | 8 fl  | mittleres Jahr |
| 1850 | 6 fl 15 kr | - | 8 fl | 10-12 fl | schlechtes Jahr |
| 1851 | 3 fl 30 kr | 1 fl 36 kr | - | 4 fl | mittleres Jahr |
| 1852 | 4 fl 24 kr | 1 fl 54 kr | 4 fl | 8 fl  | gutes Jahr |
| 1853 | 4 fl 24 kr | 1 fl 54 kr | 6 fl 24 kr | 3-4 fl | reiches Jahr |
| 1854 | 6 fl 30 kr | 3 fl  | 8 fl  | 6-7 fl | mittleres Jahr |
| 1855 | 5 fl | 2 fl | 8 fl | 8 fl | mittleres Jahr  |
| 1856 | 3 fl  | 1 fl 24 kr | 4 fl | 3 fl | schlechtes Jahr |
| 1857 | 2 fl 12 kr | 1 fl 30 kr | 4 fl | 4-7 fl | gutes Jahr |
| 1858 | 2 fl 30 kr | 1 fl 30 kr | 4 fl | 4 fl | gutes Jahr |
|  | neues Geld 1 fl = 100 kr |
| 1859 | 2 fl 50 kr | 1 fl 50 kr | 5 fl | 6-8 fl | gutes Jahr |
| 1860 | 3 fl 50 kr | 2 fl 20 kr | 5-7 fl | 4 fl 50 kr -6 fl | mittleres Jahr |
| 1861 | 4 fl 50 kr | 1 fl 70 kr | 5 fl 60 kr | 10 fl | Hauptweinjahr |
| 1862 | 3 fl 30 kr | 1 fl 40 kr | 4- 5 fl | 5-7 fl | gutes Jahr |
| 1863 | 3 fl 30 kr | 2 fl- 2 fl 30 kr | 4-5 fl | 6 - 6 ½ fl | gutes Jahr |
| 1865 | 2 fl-2 fl 40 kr | 1 fl-1 fl 20 kr | 3 fl-3 fl 50 kr | 7-9fl | schlechtes Jahr |
| 1866 | 2 fl-5fl  | 1 fl-2 fl 20 kr | 4-7 fl | - | schlechtes Jahr |
| 1867 | 4 fl 50 kr | 1 fl 60 kr -2fl | 5 fl-6 fl70 kr | 7-9 fl | schlechtes Jahr |
| 1868 | 3 fl 20 kr | 1 fl 70-2 fl 40 kr | 4 fl-4 fl 60 kr | 6-10 fl | gutes Jahr |
| 1873 | 6 fl | - | - | 10 fl | mittleres Jahr |
| 1874 | 3 fl 60 kr | - | 5 fl | 8-9 fl | gutes Jahr |
| 1875 |  |  |  | 2 – 4 fl |  |
| 1879 |  |  |  | 4 – 5 fl |  |
| 1880 |  |  |  | 7 -8 fl |  |
| 1883 |  |  |  | 6 – 7 fl |  |
| 1884 |  |  |  | 6 – 8 fl | Traminer 15–25 fl |
| 1885 |  |  |  | 8 – 9 fl |  |
| 1892 | 7 fl | - | 7 ½ fl | 25-28 fl | neue Maße: q, hl |
| 1893 |  |  |  | 22 kr (1 l), |  |
| 1895 |  |  |  | 20-24 kr (1 l), |  |
| 1899 |  |  |  | 24 – 30 Heller (1 l), |  |
| 1900 |  |  |  | 36 – 44 h |  |
| 1901 |  |  |  | 38 – 48 h |  |
| 1902 |  |  |  | 20 – 30 h |  |
| 1904 |  |  |  | 36 – 56 h |  |
| 1905 |  |  |  | 34 – 60 h |  |
| 1906 |  |  |  | 28 – 48 h |  |
| 1907 |  |  |  | 60 – 80 h |  |
| 1909 |  |  |  | 30 – 40 h |  |
| 1911 |  |  |  | 60 h – 1 Krone |  |
| 1914 |  |  |  | 50 – 80 h |  |

Die Preise der Lebensmittel vor, im und nach dem Kriege:

|  |  |  |  |  |
| --- | --- | --- | --- | --- |
| Ware | 1912 | 1917 | 1924 | 1931 |
| Rindfleisch | 2 K 40 h  | 7 K 60h  | 30 000 K  | 2 S 80 g |
| Schweineschmalz | 2 K 50 h | 9 K 60 h | 36 000 K | 3 S |
| Butter | 3-4 K | 9 K 60 h | 80 000 K | 5-7 S |
| 1 Semmel | 4 h | - | 400 K  | 7 g |
| 1 kg Brot | 25 h | - | 5 400 K | 60 g |
| 1 kg Weizenmehl | 38 h | 70 h | 6 600 K | 63 g |
| 1 kg Korn | 14 h | 30 h | 3 400 K | 34 g |
| 1 kg Weizen | 18 h | 36 h | 3 700 K | 30- 38 g |
| 1 kg Hafer | - | 28 h | 3 000 K | 29- 30 g |
| 1 l Wein | 60 h- 1K | 16 K | 12-20 000 K | 30- 40 g Most |
| 1 kg Zucker | 88 h | 1K 24h | 12 000 K | 1 S 26 g |
| 1 kg Erdäpfel | 10 h | 12 h | 1 000 K | 14- 20 g |
| 1 Ei | 10 h | 40 h | 2 000 K | 12- 20 g |
| 1 l Milch | 16 h | 36 h | 3 500 K | 33 g |
| 1 l Petroleum | 32 h | 48 h | 3 000 K | 40 g |

1 Dienstmagd hatte monatlich 4 fl (1896), 1924 aber 400 000 K und 1931 – 40 S

1 Taglöhner bekam 1896 für einen Tag 40 kr und 1931 – 3 S.

1 Fahrt nach Wien kostete 1890 – 56 kr., 1919 – 20 200 K und 1929 – 6 S.

Wie der Wert der Papierkrone sich änderte:

1914 = 1 K

1915 im Oktober = 1,37

1916 im Oktober = 1,62

1917 im Oktober = 2,53

1918 im Oktober = 2,51

1919 im Oktober = 18,19

1920 im Oktober = 67,18

1921 Oktober = 665,09

1922 Oktober = 14.874

1923 Oktober = 14.298

Handschrift von Franz Thiel

Rabensburg - Kulturbild aus der Zeit um 1740

Rabensburg, die alte Grenzfeste an der March, hatte in den Kämpfen mit den Schweden, Türken und Kuruzzen schwer gelitten, doch die Bewohner verzagten nicht und blieben ihrer Heimat und der Scholle treu; ein kriegerischer und kampflustiger Geist wohnte in den Leuten, die ihr Kroatenblut nicht verleugneten.

Nach 1720 kamen Tage der Ruhe und der friedlichen Entwicklung. Nur in den Waldungen zeigten sich öfters Zigeuner, abgedankte Soldaten und Wegelagerer, welche die verkehrsreiche Brünnerstraße unsicher machten; diese Marchwälder waren der Schlupfwinkel für jedes Gesindel, das sich hier sicher fühlte vor den Augen des Gesetzes.

Die Rabensburger waren fleißige und arbeitsame Bauern, die den Boden gut bewirtschafteten, Korn, Weizen, Gerste, Hafer, Linsen, Bohnen, Hirse und Heiden säten, aber vor 1760 keinen Weinbau betrieben; in den Hausgärten hatten sie Bienen, die sie auch in die Waldungen und auf die Heidenfelder führten; sie waren tüchtige Pferdezüchter, gute Reiter und erfahrene Pferdeknechte, die bei der Liechtensteinischen Herrschaft gern angenommen wurden. Wichtig war für die Landwirtschaft der Weidebetrieb, für den sie mehrere Hirten (Halter) benötigten (Gemein-, Ochsen-, Sau-, Goaß-, Kuppelhalter und den Ferkelbuben). Hier arbeitete der Bauer noch mit Zugochsen, während die Deutschen sich schämten, mit solchen Tieren zu arbeiten.

Die Seele der Gemeinde war das Liechtensteinische Schloß mit den Beamten, die dem Ort eine größere Bedeutung gaben; der Bauer mußte sie ehrbietig grüßen, da sie die Oberschicht bildeten, die nur mit den größeren Bauern, den Gewerbsleuten und dem Bestandmüller verkehrten. Der Hauptmann war ein kleiner Herrgott, der oft seinen Worten mit dem derben Knotenstock den entsprechenden Nachdruck gab; daneben gab es noch einen Burggraf, Rentmeister, Schreiber, Hofschmied, Hofbinder, Grenadiere mit 1 Korporal, 1 Schloßkaplan, 1 Organist, 1 Ordinariboten, 1 Zimmermeister, 1 Tiergärtner und 1 Teichdraben, der die fürstlichen Fischteiche beaufsichtigte; das waren fürstliche Angestellte, die sich auf ihren Rang nicht wenig einbildeten.

Die Bauernhäuser waren aus Holz oder getrockneten Lehmziegeln gebaut, hatten kleine Fenster, Stroh- oder Schilfdächer und wiesen eine ganz einfache Einrichtung auf: Tisch, Bank, Bettstatt, Sessel, Truhen, Lehnstuhl, Kastl, Lade, Himmelbett, Polster, Tuchent, „Beilacher“, Bratspieß, Feuerhund, offener Herd, Glutpfanne, Kupfer- und Waschkessel, Brotdesen, Mangelrolle mit Steinen, Gewand-, Speise- und Futtertruchen, Hackstock, Krautstander, Krauthobel, Backsimperl, Getreidereiter, Drahtreiter, Hanselbank, Säge, Feile, Hacke, Messer, Sagel, Krautfaß, Backtrog, Schmalzdesten, Fischlade, Schlitten, Eisenpflug, Egge, ein beschlagener Wagen, eine „Kalles“, Wagentücher, Wagenblachen und Scheibtruhen; in der Stube bemerkte man die Holzdecke mit dem großen Tram.

1735 kostete ein Pferd 7 – 10 fl, eine zweijährige Kalbin 5 fl, eine Kuh 8 – 10 fl, ein Schwein 3 fl, 1 Huhn 9 kr, ein Indian 21 kr, eine Ente 5 kr, ein Spanferkel 9 kr, eine Gans 15 kr, ein Metzen Korn 18 kr, Weizen 36 kr, Gerste 24 kr (die wurde im nordöstlichen Grenzlande wenig gebaut), Hafer 12 kr, Linsen 54 kr, ein leeres 10-Eimerfaß 30 kr, eine Seite Speck von 30 Pfund 3 fl, eine neue Hacke 45 kr, ein Bienenstock 1 fl 30 kr, 1 Eimer Sauerkraut 1 fl, 1 Pfund Rindfleisch 4 ¼ kr, 1 Maß Schmalz 24 kr, 1 Küfel Käse 24 kr, 1 Gwanten Acker im Hausbrunnenfeld 40 fl, 1 Begräbnis 10 fl, 1 Sense 12 kr und 10 Eimer alten Weines 27 fl; ein Halblehenhaus schätzte man auf 100 fl.

In Rabensburg gab es fast keine Weinkeller, dafür kauften sich die Bauern solche in Katzelsdorf, Hausbrunn und Alt-Lichtenwarth; neben hölzernen Faßreifen sah man in den Kellern auch schon eiserne; im Preßhaus stand die Nabingerpresse.

Tüchtige Schneidermeister wohnten in St. Johann jenseits der March; hier gab es noch ausgezeichnete Handwerker, die für die Markgemeinden in Oesterreich arbeiteten und auch hier die Märkte beschickten; es waren vielleicht Nachkommen jener Brüder, die 1625 wegen ihres Glaubens aus Mähren vertrieben wurden; diese Brüderwaren hatten einen guten Ruf und wurden gerne gekauft – man hieß sie noch „Habanerware“ (Hacken, Feilen, Heferln, Milchtöpfe, bemalte Schüsseln und Teller, „Brüdergeschirr“ genannt). Der Bader, der die Kranken heilte, wohnte in Hohenau, ein zweiter in Neusiedl a. d. Z. Die Arzneien holte man aus der Apotheke in Mistelbach (es war eine alte „Landschaftsapotheke“) oder aus dem Feldsberger Spital der Barmherzigen; hierher kamen die Schwerkranken und Irrsinngen.

Der Bauer trug ein Hemd, Unterhose, Janker, Lederhose, Stiefel und im Winter einen Schafpelz; im Sommer hatte er einen Hut, im Winter dagegen eine Pudelhaube. Sein Getreide mußte er in der fürstlichen Hofmühle mahlen lassen; Kaiser Josef II. hob den „Mühlenzwang“ auf. Den Schafkäse machten sich die Leute selbst, weil die Schafzucht damals noch eifrig betrieben wurde; auch von Hohenau brachte der fürstliche Schafmeister Käse zum Verkauf hieher.

Der Hofbinder hatte schon eine bessere Einrichtung; da gab es 1 Spannbett und 1 Betstuhl; die Frau trug schon ein Mieder; zum Totenmahl kaufte man Heringe sowie Fische; diese fing man mit Garnnetzen in der Thaya und in der March und waren ein wichtiges Nahrungsmittel; die Herrschaft verpachtete den Fischfang; so hieß „ein Stück Fischwasser“ bei Rabensburg „Lober“; die Bauern besaßen deshalb Kähne und Zillen und die Netze spannten sie zum Trocknen auf den Spaltenzäunen auf.

Ein vornehmes Haus war das des Bestandsmüllers Pattermann, denn hier gab es 9 Teller und 9 Schüsseln aus Zinn, 6 Lehnstühle (mit Tuch überzogen), silberne Schalen und Löffel, 13 Männerhemden, Tisch- und Handtücher, Servietten, 15 Frauenhemden, Männerkleider mit Silberknöpfen, Frauengoldhauben, „Carthonen-Decken“, 14 Pölster, Matratzen, 2 Flinten, 1 Scheibenrohr und eine „Kalleß“, die mit Tuch ausgemacht war (1739), von den Kleidern werden angeführt: blaue Pelze, ein Kamisol, schwarze Unterkleider, Tuchröcke und Tuchkleider; die Bilder an den Wänden waren „schlecht“, sogar 4 Bücher besaß der Müller.

Beim Begräbnis trugen die Männer Windlichter mit Fackeln, die Sänger erhielten Wachskerzen, ein Bahrtuch wird auch genannt; für die Leichenkosten und Sterbemessen zahlte die Mühle 21 fl. Auch in anderen Kirchen mußten die Seelenmessen gelesen werden, so in Poysdorf bei den Kapuzinern, in Zistersdorf bei den Franziskanern, in Schoßberg, Kiritein bei der Mazocha und in Napajedl, wohin er 100 fl schickte; der Bruderschaft Barbara in Hohenau spendete er 20 fl, für Wachslichter in der Kirche zu Hohenau 40 fl (andere Bruderschaften gab es in Themenau und Palterndorf). Den Armen, die an dem Begräbnis teilnahmen, schenkte er Geld und Getreide, damit sie für sein Seelenheil beteten, ebenso widmete er für die Johanna von Nepomuk-Statue in Hohenau einen Betrag.

Für eine Gwanten Acker bekamen die mährischen Schnitter als Lohn 2 fl 15 kr. 1740 kostete 1 Metzen Weizen 2 fl, Korn 1 fl, Hafer 40 kr, Linsen 2 fl, 1 Fuhr Heu 5 fl, 1 neuer Pelz 10 fl, 1 Schock Schabstroh 45 kr, 1 Fuhr Rittstroh (Korn) 30 kr, 1 Metzen Kornmehl 1 fl, 1 Getreidesack 6 kr, 1 Metzen Weizenmehl 2 fl, Kleie 28 kr, 1 Pfund Rindfleisch 5 kr, 1 Wagenflechten 45 kr, 1 Wagen 20 fl, 1 Kummet 1 fl, 1 Pflug 3 fl, 1 Reitsattel 2 fl, 1 Schock Bretter 7 kr, 1 Eimer Sauerkraut 30 kr, 1 Bienenstock 1 fl 15 kr; angebaute Felder schätzte man folgendermaßen: 1 Gwanten Weizen 12 fl, Korn 10 fl, Gerste 8 fl, Hafer 6 fl und Linsen 12 fl.

Auch die Bauern widmeten in ihren Testamenten größere Beträge für Andachtsorte, so z. B. nach Nikolsburg den Kapuzinern und zur Loretokirche, der schmerzhaften Mutter Gottes nach Landshut, nach Schoßberg, Sekule und Saroschitz der hl. Anna, nach Ringelsdorf, Wien (den Serviten und Karmelitern), nach Maria-Zell, Maria-Moos in Zistersdorf, Maria-Taferl, Wranau und Turas (bei Brünn) und nach Drasenhofen und Maria-Einsiendel.

Ein Inlethaus besaß nur 1 Kuh. Ein Halblehenhaus, das man 1745 auf 300 fl schätzte, hatte folgenden Einrichtung: 2 Pferde, 4 Zugroß (wegen der Robot), 3 Kühe, 3 Schweine, 12 Hühner, 2 Gänse, eine Postkaleß (die nächste Poststation war Poysdorf, vor 1710 aber Ketzelsdorf), im Hofe lagen 10 Klafter Brennholz; daneben hatte der Bauer noch Bloch-, Bürtel-, Wagner-, Werk-, Säulen- und Langholz; aus den Waldungen holten sich die Bauern aus den umliegenden Orten das Brenn- und Bauholz, sodaß im Frühjahr ein reger Verkehr im Orte herrschte; man heizte nur mit Holz und beleuchtete die Räume mit Oellampen und Kienspänen. Das Leder bezog man von Zistersdorf, die Kürschnerwaren von Feldsberg, die Kerzen hatte eine Kerzenhändlerin in Rabensburg (man stellte sie aus Inslet her), in der Herrschaftskanzlei schrieben die Beamten mit der Gänsefeder und benutzten statt des Löschpapiers den Streusand.

Um 1760 tauchten die ersten Weinkeller hier auf; da gab es Bodungen, Schaffeln, Bütteln und Mostschaffeln; den Wein hieß man „Landwein“; die Bauern tranken noch Branntwein und Bier aus Toemenau; neben den Holzhäusern gab es auch solche aus getrockneten und gebrannten Ziegeln, die sich der Bauer selbst schlug. Nach dem Muster der Herrschaft bearbeiteten die Leute ihre Felder besser, der Forschritt zeigte sich und reformierte langsam die Landwirtschaft. Den Anstoß gab die fürstliche Herrschaft, die damals den Bauern mehr als eine landwirtschaftliche Schule von heute bedeutete. 1759 tauchen die „Rekrutenunkösten“ auf, da die Gemeinde auf ihre Kosten die Burschen nach Korneuburg zur Stellung führen mußte.

1761 besaß die Mühle nach einer Inventuraufnahme: einen zinnernen Weihbrunnenkessel, grüne Fenstervorhänge, Brüdergeschirr, 1 Gläserkasten, 1 Häng- und 1 Perpentikeluhr, 1 Ovaltisch, Spiegel, Bilder (Johann v. Nepomuk, Johann d. Täufer, Josef Hyronimus, Magdalena, Maria von St. Thomas in Alt-Brünn, 14 Kreuzwegbilder, hl. Thekla, Landschafts-, Vogel- und poetische Bilder), zinnerne Waschbecken, 1 Instrument zum Wasserabwiegen, 1 Tee- und 1 Kaffeekanne, 1 Zuckerschale, 1 Zuckerbüchse von Hollitsch, Deckel- und Trinkgläser, ein irdenes Krügel, Zinnteller, Speise- und Suppenschalen, ein Salzfaß mit Reif, kupfernes Küchengeschirr, 1 Kanapee, 1 Bücherkasten, 1 Koffer mit Leder überzogen, einen Schubladenkasten, 1 Leibstuhl, 1 Lehnsessel, 1 spanische Wand, 1 Speisetruchen, 1 Gewandrollen, Tischteppiche, 1 Pelz aus blauem Tuch, 2 Leibln, 2 Unterkleider, 1 weißes Sommerkleid, 1 Fingerhut, 1 Schlafrock aus „Kartun“, Matratzen, Baumwolldecken, Servietten, 1 Chaisse mit 4 Sitzen und eine Kutsche.

Der Müller stand im Geschäftsverkehr mit dem bürgerlichen Bäckermeister Franz Piller in Mistelbach, mit den Feldsberger Kaufleuten und den Getreidehändlern in Eipeldau.

Die Kinder besuchten durch 6 Jahre die Schule und lernten hier Lesen, Rechnen und Schreiben, dann kamen die Knaben in die Lehre oder blieben daheim bei der Arbeit; ein Stück fremde Welt sahen sie, wenn sie eine Wallfahrt unternahmen oder nach Wien fuhren. Ihr größtes Vergnügen waren die Kirtage, an denen nach alter Sitte ordentlich gerauft werden mußte.

Quellen:

„Verlassenschaftsabhandlungen“ der Rabensburger Herrschaft im n. ö. Landesarchiv in Wien

Veröffentlicht in: „Mistelbach-Laaer Zeitung“, 29. 1. + 5. 2. 1955, jeweils S. 5

Regesten zur Geschichte von Poysdorf und Umgebung

Im Jahre 1056 schenkte Kaiser Heinrich III. dem Passauer Hochstifte Herrnbaumgarten und Krut, das Baumgartental aufwärts bis zum Gute des Grafen Heinrich und bis zur Straße, die nach Laventenburg (Lundenburg) führt.

1188 erscheint in einer Urkunde als Zeuge ein Sibot de Pozeisdorf.

1194 schenkte Hugo von Liechtenstein dem Stifte Klosterneuburg 2 Lehen in Poisdorf .

10. Mai 1288. Konrad der Junge von Lumerove und Geysel seine Hausfrau geben zu kaufen dem Herrn Prehtlin unter den Lauben, dem Bürger von Wien, 12 Schillinge Pfennig Goldes zu Poysdorf in dem Dorfe, das unser recht aigen ist gewesen. Alle Jahre soll er am Georgitage 12 Pfennig zu Burgrecht dienen. Zeugen waren: Hermann von Wolfkersdorf

Hadmar von Hornspeck und

Hadmar von Sunneberch.

25. Mai 1318. Wilhelm von Paumgarten und seine Hausfrau Sophie schenken dem Klarakloster zu Wien mit Zustimmung ihres Sohnes Otto zu Gunsten der beiden Töchter Diemet und Elsbet, die in das Kloster eintreten, 2 Pfund Wiener Pfennige in Poysdorf auf 2 Lehen. Der Ulrich der Zerrausch dient ein Pfund und Hainreich der Grotzze dient das andere Pfund.

24. April 1334. Otto von Paumgarten und Agnes seine Hausfrau verkaufen ihres rechten Eigens 10 Schilling Wiener Pfennige, die zu Poysdorf auf einem ganzen Lehen nächst Chunraden dem Schreuvel liegen und 1 Eimer Wein Geldes Bergrecht auf einem Weingarten zu Poysdorf um 13 ½ Pfund Wiener Pfennige dem Aespein dem Haerinch und seiner Hausfrau Allhait. Die beiden gaben das Lehen und das Bergrecht der frommen Schwester Margarethen, die Äbtissin des Klaraklosters in Wien war. Dafür musste dieses dem Aespein und seiner Hausfrau jährlich am Georgitag 32 Wiener Pfennige zu Burgrecht dienen.

25. Mai 1334. Otto von Paumgarten und Agnes sein Hausfrau verkaufen eine Gült, die zu Poysdorf auf einem ganzen Lehen lag und auch alles, was dazu gehöret im Feld und im Dorf, es sei gestift oder ungestift, versucht oder unversucht, mit allem Nutzen und Recht um 14 Pfund Wiener Pfennige dem Leopolden Pöltzlein und seiner Hausfrau Elsbet. Diese beiden gaben das Lehen zum Seelentroste dem Klarakloster und der Äbtissin Margareta. Dafür dienten sie alljährlich am Georgitag mit 34 Wiener Pfennigen u. z. 12 Pfennig von der Hofmarich und 22 Pfennig von den Äckern, die zum Lehen gehören.

1337. verkauft Chadolf von Paumgarten eine Gült zu Poysdorf dem Juden Esra, dem Sohne Gutmans um 9 Pfund Wiener Pfennige. Am 9. November wurde das Lehensrecht um den Kaufpreis an das Klarakloster in Wien weitergegeben.

1338 verkauft Otto von Paumgarten Hofstetten und Weingarten in Poysdorf an den Juden Esra zu Wien, der es dann wieder an das Klarakloster veräußert.

16. Jänner 1338. Otto von Paumgarten und seine Hausfrau Agnes verkaufen 6 Schilling Wiener Pfennige Geldes, die auf einem halben Lehen zu Poysdorf liegen, und eine Hofstatt dem Juden Esra zu Wien und seinen Erben.

17. Jänner 1338. Otto von Paumgarten und seine Hausfrau Agnes verkaufen 14 Schilling und 14 Pfennig Wiener Münze Geldes, die gelegen sind zu Poysdorf: 1 Pfund auf einem Lehen, 3 ½ Schilling auf 2 Hofstetten, 48 Pfennig auf 2 Hofstetten, 45 Pfennig auf einem halben Lehen, 4 Pfennig auf 2 halben Weingarten dem Klarakloster in Wien. Zeugen: Hainreich und Chadolt von Paumgarten.

15. Juni 1338. Otto von Paumgarten und seine Hausfrau Agnes verkaufen 8 Eimer und 2/3 eines Viertel Weingeldes Bergrecht zu Poysdorf auf Weingärten an beiden Hermansschachern um 4 Pfund und 60 Pfennig Wiener Münze an das Klarakloster.

20. September 1339. Haidenreich und Hartneid verkaufen mit unseres Lehensherren Hand Otto von Paumgarten 15 Schilling Wiener Pfennige Geldes zu Poysdorf (10 Schillinge auf einem ganzen Lehen und 5 auf einem halben) um 16 Pfund Wiener Pfennige dem Klarakloster zu Wien. Die Güter waren Lehen des Otto von Paumgarten.

23. Mai 1350. Haidenreich von Poysdorf und Kati seine Hausfrau und Hartneid sein Bruder verkaufen mit des Lehensherren Hand des Herzogs Albrecht 1 Pfund Wiener Pfennige, gelegen zu Poysdorf auf zwei halbe Lehen und die neben einander liegen (Dienst ½ Pfund an Georgi, ½ Pfund an Michaeli, 60 Eier zu Ostern, 4 Hühner am Michaelstag, doch soll ein Huhn drei Wiener Pfennige wert sein) um 10 Pfund und 60 Pfennig Wiener Münze dem ehrsamen geistlichen Kloster St. Klara.

30. März 1351. Aspein der Haering, Michel sein Sohn, Anna seine Hausfrau, Symo, Niklas und Hans, auch seine Söhne, verkaufen 2 Pfennige 5 Schilling Wiener Pfennige auf unserem Lehen zu Poysdorf nächst Dietrich dem Chnollen dem Klarakloster und der Äbtissin Kunigunde. Als Zeuge ist unterschrieben „Stephan, Pfarrer derzeit zu Poysdorf“.

14. September 1353. Haidenreich von Poysdorf und seine Hausfrau verkaufen einen halben Weingarten, gelegen zu Poysdorf in den Hermannschachern, um 10 Pfund Wiener Pfennige Perchtolten dem Huewer zu Poysdorf.

31. Oktober 1357. Friederich der Pfefferwein von Poysdorf und seine Hausfrau Prayde verkaufen eine öde Hofstatt zu Poysdorf und 80 Wiener Pfennige Geldes auf 14 Jaucharten (= Joch) Ackers in Mechsendorf, Vraynlussen, auf dem Teuffenweg dem Klarakloster in Wien um 4 Pfund Wiener Pfennige.

22. Feber 1358. Katrey, Haidenreichs Wittib zu Poysdorf, Hartneid, Wolfgang und Perichtolt der Eybeinstaler verkaufen 18 Schilling und 6 Pfennig Wiener Münze Geldes, gelegen zu Poysdorf auf 4 halben Lehen und drei Hofstetten, der frommen Schwester Kunigunde, derzeit Äbtissin, und den Nonnen des Klaraklosters in Wien.

4. Juni 1367. Ortolf von Wolchendorf verkauft mit gutem Willen und Gunst mehrere Gülten (Weizen, Hühner, Eier) zu Poysdorf, Alt Lichtenwarth, Hausbrunn und Ringelsdorf an den Juden David Stewzzen und allen seinen Erben um 200 Pfund Wiener Pfennige.

4. Juni 1367. Jörg von Wolkestorff und Agnes seine Hausfrau verkaufen 4 ½ Mut Weizen (12 Schilling wert) 27 ½ Laib Käse, 90 Eier und 9 Hühner um 100 Pfund Wiener Pfennige an den Juden David Stewzzen von Wien. Diese Gülten lagen in Paisdorf, Alt Lichtenwarth, Hausbrunn und Ringelsdorf.

13. Jänner 1374. Seybot von Volkestorf vergibt den Weizenzins zu Poysdorf, Alt Lichtenwarth und Hausbrunn. In Poysdorf hatte er 2 Ganzlehen, 11 Halblehen und 4 Hofstätte: Hans Neusiedler von einem Halblehen 19 ½ Metzen Weizen, 30 Eier, 3 Hühner und 3 Käse. Stephan der Wydmar von einem Ganzlehen 37 Metzen Weizen, 60 Eier, 6 Hühner und 6 Käse Symon der Zechmeister von einem halben Lehen 20 Metzen Weizen, 30 Eier, 3 Hühner und 3 Käse. Jakob der Speckch von einem halben Lehen 19 ½ Metzen Weizen, 30 Eier, 3 Hühner und 23 Käse. Friedel der Heyligar von einem Ganzlehen 10 Schilling Pfennige, Seydel der Heyligar von 3 Halblehen 13 Schilling Pfennige, Dietel von einer Hofstatt 12 Pfennige und 15 Eier, Simon der Schneler von einer Hofstatt 12 Pfennige, Hawg der Fleischkar von einer Hofstatt 12 Pfennige.

1380. Hartneid von Poysdorf wird von dem Ritter Heinrich von Rauhenstein gefangen genommen und muss ihm das Versprechen abgeben, seine Tage im Kloster zu beschließen. Nach einer Urkunde des Augustinerklosters zu Baden.

8. Juni 1389. Friederich der Stretenberger verschreibt mit des Lehensherren Hand des Fürsten Herzog Albrecht von Österreich seiner Hausfrau Barbara, des Hansen Persenbeugers Tochter als Morgengabe nach des Landes Recht 9 Pfund und 53 Wiener Pfennige gelegen zu Poysdorf Leizzengang.

28. Oktober 1389. Albrecht Herzog von Österreich erteilt einen Gunstbrief dem getreuen Friedrich Schretenberger, dass er seine Hausfrau um ihre Morgengabe auf die 9 Pfund und 46 Pfennig Geldes zu Chrut und Poysdorf verweisen möge.

29. November 1391. Hans von Liechtenstein, der Hofmeister des Herzogs Albrecht, gibt der Kapelle „Unserer Frau auf der Stetten zu Wien“ um ein ewiges Frühamt und Seelgerät 30 Pfund 38 Wiener Pfennige gelegen auf Gütern zu Poysdorf und Alt-Lichtenwarth. Zu Poistorff von Niclas Choll von einem Lehen für 19 Metzen Weizen 10 Schillinge 4 Pfennige, für 6 Käse 36 Pfennige, für 6 Hühner 24 Pfennige, für 60 Eier 6 Pfennige auf die Ostern. Dietel Prawndel und Pertl Lewtel, jeder von einem Halblehen für 18 ½ Metzen Weizen 9 Schillinge 26 Pfennige, für 3 Käse 18 Pfennige usw. Andere Grundholden sind noch: Lymon der Weizz, Stephl der Chreml und Andre der Pregl.

1414. Das älteste Urbar der Gemeinde Poysdorf im Liechtenstein-Archiv berichtet folgendes: Nikel Schilicher, eine Hofstatt dient zu Georgi und Michaeli mit 12 Pfennigen. Thoman Scherffel, ein Ackerlehen dient an Georgi und Michaeli mit je 34 Pfennigen. Sachs von einer Fleischbank mit je 12 Pfennigen. Hawg, eine Hofstatt mit je 6 Pfennigen. Später wurde noch beigefügt: Thoman Speckh zahlt 5 Pfennige Vogtrecht. Das Gericht daselbst gehört mit Stock und Galgen ganz dem Herrn. Zu Weihnachten dient die Gemeinde mit 6 Schilling Pfennige Weysat und den Bürgern von Feldsberg 6 Schilling Pfennige. Im Lehen müssen die Poysdorfer den Wein von der Gaisleiten nach Feldsberg führen.

17. Jänner 1421. Jörg Knoll, zu Blaustauden gesessen, gibt seinem lieben Sohne Niklas, Schüler des Passauer Bistums, hernach beschriebene Weingärten. Einen halben zu Poysdorf am Steinberg, drei Viertelweingärten in den Hermannschachern, einen Viertelweingarten in den Czeofleinsbergen.

4.Mai 1431. Barbara Hansen, des Persenbeuger selige Tochter und des Hansen des Floiten Hausfrau übergibt einige Pfenniggült zu Poysdorf und Krut, die ihr Friedrich Schretenberger als Morgengab verschrieben, dem Herzog Albrecht von Österreich.

1437 Wernhart von Messenpach vergibt den Hof zu Poysdorf mit der gefürsteten Freiung und Mannschaft daselbst. Unterhalb des Dorfes gehört eine Mühle dazu und auch oberhalb desselben, weiters 5 Halblehen, 2 Hofstatt, 2 Höfe, Äcker in Kirchbergen und Weingärten u. z. 10 Viertel in Zapfelsbergen, 4 Viertel in den Unteren Hermannschachern, 5 Viertel im Rössleinsberg, 8 Viertel in Steinbergen, 2 Viertel in Feigelbergen, 13 Viertel im Pürsting, 4 Viertel im Sauberg, 6 Viertel in der Leiten, 9 Viertel im Tal und 17 Viertel in Fuchsenbergen.

1. Mai 1439. Ulrich Saundorfer, Richter zu Laa, bestätigt den Vergleich des Stephan Steczer wegen Merten des Ledrer und seinem Sohn Hans. Diesem werden drei Viertel-Weingärten im Retech und zwei Viertel an dem Steinberg zugesprochen.

15. Juni 1439. Die Schwestern und die Nichte des Laaer Lederers Merten verzichten auf alle Ansprüche an dem Nachlass ihres Bruders und Onkels zu Gunsten des Tullner Angeldschreiber Stephan Stäczer, indem sie ihm folgende Weingärten zusprechen: 5 Viertel im Steinberg neben Thaman des Haber und Hans Prenner und 3 Viertel in dem Retech neben Thaman Hochstrasser.

30. Mai 1494. Andre Stockhammer verkauft den Hof zu Poysdorf dem Christoph von Liechtenstein. Dazu gehören 30 Quanten Acker, 7 Tagwerk Wiesen und 6 Viertel Weingärten. Eine Fleischbank dient ¼ Inslet, Kasperl Weißbeck 3 Schilling Pfennige, Steffel Ayxer 12 Pfennige und der Müllnerdienst beträgt 4 Pfund Pfennige und 2 Metzen Mehl. Unter den Grundsolden finden wir folgende Namen: Smid, Wolfl, Weber, Speckch, Volkl, Gumpold, Wernhart, Steyrer, Pellcz, Grackcher, Palldram, Hiertl, Handl, Weißbeck, Schergl. Dann kommen noch zwei Höfe in der Urkunde vor u. z. der Brundlers- und Greiffenhof und eine Herberge.

4. Juni 1494. Fürst Maximilian, König und Herzog von Österreich, verkauft seinen Hof zu Poysdorf und die gefürstete Freiung, den Wein-, Getreide- und den kleinen Zehent und auf 8 Halblehen zu Wilhelmsdorf ebenfalls den Wein-, Getreide- und den kleinen Zehent dem Herrn Christoph von Liechtenstein von Nikolsburg, dem Landmarschall von Nieder-Österreich, und seinen Erben.

1516. Die Brüder Wolfgang und Linhart von Liechtenstein teilen sich den Wein- und Getreidezehent sowie das Bergrecht von Poysdorf und Herrnbaumgarten.

10. Juni 1523. Ferdinand I. stellt einen Lehensbrief aus über den Hof zu Poysdorf und die gefürstete Freiung sowie über den Wein-, Getreide- und kleinen Zehent ebenso über 8 Halblehen zu Wilhelmsdorf und den Wein-, Getreide- und kleinen Zehent an Hartmann Georg von Liechtenstein.

1567. Nach dem Inventar des Gutes von Wolf Parner und seiner Hausfrau hatten sie 711 Pfund 2 Schilling 28 Pfennig in Geld, 1 Viertelweingarten und eine Weingrube.

20. April 1571. Maximilian II. verständigt die n.ö. Kammer, dass er Schloss und Herrschaft Falkenstein mit dem Umgeld zu Mistelbach, Dürnkrut, Poysdorf und Klein Schweinbarth dem geheimen Rate und Oberstwachtmeister Hans Freiherr von Trautsohn abzulösen bewilligt habe. Dieser Besitz gehört bis dahin dem Hans von Fünfkirchen, der im erwähnten Jahre starb. Die Übergabe erfolgte am 7. Juli 1572, der Lehensbrief stammt vom 11. September 1572.

31. Mai 1577.Bernhard von Gall zu Loosdorf hat Vogtholden zu Poysdorf. Sie reichen den Grunddienst der Pfarre Ameis, aber Steuern, Robot und alle obrigkeitlichen Abgaben geben sie der Herrschaft Asparn a. d. Z.

1579 beschweren sich die Vogtholden des Bernhard Leo Gall, Besitzers der Herrschaft Asparn, über die Forderung einer 12tägigen Robot.

4. 5. 1582. Rudolf II. erhebt das Dorf Poysdorf zum Markte, weil es 200 Häuser hat und durch Versilberung und Verkauf des Weines zu einem solchen Ansehen gekommen ist, dass von allen Orten die Fremden herbeiströmen. Der Jahrmarkt ist auf trium regum (Dreikönigstag). Der Wochenmarkt, der bis jetzt am Sonntag abgehalten wurde, wird später auf den Freitag verlegt, damit er nicht der Predigt und dem Gottesdienst unbequem ist. In den umliegenden Orten ist am Freitag kein Markt. Die Bewohner Poysdorfs heißen Bürger und erfreuen sich aller bürgerlichen Rechte, Freiheiten und Gewohnheiten. Alle Geistliche und Weltliche wes Würden und Standes sie seien, sollen den Markt schützen und schirmen, nicht die Erhebung anfechten, betrüben, verhindern oder beschweren. Wer es aber tut, zahlt 20 Mark „löttigen Geldes“.

Handschrift von Franz Thiel

Reisen durch Poysdorf

1748 reiste Maria Theresia mit ihrem Franz und dem ganzen Hofstaat nach Brünn; schon einige Tage vor ihrer Ankunft ebneten die Bauern die Geleise der Straße, füllten die Löcher mit Schotter und leiteten die Wassertümpel ab. Das Wienertor wurde hergerichtet, — es hatte als Abschluß und Zierde in der Höhe eine Art Pyramide —, die Mauern mit Tannenzweigen, Kränzen, Blumen und Fahnen geschmückt, kräftige Vorspannpferde bereitgestellt. Zigeuner und Wegelagerer abgeschafft, die Häuser neben der Strafe gefärbelt und Fahnen ausgesteckt. Soldaten ritten auf der Brünnerstraße auf und ab, die alle verdächtigen Personen „perlustrierten”. Die Bewohner standen im Sonntagsgewand beim Tor Spalier, ebenso die Schulkinder und die Schützen. Das Tor war eine Ehrenpforte und die Straße eine weite Strecke mit Blumen bestreut. Ein Banderium junger Burschen ritt der Landesmutter bis zum Zellerkreuz entgegen und begleiteten den Zug der hohen Gäste zum Tor. Die Glocken läuteten, Böller krachten, Kinder und Erwachsene riefen: „Vivat, die Landesmutter!”

Der Marktrichter, dem der Angstschweiß auf der Stirne stand, hielt eine kurze Ansprache, die Schützen präsentierten das Gewehr, ein weißgekleidetes Mädchen mit blauroter Schärpe bot der Landesmutter einen Willkommenstrunk; die Leute bewunderten die hohen Würdenträger mit ihren gestickten Schärpen, den silberweißen Perücken, die Offiziere mit den glänzenden Degen und der großen Feldbinde, die buntbekIeideten Diener und die Hofdamen in ihren Seidenkleidern. Strenge verboten war es den Untertanen, Bittgesuche zu überreichen oder Beschwerden vorzubringen. Still und ruhig saß in dem Wagen der Kaiserin ein kleiner Knabe mit blauen Augen — es war der spätere Volkskaiser Josef II, der diese Huldigungen abschaffte. Er reiste nicht als Kaiser, sondern als schlichter Graf von Falkenstein, der den Bauer lieber bei der Arbeit auf dem Felde, die Kinder in der Schule und die Beamten in der Kanzlei sah. Jeder Untertan konnte ihm ein Bittgesuch überreichen — aber mit Unterschrift — oder eine Beschwerde vorbringen. In Wilfersdorf hatte ihm der Amtmann einen Bericht über die Lage in den Gemeinden zu geben, der aber kurz und bündig sein mußte.

1749 war ein großes Ereignis, als am 1. Juni der erste Postwagen am Abend durch das Wienertor rollte. Da standen die Neugierigen und blickten gegen Wetzelsdorf, ob nicht der schwarz-gelbe Kasten bald auftauchen würde. Endlich erschien er in der Ferne; beim Zellerkreuz blies der Postillion seine Begrüßung und bald darauf rollte der Wagen durchs Tor. Die Leute jubelten, klatschten in die Hände und freuten sich über den großen Fortschritt. Ja, es kam eine andere Zeit und ein neuer Geist wehte durch unsere Heimat. In den nächsten Jahren marschierte viel Militär durch das Wienertor gegen Brünn, wo es im Militärlager von Turas geschult wurde; Handelsleute mit schwerbeladenen Wagen, Handwerksburschen, Pilger, Wallfahrer, Zigeuner, Studenten und Zivilreisende belebten die Brünnerstraße; mancher stillte an heißen Sommertagen beim Brunnen unweit des Tores den Durst, da er kein Geld für ein Glas Wein in der Tasche hatte.

Besonders eindrucksvoll war die Wallfahrt der Brünner nach Maria Zell, die mit flatternden Fahnen und klingendem Spiel durch die größeren Gemeinden zogen. Nach dem Wilfersdorfer Grundbuch (1767) war das Tor gemauert, aber offen, ohne Torflügel und der Schanzgraben öde; im Herbste desselben Jahres rollt durch das Tor eine Kutsche, in der zwei Kinder saßen, die neugierig die Umwelt betrachteten; es war der kleine Mozart und seine Schwester, die nach Olmütz reisten, weil in Wien eine Blatternepidemie herrschte.

Am 14, Marz 1775 fuhr ein Abenteurer mit seinem Gefolge nach Wien; es war Josef Frank, ein getaufter Jude und Handelsmann aus Warschau, der die Juden für die katholische Kirche gewinnen wollte. Seine Anhänger hießen Frankisten; hohe Persönlichkeiten gehörten zu seinem Freundeskreis z. B. Kaiser Josef II. und Zar Alexander von Rußland. In seinem Reisewagen hatte er 6 Pferde eingespannt und 12 Ulanen bildeten seine Leibwache, die seine Tochter Eva — eine Vertraute Josefs II. — kommandierte. Da sie eine Hellseherin war, lud die Kaiserin beide ein, nach Wien zu kommen. Frank wollte die Türkei mit österreichischer Waffenhilfe erobern, hatte aber soviel Schulden, daß er sich nicht zu helfen wußte. Allgemein hieß es, daß Frank der entthronte Zar Peter III. wäre. In Offenbach starb er 1791, nachdem er aus Österreich ausgewiesen war. Kaiser Franz und Zar Alexander I. besuchten die Eva in Offenbach, als beide hier durchreisten.

Kaiser Josef II. fuhr häufig durch Poysdorf, so im August 1769, als er in Slawikowitz ackerte, 1771, 1773, 1774, 1776, 1777 mit dem General Laudon und dem Grafen Laszy, 1778, 1779 — da trank er in Lindewiese bei Freiwaldau aus dem „Fürstenborn” — und 1787 zum letzten Mal.

1783 wanderte ein 20jahriger Bursche hier durch; er kam von Neudorf aus Nordmähren und wurde in Wien Lehrer; vielleicht im selben Jahre machte den gleichen Weg ein Mädchen (Elisabeth Vietz) aus Zuckmantel in Schlesien, das auch in Wien sein Glück versuchte. Beide heirateten am 17. Jänner 1785 und sind die Eltern unseres Komponisten Franz Schubert.

1790 besuchte von Wien aus König Ferdinand IV. von Neapel den Brünner Spielberg, weil dieses Staatsgefängnis in ganz Europa eine traurige Berühmtheit erlangt hatte. Bei dieser Gelegenheit schaute er sich auch die Schlösser in Holitsch, Eisgrub und Feldsberg an; die beiden letzteren gefielen ihm so gut, daß er meinte: „Ich möchte sofort meine Königswürde mit dem Fürsten Liechtenstein und seinem Besitz vertauschen.”

Das Wienertor paßte nicht mehr in die neue Zeit, die einen gewaltigen Verkehr. auf der Brünnerstraße brachte; es war ein Verkehrshindernis; auch die Straße war viel zu schmal für die vielen Fuhrleute, sodaß die Regierung die Poststraße in der Zeit der Napoleonischen Kriege umbaute; es wurde eine Chaussee nach französischem Muster. Da verschwanden das Wienertor und der Bildstock. Als die Franzosen im November 1805 nach Austerlitz zur „Dreikaiserschlacht” marschierten, stand es noch. Der Brunnen blieb erhalten; mancher Fuhrmann tränkte hier seine Pferde und der öde Schanzgraben war den Zigeunern eine geeignete Lagerstätte, wo sie einige Tage rasteten. Später setzte man neben dem Brunnen eine Kastanie, der für die Poysdorfer Schuljugend eine wichtige Rolle spielte; denn hier fanden zur Sommerszeit die „Schulstürzer” in der dichten Laubkrone einen sicheren Platz, wo sie nicht leicht erwischt wurden. Zum Zeitvertreib rauchten sie gemeinsam aus einer Pfeife, die von einem zum andern wanderte. Die Anfänger mußten aber sehr schnell heruntersteigen, weil das Nikotin ziemlich stark auf den Magen wirkte. Der Brunnen wurde dann zugedeckt und liefert noch heute für den Kindergarten das Wasser. 1928 sah ich noch einige Mauerreste vom Wienertor, als die Straße aufgerissen wurde.

Quellen:

Herrschaftsakte Wilfersdorf im Fürst Liechtensteinischen Hausarchiv

Dr. G. Trautenberger: „Geschichte Brünns"

Reinhold Lorenz: „Reise Kaiser Leopolds I. und des Kurfürsten Max Emanuel im Türkenjahr 1683"

in den Mitteilungen des öst. Institutes für Geschichtsforschung” 1938

Leo Schreiner: ,,Gaweinstal und Josef Il." in ,Unsere Heimat” 1934

Richard Wagner in Poysdorf

Der große Meister der Tonkunst war in dem Cholerajahr 1832 auf einige Augenblicke auch in unserem Markte. Er kam mit einem polnischen Freiheitskämpfer 1832 nach Brünn, um sich vielleicht hier an dem Stadt-Theater eine Stellung zu suchen. Damals wütete gerade die Cholera, die viele Todesopfer forderte. Richard Wagner hatte so große Angst vor dieser Seuche, daß er die ganze Nacht kein Auge zudrückte; frühmorgens stand er eilig auf und verließ mit der Eilpost die gefährliche Stadt. Er begab sich nach Wien. Die Eilpost hielt im Markte Poysdorf eine Stunde Mittagsrast, damit sich die Fahrgäste stärken konnten. Einem guten Ruf hatte der Gasthof „Zum Weißen Löwen“, wo vielleicht auch der junge damals noch unbekannte Meister einen Imbiß zu sich nahm.

Veröffentlicht in einer Lokalzeitung

Safran in unserer Heimat

Die Kreuzzüge waren für das Abendland ein wichtiger Austausch von Kultur und Wirtschaft, weil die Ritter im Morgenlande viel Neues sahen und dies mit in die Heimat brachten; Wohnungseinrichtung, Städtebau, Zucker, Spinat, Safran u. s. w.

Angeblich brachte der Ritter von Merkenstein 1198 seiner Geliebten Hulda von Rauhenstein bei Baden als Geschenk aus dem Orient einen Safran mit, der sich bei uns rasch einbürgerte, weil ihm der Boden und das Klima zusagten. Nach dem Nikolsburger Urbar reichte die Gemeinde Klein Baumgarten 1414 dem Herren von Liechtenstein einen „suffringpfennig“ u. z. ein Ganzlehen am Niklastag 12 den und ein Halblehen 6 den; es ist dies wahrscheinlich eine Safranabgabe in Geld. 40 Jahre später (1454) sah man in Poysbrunn, Frättingsdorf und Neudorf Safrangärten, die zum Schutze gegen das Wild mit einem Zaun umgeben waren. Den Hüttendorfer Safranzehent erwarb 1466 Hans von Liechtenstein. Damals war der Anbau dieser Pflanze bei uns sehr verbreitet, da die Frucht nicht nur in der bäuerlichen Küche verwendet wurde, sondern auch im Weinkeller; denn der Bauer brauchte ihn zum Färben und zur Verbesserung des Weingeschmackes. Die Frauen gaben ihn in die Suppe, in das Gemüse, in Topfen, Käse, Butter und in die Mehlspeisen. Die Frucht musste zuerst auf dem Ofen erwärmt und dann mit einem Messer zerrieben werden.

1499 gab es in Wolkersdorf Safrangärten, 1514 in Wilfersdorf und 1537 in Mistelbach beim Tulferhof. Nach der Gr. Schützener Gesundheitslehre machte er einen guten Schlaf, bewahrte die Gedärme, stärkte das Herz, gab dem Auge eine dunkle Farbe und verminderte die Esslust; für schwangere Frauen war er besonders zu empfehlen, da er den Magen stärkte und die Verdauung beförderte. Der Safran aus unserem Gebiete war der beste von ganz Niederösterreich und Mistelbach besaß da eine führende Stellung, weil die Marktpreise für den Safranhandel maßgebend waren. Der Safranzehent von Wultendorf, Waltersdorf und Frättingsdorf, der 1545 zehn Lot = 18 dkg betrug, wurde nach Staatz abgeführt. Im 30jährigen Krieg legte Hüttendorf 1633 Safran- und Obstgärten an, doch verweigerten die Untertanen den Obstzehent der Herrschaft in Wilfersdorf. Viel Safran ging nach Krems und Stein und von hier ins Reich hinaus.

1701 zahlte man in Mistelbach für ein Lot Safran 42 kr und 1775 für ein Pfund 16 fl 21 kr = der Wert von 5 Bienenstöcken. In Ravelsbach bauten die Leute 25 verschiedene Sorten an. Auch der vom Tullnerfeld war wegen seiner Güte im Lande viel begehrt, besonders der von Königsbrunn.

In der Zeit der großen Urbarialreform schenkte die Regierung dieser Pflanze ihre Aufmerksamkeit und regte die Bauern zu Verbesserungen an (Samenwechsel, Rücksicht auf die Sorte und den Boden). In Pöchlarn nahmen die Leute 1812 den Safran zum Färben der Seide und des Tuches. Wien führte 1816 ins Ausland 4157.5 Pfund Safran aus; daraus kann man schließen, dass der Anbau groß gewesen sein musste. Die Preise gingen in der Zeit der Inflation stark in die Höhe; ein Pfund kostete 1818 sogar 300 fl – 1 Metzen Korn 5 fl 5 kr, Weizen 10 fl 8 kr, Gerste 3 fl 41 kr und Kuchelspeis 8 fl. Der Gutsbesitzer und Schriftsteller Ritter von Heintl, der damals in Würnitz lebte, nahm sich des Safrananbaues warm an und gab gute Ratschläge. Damals waren die Gutsherren Ratgeber der Bauern; ihre Meierhöfe waren ein Vorbild für die Gemeinden, die den fortschrittlichen Geist ins Volk zu tragen versuchten. Es war aber sehr schwer, den konservativen Geist und die Passivität unserer Leute zu brechen.

Der Dürnkruter Amtmann Suchomel verfasste eine kleine Schrift über den Safrananbau im Jahre 1821. Da heißt es: Er verlangt einen trockenen und ebenen Boden, der nicht bei einem fließenden Gewässer liegen soll, da es sonst das Feld überschwemmt. Die Pflanze liebt die Sonne und gedeiht nicht im Schatten. Der Acker ist gut zu bearbeiten; Schollen darf er keine zeigen. Das Feld muss einem Gartenbeet gleich schauen. Nicht praktisch ist Strohdünger, besser aber ein gut verfaulter. Weil der Maulwurf unter den Pflanzen einen großen Schaden anrichtet, so macht man mit der Haue um das Feld einen tiefen „Rain“, der dem Tiere den Eingang verwehrt. Die Safran „Kichle“ sind schon im Herbste 4 Zoll tief und 2 Zoll von einander zu setzen. Leider machen die Hasen oft einen bedeutenden Schaden. Im folgenden Jahre erscheinen die ersten Blüten.

1830 waren im Weinviertel 99 Joch mit Safran angebaut, im V.U.W.W. aber 96 Joch. In den nächsten Jahren ging die Anbaufläche stark zurück, weil die Leute lieber den französischen und spanischen kauften. Auch hier sehen wir den alten österreichischen Fehler, lieber ausländische Produkte um teures Geld zu kaufen als inländische. Einen Wirtschafts-Patriotismus kannten auch unsere Ahnen nicht. 1877 erreichte die Ernte nur mehr 35 kg im Lande. Um 1891 vergaß man die Pflanze, baute sie nicht mehr an und die bäuerliche Küche fand keine Verwendung. Ich selbst aß noch um 1900 Speisen, die mit Safran zubereitet waren. Um 1920 bauten ihn die Slowaken jenseits der March. Unsere Zeit kennt ihn nicht mehr.

Nur einzelne Flurnamen in unserer Heimat erinnern noch an den Safran, der auch Crocus hieß, so in Mistelbach „Krokingen“ (1741 „Kruckinger“) und „Goldene Krokungen“ sowie in Zlabern „Kraukusäcker“ und „Kraukusgewandten“.

Quellen:

Dr. M. Kronfeld „Vergangenheit und Gegenwart des n. ö. Safranbaus“ im „Jahrbuch des Vereines für Landeskunde 1892“.

Dr. B. Bretholz „Das Nikolsburger Urbar“.

G. Markl „Staatz und Umgebung“

Blumenbach „Neueste Landeskunde“.

G. Eis „Die Gr. Schützener Gesundheitslehre“.

Herrschaftsakte Wilfersdorf.

Die Handschrift von Suchomel verlor ich im Mai 1945.

Handschrift von Franz Thiel

Schloß- und Bauerngärten

Karl der Große verlangte, daß jeder Hof neben einem Obstgarten noch einen für Gemüse, Heilkräuter und Blumen besitzen sollte; an dieser Dreiteilung des Hausgartens hielten die Bauern durch Jahrhunderte fest und wichen nicht von ihr ab. Der Bauerngarten folgte nicht wie der Schloß- oder Klostergarten dem Zeitstil, da sich diese im Laufe der Zeit stark änderten. Mein Elternhaus in Nordmähren hielt noch um 1900 an der Dreiteilung des Gartens fest. Großes Gewicht legten die Bäuerinnen stets auf farbenreiche Blumenbeete, zwischen denen viele Rosen stehen mußten.

Die Ritter sahen in den Kreuzzügen die schönen und gepflegten Gärten des Morgenlandes, die sie mit Recht bewunderten. Eine Nachahmung derselben war aber bei vielen Burgen wegen Platzmangel bei uns nicht möglich; denn im Grenzlande hatte der Wehrgedanke den Vorzug. Doch schauten sicher die Frauen auf eine Blumenpflege in der Ritterburg, die ja schon ihr Schönheitssinn verlangte. Der Burggarten nahm oft keinen großen Platz ein; er lag meist auf der windgeschützten Sonnenseite mit dem Ausblick in das weite Tal. Günstig auf die Gartenkultur wirkten sich auch die Romfahrten der deutschen Kaiser sowie die Pilgerfahrten dorthin aus. Italien, das unserem Land da weit voraus war, hatte die Führung im Gartenbau. Die Stadt Florenz besaß schon im 13. Jahrhundert einen öffentlichen Park.

Als gegen Ende des Mittelalters an die Stelle der Burgen die Schloßbauten im Tale traten, schenkten die Adeligen dem Garten und seiner Pflege mehr Aufmerksamkeit. Wilfersdorf hatte 1532 zwei Lust-, 1 Hopfen- und 1 Krautgarten; in Ringelsdorf gab es einen Hofgarten, ebenso beim Schafflerhof in Kettlasbrunn; die Gartenanlage von Eisgrub wird 1557 erwähnt. Der Renaissancegarten forderte Harmonie und Symmetrie in der Anlage sowie eine bunte Abwechslung und strenge Verteilung von Bäumen, Sträuchern und farbenreichen Blumenbeeten; Ruinen, Terrassen, kleine Teiche, Wasserfälle und ausländische Pflanzen durften nicht fehlen, z. B. Akazien, Kartoffeln und Sonnenblumen aus Amerika, Tulpen, Kastanien und Flieder (1560 in Wien) aus Asien. Der Garten mußte unterhalten, Freude und Bewunderung erregen und den Menschen zerstreuen, wenn ihn die Sorgen des Alltags drückten. Die Renaissance betonte das Diesseits und den Lebensgenuß; sie weckte aber auch das Verständnis für die Natur und die Wanderlust.

In Poysbrunn, Ottenthal und Neudorf b. Staatz werden in den Weistümern Pflanzsteige erwähnt, die gemeinschaftliche Dorfgärten bei einem Bach waren, wo jedes Haus ein oder 2 Beete für Gemüsepflanzen und besonders für Kraut hatte (1549). Waren sie groß, so wurden sie versetzt.

Die Glaubenswirren, die Türkengefahr und der 30jährige Krieg beeinflußten die Gartenkulturen, für die man bei uns wenig Zeit hatte. In Wilfersdorf entlief 1622 der Hofgärtner, der sich und seine Familie infolge der Inflation nicht ernähren konnte. Die Schweden verwüsteten die Schlösser und die Gartenanlagen; es fehlten tüchtige Gärtner und das Geld für eine Neuanlage; man war froh, wenn der Garten genug Gemüse für die Küche lieferte, damit niemand Hunger leide. 1649 gab es im Wilfersdorfer Kuchelgarten Karfiol, Kohlrabi, Rettich, Artischoken und Heilkräuter. Zu den notwendigen Arbeiten nahm die Herrschaft die Waisenkinder. 1652 kam von Znaim ein Gärtner, dem die Herrschaft einen Jahreslohn von 40 fl gab; außerdem hatte er Anspruch auf 4 Pfund Rindfleisch wöchentlich. Der Gärtnergehilfe wurde mit 8 fl im Jahr entlohnt (wie der Viehhalter) und der Gärtnerknecht mit 16 fl; von jedem Gulden zahlte der Empfänger 3 kr Steuer. Den Fenchel- und Karfiolsamen bezog die Herrschaft von Italien.

Der vielseitige und kunstsinnige Fürst Karl Eusebius von Liechtenstein (1611 – 1684) hatte seine eigenen Gedanken über die Gartenarchitektur; denn der Park mußte zum Schloßbau passen und den Besucher Abwechslung sowie Zerstreuung bieten. Der Fürst forderte: grüne Rasenflächen, farbenreiche Blumenbeete, schattige Alleen, gerade, breite Wege mit sanfter Steigung, Buchsbaum-Einfassungen der Wegränder, ausländische Bäume und Sträucher, und zwar Orangen-, Zitronen-, Feigen-, Oliven-, Oel- und Margarantbäume, Wasserfälle, Springbrunnen, Statuen, Grotten mit Wasserkünsten, mit Figuren, die das Wasser nach allen Seiten spritzten, mit Mühlen, Hammerwerken und musizierenden Satyren. Die Seele eines Parkes wäre ein großes Wasserwerk. In Feldsberg sah man schon 1642 eine Orangerie; im Sommer zeigte der Fürst oft ein buntfarbiges Feuerwerk zur Freude der Bewohner. Im Park standen mehrere Vogelhäuser, von denen jedes 4 Klafter lang war, ein Fasan- und Tiergarten sowie ein Ballhaus für gesellige Unterhaltungen. Auf den Teichen, in deren Mitte bewaldete Inseln lagen, schwammen ausländische Vögel, besonders Schwäne und Enten.

Der Fürst gab den Tannen und Fichten überall den Vorzug und schwärmte für die italienischen Gartenanlagen, die ihm besonders gefielen; daher hatte er als Berater den Gärtner Comino Manini an seinem Hofe. Bäume und Sträucher kaufte er in Genua bei Francesco Bianchi und Fruchtbäume von Johann Peterzoli am Gardasee. Die Wasserkünstler, die im fürstlichen Dienste standen, hießen Wolf Grueber von Nikolsburg (1634), Michael Trübel von Troppau, Alfonso Grotti und Jeremias Langenbucher von Augsburg (1651). In den Kriegswirren vergaß der Fürst nie auf die Kunst- und Kulturpflege in seinem Herrschaftsgebiet und gab den Künstlern Brot und Verdienst in dieser schweren Zeit.

Als der Fürst Hartmann 1677 einen Hofgärtner für Wilfersdorf aufnahm, regelte er auch seine Pflichten; er führte die Aufsicht über den Hofküchengarten und über die Obstbäume, suchte Wildlinge, die er veredelte, setzte neben den Stadeln und am Mühlbachgraben Pflaumenbäume, schaute auf die Linden bei der Schießstätte und im Kettlasbrunner Wald und unterrichtete den Lehrling, den er sich hielt, genau und gründlich. Dafür bekam er 40 fl im Jahr, 12 Metzen Korn, 4 Küfel Salz, 20 Pfund Schmalz, 1 Metzen Vollmehl ¾tel Metzen Grieß, ½ Metzen Gerste, 20 Pfund Käse, 1 Eimer Kraut oder 45 kr, 1 Maß Bier und 2 Seidel Wein täglich, 4 Pfund Fleisch in der Woche, freie Wohnung und Brennholz. 1693 wurde ihm eine Kuh bewilligt. Das Obst in den Gärten und im Weingebirge hatte er abzuführen und zu dörren, aber nicht zu verbrennen; 100 Stück „Pelzpflanzen“ mußte er im Jahr aufbringen und immer einen gepelzten Baum dort einsetzen, wo einer eingegangen war. Die Würmer hatte er rechtzeitig abzunehmen und im Herbste Regengruben um den Stamm zu machen, die aber im Frühjahr wieder geschlossen wurden; brauchte er dabei Arbeiter, so stellte ihm der Amtmann solche zur Verfügung; durchs ganze Jahr half ihm ein Knecht.

Sein Lohn betrug 8 fl jährlich, 7 Pfund Fleisch in der Woche, 40 Pfund Käse, 13 Maß Schmalz, 6 Küfel Salz, 50 Pfund Fische, 3 Metzen Weizen, 15 Metzen Korn, 4 Metzen Kuchelspeis und 8 Eimer Speisewein. Um 1700 wurde die Entlohnung neu geregelt; 208 Pfund Rindfleisch, 4 Kufen Salz, je 20 Pfund Schmalz und Käse, 1 Eimer Sauerkraut, 13 Metzen Korn, 4 Metzen Kuchelspeis und 8 Eimer 25 Maß Wein. Er führte die Aufsicht über den Obst- und Gemüsegarten und mußte öfters in Erdberg nachschauen, ob hier alles in Ordnung war. Die Heilkräuter durfte er nicht vergessen, ebenso jene, mit denen man den Wein aufbesserte. Die Entlohnung wurde bald geändert: 40 fl im Jahr, täglich 1 Maß Bier und 2 Seidel Wein, 12 Metzen Korn, 4 Kufen Salz, 4 Pfund Fleisch wöchentlich, 20 Pfund Schmalz jährlich, 1 Metzen Vollmehl, ¾ Metzen Grieß, ½ Metzen Gersten, 20 Pfund Käse, 1 Eimer Kraut oder 45 kr, freie Wohnung und Brennholz. Die Kuruzzen plünderten das Zayatal und das Schloß sowie die Umgebung von Wilfersdorf. Die Gärten wurden verwüstet, sodaß sie neu angelegt werden mußten; dem Gärtner gab die Herrschaft: 26 fl im Jahr, 4 Pfund Fleisch wöchentlich, 4 Kufen Salz im Jahr, je 20 Pfund Schmalz und Käse, 10 Metzen Korn, 3 Metzen Kuchelspeis und täglich 3 Seidel Wein. 1712 stellte die Herrschaft einen Bienenstock in den Garten und 1714 setzte sie auf die Basteien „Spälieren“. Diese Arbeiten besorgte ein Gärtner von Ebergassing, der den Garten zeitgemäß einrichtete. Es war die Barockzeit, die auf die Gartenarchitektur einen starken Einfluß ausübte. Die Anlage entsprach dem absoluten Herrscherwillen, nach dem sich auch die Natur richten mußte; denn die Bäume und Sträucher wurden beschnitten, die Alleen zeigten senkrechte Laubwände; die Wege mussten recht breit sein und gingen vom Schloß fächerförmig in den Park; doch vermieden sie jede größere Steigung, weil sich die Herrschaften nicht anstrengen wollten. In dem Schatten der Bäume standen Statuen antiker Götter und Vasen aus Stein und Marmor. Ab und zu erblickte man auf freien Flächen farbenreiche Blumenbeete, die von grünen Rasenflächen umgeben waren. Ein Teich mit einem Springbrunnen, ein Irrgarten, ein Tierpark oder eine Fasanerie durften nicht fehlen. In das Schloß führte vom Park eine mäßig ansteigende Stiege, von der man einen Überblick über die Gartenanlage genoß. Reiche Abwechslung boten: Wasserfälle, Ruinen, eine Aussichtswarte, ein plätschernder Bach, verschiedene Wasserkünste, vielleicht eine Freibühne für Schauspiele und Konzerte, eine Orangerie und ausländische Gewächse. Später kam noch eine Eremitage dazu, wo der Fürst im Sommer still und zurückgezogen wie ein Einsiedler lebte, um seine Nerven zu beruhigen. Eine hohe Mauer umgab den Garten, damit das Volk nicht hineinschauen konnte. Ein prachtvoller Barockgarten war in Schloßhof zu sehen, den Prinz Eugen durch fremde Meister anlegen ließ und den 300 Gärtner betreuten. Klöster und wohlhabende Pfarrer ahmten dieses Vorbild nach, allerdings in einem bescheidenen Maß. Noch heute sieht man in Mistelbach die hohen Mauern des Klostergartens, ebenso in Staatz bei der Propstei. Aus dem holländischen Garten übernahm man das Gartenhäuschen, in dem die Familie gerne den Feierabend und Sonntag-Nachmittag verbrachte, sowie die lebenden Zäune, die Hecken und die Alleen.

1716 wurde der Wilfersdorfer Hofgarten planiert und neu eingeteilt. Die Türkengefahr war vorbei; es folgten friedliche Zeiten der Arbeit und des Aufbaues, der sich auf mehrere Jahre erstreckte. 1722 berief der Fürst einen Schlossermeister von Boskowitz (nördlich von Brünn), der ein Muster von einem eisernen Gartenzaun im Barockstil entwarf. 1741 wird der Bestandgärtner Johann Michael Hofer auf dem Poysdorfer Stoibersitz erwähnt. Nach 1740 verfielen die Gartenanlagen, weil man im Kriege wenig Zeit hatte, um einen Barockgarten zu pflegen. In Wilfersdorf war der Kuchelgarten eine Graserei für den Kasmacher; einen Teil davon pachtete der Hofgärtner 1750 um 25 fl im Jahr. Die Herrschaft düngte ihn sehr gut, und es hätten hier Blumen und Gemüse wachsen können; leider kümmerte sich niemand darum. 1763 teilte der Amtmann den Garten in zehn Teile und verpachtete ihn an die Untertanen, die jährlich 55 fl zusammen reichten und für die Benützung des Gartenhäuschens 10 fl – Summe 65 fl. Für das Obst nahm die Herrschaft 5 – 6 fl im Jahr ein. Später wohnte im Gartenhaus ein Schmied und nach ihm ein Herrschaftsschreiber.

Um diese Zeit setzte sich in der Gartenarchitektur eine neue Richtung ein, die den Barockgeist verurteilte, weil er das Naturempfinden verletzte. Den Anstoß dazu gab der Franzose Rousseau, der sagte: „Zurück zur Natur!“ Er bewirkte eine Revolution im Gartenbau, weil jetzt nicht mehr Frankreich oder Holland tonangebend waren, sondern England.

Im englischen Garten stutzte oder beschnitt man keinen Baum und keinen Strauch; es gab keinen Zwang, sondern nur Freiheit. Der Garten mußte Seele und Gemüt bewegen, Freude, Traurigkeit, Angst, Rührung und Andacht im Besucher hervorrufen; da sah man dunkle, düstere Baumgruppen, sonnige, grüne Wiesen, Ruinen, Tempelchen, Grotten, Wasserfälle, murmelnde Bächlein, Urnen, Grabsteine, Denkmäler, Kolonaden, orientalische Türme, Gartenhäuschen, Steingruppen, Tiergärten, Bänke zum Ausruhen und Aussichtstürme. Der englische Garten kennt keine Mauer, weil er in das Landschaftsbild übergeht. Die Aufklärung öffnete dem Volke den Park und erlaubt ihm den Aufenthalt in demselben. Englische Gartenanlagen gab es in Feldsberg, beim Schloß Fünfkirchen, in Loosdorf und in Ernstbrunn. Im Kuchelgarten des Mistelbacher Klosters stellte 1783 der Zimmermeister Anton Dann eine Wassermaschine auf. In Ernstbrunn richtete der Fürst Prosper von Sinzendorf (1773 - 1822) in einem Teil des Parkes eine Nachahmung der hängenden Gärten der Semiramis ein. Die mythologischen Statuen, die Nymphen, Götter und Göttinnen erregten aber den Unwillen der Ernstbrunner. In der Biedermeierzeit besuchten nicht nur die Wiener, sondern auch unsere Leute gerne die Anlagen von Eisgrub, Feldsberg und Loosdorf, um sich an der Schönheit und Blumenpracht dieser Gärten zu erfreuen. Die Poysdorfer unternahmen gerne am Sonntag einen Ausflug nach Loosdorf oder nach Nikolsburg, wo sich schon Maria Theresia so gerne aufgehalten hatte. Diese Besuche öffneten den Leuten die Augen für die Natur und hatten für die Bauerngärten einen hohen Wert. Dazu kam die erzieherische Bedeutung der Schulgärten, wo die Kinder die erste Anleitung zur Blumenpflege erhielten. Die schönen Ansätze vernichtete die Zeit des Materialismus, der für solche Leistungen keinen Sinn hatte. In Poysdorf verschwanden die blumenreichen Vorgärten in der Laaerstraße; die Schloßgärten verfielen langsam, da sich niemand sehr darum kümmerte. Nur Eisgrub machte eine Ausnahme, da hier der Park von Jahr zu Jahr schöner wurde und sogar den in Schönbrunn übertraf. Um 1883 sah man hier 1000 Orchideenarten; es war die größte Sammlung in Europa. Der Fürst Johann II. von Liechtenstein gründete 1898 die Höhere Gartenbauschule – die einzige ihrer Art in Oesterreich. Kein Wunder, wenn der Strom der Ausflügler und der Schulkinder zur Sommerszeit Eisgrub und seinen herrlichen Park besuchte. Weniger bekannt war der eigenartige Schlossgarten in Nexing, der unter dem Namen „Nexinger Schweiz“ in die Heimatgeschichte einging. Er dürfte auf den Ritter Franz von Heintl zurückgehen, der das Gut hier mustergültig bewirtschaftete.

Um die Jahrhundertwende entstanden in den größeren Gemeinden durch Verschönerungsvereine öffentliche Gartenanlagen, die das Ortsbild verschönerten, so z. B. in Mistelbach die Anlage am Kirchberg, dann der Stadtpark, der wohl der schönste im Bezirk ist. Die Stadt Laa und andere Gemeinden folgten. Ein erfahrener Gartenarchitekt war der Mistelbacher Franz Nothacksberger (1882 – 1953). In den letzten Jahren trat ein Stillstand in der Gartenpflege ein. Die Verschönerungsvereine stellten ihre Tätigkeit ein und lösten sich auf. Wer den Garten von Schloßhof oder den von Ernstbrunn besucht, wird nicht wenig erstaunt sein, wie verwahrlost sie heute sind. Was einmal eine Sehenswürdigkeit war, ist heute zerstört, und nur die Geschichte erzählt von der Pracht und Herrlichkeit dieser Gärten. Eisgrub ist für uns seit 1945 unerreichbar, sodaß keine Lehrausflüge dorthin gemacht werden.

Quellen:

Herrschaftsakte Wilfersdorf im Fürst Liechtensteinischen Hausarchiv.

G. Winter „Weistümer“.

V. Fleischer „Fürst Karl Eusebius von Liechtenstein als Bauherr und Kunstsammler“.

Veröffentlicht in: „Heimat im Weinland“, 1960, S. 8 + 9, S. 13 + 14

Schmetterlinge

Wenn die Finken ihre taktfesten Strophen proben, wenn die Lerchen gleich tönenden Raketen in die blaue Luft emporsteigen, wenn der Star pfeift, schnurrt und trommelt, dann erscheinen die buntgefärbten Falter, die Frühlingsboten, die Kinder der Wärme. Bei 38 °C ist der Schmetterling unwohl, er verträgt die große Hitze nicht, bei 50 °C sterben sie ab. Darum sieht man in der großen Sommerhitze um Mittag keine Falter. Bei -4½ °C erstarrt der Falter, doch ist das noch nicht sein Tod. Nackte Raupen vertragen große Kälte (bis -17 °C). Allgemein heißt es, dass -21 °C die tödliche Temperatur ist.

In der Farbe wetteifern sie mit den schmucken Kolibris, mit den glänzenden Paradiesvögeln und mit den schimmernden Eidechsen. Sie schweben und flattern, lieben und trinken Blütenhonig. Ihr Lebenslauf ist Lieb und Lust. Manche Falter nehmen keine Nahrung zu sich, die Verdauungsorgane sind verkümmert gegen die Geschlechtsorgane. Der gefräßigste Schmetterling ist der Totenkopf, der einen halben Teelöffel Honigseim einsaugt. Falter mit verkümmerten Mundteilen sind kurzlebig. Die Mikropteryx – bei Sumpfdotterblumen – haben beißende Kiefer und zerkauen die Blütenpollen. Die Rüssellänge richtet sich nach den Blumen, die der Falter besucht, bei Spinnern ist sie 1 – 4 cm, bei Tagfaltern 5 – 28 cm, bei einheimischen Schwärmern 3 – 8 cm, bei ausländischen bis 25 cm. Der Totenkopf besucht mit Vorliebe die Tabakpflanzen, ein Taubenschwänzchen besuchte in 7 Minuten 194 Veilchenblüten, so rastlos und emsig sind die Falter. Damit die Falter auch ihre Blumen kennen, haben diese besondere Farben und würzigen Geruch. Die Blumen für Tagfalter zeigen eine bunte Farbe, die Blumen für Schwärmer haben einen besonderen Geruch. Wenn die Falter an die Blumen anfliegen, sorgen sie für eine Bestäubung der Blüte und erfüllen eine wichtige Aufgabe in der Natur.

Ihre Nahrung: Blumenhonig, Baumsäfte, Bierreste (Eulchen sind ganz versessen), Blut, Menschenschweiß, Kuhmist.

Trinkbedürfnis ist sehr groß, sie sitzen an Tümpeln, Wasserlachen, Pfützen, Waldwegen.

Sinnbild der Unsterblichkeit. Wie der Schmetterling sich aus der Puppenhülle zum Himmel emporschwingt, so steigt die Seele aus dem Körper himmelwärts.

Im finsteren Mittelalter galten sie als Hexen, verderben die Milch (Schmetten), die Butter (engl. Butterfly) erregten das Alpdrücken, Buddha sagt: Esset, trinket und befriedigt euere Lebensbedürfnisse wie die Schmetterlinge, die an den Blumen naschen, aber weder ihren Duft rauben noch ihre Gewebe zerstören.

Flug: anmutig, flattern (Distelfalter) gaukeln (Füchse) sausen (Schwärmer) schwirren (Widderchen). Männchen fliegen besser als die mit Eiern beschwerten Weibchen. 1 Kohlweißling macht 9 Flügelschläge in 1 Sekunde. 1 Stubenfliege macht 330 Flügelschläge in 1 Sekunde.

Ein Abendpfauenauge legt in 1 Sekunde 6 m zurück. Der Falter legt in der Ruhestellung die Flügel so, dass 1.) die Schmuckfarben der Oberseite verdeckt werden, oder 2.) dass die Flügel waagrecht gehalten werden, 3.) dass die Vorderflügel die Hinterflügel verdecken.

Bei Motten zeigen die Flügel Fransen, die Federmotten haben Flügel, die bis zur Wurzel in viele Lappen gespalten sind.

Schuppen = ein feiner Staub. Dachziegelartig liegen sie über einander, innen sind sie hohl und mit Luft gefüllt. Große Schuppen zeigen eine dunkle Farbe, kleine Schuppen eine helle. Die Männchen und Weibchen haben noch Duftschuppen, die einen feinen Geruch ausströmen lassen (z. B. der Wurzelbohrer nach Erdbeeren, die Schwärmer nach Moschus, Tagfalter nach Fenchel, Totenkopf nach Mohrrübe), Nachtschmetterlinge haben einen größeren Duft, der im Geschlechtsleben der Falter wichtig ist. Nur zur Zeit der Paarung ist der Geruch zu spüren. Statt der Duftschuppen haben die Ordensbänder Duftpinseln an den Beinen. Die tropischen Falter haben kräftige Duftorgane.

Die Männchen wittern die Weibchen auf große Entfernungen, ihre Geruchsschärfe ist größer als die des Hundes. Sitz des Geruches ist an den Fühlern, darum haben die Männchen größere Fühler als die Weibchen.

Die Farbe der Männchen ist Prunkfarbe, die der Weibchen Schutzfarbe. Die Flügel eines Falters sind oft verschieden gefärbt und gezeichnet, da handelt es sich um Zwitter. Die Falter sind sich ihrer Farben bewusst, sie ruhen auf Gegenständen der gleichen Farbe aus. Trauermantel auf dunklem Hintergrund, Ordensbänder auf grauem Hintergrund. Die lebhaften Farben der Tagfalter sind Erkennungsfarben in geschlechtlicher Beziehung. Nachtschmetterlinge = Duftorgane. Tagfalter = Farbe.

Schreckfarben hat das Nachtpfauenauge, dazu kommen noch widerlicher Geruch und Geschmack.

Mimikry: Nachahmung anderer Tiere. Glasflügler – Hornis ähnlich

Überwinternde Puppen geben dunkle Falter, Nichtüberwinternde Puppen geben helle Falter. Puppen im Norden und Hochgebirge geben dunkle Falter. Durch Wärme erzielt man helle Falter, durch Kälte dunkle – bei derselben Art und diese Färbung geht auf die Nachkommen über.

Auch die Nahrung beeinflusst die Farbe des Falters. Viel Nahrung der Raupe erzeugt große Raupen, große dunkle Schmetterlinge. Wenig Nahrung – Gegenteil. Schon Goethe bemerkte das.

Raupen, die Giftpflanzen fressen, sind giftig (Wolfsmilchschwärmer). Vögel fressen braune und graue Raupen, grüne selten, grellbunte niemals. Die Farbe der Raupen ändert sich nach der Farbe der Pflanzen, auf der sie leben. Auch der Pflanzengeruch geht auf die Raupe und den Falter über z. B. Fenchel-Segelfalterauge.

Auch den Raupen ist die Schutzfarbe eigen. Schutzstellung (Spannerraupen gleichen dürren Ästchen). Schreckstellung (Gabelschwanz Seite 43.)

Behaarung: Haare innen hohl, Giftdrüse, Prozessionsraupe hat 5000 Giftdolche. Kuckuck und Grasfrosch vertragen sie.

Den Faden spinnen die Raupen, um längs des Fadens kriechen zu können. Der Kiefernprozessionsspinner: Raupen schlafen bei Tage, am Abend kriechen sie auf die Weide. Die erste Raupe spinnt den Faden, die zweite verdoppelt ihn, die dritte verdreifacht ihn u. s. w., so dass endlich eine leuchtende Schlittenschiene entsteht. Da kriechen die Raupen – oft mehrere Hundert – gleich einer Prozession weiter. Ebenso spinnen alle an der Hülle, die sie im Winter beschützt. „Einigkeit macht stark“, das kennen die Raupen.

Unter den Faltern gibt es gleichviel Männchen und Weibchen. Eifersüchtige Brunftkämpfe fehlen. Ein befruchtetes Weibchen wird von den Männchen nicht mehr angeschaut. Die Begattung ist rasch, oft sieht man die Paare durch die Luft fliegen. Eheirrungen sind nicht selten, artfremdes Blut mischt sich. Die Eier legt das Weibchen dort ab, wo die auskriechenden Raupen sofort Nahrung finden.

Die Eier sind meist weiß oder grau, auch grün, rund, oval, spindel- und kegelförmig.

Die rätselhaften Massenwanderungen sind eine Folge der Witterung, der Übervölkerung. Falter wie Raupen wandern zu Millionen, in Schwärmen von 8 – 10 km Länge; die Raupen bringen da oft Züge zum Stehen, wenn sie übers Geleise kriechen (Krautfelder bei Olmütz).

Einzelne Falter machen oft Vorstöße in nördliche Gebiete z. B. Weinschwärmer; die Weibchen legen da Eier, doch ist die Generation unfruchtbar. Der Kohlweißling wurde erst in N.‑Amerika eingeführt, da ist er viel schädlicher als bei uns.

Das Geschlecht der Falter ist uralt. Die Eiszeiten sahen die Tiere weit verbreitet. Der Sonnwendspinner ist bei Danzig zu Haus, am Kap der guten Hoffnung, im Orient, in Amerika und Indien. Und dabei ist er ein schlechter Flieger.

Ein Insekt hat sich der Mensch zum Haustier gemacht - die Seidenraupe. Ihre Heimat ist China, ihre Nährpflanze der Maulbeerbaum. Heute zeigen sich an ihr 2 Degenerationserscheinungen 1.) die weiße Farbe statt der grauen, 2.) das Verlernen des Fliegens.

Sage von den Mönchen zurzeit Kaisers Justinian, Griechen, Araber, Normannen verbreiteten sie. Friedrich der Große – Maria Theresia.

1 Kokon hat 600 m Seide. Statt Maulbeerblätter verwendet man mit Erfolg die Blätter der Schwarzwurz.

Der Sauerwurm ist eigentlich die Raupe des Traubenwicklers. Es ist also dasselbe Tier. Auch die Würmer in den Äpfeln, Birnen und Zwetschken sind eigentlich Raupen von Wicklern.

Feinde der Raupen: Singvögel, Spinnen, Schlupf-Raubwespen, Stare, Drosseln, Nachtschwalben, Fledermäuse, Witterung.

Die Raupen haben beißende Mundteile, starke Längs- und Quermuskeln, stummelhafte Füße = Klammerorgane, 5 - 6 Punktaugen, aber farbenblind. Eine gewisse Lichtreaktion zeigen junge Raupen, für ultraviolette Strahlen sind sie sehr empfindlich. In der Nahrung sind sie für bestimmte Blätter eingerichtet, sie verhungern lieber, als dass sie etwas anderes fressen. Der Darmkanal geht geradlinig durch den Körper, 2 schlauchförmige Kanäle durchziehen das Innere = Spinndrüsen. Mit dem Faden machen sie dichte warme Schutzhüllen für den Winter und Kokons, die am Kopfende leichter und lockerer sind, dass sie der Falter leicht durchbrechen kann.

Unsere größten Feinde unter den Raupen ist der Weidenbohrer, alle Motten, die Nonne, der Frostspanner.

Der Weidenbohrer geht auch auf die Obstbäume, besonders Birnbäume und lässt einen Salizylsäuregeruch ausströmen. Seine Entwicklung dauert 3 Jahre.

Die Nonne vernichtet ganze Nadelwälder, dass die Bäume wie kahle Besenreiser dastehen und dass der Kot der Raupen wie Regen niederträufelt. 1856 sah man an der Küste Kurlands auf einer 70 km langen Strecke einen 2 m breiten und 15 cm hohen Streifen ertrunkener Nonnen. Das Weibchen legt 200 fest verkittete Eier. Die jungen Raupen bleiben beisammen = „Spiegel“. Das Vernichten dieser Raupenhäufchen nennt man „spiegeln“. Die Nonne ist ein Nachttier. Natürliche Feinde der Nonne sind Kuckuck, Star, Eichelhäher, Schlupfwespen, Schlafsucht, Raupenseuche, Elektrizität (man lockt sie mit starker Lichtquelle an und fängt die Nonne). Im Notfalle frisst sie auch Laub-, Obstbäume, Heidelbeerkraut.

Der während der Puppenruhe angesammelte milchige blutrote Harn ist kein Blut, das der aufkriechende Schmetterling vergießt. Blutregen bei massenhaft auftretenden Schmetterlingen.

Eigenartig ist die Sonnensucht – Heliotropismus der Raupen und der Schmetterlinge. Die Motte fliegt ans Licht, Maikäfer umschwirren die Straßenlampen, Nachtfalter sind lichtsüchtig – Nachtvögel aber lichtscheu. Raupen kriechen auf die höchste Spitze des Baumes, der Äste, strecken und recken sich der Sonne entgegen, hungrige Raupen sind sonnensüchtig, gesättigte nicht mehr.

Handschrift von Franz Thiel

Schönes und schlechtes Wetter

Der Weinbau sowie die ganze Landwirtschaft sind von Wind und Wetter, von Regen und Sonnenschein abhängig; denn alle Arbeit und Mühe ist umsonst, wenn nicht die Natur mithilft. Diese Abhängigkeit, die unsere Ahnen erkannten und zu würdigen wußten, beherrschte ihr Denken und Fühlen. Sie waren durch die Arbeit in Gottes freier Natur mit ihr innig verbunden, sie verstanden es sehr gut, die Witterung der kommenden Tage zu deuten und zu bestimmen, sie besaßen kein Wetterglas, keine Wind- und Regenmesser sowie keine Wetterstationen; dafür hatten sie ein scharfes Auge für alles, was in der Natur vorging, sie beobachteten die Tier- und Pflanzenwelt, ihre Lebensweise und ihr Verhalten gegen Wind und Wetter. Daraus machten sie ihre Wetterkunde, die zwar nicht auf wissenschaftlicher Grundlage aufgebaut war, wohl aber auf einer guten und scharfsinnigen Naturbeobachtung. Viele Geschlechter arbeiteten an diesen Bestimmungen und eine tausendjährige Erfahrung spricht aus diesen Sätzen, die nicht aufgeschrieben, sondern mündlich weitergegeben wurden. Bei der Arbeit im Weingarten und auf dem Felde hörte sie der Sohn vom Vater und merkte sich dieselben gut, weil er sie ja auch einmal brauchen konnte.

Unsere Vorfahren lebten mit der Natur, mit der Tier- und Pflanzenwelt, sie fühlten sich nicht als Herren und Gebieter, sondern als ein Glied derselben. Die Tiere spüren einen Wetterwechsel früher, sie zeigen gegen Regen und Sonnenschein ein verschiedenes Verhalten, was unseren Ahnen nicht verborgen blieb. Ohne Wetterkunde konnte und kann der Bauer nicht arbeiten; beim Anbau, in der Heu- und Erntezeit sowie bei der Weinlese regelt er seine Arbeit auf weite Sicht und teilt sie genau ein. Sorgenvoll blickt er da zum Himmel und auf die Tierwelt seiner Umgebung, als wollte er sie fragen: „Kommt ein schönes oder ein schlechtes Wetter?“

Diese alten Wetterregeln, denen wir noch heute in den bäuerlichen Kreisen begegnen und die zum Begriff „Bauernkultur“ gehören, sind recht verschieden und lehnen sich stark an die landschaftlichen Verhältnisse an. Der Bauer kennt sich in seiner Heimat aus, da weiß er die Wetterwinkel, die Zugstraßen der Gewitter und ihre Gefährlichkeit, so z. B. kommen die Wetter im Weinlande selten über die Thaya und über die March; ist dies aber der Fall, so machen sie oft einen bedeutenden Schaden. Der Bauer spricht von den „ungarischen Wettern“, die er fürchtet. Fließende Gewässer und Wälder beeinflussen den Zug der Gewitterwolken; deshalb hat die Laaer Ebene und das Poybachtal die geringste Niederschlagsmenge im Weinlande.

Verregnete Jahre sind dem Bauern genau so unangenehm wie trockene; denn er sagt: „Nasse Jahre machen Kummer, trockene aber bringen Kummer.“ Der richtige Wechsel von Regen und Sonne ergibt ein gutes Jahr und fördert das Wachstum, wie es der große schlesische Naturarzt Vinzenz Prießnitz (1799 – 1851) in seinem Leitspruch sagte: „In feuchter Wärme gedeiht Getreide, Obst und Wein, selbst Fleisch und Bein.“

Aus welchen Anzeichen schließen die Bauern auf bevorstehendes Regenwetter? Die Schwalben fliegen niedrig, fast nahe des Erdbodens, weil die Insekten den Regen ahnen und sich in der Nähe der schützenden Oberfläche aufhalten. Die Ameisen kommen zum Vorschein und kriechen eilfertig auf und nieder. Die Hühner des Bauernhofes nehmen ein Sandbad oder setzen sich in die Höhe auf Wagen, Leitern und Bäume, manchmal laufen sie auch unruhig hin und her. Frösche quaken am Tage bei Sonnenschein; Krebse kommen aufs Land und die Maulwürfe werfen die Erde auf; Regenwürmer sowie Schnecken zeigen sich auf der Erdoberfläche; Hunde und Katzen fressen Gras; die Finken lassen sich schon vor Sonnenaufgang hören; Enten und Gänse plätschern auffallend stark im Dorfbach; die Spinnen kommen zum Vorschein, kriechen umher und zerreißen ihr Netz; Perlhühner und Pfau schreien sehr laut; die Fliegen sind sehr lästig; die Bienen kehren in Scharen heim in den Stock und sind sehr stechlustig oder sie fliegen sehr hoch. Die Krähen umkreisen den Kirchturm und zeigen beim Fliegen eine große Unruhe. Die Abortanlagen stinken sehr stark; der Düngerhaufen im Bauernhof raucht. Die Glocken der Nachbargemeinden klingen sehr hell und deutlich; der Mond hat einen Hof; die Sonne zieht beim Untergang Wasser; die Steinstiege im Hauskeller ist feucht, ebenso das Steinpflaster im Vorhaus; der Rauch aus dem Kamin steigt nicht in die Höhe, sondern fällt nieder zur Erde. Vor Sonnenaufgang zeigt sich ein auffallend schönes Morgenrot – es fällt dann in den Kot; in der Früh bemerkt man auf der Wiese keinen Tau; die fernen Berge sieht das Auge deutlich und klar, als ob sie näher gerückt wären.

Regenreiche Jahre sind dann, wenn die Sonne Regent ist, wenn sich viele Sonnenflecken zeigen und ein starkes Nordlicht auftritt. Ein Nebel kommt nach drei Tagen als Regen herunter. Der Märzennebel bringt nach hundert Tagen ein Gewitter mit Blitz und Donner. Fällt im Februar viel Regen, so kommen im Mai die gefährlichen Fröste. Zeigt sich ein Gewitter vor Mittag, dann folgen am Nachmittag neun andere. Scheint die Sonne und es regnet, so sagen die Leute: „Der Teufel rauft mit seinem Weib.“ Wer auf einen Regenbogen zeigt, bekommt einen Fingerwurm.

Jännerregen ist im Land kein Segen. Wie das Wetter am 10. März (40 Märtyrer-Tag), so bleibt es 40 Tage. Regen am Karfreitag bewirkt, daß im ganzen Jahr der Regen ohne Wirkung bleibt. Regnet es in die Osterglocken, bleibt der ganze Sommer trocken. Schlechtes Wetter am Ostertag bringt jeden Sonntag Regen bis Pfingsten. Zu Floriani (4. Mai) soll es regnen, dann gibt es im Ort keine Feuersbrunst. Pfingstregen verursacht Müh‘ und Plag. Bleiben am Fronleichnamstag die Blätter der Birken lange frisch und grün, so ist ein schlechtes Wetter in der Heuernte zu erwarten. Medardusregen (8. Juni) vernichtet die Weintrauben; denn dieser Heilige galt als Feind des Weinstockes. Wie das Wetter an diesem Tage ist, so bleibt es durch 40 Tage. Regen zu Barnabas (11. Juni) dauert 40 Tage ohne Unterlaß. Schlechtwetter zu St. Veit (15. Juni) hält einen ganzen Monat an. Regnet’s zu Gervasius (18. Juni), es noch 40 Tage regnen muß. Vor Johanni (24. Juni) bitt‘ um Regen, nachher kommt er ungelegen. Wenn es zur Blüte- und Erntezeit des Getreides regnet, verlieren sich am Weinstock die Beeren. Regen am 27. Juni hält 7 Wochen an. Schlechtwetter zu Peter und Paul (29. Juni), macht 30 Tage faul; dann wachsen im Walde viele Schwämme, aber die Ernte ist in Gefahr; denn es heißt: „ Viel Schwammer – viel Jammer.“ In dieser Zeit soll es warm und trocken sein.

Wichtige Lostage sind: Maria Heimsuchung (2. Juli), Amalia (10. Juli), Margareta (13. Juli) und Magdalena (22. Juli). Ein Regen an einem dieser Tage hält längere Zeit an. Zu Magdalena trifft oft ein warmer Regen ein, weil diese Heilige heiße Tränen wegen des Herrn weinte. Regenwetter zu Laurentius macht große Burgunderrüben; die fangen jetzt zu wachsen an, da sie nur 100 Tage brauchen, bis sie ausgewachsen sind. In manchen Dörfern ist der Johannitag für die Rüben wichtig. Der Bauer sagt: „Vor Johanni Rüben – nach Johanni Rübeln.“ Ein Regenwetter zu Laurentius bringt eine Mäuseplage. Ein regnerischer Himmelfahrtstag (15. August) zeigt eine schlechte Weinlese an. Wie das Wetter zu Barthelmä (24. August), so der ganze Herbst; dasselbe gilt vom Ägiditag (1. September). An einem Septemberregen ist dem Bauern viel gelegen. Die Witterung zu Maria Geburt (8. September) hält 4 Wochen an. Nebel, die um diese Zeit in die Höhe steigen, kommen bald als Regen wieder; wenn sie aber zu Tale sinken, wird sie bald die Sonne trinken. Der Hauer nennt diese Nebel „Weinbeergrobler“. Im Spätherbst und Winter hat der Bauer ein Regenwetter nicht gerne. Gießt St. Gall (16. Oktober) wie ein Faß, bleibt der nächste Sommer naß. Frost zu Kathrein (24. November) kündet einen Regen an. Sitzt zu Barbara (4. Dezember) die Gans im Schnee, so sitzt sie zu Weihnachten im Kot. Dunkle Weihnachten bringen helle (leere) Scheunen.

Für den Bauer wäre ein Wetter recht, wie der Spruch sagt: „Nachts Regen – Tagessonne - füllet Scheune, Sack und Tonne.“

Von den Eibesthalern wird erzählt, daß sie bei den Bittprozessionen um einen Regen sangen: „Schenk uns an Regen, der Eibesthaler Gmoa, sonst niemandem als nur uns alloa.“

Schönes Wetter verkünden: die Marienkäfer, ein schönes Abendrot, die Fledermäuse, Johanniswürmchen, ein starker Tau am Morgen, ein aufsteigender Rauch aus den Kaminen, ein reiner und heller Mond und die fernen Berge, wenn sie in einem leichten Schleier eingehüllt sind; Lerchen trillern und steigen in die Höhe; Mücken tanzen im Sonnenschein hin und her. Spinnen reißen ihr Netz entzwei, dann ist der Regen bald vorbei. Nachtigallen singen am Abend sehr laut; Schafe machen Sprünge und sind sehr willig; Wespen fliegen bis tief in die Nacht umher. Nebel zeigen sich nach Sonnenuntergang in den Tälern und über den Gewässern; Nebel fällt am Morgen in die Täler.

Die Hausfrau pflegt beim Abendessen zu sagen: „Alles zusammenessen, damit das Wetter schön bleibt!“ Der Phlegmatiker aber denkt sich: „Meinetwegen soll es Dr… regnen, dann werden auch die Felder der Armen gedüngt.“ Der Regen am 1. Mai verkündet ein gutes und fruchtbares Jahr.

Kaiser Josef II. verbot das Wetterläuten. Vergessen ist heute das Wetterschießen, das sich im Weinlande nach 1900 auf kurze Zeit einbürgerte. Auch das Abschießen von Raketen fand bei uns nicht Eingang. Blitzableiter sieht man in den Dörfern sehr selten. Der Bauer ist dieser Erfindung stets abgeneigt gewesen. Vielfach unbekannt ist, daß der Pfarrer Prokop Diwisch (1698 – 1765) einen solchen in Brednitz bei Znaim lange vor Franklin aufstellte, doch zertrümmerten ihn die Bauern, da sie glaubten, er verursache die Hagelwetter. Fortschrittliche Bauern besaßen ein Barometer, um das Wetter zu bestimmen. In Rabensburg hatte ein Bauer schon 1796 ein solches Wetterglas, 1824 gab es eines in Palterndorf.

Heute erfährt der Bauer den genauen Wetterbericht für 2 bis 3 Tage in der Zeitung und in den Radiomeldungen. Auf dem Gebiete der Klimakunde hat die Wissenschaft schöne Erfolge und Ergebnisse gefunden, die unserer Erde eine wärmere und trockene Periode voraussagen. Denn der Golfstrom – die große Warmwasserleitung Europas – wird seit 1900 etwas wärmer. Spitzbergen weist nicht mehr die strenge Winterkälte auf wie früher. Die Gletscher und die Vereisung der Arktis (Nordpolgebiet) gehen zurück. Kälteliebende Fische ziehen sich weiter gegen Norden in die kalten Gewässer zurück. Es hat somit den Anschein, als ob wir einer Zwischeneiszeit entgegengehen. Dann wären die Staubwinde und die starke Austrocknung des Ackerbodens für die Landwirtschaft bei uns ein großer Nachteil.

Veröffentlicht in: „Der Winzer“, Juni 1949, S- 71 + 72

Schulverhältnisse im Jahre 1855

Die Revolution, die im „Schwindeljahr“ 1848 die Geister aufgerüttelt hatte, war mit Militärgewalt und mit russischer Hilfe niedergeschlagen worden, nach altem Rezept wurde wieder in Österreich ein Exempel statuiert; es folgten Hinrichtungen, die Kerker füllten sich, der Brünner Spielberg, die Gralsburg der Reaktion, öffnete seine Tore, Beamte, Lehrer und Offiziere wurden gemaßregelt und entlassen.

Die konfessionelle Schule sollte im kirchlichen Geiste die Biedermeierzeit wieder erwecken. Der „österreichische Schulbote“ das Sprachrohr der katholischen Pädagogik, kam 1851 heraus, aber fand in Lehrerkreisen wenig Beachtung, weil das Geld fehlte und das strenge Strafgericht nur Verbitterung und eine passive Gleichgiltigkeit überall erweckt hatte.

Es wollte nicht recht vorwärts gehen. Der „Schulbote“ klagte über das Zerwürfnis der Lehrer mit den Geistlichen, das sich seit dem „Schwindeljahr“ in vielen Gemeinden herausgebildet hatte. Die Lehrer kündigten dem Klerus die Achtung und den Gehorsam, schimpften über sie und sprachen unfreundlich von ihnen. Es herrschte ein gespanntes Verhältnis zwischen Schule und Pfarrhaus. Mancher Lehrer war ein stiller Freigeist geworden, rüttelte an dem Autoritätsglauben, nörgelte und kritisierte, obwohl ihm immer gepredigt worden war, daß nur Unwissenheit und Hochmut die Quelle des Unglaubens seien. Die Lehrerschaft machte einen Unterschied zwischen theologischer und philosophischer Wahrheit, glaubte an Freiheit und Gleichheit und neigte stark zu den Ideen der Revolution. Dies vertrug sich nicht mit der Stellung eines Lehrers, der der Mitwelt stets Vorbild eines religiösen Mannes sein sollte.

Die Geistlichen waren wieder stolz, hochmütig, eingebildet, übten strenge Vergeltung für all das, was ihnen 1848 zugefügt worden war, sie waren unfreundlich und gingen nicht gern in die Schule. Die Lehrer sollten sich gut vorbereiten für den Religionsunterricht und den Stoff fleißig einüben; der Pfarrer kam nur und prüfte. Der Lehrer muß die Glaubenswahrheiten genau den Kindern auslegen, sie zur praktischen Ausübung anhalten, sich nie zur Religion in Widerspruch stellen und die religiöse Erziehung immer in den Vordergrund rücken. Die Schule sei die Tochter der Kirche. Nur so könne das Gift der Revolution im Volkskörper unschädlich gemacht werden. Der Lehrer lehre nicht das, was die Kinder nicht glauben dürfen, führe nicht eigenmächtig Gebete und Gesänge ein, sage nicht: „Das darfst du nicht tun“, sondern: „Das darfst du, liebes Kind, nicht tun, weil es der liebe Gott nicht will.“

In unseren Schulen fehlten der praktische Unterricht, die Worterklärung beim Lesen, das Denken, Urteilen und Sokratisieren, ebenso die Erziehung. Vor der Schulprüfung wurden einige „Paradepferde“ fest gedrillt, um „Eindruck zu schinden“, die anderen wurden vernachlässigt. Den „österreichischen Schulboten“ bezogen die Schulen in Wulzeshofen, Pyrawarth, Patzmannsdorf und Straunsdorf sowie die Pfarren Eichenbrunn, Staatz und Walterskirchen. Manche Lehrer ließen sich Professor titulieren.

Die Jugend war in vielen Orten frech, keck, leichtsinnig, ausgelassen, besuchte Gasthäuser, Buschenschänken und Tanzunterhaltungen, oft in Begleitung der Eltern, die noch stolz waren auf ihren Bengel, wenn er mit 12 Jahren eine Tabakspfeife in der Schultasche hatte. Im Elternhaus hörten sie unzüchtige Reden, derbe Witze und tranken Wein. Im Weinland veranstalteten die größeren Schüler oft regelrechte Kneipen. Man bemerkte nicht selten, daß Knaben Zigarrenstummel auf der Straße rasch einsteckten und daheim rauchten. Dabei herrschte oft eine bodenlose Unkenntnis in religiösen Dingen und Glaubenssachen; vom Gottesdienst und von kirchlichen Feiern hatten sie keine Ahnung. Viele sahen im Sonntag einen Werktag. Auch Freigeister, die in der Religion eine Privatsache erblickten, trafen die Inspektoren.

Eigenartig berühren die ständigen Ermahnungen des „Schulboten“:

Der Lehrer wahre überall die Würde des hohen Berufes als Jugend- und Volkserzieher, bilde die Kinder zu pflichtbewußten, arbeitsamen und treuen Untertanen heran; da leider für ihn nicht der Satz gelte: „Der Arbeiter ist des Lohnes wert“, so betreibe er noch Obstbau, Bienen-und Seidenraupenzucht. Hainburg konnte stolz sein auf den Musterobstgarten der Schule.

Im Gegensatz zu anderen Ländern hatte sich in Niederösterreich der Halbtagsunterricht eingeschlichen, da der Lehrer am Vormittag in der Kirche, beim Pfarrer und in der Gemeindekanzlei zu tun hatte: „Die brausenden Wogen der Revolution hatten sich langsam geebnet und der Friedensbogen wölbte sich über dem ruhigen Wasserspiegel“ – galt auch für die Schule und Lehrer.

Es gab noch immer Gemeinden, in denen die Bauern arme Kinder als Hirten aufnahmen und dadurch dem Schulunterricht entzogen. Manche Eltern erblickten in der Schule eine Kinderbewahranstalt, damit sie selbst der Arbeit und dem Vergnügen nachgehen konnten. Im allgemeinen fehlte auch dem Lande das Interesse für Schule und Erziehung. „Die Mistgabel wird er doch halten können und mehr braucht er nicht“, konnte man oft hören, (sogar noch 1924). Die Behörde sprach in den Verordnungen und Erlässen nur von Lehrerindividuen. (Der verstorbene Hofrat Dr. Becker hatte diese Bezeichnung noch in seinem ersten Anstellungsdekret, was er in einem Vortrag in Mistelbach 1948 erwähnte.)

Lehrmittel und Karten anzuschaffen, hielten die Gemeinden für Luxus. In Mähren z.B. besaßen viele Schulen nur zwei Karten u. zw. von Mähren = Heimatland und Palästina = Heimat Christi. Das Schulgebet war in den Landgemeinden ein monotones Lippengebet ohne Andacht und Würde. Die Lesestücke lasen die Kinder sehr oft, doch fehlte jede Erklärung der schwierigen Wörter sowie eine Wiedergabe des Inhaltes. Die Lesebücher ließen meistens die Reinlichkeit vermissen, sie waren so wie die Schreibhefte und Kleider schmutzig und zerrissen. Die Kinder waren nicht selten ungewaschen und voll Ungeziefer. Die Erziehung schrieb man in vielen Schulen klein.

Allgemein bemängelten die Aufsichtsorgane die mangelhafte Vorbildung der Lehrer „dieses wichtigen Berufes“. Aber Regierung und Kirche waren in dem Punkte einig, daß ein dummes Volk sich leicht regieren läßt; zuviel Wissen macht aufgebläht, führt zum Unglauben und zur Revolution. Der „Schulbote“ verurteilte die heidnischen Göttergestalten im Kurpark von Baden sowie die Figuren vor einzelnen Privathäusern dieser Stadt, weil sie das sittliche und religiöse Gefühl eines Katholiken verletzten. Dasselbe sagten 50 Jahre früher die Ernstbrunner, als der Fürst Prosper von Sinzendorf den Schloßpark mit „obszönen“ Statuen schmückte. Das sei eine Beleidigung des österreichischen Volksgeistes, hieß es. Der Lehrer sei der Träger der katholischen Pädagogik, stehe dem Priester überall zur Seite und erziehe die Jugend zur Gottähnlichkeit.

Die Leute würdigten die Schule nicht, sie sahen in ihr ein Übel und eine Last, die nur Geld kostet, aber keinen Nutzen abwirft; daher besserten sie kein Schulgebäude aus, sodaß viele mehr Ruinen glichen. Der Bauer haßte den Schulzwang, während die Behörden keinen Finger rührten, um den alten österreichischen Schulschlendrian zu beseitigen. Gemeinden verweigerten oft die ohnedies kärglichen Naturalabgaben und führten deswegen Prozesse, z.B. im Weinland. Der Bauer war ein Naturalist, trachtete nur nach dem Sinnlichen und Irdischen, hielt Bildung und Wissen für wertlos und verhinderte daher jede gedeihliche Schularbeit. Für alles gab es in den Gemeinden Geld, nur nicht für die Erziehung der eigenen Kinder, für die das Schlechteste gut genug war. Stockerau und Korneuburg machten eine Ausnahme im Gegensatz zu Laa, Mistelbach und Zistersdorf. Mailberg baute eine neue Schule, die 10.420 fl 6 kr kostete. Groß-Harras und Diepolz erweiterten das Schulhaus, überdies gewährten sie dem Schulgehilfen 80 fl Unterstützung. Die Hussitenstadt Tabor in Böhmen leistete sich einen „Schulpalast“, der ein Ehrendenkmal der Stadt war In Böhmen förderten die Gemeinden auf jede Art die materielle Besserstellung der Lehrer. Fürst Windischgrätz und das Domkapitel in Königgrätz gaben ihren Patronatsschulen die Giebigkeiten dagegen wie vor 1848. Die Lehrerbildungsinstitute legten das Hauptgewicht auf Musik und Gesang, vernachlässigten aber die Erziehung der Zöglinge, die in Privathäusern wohnten, wo sie den Gefahren der Unsittlichkeit, Gemeinheit und Hoheit ausgesetzt waren. Da mußte ihr Eifer erlahmen sowie ihre Religion und Sittlichkeit Schiffbruch erleiden. Vielen Lehrern mangelte dann später das „religiös moralische Element“, das veredelte Gemüt sowie der starke Wille. Die Inspektoren lehrten sie erst beten und das Benehmen in der Kirche sowie auf der Straße.

Die Schulbehörde mußte selbst darauf schauen, daß die Zöglinge in echt. christlichen Familien untergebracht wurden, damit ihre Seele keinen Schaden erleide. In Königgrätz suchte man solche Familien und entzog die Studierenden so „der sittlichen Entartung der Umwelt“.

Die Weihnachtsfeiern mit einem Lichterbaum sahen die Geistlichen nicht gern; weil sie von Protestanten übernommen werden waren und aus dem Heidentum stammten; daher forderten sie Krippenandachten mit Gebet und Gesang. Ereignisse in der Kaiserfamilie (Geburts-, Namenstag, Hochzeit usw.) mußte die Schule feiern, weil „der geliebte Landesvater“ der Schutz- und Schirmherr der Schule war. Da wurden Kaiserbäume gesetzt, die leider nur zu oft ausgerissen und als Brennholz benutzt wurden.

Bei Schießübungen fehlten nicht Prämienbücher, das Goldene und das Schwarze Buch. 1855 kauften Wien und Niederösterreich 10.624 solche Prämienbücher. In Böhmen erschien Graf Nostiz immer bei solchen Feiern an seinen Patronatsschulen; auch die Bezirkshauptleute kamen, um auf die Weise die Lehrerarbeit zu würdigen. Die Behörde hob 1854 die Tanzunterrichtsbeschränkungen aus dem Jahre 1809 auf. Gegen den Kirtagstanz, gegen Kinderbälle und Theateraufführungen in Schulen eiferte der „Schulbote“, da sie nur „Sodomäpfel“ für die Jugend und für die unschuldigen Kinderseelen seien. Er trat aber für ein Aloisiusfest, für Kirchenpatronatsfeiern ein, an die sich ein Gang ins Freie anschließen könnte. Selbst das Allerseelendrama „Der Müller und sein Kind“ verletze das religiöse Gefühl und eigne sich nicht für die Jugend, auch nicht für das Volk. (Preußen verbot alle Weihnachtsfeiern und Theaterspiele in Schulen; denn sie stünden dem Sittlichkeitsprinzip entgegen).

Um irgendwie seiner Aufgabe, für die Lehrer etwas zu tun, ihnen wenigstens Trost zu „spenden“, gerecht zu werden, führt der „Schulbote“ gerne günstige Äußerungen hochgestellter Persönlichkeiten an, zum Beispiel: Der Freiburger Erzbischof sagte in einem Hirtenbrief vom 15. März 1854 zu seinem Klerus: „Erweiset den Lehrern Achtung und Liebe, eingedenk, daß nach den Worten des hl. Geistes Gott die ehrt, welche andere unterrichten. Betrachtet sie als Freunde!“ Kaiser Josef meinte einmal zu Erzherzog Albrecht: „Zuerst kommt die Schule mit dem Kreuz, dann die Kirche, dann das Wirtshaus und zum Schluß das Dorf.“

Quellen:

„Österreichischer Schulbote“ 1855

Veröffentlicht in: „Niederösterreichisches Lehrerblatt“, Mai 1959, S. 4, Juni 1959, S. 7

Schutz den Flurnamen

In den letzten Jahren mußten im Gemeindegebiet der Stadt Poysdorf mehrere Namen geändert werden, die aber ein Fehlgriff waren, z. B. „Bachluke” für „Poluka”, „Gfällbach” für „Gsolbach” und „Steingrube” für „Wartberg.” Die „Poluka” (bei den Wiesen) ist der älteste Flurname Poysdorfs und stammt aus der Slawenzeit (568-907) und nicht von dem Paul Oppenauer, der 1877 die ganze Hofstatt Nr. 15 alt, 339 neu erwarb u. den Weg an die Gemeinde abtrat; denn in den Polukenweg mündete in alter Zeit die Mistelbacher Straße, die noch heute als Feldweg benützt wird. An die Wiesen erinnern sich noch alte Poysdorfer, deren Väter hier das Gras mähten. 1767 waren es zwei mächtige Haus- und Urbarwiesen.

Der Gfällbach müßte nach dem Namen ein starkes Gefälle haben; leider ist das Gegenteil richtig. Oft trocknet er im Sommer aus und wenn Wasser vorhanden ist, merkt man gar nicht daß er fließt. Der alte Name ”Gsolbach” entsprach der Wirklichkeit; denn das Wort Gsol bedeutet sumpfige und feuchte Erde. Im Walde finden wir eine „Salerleiten”, in Deutschland den Fluß „Saale”, an der die Stadt Halle liegt und der Bauer bezeichnet den unreinen Weinrest im Faß als Salwein.

Der „Wartberg” gehört zu den Wehranlagen der alten Ostmark, die für die Lichtsignale in Kriegszeiten notwendig waren. Der Name kommt südlich der Donau schon in der Karolingerzeit vor. Die Flurnamen sind nicht ohne Bedeutung, wenn man das alte Landschaftsbild der Heimat rekonstruieren will. In ihnen kommt die ursprüngliche Beschaffenheit des Bodens zum Ausdruck, wie ihn die Ahnen vorfanden, als sie nach 1043 unser Gebiet besiedelten. Betrachtet man diese Namen, so fallen jedem Heimatkenner die Dichterworte ein: „Ist mir’s doch, als ob mich riefen Väter aus des Grabes Nacht”. Leider erstreckt sich der Denkmalschutz nicht auf die alten Flurnamen und Sprachausdrücke, an denen unsere Mundart so reich ist und die langsam in Vergessenheit geraten.

Veröffentlicht in: „Mistelbach-Laaer Zeitung“, 24. 10. 1953, S. 4

Seidenraupenzucht in unserer Heimat

Dem alten Kulturvolk der Chinesen war schon um das Jahr 3000 v. Chr. die Seidenraupe bekannt, weil sie ihren Darminhalt als Köder für die Angel beim Fischfang gebrauchten; um 2250 hatten sie seidene Kleider, Fahnen und Schirme. Der Seidenbau war aber hier ein Vorrecht der Vornehmen. Die gelbe Seide war und ist noch heute die Nationalfarbe in diesem Lande (nach dem gelben Löß).

Infolge von Unruhen im eigenen Reiche wanderten viele Chinesen nach Korea und Japan aus und nahmen auch Seidenraupen mit; auch nach Indien und Persien gelangte dieser Wirtschaftszweig. Die Römer wickelten in der Kaiserzeit ihre Toten mit Seide ein; die Kaiser Heliogabalus und Caligula erschienen um 218 n. Chr. nur in Seidenkleidern.

Der Sage nach soll eine chinesische Prinzessin die Seidenraupeneier in dem Haarschmuck nach Buchara gebracht haben; später kam die Sage von den Mönchen auf, die sie in Gehstöcken ins Ausland schmuggelten. In Wirklichkeit verbreiteten die Araber die Seidenraupenzucht im Mittelmeerraum und betrieben auch damit den Handel, der in Konstantinopel seinen Mittelpunkt hatte. Die Kirche war der wichtigste Abnehmer der Seidenwaren, die besonders in den Städten Palermo, Genua, Venedig, Mainz, Köln und Nürnberg verkauft wurden.

In Wien soll es im 14. Jahrhundert schon Seidenwirker gegeben haben. In der Renaissance bestand eine starke Nachfrage nach Seide, sodaß man auch bei uns die ersten Versuche mit dieser Zucht machte. Der Fürst Karl von Liechtenstein (†1627) führte sie um Feldsberg und Eisgrub ein und versprach allen Untertanen die Befreiung von jedem Robot, die Seidenraupen züchteten; 1624 ließ er Maulbeerbäume um Feldsberg und bei Hohenstadt in Nordmähren pflanzen; in Herrnbaumgarten sollen einige Bewohner den ersten Versuch gemacht haben. Doch ließ man diesen Wirtschaftszweig nach dem kalten und regnerischen Jahr 1636 eingehen. Auch Wallenstein, der dem wirtschaftlichen Aufstieg seiner Güter in Böhmen größte Beachtung schenkte, versuchte es mit der Seidenraupenzucht.

Bei uns war aber die Indolenz und Gleichgültigkeit der Bewohner ein unüberwindliches Hindernis, das sich all den Neuerungen entgegenstellte; denn hier galt der bekannte Satz: „Wie es der Vater übte, so auch der Sohn sich fügte.“

Durch das Edikt von Nantes 1685 wurden aus Frankreich die Hugenotten vertrieben, die im Rheingebiet um die Stadt Krefeld die Seidenindustrie begründeten.

Weil von uns viel Geld für Seidenwaren in das Ausland wanderte, wurde 1666 in Oesterreich die „Seidenkompagnie“ errichtet und viele tüchtige Arbeiter hieher berufen, die aber 1679 infolge der Pestseuche wieder abwanderten. Auf solche „Zugereiste“ gehen bei uns die Namen Taudes in Alt-Lichtenwarth, Antoni in Großkrut und Kandioler in Herrnbaumgarten zurück.

1710 bestand in Wien eine Zunft der Seidenzeugmacher. Merkantilismus und Aufklärung versuchten mit Zwangsmitteln, die Seidenraupe bei uns einzubürgern; 1745 gab es Maulbeerbäume bei Baden, 1762 bei St. Veit-Wien, wo aber den Raupen das Klima nicht zusagte; es mangelte an einer gründlichen Belehrung und Schulung, die aber bei dem eingewurzelten konservativen Geist unserer Bewohner ergebnislos blieb; die Anordnungen der Regierung im Jahre 1753, 1764 und 1770 fanden keinen Anklang; nur einzelne Schulen und Geistliche machten schüchterne Versuche; die Herrschaften Feldsberg und Eisgrub zeigten eine rühmliche Ausnahme. Der Fürst Alois von Liechtenstein erwarb die chinesischen Seidentapeten aus dem Schloß Versailles, wo sie zur Revolutionszeit geplündert und nach Wien geschickt wurden.

Wien wurde der Mittelpunkt der Seidenindustrie, die im 7. Bezirk den „Brillantengrund“ schuf. Die übermütigen Söhne dieser Protzen zeigten um 1810 ein recht unsoziales Verhalten in den Pratergaststätten, wo sie sich mit Würsteln bewarfen, die sie auf dem Fußboden liegen ließen, damit die hungernden Beamten auch etwas bekämen.

Die Franzosen zerstörten 1805 und 1809 viele Maulbeerbäume, um unsere Seidenindustrie zu schädigen. In Poysbrunn findet man noch heute vor dem Pfarrhof solche Bäume, ebenso in Nexing; dieses Gut war neben Feldsberg – Eisgrub die wichtigste und erfolgreichste Stätte unserer Seidenraupenzucht; hier in Nexing wirkte mit gutem Erfolg der bekannte Volkswirtschaftslehrer Franz Ritter von Heintl (1769-1839), ein gebürtiger Nordmährer, der 1829 sogar einen volkstümlichen Leitfaden über die Seidenraupenzucht herausgab; in unserer Gegend betrachtete man aber diese Neueinführung mißtrauisch und lehnte sie einfach ab; nur Schulen waren es, und einige Liebhaber unter den Geistlichen, die neben der Bienenzucht sich diesem Zeitvertreib zuwandten.

1860 versuchte es die Regierung noch einmal, weil man damit der ärmeren Bevölkerung eine Einnahmsquelle erschließen wollte; nun versagten auch die Schulen, die sich mehr mit dem Obstbau beschäftigten und diese in den Gärten der Schulen mit Erfolg betrieben. Nach 1862 vergaß man langsam die Seidenraupenzucht, an die noch heute in einzelnen Gemeinden die Maulbeerbäume erinnern.

Vor drei Jahren griff man den alten Plan der Seidenraupenpflege wieder auf, da wir uns von fremder Einfuhr unabhängig zu machen suchten; das Burgenland und der Brucker Kreis zeigen die besten Ansätze, weil hier die Bewohner sehr viel Verständnis entgegenbringen; wieder sucht man durch die Schule auf die Bevölkerung einzuwirken; doch da zeigt sich das alte Erbübel unserer Heimat, das als schwere Hypothek aus vergangenen Tagen nachwirkt und unser Gebiet in ein schiefes Licht bringt. Wir dürften bei uns über 2000 Maulbeerpflanzungen besitzen, die einer Seidenraupenzucht genug Blätter abgeben; dazu kommt, daß einzelne erfahrene Männer in der Pflege und Zucht der Raupen große Erfahrung besitzen; nur mangelt es an geeigneten Räumen, die von den Gemeinden zur Verfügung gestellt werden sollten.

Veröffentlicht in: „Donauwacht“, Folge 27, 4. 7. 1971, S. 10

Sinnbilder unserer Heimat

Es hat viele Jahrhunderte gebraucht, ehe die Gedanken des Christentums Gemeingut unseres Volkes wurden und die christliche Glaubenslehre festen Fuß im germanischen Volksleben faßte. Die Kirche machte dem Volke gewisse Zugeständnisse aus dem Gebiete der Fest-und Feiertage des Jahres, gab den alten Volksbräuchen ein christliches Gewand und duldete eine Zeitlang heidnische Anschauungen neben den christlichen; ein gutes Beispiel sind die Beigaben, die man in Bernhardsthal in einem Grabe aus der Zeit des Großmährischen Reiches um 900 fand; da lagen neben einem Kreuz noch heidnische Idole.

Die Kirche gestattete, daß an der Außenseite der Gotteshäuser Götterfiguren angebracht wurden, deren Bedeutung in der Folgezeit erlosch und vergessen wurde; so hält man noch heute die „Tattermann“ an der Außenwand unseres ehrwürdigen Stephansdomes für Götzenfiguren; man erklärte sie dann als Sinnbilder des Bösen und der Sünde.

Das Mittelalter dachte mehr als wir heute in Sinnbildern, um auf solche Weise das Übersinnliche besser zu verstehen. Einen nachhaltigen Einfluß übten in dieser Hinsicht die Kreuzzüge aus, die unsere Ritter mit der Gedankenwelt des Morgenlandes bekannt machten. In dem sagenumwobenen Templerorden, den der Papst 1312 aufhob, und in der Freimauererei gelangte die geheimnisvolle
Symbolik zur höchsten Entfaltung.

Dem bösen Feind, der die Seele des Menschen verderben will, gab man recht abenteuerliche Gestalten. Über dem Eingang in den Mistelbacher Karner sehen wir eine schöne Darstellung, wie Ungeheuer, Drachen und sagenhafte Gestalten den armen Menschen umstricken und in das Verderben ziehen; so ein Bild über Totenkapellen wirkte auf das empfängliche Gemüt unserer Vorfahren weit stärker als eine Predigt.

Die Kröte an der Außenwand der Mistelbacher Pfarrkirche ist das Sinnbild des Bösen, dem der Zutritt in das Gotteshaus verwehrt ist; andere halten diese Figur für ein Hausopfer, um damit das Unheil von dem Gebäude fernzuhalten; darum mauerte man auch Kröten ein (vergl. die Sage von der Froschmühle in Poysdorf); bei einem Tor oder Hauseingang sind Kröten gar nicht so selten (noch vor Jahren in Poysdorf zu sehen).

Auch Prellsteinen gab man häufig ein symbolhaftes Aussehen; man beachte den in der Ecke des Mistelbacher Kollegiums , der ein schönes Gegenstück in dem beim Pfarrhof von Obersulz hat.

Der Phönix, der aus der Asche zu neuem Leben ersteht, ist in vielen Kirchen zu bemerken; es ist das Sinnbild des Menschen, der seiner Sünden frei und ledig ist und zu neuem Leben erwacht. Dieses Bild stammt aus dem-Buche ,,Physiologus«, das nach den Kreuzzügen zu uns kam. Die Eule als Symbol der Weisheit und die Schlange für die Gesundheit trifft man an den Mauern der Apotheken.

Der Turm der Laaer Pfarrkirche war um 1800 mit zwei Steinfiguren geschmückt: eine sitzende Menschenfigur mit einem sonderbar wulstartigen Haarputz und ein sitzender Bär. Dieser galt als unreines Tier, das gleich dem sündigen Menschen vom Gottesdienste ausgeschlossen war; die Gestalt wollte dem gemeinen Mann, der oft gar nicht lesen und schreiben konnte, sagen: »Das Gotteshaus ist die Stätte der Frömmigkeit und wer es betritt, reinige sich von den Sünden“.

Bei der Staatzer Kirche bemerkte man vor 100 Jahren eine Frauengestalt, die als schwarze Frau noch lange in der Volkssage weiter lebte; ihre Bedeutung kann nicht erklärt werden. Die WuItendorfer Kirche wies eine Figur auf, die einen Geistlichen darstellte; er hatte einen unförmlichen großen Kopf, daneben standen mehrere Frauengestalten, von denen eine besonders auffiel; ihr Unterleib endete in einer phantastischen Tierfigur. In der Sage von der Gründung Wilhelmsdorfs begegnet uns eine ähnliche Sagengestalt.

Die alte Ernsdorfer Kapelle hatte neben dem Eingang ebenfalls merkwürdige Figuren, die aber nicht genauer beschrieben sind. Da darf es ans nicht wundern, wenn dem Templerorden diese Bauten zugeschrieben werden.

Vor 40 Jahren sah man in den Bauernhäusern symbolische Darstellungen an den Haustüren und Hoftoren, z. B. den Sechsstern als Sinnbild des ewig wiederkehrenden Lebens, die Raute als Sinnbild der Fruchtbarkeit, das Herz, den Fünfstern oder Drudenfuß, die aufgehende halbe Sonne usw. Die Kirchtürme zierte früher ein Stern mit dem Halbmond (altes Segenszeichen); die Kirche in Nieder-Absdorf, Bez. Zistersdorf, besitzt noch heute dieses ehrwürdige Sinnbild. Im Zeitalter der Gegenreformation und des Barockes verschwanden diese Zeichen und wurden durch das Kreuz ersetzt; in Poysdorf geschah es 1864.

Das Hakenkreuz wurde im Mittelalter stark verwendet; ich fand einen Ziegel mit diesem Symbol in der Ruine Falkenstein; weil 1299 dieses gefürchtete Raubritternest gebrochen und die Burg dann wieder aufgebaut wurde, so stammt dieser Ziegel aus dem 14. Jahrhundert.

Die alten Grabsteine sind reich an Sinnbildern, die uns heute ganz fremd erscheinen: die ausgelöschte Fackel, die kreisrunde Schlange, die Aschenurne mit dem Tränentuch, das Stundenglas, der Lebenskreis, den ein Pfeil durchschneidet, die gebrochene Säule usw.; all diese Bilder verraten uns, daß das irdische Leben nur eine kurze Spanne Zeit umfaßt und jeder darauf gefaßt sein muß, plötzlich von dieser Welt abberufen zu werden.

An manchem Beichtstuhl bemerkt man eine geschnitzte Rose, die uns die Verschwiegenheit bedeutet; dasselbe Sinnbild haben auch die Freimaurer in ihren Logen.

Wer mit offenen Augen durch die Heimat wandert und die Vergangenheit dieser Landschaft sich vor Augen hält, findet ein reiches Ahnenerbe, an dem er nicht verständnislos vorübergehen darf; es ist ein Stück Volkstum, das mit dem Denken und fühlen unserer Ahnen eng verbunden war.

Veröffentlicht in: „ Laaer Nachrichten“, 1940, Nr. 48, S. 7, Nr. 49, S. 8

Sonnentore im Weinlande

Ist mir’s doch, als ob mich riefen Väter aus der Grabesnacht.

Schenkendorf

Das Hoftor des Bauernhauses verbindet den geräumigen Hof mit der Straße, es ist gewöhnlich aus Holz und hat zwei Flügel, die nach innen aufgehen; ursprünglich war es ein Holzgestell, das ein kleines Dach überdeckte und mit einem Holzriegel versperrt wurde. Im Hoftor drückte sich immer die soziale Stellung des Besitzers aus, der seinen Reichtum hier zum Ausdruck brachte. Die Prunktore des Adels in der Renaissance- und Barockzeit konnte sich kein Bauer leisten, weil ihm das Geld fehlte; er mußte sich mit bescheidenen Nachahmungen begnügen, die den Familienstolz und das gesteigerte Selbstbewußtsein verraten. Renaissance- und Barocktore gibt es z. B. in Poysdorf mehrere.

Zum Unterschied vom Adel hielt der Bauer an der alten Überlieferung fest, die Torflügel mit Runen, Sinnbildern und Zeichen zu verzieren, deren Bedeutung weit in die Germanenzeit zurückreicht und die sich auch bei anderen Völkern finden. Es waren Heilszeichen, die das Haus und seine Bewohner vor den Hexen und Dämonen schützen sollten, die ja immer bestrebt waren, dem Menschen einen Schaden zuzufügen und ihn ins Unglück zu stürzen. Solche Zeichen waren: der Kreis, die Raute, der Sechsstern, der Drudenfuß (Fünfstern) und die Sonne (Das Licht), das alles Böse, selbst den Teufel fernhält. An diesen Zeichen sollte sich jeder Zauber brechen und das Haus schützen. Der Bauer genügte sich mit der halben Sonnenscheibe oder mit 2 Vierteln auf jedem Flügel.

Daß wir die Sonne als Heilszeichen auch an den Türen der Weinkeller, ja sogar an Haustüren sehen, ist selbstverständlich; denn Wein ist eingefangener Sonnenschein und muß auch im Keller geschützt werden, damit er keinen Schaden erleidet. Die menschliche Kraft war nach dem Glauben unserer Ahnen zu schwach, um das Unglück in seinen verschiedenen Gestalten abzuwehren. Da müßten eben Sinnbilder helfen, denen unsere Ahnen volles Vertrauen schenkten.

Solche Sonnentore kann man in unseren Dörfern genug bemerken, wenn man mit offenen Augen sie durchwandert; in Poysdorf bemerkte ich neun Sonnentore, 3 an Keller- und 1 an einer Haustür, in Wetzelsdorf auch neun; weiters fand ich sie in Großkrut, Wilfersdorf, Schrick, Kollnbrunn und Alt Höflein. Sie waren schon den Suehen und Langobarden bekannt; sie sind ein Überrest des alten Sonnenkultus, den wir bei vielen Völkern feststellen können. Dr. Peschel, der im „Jahrbuch der Heimat Bärn” 1959 die Spuren der Sonnentore verfolgte, entdeckte sie im Sudetenland (besonders in Nordmähren), in der Wachau, in Süddeutschland, in Tirol, in Oberitalien, an vielen romanischen und gotischen Bauwerken und sogar in Sizilien. Dem Forscher Dr. Diesselhoff fiel auf seinen Reisen ein besonders schönes in Bolivien beim Titicacasee in 4000 m Höhe auf („Kl. Volksblatt” 1959/107).

Bei uns verschwinden langsam die Sonnentore weil die jungen Meister die alte Tradition nicht mehr kennen. Das Zeitalter des Materialismus zerreißt die Fäden, die uns mit der Vergangenheit verbinden. Hervorheben möchte ich die Tätigkeit des Meisters Ramsauer in Alt Höflein, der in den letzten Jahren einige Sonnentore herstellte.

Quelle und veröffentlichendes Medium unbekannt

Sonntagsruhe

Die Sonntagsruhe ist seit alter Zeit eine soziale Einrichtung, da an diesem Tage jede schwere Arbeit zu unterbleiben hatte, es war ein Ruhetag, den schon die alten Babylonier kannten; da vergönnte sich jeder ein besseres Essen das auch etwas reichlicher war; denn ein Sonntag war nie ein Fasttag. Die Germanen kannten keinen richtigen Ruhetag, sodaß Karl d. G. strengere Gesetze erließ, damit der Sonntag überall nach dem Gebot der Kirche gefeiert wurde; es durfte nicht einmal Gericht gehalten werden. In Ungarn ließ Stefan der Heilige jedem Bauer, der am Sonntag ackerte, ein Roß wegnehmen. Die Kirche verlangte strenge, daß dieser Tag besonders geheiligt werde; einzelne Sprüche gehen auf dieses Gebot zurück: Wie der Sonntag, so der Sterbtag. Sonntagsarbeit bringt kein Glück. Wie der Christ, so der Sonntag. Neben dem Sonntag mußten auch die Feiertage gehalten werden, die im Laufe der Zeit stark vermehrt wurden. Damit begnügte man sich aber nicht und machte noch den Samstagnachmittag zu einem gebotenen Feiertag; diese benötigten unsere Ahnen zu einem gründlichen Reinigungsbade des Körpers. Das Wort Badstube erinnert noch an die alte Sitte. In der Pestzeit wurde der freie Samstagnachmittag ein strenges Gebot. Wer in Geißlberg 1550 trotzdem im Weingarten arbeitete, gab zur Strafe ein Pfund Wachs zur Kirche; die gleiche Strafe finden wir auch in Falkenstein. Nur in der Lesezeit war die Arbeit an diesem Nachmittag erlaubt. Wollte in Weikendorf ein Bauer am Sonntag in die Mühle fahren, so hatte er beim Geistlichen um die Erlaubnis zu bitten. In der Gesindeverordnung vom Jahre 1547 heißt es, daß der Samstagnachmittag frei ist.

In der Reformationszeit führte die Gemeinde Hüttendorf den Donnerstag als Ruhetag ein. Die Gegenreformation forderte eine strenge Sonntagsheiligung, niemand durfte arbeiten, die Kaufläden und Fleischhauergeschäfte mußten während des Gottesdienstes sperren. Der Kirchenbesuch war eine Pflicht für die Untertanen. Wer in Altruppersdorf diese verletzte, erhielt eine ordentliche Prügelstrafe. Dazu müssen wir die vielen kirchlichen- und Gemeindefeiertage sowie die zahlreichen Wallfahrten rechnen. Bedenken wir noch die Robottage, so müssen wir uns heute fragen, wann der Bauer zu seiner Arbeit kam. Die Folge war eine rasche und liederliche Arbeit; man hatte bei uns keine Zeit, etwas gründlich zu machen. Die Schlamperei, die der Wilfersdorfer Amtmann so häufig rügte, wurde da großgezogen. Vielen Handwerkern genügten diese Ruhetage nicht, sie feierten noch den „blauen Montag”, obwohl die Regierung scharfe Gesetze dagegen erließ. Die sittlichen Verhältnisse auf dem Lande ließen viel zu wünschen; denn die Rauflust, die Ruhestörungen zur Nachtzeit, das Johlen und Schreien tadelte häufig die Obrigkeit, aber abstellen konnte sie das nicht. Die Jugend wußte eben nichts anderes mit der Freizeit anzufangen und niemand fand sich in den Gemeinden, der hier im guten Sinne eingewirkt hätte. Trieben es die Burschen einmal zu arg, so strafte sie die Obrigkeit energisch. Doch gab es auch Männer, die aus einem eigenen Antrieb hier eingriffen, wie z. B. der Pfarrer von Paasdorf. Der ging am Abend durch die Gassen und wo er etwas Ungesetzliches entdeckte, prügelte er die Burschen so, daß „die Engel im Himmel Kyrie eleison sangen”.

Die Verhältnisse besserten sich erst im Zeitalter der Aufklärung. Da erkannte man den erzieherischen Wert der Arbeit und der Schule. Als Maria Theresia 1754 viele Feiertage aufhob, erhob sich in Wien ein Sturm der Entrüstung, weil die Bewohner das Phäakenleben gewohnt waren. 24 Feiertage in Werktage verwandeln, war ein schwerer Schlag. Der Wiener Bischof Trautsohn - die Familie besaß die Herrschaft Poysbrunn - billigte diesen Schritt der Kaiserin, während sich der Olmützer Bischof Troyer dagegen aussprach. In Wien predigten einzelne Geistliche gegen das Gesetz. Da ließ die Kaiserin diese verhaften und in der geistlichen Korrektionsanstalt in der Burg Greifenstein einsperren. Auch auf dem Lande nahmen viele Pfarrer passive Haltung ein, sodaß in der einen Gemeinde gearbeitet wurde, in der anderen ein Ruhetag war. Am 2. Jänner 1772 hob die Regierung endgültig die 24 Feiertage auf, es blieben dann nur noch 15. Das Kreisamt in Korneuburg erlaubte zur Erntezeit die Sonntagsarbeit in regnerischen Jahren aber erst nach dem Gottesdienst.

Als die ersten Fabriken errichtet wurden, wollte man die Sonntagsruhe abschaffen. Dies wäre ein unsozialer Raubbau an der Gesundheit der Arbeiter gewesen, den die Regierung zuerst für Jugendliche im Jahre 1846 verbot. In England und Nordamerika war die Sonntagsruhe eine feststehende Einrichtung an der niemand zu rütteln wagte. Oesterreich überließ 1859 die Sonntagsarbeit dem freien Ermessen der Bewohner; deshalb hatten bei uns die Kaufleute auch am Sonntag ihre Geschäfte offen, Handwerker arbeiteten wenigstens Sonntag vormittags und die Arbeiterinnen mußten an diesem Tage ihre häuslichen Arbeiten wie das Wäschewaschen besorgen, da sie an den Wochentagen verdienen. Die Geistlichen predigten gegen diese Entheiligung und mancher schickte oft den Mesner zu dem Bauer, der auf dem Felde eine Arbeit verrichtete, ob er nicht wisse, daß die Kirche jede schwere Arbeit an diesem Tage verbiete. Andere dagegen waren nachsichtig und schwiegen dazu, besonders in der Ernte- und Lesezeit.

Sonntagsruhe auf dem Dorfe! Nach dem Kirchgang standen die Männer in Gruppen beisammen und besprachen alles, was sie am Herzen hatten - Wind, Wetter, Feldarbeiten, hohe Steuern, Dorfereignisse, usw. Nach dem Essen gönnten sich die Alten im Sommer einen Schlaf, dann gingen die einen ins Gasthaus, die anderen in den Keller, mancher bastelte daheim oder hatte einen wichtigen Gang in ein Nachbardorf; die Frauen richteten die Kleider und Wäsche her, nähten, flickten und strickten; eine kleine Plauderstunde auf der Bank vor dem Haustor mit der Nachbarin brachte eine Entspannung. Die Kinder spielten auf der Straße, hier standen auch die größeren Mädchen in Gruppen, erzählten sich die Dorfneuigkeiten oder gingen langsam auf der Ortsstraße auf und ab. Die Burschen sah man im Gasthaus auf der Kegelbahn; sie schoben fleißig tranken Wein oder Bier und sangen: „Soldaten braucht der Kaiser, Soldaten müssen sein”. In Poysdorf machten oft die Bewohner Ausflüge nach Nikolsburg, Falkenstein, Feldsberg, Eisgrub und Loosdorf, um die Heimat kennen zu lernen. Einer hatte die Führung übernommen und erklärte alles so, wie er es verstand, die Schützenfreunde trafen sich in der Schießstätte, wo es am Nachmittag recht lustig zuging. Die tanzlustige Jugend kam in einer neuerbauten Scheune zusammen, um hier durch Tanz die Tenne zu treten; Anfänger erhielten hier gegen eine mäßige Bezahlung Tanzunterricht. Sehr wenige benützten die Sonntagsruhe, um ein gutes Buch oder eine Zeitschrift zu lesen. Brach die Nacht an, so wurde es still und ruhig, da alle Burschen, die sich noch nicht „eingelauft” hatten, daheim bleiben mußten. Die Ahnen waren ja bescheiden und genügsam und fanden genug Zerstreuung und Entspannung in ihrer Gemeinde.

1905 bestimmte ein Gesetz in Oesterreich die Sonntagsruhe, die aber nur für den Nachmittag in den Geschäftshäusern galt. Die Fabriken, gewerbliche Betriebe und Werkstätten waren geschlossen. Die Republik führte 1910 vollständige Sonntagsruhe ein und auch der Samstagnachmittag wurde freigegeben, wie es bei uns früher Sitte und Brauch war. In der Großstadt bürgerte sich nach englischem Muster das Wochenende ein. Kino, Radio und Sport beeinflußten die Sonntagsruhe und die Freizeitgestaltung, die heute ganz anders ausschaut als vor 50 Jahren. Auch hier entwickelt die neue Zeit neue Formen, die langsam in das entlegene Dorf eindringen. (Jugendbewegung) Neuromantische Gedanken dürften die Sonntagsruhe in ganz andere Bahnen lenken, die grundverschieden sind von denen der Vergangenheit. Auch das Gastgewerbe, das nie eine Ruhe kannte, führte 1938 einen Ruhetag in der Woche ein. Diese Einrichtung ist heute in dem hastenden und nervenaufreibenden Maschinenzeitalter für jeden Menschen notwendig.

Quellen:

G. Winter: Weistümer.

Kleinere Aufsätze aus der „Arbeiterzeitung” in Wien.

Veröffentlicht in: „ Weinviertler Nachrichten“, 1959

Standespersonen in Poysdorf 1618 – 1918.

Adel und Geistlichkeit besaßen in früheren Zeiten als bevorzugte Stände vielerlei Vorrechte, die sie den Bürgern und gar den stets gedrückten Bauern gegenüber weit heraushoben. Wo diese arbeiten und zahlen mußten, um ihren Robot- und Zehentverpflichtungen nachzukommen, waren die Ersteren davon ausgenommen, waren außerdem von jeder Militäreinquartierung befreit und beanspruchten dieselben Vorrechte auch für ihre gesamte Dienerschaft. Kein Wunder, daß sich deshalb die Bürger der landesfürstlichen Märkte nach Möglichkeit dagegen wehrten, wenn Adelige innerhalb ihres Gebietes Grund erwerben oder ein Haus bauen wollten.

So erging es auch dem Fürsten Karl von Liechtenstein, als er um 1597 in Poysdorf einen Herrschaftssitz errichten wollte. Die Bürger ließen nicht locker, bis er den Plan fallen ließ und seinen Hof dem Markt verkaufte, der seinerseits daraus das neue Gemeindegasthaus machte.

Auch weiterhin sind nicht viele Adelige in Poysdorf zu finden, doch haben sich immerhin während der drei Jahrhunderte vom Beginn des Dreißigjährigen Krieges bis zum Zusammenbruch der Monarchie einige Grundbesitzerfamilien, Beamte von Adel und andere dort aufgehalten.

 Der Weinaufschlagobereinnehmer Sebastian von Mangen hatte sich als kaiserlicher Kommissar der Stadt Laa a. d. Thaya und als Hauptmann der Festung Falkenstein beim Einfall des Bethlen Gabor im November 1619 sehr bewährt, auch weiterhin „unterschiedliche Kommissionen“ richtig durchgeführt, so daß ihn Kaiser Ferdinand II. 1629 mit dem Ratstitel auszeichnete. Er hatte auch sonst eine „gute Qualität“ und erhielt am 29. Oktober 1638 zusammen mit seinem Bruder Georg Mangen eine Adelsbestätigung und Besserung ihres Wappens mit demjenigen ihres Schwiegervaters Hanns Jörgerer. Dieser, durch 40 Jahre kaiserlicher Kammerdiener und sodann Burggraf in Graz, hatte zwei Söhne, beide im Jusuitenorden, und zwei an die Brüder Mangen verheiratete Töchter.

Das 1638 verliehene Wappen zeigt in von Schwarz und Gold geviertem Schild einen schwarzen Herzschild, darin zwei goldene Greifen, die ein goldenes „Mangholz“ zwischen sich halten „(verliehen am 12. September 1604 an die Brüder Matthias und Georg Manng); 1 u. 4 ein goldener Löwe einwärts; 2 u. 3 ein gekrönter schwarzer Adler einwärts; Helm: der Adler; Decken; schwarz-golden.

Sebastian von Mangen heiratete als Witwer am 25. April 1638 in Wiener-Neustadt die Bürgermeisterstochter Anna Dorothea Greidl oder Prandl und später in dritter Ehe Maria Elisabeth Parzmayr. Er war ein großer Wohltäter der neu erbauten Pfarrkirche von Poysdorf, wo er die „Froschmühle“ erworben hatte, einen sehenswerten Renaissancebau mit prächtigem Laubenhof und stattlichem Turm. Dieses Gebäude hatte der Verwalter Frosch 1584 errichten lassen. Nach dem Wilfersdorfer Grundbuch von 1767 erschlich sich der Herr von Mangen 1641 – 1567 auf unerlaubte Weise „den Hündischen Hof, der dem Liechtenstein gehörte“. Damit man aber nicht daraufkomme, nannte er ihn Drässelhof und baute noch eine Mühle dazu, die den Namen „Drässelmühle“ erhielt. Diese bekamen später die Jesuiten und zuletzt war sie im Besitze der Familie Attenbrunner.

Mit der Gemeinde Poysdorf befand sich der Herr von Mangen öfters im Streit. Wenn er Assistenz bei der Einnahme des Weinaufschlages verlangte, folgte ihm niemand und er mußte sich allein mit den Parteien herumschlagen. Er ist 1650 gestorben.

1676 wird eine Witwe Rosina Ludmilla von Mangen erwähnt, eine geborene von Pirkhenau. Sie führte mit dem Markte einen Prozeß, weil er einen Inmann einsperren ließ, der zu ihren Untertanen gehörte. In ihrem de dato Froschmühl 23. März 1688 errichteten Testament sind die folgenden Kinder genannt: Johann Mathias, Johann Sebastian, Hans Karl, Prozeß in Klosterneuburg (fehlt 1694), Hans Felix, Pfarrer in Oberleis, Johann Ignaz. Prozeß in Göttweig, Johann Baptist, Anna Ursula, Maria Elisabeth, verheiratet in Hauskirchen, Marie Adelgunde und Barbara, gest. Poysdorf 12. Juli 1743, 75 Jahre alt. Unter fünfen der Geschwister brach 1694 ein Erbstreit aus. Anna Maria von Mangen, gest. 8. November 1751, 72 Jahre alt, fungierte 1720 und 1724 als Taufpatin.

Im Volksmunde führte der Berg bei Wilhelmsdorf, auf dem die Familie Wohngelegenheiten für acht Untertanen errichtet hatte, den Namen Mängerberg. Er wurde noch im Gemeindegedenkbuch 1872 erwähnt, ist aber seither in Vergessenheit geraten.

Während des Dreißigjährigen Krieges versah ein Georg Singer, Verwalter zu Falkenstein und Poysbrunn, zeitweise auch die Geschäfte eines Marktschreibers von Poysdorf. Die Familie dürfte aus Falkenstein stammen, wo der Name schon in dem Nikolsburger Urbar vom Jahre1414 vorkommt. Georgs Frau Regina war eine geborene Reischl. Die Gemeinde beschuldigte ihn später, daß er das Panbüchlein Poysdorfs gefälscht habe und in der Schwedenzeit einen Teil der Kriegssteuern für sich behalten hätte. Er war Besitzer der Pfaffenmühle, später Singermühle, in der Pfarre Ameis, und kaufte am 8. Oktober 1694 für seine Familie die Heidmühle. Durch die Vermittlung des Herrschaftsbesitzers von Falkenstein, Johann Franz Grafen von Trautsohn, erhielt Georg Singer am 14. Oktober 1654 den rittermäßigen Adel mit dem Prädikat „Singermühl“ und das um den Engel gebesserte Wappen, das seinem „Blutsfreund“ Mathias Singer zugleich mit dem ungarischen Adel de dato Regensburg 12. Juli 1594 verliehen worden war: Geviert; 1 u. 4 in Blau ein abgekehrter, gekrönter, goldener Adler; 2 u. 3 dreimal von Rot und Silber geteilt; Helm: zwischen einem offenen, rechts roten, von einem silbernen Schrägbalken, links blauen, von einem goldenen Schrägbalken durchzogenen Flug, ein wachsender, weißgekleideter Engel mit roter Stola und erhobenen weißen Flügeln, der in jeder Hand einen goldenen Stern hochhält; Decken: rot-silbern, blau-golden.

Da sich Georg Singer weigerte, mit dem Markte „mitzuleiden“, zerwarf er sich mit der Gemeinde und führte mit ihr einen Prozeß, obwohl er immer ihren Schutz und den der Wilfersdorfer Herrschaft genossen hatte. Er ist 1668, ein Jahr nach seiner Ehefrau gestorben. Um diese Zeit baute sich die Familie unweit der Mühle einen schönen Wohnsitz, der noch heute „Singerburg‘“ heißt. Von dieser soll ein unterirdischer Gang in die Gruft der Poysdorfer Pfarrkirche geführt haben, der aber verschüttet wurde.

1676 starb Lorenz Singer von Singermühl und als letzter der Familie Karl Josef 1694. In seinem Testament vom 29. November 1693 hatte er die Pfarre Poysdorf zu seinem Erben eingesetzt, wofür sie auf ewige Zeiten beim Gottesdienste dieser Familie gedenken sollte. Die Straße zwischen Singerburg und dem Markt erhielt den Namen Singerstraße. (Eine eingehendere Geschichte der Familie Singer soll später folgen.)

Ein Georg Stoiber zum Singerhof starb 1739.

Seit 1645 amtierte als Weinaufschlageinnehmer Peter Pucher von Puechhoffen, der 1663 im Hause Nr. 156 in der Körnerstraße wohnte. Er hatte es um 3000 fl. von Georg Molzer gekauft. Es war ein Ganzlehen, zu dem der Ziegelofen hinter der Kirche gehörte. Über jene Häuser, die dann in dieser Ziegelgstätten erbaut wurden, führte man ein eigenes Grundbuch.

Peter Georg Puecher diente vor seiner Anstellung in Poysdorf durch viele Jahre im kaiserlichen Heer und nahm an der blutigen Schlacht von Breitenfeld 1642 teil. Am 12. November 1662 bekam er den Reichsadel mit „Puechhoff“ und ein Wappen: Geviert mit blauem Herzschild, darin ein schwarzer Adler: 1 u. 4 in Rot auf grünem Hügel eine natürliche Buche; 2 u. 3 in Gold ein Krieger mit Küraß, in der Rechten eine Hellebarde, die Linke in die Hüfte gestemmt, auf dem Reiterhelm einen Busch von gelben, weißen und roten Straußenfedern; Helm: zwischen einem offenen Flug , dessen Farben nicht angegeben sind, der Krieger wachsend; Decken: rot-silbern.

Als Marktschreiber wird 1665 ein Johann Karl von Schlechty (Schlachty) erwähnt, der aber anscheinend nicht viel verstand, da man mit seiner Tätigkeit unzufrieden war.

Am 24. Jänner 1686 heiratete der Wilfersdorfer Schloßhauptmann Georg Leonhard Schubert von Blauenfels die Witwe des Valentin Pacher, Grundrichters von Poysdorf, der 1685 in Wien die Orgel für die Poysdorfer Kirche bestellt hatte. Der Bräutigam hatte am 18. Juni 1681 als österreichischer Untertan und Liechtensteinischer Schloßhauptmann zu Feldsberg für seine Verdienste, die er sich als Contributionsschreiber zu Lundenburg beim Türkeneinfall 1663 erwarb, den erbländischen Ritterstand mit dem folgenden Wappen erhalten: Geviert mit silbernem Herzschild, darin auf grünem Berg eine nach rechts auffliegende, natürliche Lerche; 1 u. 4 in Grün ein doppelschwänziger, gekrönter, goldener Löwe einwärts; 2 u. 3 in Gold ein dreischroffiger, blauer Felsen; Helm: zwischen einem offenen, rechts silber-rot, links gold-schwarz geteilten Flug der Löwer wachsend; Decken: rot-silbern, schwarz-golden. Wohl sein Sohn aus erster Ehe war jener Carl Schubert von Blauenfels, der sich 1691 an der Universität in Siena immatrikulieren ließ.

Von 1696 bis 1717 wirkte als Pfarrer Johann Franz von Zinnenberg.

1711 kaufte Johann Bernhard Mechtl von Engelsberg mit seiner Frau Katharina Ludmilla, geborenen von Hörnach, die Poysdorfer Froschmühle von den Erben der Familie Mangen. Er stammte aus einer altbayrischen Familie, war Hauptmann des Viertels unter dem Manhartsberg und Besitzer des Mitterhofs in Mistelbach. Mit der Gemeinde Poysdorf führte er öfters Prozesse, da er ganz eigenmächtig vorging und Bestimmungen erließ, die gegen den Markt gerichtet waren. Er verkaufte z. B. in seinem Gasthaus neben der Mühle den Wein billiger als die Wirte in Poysdorf, führte fremde Weine ein, hielt vor seiner Mühle einen Kirtag ab und stellte einen eigenen Kirtagsbaum zum Ärger der Poysdorfer auf.

Johann Bernhard von Mechtl (geb. um 1681, gest. Poysdorf 5. Oktober 1754) und Katharina (geb. um 1689, gest. Poysdorf Nr. 169, 19. Februar 1774) hatten die folgenden in Poysdorf getauften Kinder:

1. Maria Antonia Katharina, geb. 17. Jänner 1717, Paten: Hubert Siegmund Graf von Althan, verm. Maria Juliana von Truchseß, an deren Stelle Maria Anna Katharina, geborene Freiin von Sisseck.
2. Johann Wenzel Michael, geb. 29. September 1718, Pate: Hubert Siegmund Graf von Althan.
3. Anna Maria Rosalia Eleonora, geb. 5. September 1720, Paten: derselbe und Maria von Mangen.
4. Michael Wenzel Benedikt, geb. 22. März 1722, gest. 20. April 1722, Paten: Michael Wenzel Franz Graf von Althan und Juliana Theresia von Althan.
5. Marie Elisabeth Katharina, geb. 29. April 1723, gest. Poysdorf Nr. 169, 30. Juli 1772, Patin: Juliana Gräfin von Althan, geborene von Homonay.
6. Karl Josef Ignaz, geb. 1. August 1724, gest. 17. August 1724, Pate: Karl Ferdinand von Weigelsfeld, Pfarrer in Altlichtenwarth.
7. Maria Anna Regina Monika, geb. 6. September 1726, Patin: Anna Marie von Mangen.
8. Josef Ignaz August Franz, geb. 2. Oktober 1730, Pate: Ignaz Martin,Vieedechant.
9. Katherl, geb. um 1733, gest. 27. Juli 1742.

Der kaiserliche Obristleutnant Bernhard von Pöschl erwarb am 14. Juni 1714 um 2500 fl. die Ruine des bereits erwähnten Ganzlehenhauses Nr. 156 in der Körnergasse. Es war bei dem Brande von 1710 zerstört worden.

Marie Elisabeth von Helderndorf, geb. 1. September 1722. Vater: Anton V. H., Wachtmeister im Bayreuthischen Dragonerregiment (später k. u. k. Husarenregiment 15), Kompanie des Hauptmanns Grafen von Hohenfeld. Patin: Marie Elisabeth, Gattin des Johann Michael Prymel, Landgerichtsverwalters in Zistersdorf.

Johann Christoph Kurschel von Reißenthal, wirklicher Capitaineleutnant im Prinz Emanuelischen Kürassierregiment (k.u. k. Dragonerregiment 9), Sohn des Kaspar Bonifaz K. v. R., Generaladjutanten, und der Rosina, verm. Poysdorf 16. Mai 1724 Anna Maria, Tochter des Poysdorfer Färbermeisters Franz Liebhart und der Barbara. Zeugen: Sebastian Lethner, Karl Härtel.

Von 1742 bis 1763 wirkte als Pfarrer in Poysdorf Dominik Franz Giovanelli von Gerstburg.

Am 18. Mai 1758 starb die Baronin Susanna von Pürsel, geborene Gräfin von Odonel, 40 Jahre alt.

Am 2. Mai 1773 verschied im Hause Nr. 325 (209) in der Singerstraße der unverheiratete Johann Philipp Edle von Eichenfeld. Sein Grabstein im Barbarafriedhof hat folgende Inschrift:

„Quiescunt hie eineres Philippi Bösler Ab Eichenfeld, S.C.R.A.M. Consiliarii et Legationis in Russia Secretarii , qui post XL et unum annum in patriam reductus quietam agens vitam mortuus est Calendis Maii anno salutis MDCCLXXIII aetatis suae LXVIII et caros penes parentes sepulturae locum elegit hunc vero lapidem maestus frater posuit. Beati qui in domino moriuntur“.

In seinem Testament vom 19. April 1777 stiftete Anton Boeßler von Eichenfeld, k. k. Rat und Offizial der geheimen Kabinettskanzlei in Wien 3000 fl., damit im Feldsberger Spital der Barmherzigen Brüder auf ewige Zeit zwei Betten für Poysdorfer Insassen unterhalten würden.

Karl Johann Nepomuk Graf Wratislaw von Mitrowitz, 28 J., auf Schloß Kalladey in Böhmen, verm. 22. Juni 1800 Theresia Berger, Gastgeberstochter aus Poysdorf Nr. 258 (85) am Dreifaltigkeitsplatz.

Anton Baron König von Kronenburg, Tabakverleger, gest. 15. Dezember 1827, 41 Jahre alt. Begraben im Friedhof St. Johann bei der Pfarrkirche.

Zwei Töchter des gewesenen Verwalters Ignaz von Makomasky und der Regina starben in Poysdorf und wurden am Barbarafriedhof beerdigt:

1. Emilie, gest. 13. Jänner 1835, 6 Jahre;
2. Ludowika, gest 3. Juli 1836, 11 Jahre.

Josef Ritter von Amon aus Lunz, 1842 Tabakverleger in Poysdorf. Seine Familie hatte sich zu Zeit der Franzosenkriege durch ihre patriotische Gesinnung ausgezeichnet.

Im Jahre 1858 bewohnte Kurt von Schröter das Haus Nr. 381 (126) in der Wienerstraße.

Amalia von Meszaros, geborene Schwayer, geb. Poysdorf 7. August 1855, gest. 17. März 1920.

Quellen:

Pfarrmatriken Poysdorf (1650 – 1654, ab 1717)

Herrschaftsakten Wilfersdorf im Liechtensteinischen Archiv in Wien

Grundbuch Herrschaft Wilfersdorf 1767 und Jesuitenkollegium über Poysdorf im Bezirksgericht Poysdorf

Adelsarchiv Wien (für Mangen, Puecher, Schubert, Singer); die Auszüge besorgte freundlicherweise Frau Amtssekretär Rosa Schaufler

Monatsblatt „Adler“, Bd. V, S. 127 (Mangen), S. 136 (Singer)

Jahrbuch „Adler“, 1900, S. 207 (Mangen), S. 279 (Stoiber)

Bl. d. Ver. f. Landeskunde v. NÖ., 18. Jg., 1884, S 304 (Schubert)

Neuer Siebmacher NÖ., I, S. 294 (Mechtl)

Leupold, Adelsarchiv, I, S. 266 (Boeßler).

Veröffentlicht in: „Der Adler“, 1947

Stiftsbrief des Nikolaus Köpäin

Ich Nikolaus Köpäin Eines Löblichen Kayserlichen Collegy Doc IELV in Wienn Unterthäniger Bürger in Markht Poystorff, Bekhenne hiemit Vor Mich Meine Erben und Nachkhomen, dass Ich Mich auß freyen Mueth Und Willen gantz Wohlbedacht und Ungezwungen entschlossen habe eine Immerwehrende Stiftung zumachen und aufzurichten, dass nemblichen Vors Feste in allhiesigen Pfahrkhirchen in der Oktav der Allerheyligsten Dreyfaltigkheit all Jährlichen eine heylige Meeeß Zu Ehren der Allerheyligsten Dreyfaltigkheit Jungfrauen Mariä gelesen werden solle; Andertens am Fest Mariä Verkhündigung alß den 25sten Marty, am Fest Mariä Himmelfahrt alß den 15ten Augusti und am Fest der Unbeflekhten Empfängnus Mariae alß den 8ten Xbr sollen bey der bildnus Mariä Zell in allhiesiges Pfahrkhirchen jederzeit eine Wax Kerzen per Acht Kreizer werth angezündet werden Und zu Ehren der Allerseeligsten Jungfrau Mariä Brennen. Und damit diese Meine Stifftung Immerwehrend continuieren und Beständig dauren Könne, Alß habe Ich zu dem Ende ein Viertl gewanten akher bey dem Salzbrunn neben Joseph Jäkhisch Und An der gruppner ligend, so der Fürst Liechtensteinischen Herrschaft dienstbahr ist dergestalt gewidmet Und dermahlen dem Joseph Paul Jäkhisch frey aigen ohne einige bezahlung abgetretten und überlassen, das Er daruor lebenslang schuldig seyn solle alljährlich die heylige Meeß in der Octav der Allerheyligsten Dreyfaltigkheit lesen zu llassen. Auf gleiche weiß habe dem Johann Kollmann ein Viertl akher in Neidharten neben Valentin Andorffer ligend, der Pfahrkhirchen allhier dienstbahr ohne einzige bezahlung abgetretten und eingeraumet, dass Er lebenslang schuldig seyn solle an obbenannten drey Frautägen die drey Kerzen Jede zu acht Kreizer zu Verschaffen und aufstekhen zu lassen. Und wegen des anzünden denen beeden Nachtwachtern allhier /: denen es Von Richter und Rath allhier ohne dem aufgetragen worden :/ Jährlichen Zu Ostern 6 Kreizer zubezahlen. Und gleichwie sy Beede alß Joseph Jäkhisch Und Johann Kollmann solch Meine Stifftung lebenslang zu Vollziehen dermahlen durch eine eingelegte obligation Bekhennet Und sich Verbindlich gemachet, alß sollen sy auch schuldig und Verbunden seyn, alljährlich dass die Stifftung vollzogen sey, Jeder eine quittung, dass es geschehen, zu Richter und Raths handen zu erlegen. Nach Ihren Todt aber Will Ich Einen Wohlweysen Herrn Markht Richter Und gesambten Rath die Macht Und Gewaldt überlassen Und freindlich gebetten haben, darob sorg zu tragen, Womit Meine Stifftung fleißig Vollzohen werde, zu dem ende sollen sy befuegt Und berechtiget seyn, Einem Ehrlichen bürgers Mann allhier zu benennen und zu erwöhlen, welche obige Grundstükh Innenhaben Und dargegen die Stifftung getreulich Vollziehen, Mithin eine Obligation auf das Rathaus einlegen solle, derohalben weder Erbschafft noch freind einstandt statt und platz haben, sondern es an der freyen Wahl des Herrn Markht Richters Und Versambleten Raths Bestehen und gelegen seyn: Jedoch sofehrn die dermahligen Aigenthümber die grundstükh in Besseren stand mit Dareinwendung Ihrer Unkosten stelleten, solle nach Ihren Todt auf Ihre Kinder /: wan solche sesshafte Bürger allhier seynd :/ eine reflexion gemacht werden. Und gleichwie dise Meine gestiffte Beleichtung des Frauenbilds auf ein Immerwehrendes abzihlet, Alß habe Einen Wohlweisen Rath freindlich bitten wollen, auf die Renovation dises Matiä Zeller Bilds entweder durch absamblung Unter der Bürgerschaft zugedenkhen alles getreeeulich und ohne gefährde. Zu Verkhund dessen habe Ich disen Stifftbrieff mit aigenen hand Unterschriben Und mit Meinen hieranfangenden Pettschaft bekhräfftiget, auch Einen Wohlweißen Rath ersuchet, demselben mit Gemeinen Markhts hieranhangenden Insigl (doch Ihnen ohne schaden und Nachtheil) zu verfertigen. So geschehen Markht Poystorff den Zehenten Augusti Im ain Tausend Sibenhundert Und Dreyßigsten Jahr.

 N. Richter Und Rath Nikolaus Kohbain

 Allda als stieffter

Nikolaus Kopain war ursprünglich ein Untertan des Freiherrn von Fünfkirchen, der einen großen Besitz in Poysdorf sein eigen nannte. Im Jahre 1701 wurde das Haus des Kopain – es war ein Viertellehen, alte Nummer 36, neue 297 – vom Herrn Leopold Graf von Fünfkirchen mit allervorigen Gerechtigkeit eingetauscht. Der obere Nachbar des Kopain war Stephan Riedl – Liechtensteinischer Untertan – der untere Georg Rußko – jesuitischer Untertan. Der Kopain besaß 3¾ Gwanten Acker, ½ Tagwerk Wiesen und ein „Wiesfleckel“, 2 Viertel – und 4 Achtel Weingärten.

Andreas Gruppner bewohnte das Halblehenhaus 203 alt, 88 neu.

Handschrift von Franz Thiel

Stiftungen und Benefizien in unserer Heimat

Die Gotik brachte unserer Heimat nicht nur einen neuen kirchlichen Baustil, dem wir in Walterskirchen, Großkrut, Altlichtenwarth und Fallbach begegnen, sondern auch eine Frömmigkeitswelle, die sich in zahlreichen Stiftungen äußerte, in denen die Sorge um das ewige Seelenheil des Menschen zum Ausdruck kam. Neben Benefizien finden wir Indulgenzbriefe, ist: Ablässe, ewige Messen, Jahrtage und ein ewiges Licht, das für den Verstorbenen im Gotteshaus der Gemeinde brennen sollte (lux aeterna). Die Indulgenzbriefe förderten die Kirchfahrten, da die Leute aus den umliegenden Ortschaften herbeiströmten, um einen Ablaß zu erlangen. Viel trugen zu dieser Frömmigkeit auch die politischen Verhältnisse in der Zeit um 1400 bei - die Grenzfehden, das Raubritterwesen, die Bruderkämpfe der Habsburger und die sozialen Spannungen. In solchen Zeiten sucht das Volk Hoffnung und Stärke im Glauben, der ihm eine Stütze im harten und schweren Lebenskampf war.

Indulgenzbriefe erhielten die Kirchen: Obersulz 1318 auf 40 Tage, Großkrut 1334 wegen feierlicher Haltung des Fronleichnamstages, Wilfersdorf 1335 (40 Tage), 1378 die Spitalskirche in Mistelbach (40 Tage), Wilfersdorf 1402 (die Zahl der Tage nicht angegeben), 1465 und 1475 (je 100 Tage). 1397 hatte ein Teich in Großkrut die Lehen ausgetränkt, die zu einer Messe in der Kirche gehörten und in Geld 3 Pfund 30 den ausmachten; dafür gaben die Liechtenstein andere Gült in Wetzelsdorf und Walterskirchen. 1403 widmete Margareta Chronvogel in Großkrut für den Martinsaltar in der Stephanskirche 100 Pfund, liegend auf dem Dorfe Reibersdorf.

Gestiftete Jahrtage in der Wilfersdorfer Kirche:

1411 durch Niklas Hasen und durch den Bullendorfer Richter Paul, 1412 durch Katharina Fröhlich, ihren Sohn Stephan und den Enkel Christian, 1417 durch Stephan und Christian Fröhlich sowie durch Andre Prinzendorfer, der auch eine Kerze für den Katharinen-Altar widmete, und 1422 durch die Herren von Liechtenstein in der Feldsberger Kirche.

Wichtig für die kirchlichen Stiftungen und Benefizien war u. a. Verträgen der von 1333, der zwischen dem Mistelbacher Pfarrer, dem Grafen von Dettingen und dem Herrn Marquart von Mistelbach geschlossen wurde, nach dem diesem das Recht als Herr von Mistelbach verblieb. 1383 und 1384 erkaufte Hans von Liechtenstein von dem Georg Stuchsen von Trautmannsdorf um 3000 Pfund Mistelbach mit Gericht, Zoll, Maut und Kirchenlehen auf der Kapellen und ein Spital daselbst sowie andere Kirchenlehen, die dazu gehörten. Bestand vielleicht schon damals das Katharina-Benefizium? In den weiteren Lehensbriefen von 1382, 1494, 1523, 1525 und 1553 fehlte der Ausdruck „samt aller Vogtei“, der in den früheren Urkunden vorkam.

Das Johannes-Benefizium stiftete Hans Füllensack am Veitstag 1419 und gab dazu 4 Lehen Zehent, die er dem Pfarrer und der Gemeinde Mistelbach um 77 Pfund Pfennig verkaufte, damit das Lehen bei der Pfarrkirche, u. zw. zu einer ewigen Messe auf dem Johannesaltar verbleibe und nie entfremdet werde; jeder Pfarrer sollte die Güter nutzen und genießen und der Besitz immer bei der Pfarrkirche bleiben. 1476 erwähnen die „Matricula Pataviensis” (von Dr. P. Schmieder) die „capella castri in Mistelbach, ist: die Burgkapelle, über die das Patronat die Liechtenstein hatten, das Johannes-Benefizium und das S. Katharina in der Gruft „noviter fundata“, ist: neu begründet. 1474 waren die Liechtenstein Lehensherren über das Spital, über die Elisabethkirche und über das Johannes-Benefizium, während die beiden anderen nicht genannt werden. Unsere Heimat zählte wenig Benefizien im Gegensatz zu Krems, das 19 Altarbenefizien hatte (nach H. Göhler im „Waldviertel” von Dr. Stepan). Die Geistlichen waren bestrebt, recht viel Stiftungen in ihrer Hand zu vereinigen — „Benefizienkumulation” genannt —, um ihr Einkommen zu mehren; diesen „Pfründenjägern” standen die armen Vikare gegenüber, die als geistliches Proletariat für die Ideen der Reformation eintraten. Damit verbunden war ein Niedergang des kirchlichen Lebens, der sich bei uns sehr stark bemerkbar machte. 1512 dürfte das Benefiziatenhaus neben dem Kloster erbaut worden sein, das ein sehenswertes gotisches Stabgitter über dem Eingang zeigte. Der Klosterrat erklärte bei seiner Visitation im Jahre 1544, daß das Katharina-Benefizium ein Lehen des Pfarrers sei; das Johannes-Benefizium umfaßte folgenden Besitz: 29 Joch Aecker, von denen 5 Joch der Mistelbacher Richter entzogen hatte, 6 Tagwerk Wiesen, 1 Grasgarten, 11 Viertel Weingärten, Holz zur Notdurft, das auch im Verlaß jährlich ….. Pfund den. trug, und ein gut gebautes Haus.

Nach einem Inventar vom 8. Juni 1557 besaß der Benefiziat: Kannen, Platten und Schüsseln aus Zinn, 1 Salzfaß, 1 Almer, 1 Truchen, Handtücher, Teppiche für den Tisch, Bratspieße, Feuerhunde und eine Presse samt Boding. Der Mistelbacher Dechant forderte von dem Herrn Septimius von Liechtenstein 1592 die Urkunden, Stifts- und Lehensbriefe, die Urbare und das Inventar vom Johannes-Benefizium, weil die Kirche mit einem Protestanten nichts zu tun haben sollte (Folgen der Gegenreformation). Septimius beachtete nicht die Forderung und legte nach dem Tode des Benefiziaten die Sperre bis zur Verlassenschaftsabhandlung an. Nach einem undatierten Schreiben (um 1600) hatte das Benefizium folgenden Besitz: eine Viertel- und eine Halbe-Hofstatt, 3 Joch Aecker „Am Holz”, 7 Joch in der Breiten gegen Wilfersdorf, 8 Joch in der gegen Hüttendorf, 6 Joch in der gegen Staatz, 1 Joch beim Seebrückl, 1 Tagwerk Wiese „Beim Moos”, 4 Viertel und 1 Achtel Weingarten in „Angelhardt”, den Rembrand-Zehent auf einigen behausten Halblehen und eine Leiten Holz — ‚die Burgstall-Leiten” zwischen Eibesthal und Bullendorf (Anmerkung: Ob hier nicht ein Schreibfehler vorliegt und es Wetzelsdorf heißen soll?); ein undatiertes Schreiben erwähnt, daß der Herr Karl von Liechtenstein dem Dechant und Magister Johann Lambertus das Johannes-Benefizium übergab; doch hatte er in jeder Woche auf dem Johannes-Altar einen Gottesdienst zu halten, auch das Benefiziatenhaus gehörte ihm. Die Stiftung hatte — der Akt ist undatiert — 29 Joch Aecker, 7 Tagwerk Wiesen, 6 Viertel und 1 Achtel Weingarten, ein Holz im Eibesthaler Gebiet gegen Wetzelsdorf, eine ³̸₄ und eine ½ Hofstatt. 1614 starb am 18. November der wohlhabende Bürger Vinzenz Präß, der in Mistelbach die Reformation förderte. Der Marktrat klagte 1617, daß das Benefiziatenhaus baufällig sei, daß seit ¾tel Jahren kein Gottesdienst abgehalten wurde, die Wiesen verödet und der Wald abgemaist sei, sodaß nicht ein Stamm zum Bauen tauge; zur Stiftung gehörten 30 Joch Felder (8 ½ gegen Wilfersdorf, 11 gegen Hüttendorf und 6 gegen Staatz), den Zehent nahm Wilfersdorf (2 Teile) und der Mistelbacher Pfarrer (1 Teil); ferner 18 Joch Holzleiten, 2 Tagwerk Wiesen unter Ebendorf, ½ Tagwerk in „Steinbergen” und eine öde unter Hüttendorf, 1 Viertel Weingarten im „Kolbenthal”, 6 Inleuthäuser mit einem Keller und der Zehent auf 104zweiviertel Joch im Mistelbacher Gebiet.

1640 besaß das Benefizium Paul Porsius, der die Gegenreformation in Mistelbach durchführte und Ordnung in die kirchlichen Verhältnisse brachte; ihm folgte der Wilfersdorfer Pfarrer Georg Webers, dem aber der Passauer Offizial die Bestätigung verweigerte ‚obwohl sich der Fürst Karl Eusebius von Liechtenstein für ihn einsetzte. Das Einkommen des Benefiziaten betrug in der Zeit 1639 bis 1642: 34 Mut ½ Metzen Weizen, 57 Metzen gesprengtes Korn, 35 ½ Metzen Korn, 4 Metzen Gerste, 143 ½ Metzen Hafer, 8 Metzen Heiden, 2 Metzen Brein, 1/8tel Linsen, 1 ½ Metzen Erbsen, 2siebenachtel Metzen „Kichern” und 8 ½ Eimer Wein. Um 1642 verkauften die Bauern, weil die Verhältnisse wegen der Schwedengefahr sehr unsicher waren, rasch ihre Feldfrüchte und vergruben das Geld; überall herrschte große Unordnung und Diebstähle sowie Einbrüche waren keine Seltenheit. Dies dauerte mehrere Jahre. 1658 wollte die fürstliche Herrschaft das Johannes-Benefizium ordnen; denn das Haus war schon recht baufällig; von den Aeckern, den Weingärten und dem Walde wußte niemand etwas; da hieß es, daß die Liechtenstein das Johannes- und Katharina-Benefizium gestiftet hätten; alle Stiftsbriefe, auch der von der Elisabethkirche waren verloren. Der Mistelbacher Pfarrer hätte um 1658 nicht leben können, wenn er nicht die Einkünfte von diesen 2 Benefizien gehabt hätte. Die Elisabethkirche besaß zwei Indulgenzbriefe, u. zw. vom Jahre 1375 und 1658. Als die Herrschaft Ordnung gemacht hatte, umfaßte der Besitz des Johannes-Benefiziums 30 Joch Aecker, 1 öde Hofstatt, 18 Joch Holzleiten und 6 Inleuthäuseln mit Kellern neben dem Pfarrhof; der Benefiziat hatte die Pflicht, wöchentlich 2 Messen am Johannes-Altar in der Pfarrkirche zu lesen. Die Herrschaft plante 1662, die zwei erwähnten Benefizien mit der Spitalskirche zu vereinigen und einen Kaplan anzustellen; die Opfer und Geschenke kämen nach Abzug der Reparationskosten an die Pfarrkirche und der Pfarrer hätte die Aufsicht über das Spital, die Rechnungen zu zeichnen und zu unterfertigen sowie einen eigenen Schlüssel zu besitzen. Als die Barnabiten den Versuch machten, die 2 Stiftungen in ihre Hand zu bekommen, kam es zu einem Prozeß mit der Herrschaft. Diese wies nach, daß 1385 Hans von Liechtenstein das Haus Mistelbach — die Burg und alles, was dazu gehörte, wie Holz, Weide, Aecker, Wiesmat, Wildbahn, Fischweide, Gericht, Maut, Mannschaft, Vogtei, Kirchlehen und Kapellen gekauft hatte; von der Pfarrkirche stand nichts in diesem Kaufbrief, da sie ja ein Lehen des österr. Landesfürsten war. Die Felder und Grundstücke, die zum Johannes-Benefizium gehörten, dienten immer den Herren von Liechtenstein.

Der Dechant Johann Wahrendorf von Großkrut genoß u. a. die Einkünfte von beiden Benefizien, doch verließ er den Besitz an 2 Mistelbacher Ratsbürger auf 3 Jahre: Zins von 6 Herbergstübeln ist 40 fl, 8½ Tagwerk Wiesen, 30 Joch Eigenbauäcker, Zehent von 110 Joch, ¼tel zehentbarer Acker, 2 Viertel Weingärten im „Kolbenthal” und 6 Viertel sowie 1 Achtel zehentbarer Weingarten; falls sie den Bestand nicht mehr wünschten, müßten sie ihn ein Vierteljahr vorher kündigen. Wahrendorf vereinigte einen reichen Besitz in seiner Hand. Die Benefizienkumulation vergangener Tage kam wieder zur Blüte. 1672 besaß das Johannes-Benefizium der Dechant Heinrich Rieß von Pyrawarth; zwei Jahre später versuchten die Barnabiten die Stiftung der fürstlichen Herrschaft zu entziehen, damit es für immer bei der Pfarrkirche verbleiben sollte. 1675 wurde bestimmt, daß die Fürsten Liechtenstein bei diesem Benefizium das Vorschlagsrecht hatten; doch sollte von nun an der jeweilige Pfarrer in Mistelbach auf gebührendes Ansuchen zu dieser Stiftung präsentiert werden; am 18. März 1675 langte dieser kaiserliche Befehl, der das ius praesentandi dem Fürstenhaus zugestand, ein und galt vom 23. März d. J. an; betont wurde besonders „das gebührende Ansuchen”. Die Barnabiten hielten sich nach 1700 nicht immer an diese Bestimmung, so z. B. der Pater Hieronymus‚ der P. Alexander, der P. Ambrosius und P. Josef Schöllhammer. Die Namen von einigen Inhabern des Johannes-Benefiziums, mit dem auch nach 1557 das Katharina-Benefizium vereinigt war: 1557 Rupert Faschang, 1592 Dr. Stredel, der das Benefiziatenhaus an den unkatholischen Vinzenz Präß vermietete, 1600 Johann Lambert, 1610 Ferdinand Vistarino, 1617 Christoph Andreas Fischer‚ 1633 schenkte Kaiser Ferdinand II. die Pfarre Mistelbach den Barnabiten von St. Michael, - Paul Pörsius, - Ulrich Grappler, der die Würde eines Weihbischofs besaß, aber von dem Fürsten Liechtenstein nicht vorgeschlagen war, 1658 Laurenz Aidinger der später Bischof von Wr. Neustadt wurde, 1669 Johann von Wahrendorf und 1672 Heinrich Rieß.

Das Katharina-Benefizium, das sicher schon vor 1383 bestand, wird 1476 erwähnt; sein Besitz umfaßte 1544: 20 Joch Aecker in allen Feldern, 2 Tagwerk Wiesen, 7 Viertel Weingärten, Brennholz nach Notdurft, Pfenniggült von behausten Untertanen und Gütern, ein Haus und einen Garten; es war ein Lehen des Pfarrers von Mistelbach. Die Vogtei hatten aber über den Markt und über die Kirchenlehen seit 1383 die Liechtenstein; sie war 1514 auf die Heiligenkreuzer Untertanen von Mistelbach und Hagenberg erweitert worden. 1617 gehörten zu dieser Stiftung:

ein Holz auf dem „Sechterberg” (bei Wetzelsdorf) ist 9/10tel Joch, ein Keller und ein Häusel, das im Meierhof des Pfarrers lag, früher aber außerhalb des Stadels stand; wöchentlich mußten 2 Messen auf dem Johannes-Altar und alle Vierteljahr eine auf dem Katharina-Altar gelesen werden.

Das Benefizium S. Sebastiani stiftete 1497 der Mistelbacher Richter Hans Schrems und seine Frau Margareta als ewige Messe und Jahrtag zu Allerseelen in der Gruft; dazu gaben beide 24 Pfund Geld, je einen halben Weingarten im „Steinberg” zu Hüttendorf, in „Anglardt” zu Mistelbach und im „Kolmthal”, eine Leiten Holz im Eibesthaler Wald, 3 Tagwerk Wiesen bei der Rohrmühle und ein Haus bei der Stiege. Jeder der 3 Knaben, die beim Seelenamt singen halfen, bekam einen Pfennig. Sollte aber der Benefiziat nachlässig sein, so hatte er der Pfarrkirche St. Martin ½ Pfund Wachs zu geben. 1544 gehörte das Benefizium zur Gruft, in der am Sonntag, Mittwoch und Samstag eine Messe gelesen wurde. Der Schottenabt gab jedes Jahr 24 fl Burgrecht Zins; außerdem gehörten zum Benefizium: 6 Viertel Weingärten, 3 Tagwerk Wiesen, die jährlich um 6 Schilling den verlassen wurden und Brennholz nach Notdurft; die Weingärten waren schon öde und das Haus baufällig. 1576 besaß die Stiftung Desiderius Kunrad. Paul Pörsius, der 1614 nach Mistelbach kam, ordnete die kirchlichen Verhältnisse und brachte dieses Benefizium zu Ehren. Der heilige Sebastian war in der Pestzeit stark verehrt, u. z. in Nikolsburg, Kettlasbrunn und Alt-Ruppersdorf - alle bekannte und gern besuchte Gnadenorte. 1660 klagte der Benefiziat, daß er von dem Zehent der Stiftung nicht leben könnte, weil auch die Wiesen verwüstet und das Holz verödet sei.

1665 kamen die Pfarrer von Großkrut und Poysdorf nach Mistelbach wegen des Sebastiani-Benefiziums; die Holzleiten im Walde umfaßte 36 Viertel; die Lage der Grundstücke war derzeit unbekannt; weil die Gemeinde schon längere Zeit die Steuern nicht bezahlt hatte, drohte die Regierung mit Exekution, falls die Rückstände nicht in kurzer Zeit beglichen würden. 10 Jahre später heißt es, daß diese Stiftung im Kriege und bei dem großen Sterben in Abgang gekommen sei; die Grundstücke verödeten, zum Teil gab die Herrschaft die Felder an die Untertanen und mit der Zeit hörten die Stiftmessen auf. Die Hauptschuld trugen wohl die Ratsherren, die sich auf jede Weise zu bereichern wußten, wie es u. a. auch in Poysdorf geschah.

Das Poysdorfer Benefizium zu Ehren der allerheiligsten Dreifaltigkeit, das 1494 Georg Weisböck und Hans Heindl gestiftet hatten, bestand nur kurze Zeit, da in der Reformationszeit die Geistlichen die Grundstücke verkauften. In diesem religiösen Umbruch brach mancher dürre Ast ab und manches Gute wurde in den Wirbel hineingezogen und vernichtet. Die Stiftungen zeigen das Bild des religiösen Lebens unserer Heimat; denn auf eine Blütezeit folgt ein Niedergang: Wellenberg und Wellental wechseln auch hier ab.

In Großkrut stiftete der Dechant Wahrendorf am 13 Nov. 1671 ein Benefizium, zu dem in den 3 Feldern 10 Gwanten Aecker und 3 Viertel Weingärten gehörten, außerdem ein Haus neben der Kirche. In der schweren wirtschaftlichen Zeit war es einem Bauer oder Bürger nicht möglich, eine größere Stiftung zu machen. 1693 hinterließ der Baron Karl Josef Singer in Poysdorf eine Stiftung für eine ewige Messe beim Pestaltar in der Pfarrkirche; dafür vermachte er eine Mühle, 42 Gwanten Acker, 8 Viertel Weingärten, das Mühlholz: ist 4 Joch in „Einzenstein“ bei Falkenstein, und 2 Weinkeller.

Im Zeitalter der Aufklärung tauchen hie und da Schulstiftungen für die armen Kinder auf; eine große hinterließ der erwähnte Wahrendorf in Großkrut. Leider gab es Gemeinden, die solche Stiftungen für ihre Gemeindekasse verwendeten, die immer leer war, weil die Ratsherren oft recht nachlässig wirtschafteten oder gar das Geld für eigene Zwecke gebrauchten. Die Geldentwertung in den Jahren 1811, 1816 und 1873 vernichteten viele Stiftungen. Trotzdem verzeichnete das „Wiener Diözesanblatt” 1897 noch zahlreiche kirchliche Stiftungen, sowie die der Schule in unseren Gemeinden:

Gemeinde Zahl jähr. Reinertrag

Ameis 37 133 fl

Bernhardsthal 55 338 fl

Großkrut 180 1715 fl

Eibesthal 109 560 fl

Erdberg 45 287 fl

Falkenstein 61 352 fl

Föllim 17 43 fl

Ginzersdorf 8 18 £l

Klein-Hadersdorf 53 230 fl

Hausbrunn 66 392 fl

Herrnbaumgarten 128 572 fl

Alt-Höflein 1 2 fl

Katzelsdorf 89 505 fl

Kettlasbrunn 82 502 fl

Ketzelsdorf 21 170 fl

Lichtenwarth 67 352 fl

Loidesthal 42 198 fl

Mistelbach 154 4019 fl

Ottenthal 60 283 fl

Paasdorf 95 819 fl

Poysbrunn 72 556 fl

Pottenhofen 43 213 fl

Poysdorf 131 1629 fl

Prinzendorf 81 396 fl

Rabensburg 81 404 fl

Reinthal 65 206 fl

Alt-Ruppersdorf 32 174 fl

Schrattenberg 17 599 fl

Schrick 103 929 fl

Klein-Schweinbarth 20 101 fl

Steinebrunn 13 47 fl

Stützenhofen 19 88 fl

Ober-Sulz 69 336 fl

Walterskirchen 67 247 fl

Wetzelsdorf 85 728 fl

Wilfersdorf 111 1420 fl

Wilhelmsdorf 19 140 fl

Nach dem „Schematismus des landtäflichen Besitzes in Nieder-Oesterreich” 1903 (E. Z. 690 und 693) hatte die Mistelbacher Pfarrkirche, das Johannes-Benefizium und die Pfarre (E. Z. 689) einen Besitz von 54,23 ha - Aecker 30,75 ha, Garten 1,29 ha, Wald 22,19 ha - der Besitzer hatte die Berechtigung, in der Wählerklasse des Großgrundbesitzes an den Wahlen in den Reichsrat und Landtag teilzunehmen.

Quellen:

Herrschaftsakte Wilfersdorf im Fürst Liechtensteinischen Hausarchiv.

Veröffentlicht in: „Heimat im Weinland“, Heimatkundliches Beiblatt zum Amtsblatt der Bezirkshauptmannschaft Mistelbach, 1960, S. 38 – 40, S. 50 - 52

Südmähren um 1770

In den schlesischen Kriegen, die Friedrich II. mit Maria Theresia führte, zeigten sich bei der österreichischen Armee große Fehler, die wesentlich zu den kaiserlichen Niederlagen beitrugen, denn es fehlte an brauchbaren Karten und an einer genauen militärischen Landesbeschreibung, die sofort nach dem Friedensschluss zu Hubertusburg 1763 in Angriff genommen wurde. Die Sudetenländer kamen sofort an die Reihe und die Offiziere leisteten da eine vorbildliche Arbeit, die anfangs streng geheim gehalten wurde.

Diese Josefinische Aufnahme gibt uns ein Bild der Heimat aus jener Zeit, die in der Geschichte als Aufklärung bezeichnet wird und die Grundlage für das 19. J ahrhundert mit seinem Fortschritt auf allen Gebieten legte.

**Grußbach** ein im Tal liegender Marktflecken, solide Kirche und Kirchhof, der mit einer Mauer eingeschlossen ist. Unweit der Kirche ist ein großes solides herrschaftliches Schloss, dazu ein Schüttkasten, Beamtenwohnungen und ein Pfarrhof. An das Schloss reiht sich ein Garten an, der mit einer soliden Mauer umgeben ist, die stellenweise aus Lehmziegeln besteht. Die Gebäude dominieren den Markt, werden aber von den Weingärten beherrscht, die mit einer schlechten Lehmmauer eingefriedet sind.

Die Weingärten verteidigen den Eingang nach Leipertitz. Unterhalb des Marktes vereinigen sich die Abflüsse des Erdberger und Marktteiches auf der Hutweide und fließen durch das sogenannte Rohrtal in den Fröllersdorfer See. Das Rohrtal ist 300 Schritte breit und mit Rohr bewachsen, sumpfig und morastig; ein Damm sorgt für die Passage, auch mehrere schlechte Holzbrücken sind da. Im Winter kann man das Tal, wenn es gefroren ist, benützen. Oberhalb des Rohrtales liegt ein Stück junger dichter Wald, voll Sümpfen und Morästen, die nie austrocknen. Von hier geht ein Weg nach Österreich auf das sogenannte Breunerschlössel. Dieser ist nur praktikabel, wenn die Wiesen an der Thaya nicht inundiert und die Sümpfe sowie Moräste ausgetrocknet sind. Zwischen hier und dem sogenannten Trawingerhof ist ein junger dichter Eichenwald. Nach Grafendorf gehen unterschiedliche Fahrwege, die praktikabel sind. Über den Damm des Marktteiches geht ein getriebener praktikabler Fahrweg nach Znaim. Beim Thaya-Wirtshaus teilt sich der Weg. In dieser Gegend sind die Wege praktikabel. Der Meierhof Neuhof ist solid gebaut und wird von den umliegenden Höhen „commandiert“.

**Fröllersdorf** hat eine solide mit einer Mauer eingeschlossene Kirche. Die Thaya ist acht bis zehn Klafter breit, hat schlammigen Grund und steile Ufer; nur bei dem Dorf ist eine Durchfahrt für leichte Fuhrwerke.

Bei Hochwasser sind die angrenzenden Wiesen voll Wasser. Im Frühjahr dauert die Inundation drei bis vier Wochen; bei einem Platzregen ist die Inundation nicht so anhaltend. Die Wiesen sind nicht sumpfig und morastig. Wenn die Gegend zwischen hier und Neusiedl nicht überschwemmt wird, so kann man durch den Auwald auf praktikablem Fußweg nach Neusiedl kommen.

**Weißstätten** liegt an der Abdachung einer Anhöhe. Mitten im Dorf ist eine kleine Kirche, außerhalb des Dorfes eine solide Schäferei, die den Eingang von Muschau und Mariahilf verteidigt, wird aber von der Kirche und den Anhöhen bei der Kaiserstraße commandiert. Die Anhöhen sind teils kahl, teils mit Weingärten bedeckt. Die Thaya hat teils einen sandigen Grund, teils einen morastigen, hohe Ufer und kann nur auf Brücken bei Dürnholz und Muschau passiert werden. Die Wiesen sind sumpfig und mit Rohr bewachsen, sie trocknen niemals aus. Die Gegend gegen Muschau und Eibis ist bedeckt mit jungen und dichten Waldungen, die aber auch voll Sümpfe und Moräste sind. Über den Damm des Zapfenteiches geht ein Fahrweg nach Eibis, der bei Regenwetter sehr unpraktikabel ist. Die Wege nach Mariahilf, Wostitz und Dürnholz sind praktikabel.

**Dürnholz** ist ein Marktflecken; auf der Anhöhe steht ein Schloß. Den Meierhof umgibt eine Mauer; Kirche und Rathaus sind solid. Das Schloß bestreicht die Gegend und den Markt. Der Meierhof an dem Weg nach Grußbach und Fröllersdorf verteidigt den Eingang von Grußbach und Fröllersdorf. Der Friedhof wird von Weingärten commandiert. Links neben dem Weg nach Mariahilf ist ein Garten, der von einer Mauer eingeschlossen ist. Eine steinerne Brücke führt über die Thaya. Wiesen und Hutweiden werden oft bei Hochwasser und im Frühjahr überschwemmt. Die Straße nach Nikolsburg benützt einen Damm, der mehrere Holzbrücken aufweist. Die sumpfigen Wiesen sind mit schütteren Weiden und Erlen bedeckt, werden aber von der Thaya und Gräben durchschnitten. Die Au zwischen Fröllersdorf und Dürnholz hat junges und dichtes Holz, voll Tümpel und Moräste, die niemals austrocknen. Gegen Leipertitz liegen sechs Teiche mit sandigem Grund und genießbarem Wasser. Ihren Ablauf nehmen sie von dem sogenannten Ziegelteich durch die Au in die Thaya. Die Anhöhen sind teils kahl, teils mit Weingärten bedeckt; die Wege sind praktikabel.

**Neusiedl** ist ein Dorf, hat eine Kirche, die mit einer Mauer eingeschlossen ist. Die Mühle bei der Thaya ist solid, die Brücken sind aus Holz. Die Gegend ist ein offenes Land mit verlorenen Anhöhen; die Wege sind praktikabel.

**Guldenfurt** ist ein Dorf mit einer soliden Schäferei, die den Eingang von Dürnholz bestreicht. Die Anhöhen zum Sattelberg bei Prerau bedecken Weingärten. Auf der Hutweide ist eine Durchfahrt, die bei trockenem Wetter mit leichtem Fuhrwerk benützt werden kann. Die Wiesen sind sumpfig und die Wege praktikabel.

**Donawitz** - ein Markt, mit vielen Weingärten und praktikablen Wegen.

**Padorf** ist ein Dorf im Gebirge; ein beschwerlicher Weg geht nach Klentnitz, ein Fuhrweg bei dem Turold nach Nikolsburg und ein Fußweg neben dem Bach nach Nikolsburg, der auch mit Wagen befahren werden kann.

**Bergen** - ein Dorf mit einem Ziegelofen, hat praktikable Wege.

**Ober-Wisternitz** - ein Dorf, das sich in die Tiefe zieht. Klentnitz ist schwer zu befahren. Der ordentliche Weg führt neben der Antonikapelle vorbei, ein Weg berührt das Pollauer Schlößl.

**Unter-Wisternitz** - ein Markt mit einer soliden Mühle, einem Bräuhaus, sein Garten ist mit einer Mauer umgeben. Gegen Pollau führt ein beschwerlicher Weg, über die Thaya eine ordentliche Landbrücke. Auf dem Mahberg können wenigstens sechs Bataillone kampieren. Die Berge sind steil. Zwischen dem Mahberg und Pormitzberg liegt ein großes Tal. Über die Hutweide kann der Pormitzberg auf der Seite von Bergen bestiegen werden. Eine verfallene Mauer vom Neuschlößl ist da noch zu sehen, ebenso auf dem Klentnitzberg. Auf der Ebene von Turold können oben vier Bataillone kampieren. Die Wälder haben junges Eichenholz. Von dem Pollauer Schlößl sieht man bis Brünn und Ungarn, vom Mahberg entdeckt man Österreich.

**Muschau** ist ein Dorf in der Ebene; gegen Eibis liegt ein junger dichter Wald. Vor der Frauenmühle bemerkt man Wiesen und Wälder mit Sümpfen und Morästen. Eibis ist ein Dorf in der Tiefe der Iglawa, hat eine solide Mühle. Die Holzbrücke kann man mit einem Fuhrwerk passieren. Bei Regenwetter ist der Weg durch die Wiesen unpraktikabel.

**Tracht** ist ein Dorf in der Ebene. Die Anhöhen von dem alten Teich bis gegen Poppitz beherrschen das Dorf. Der Meierhof ist solid und die Wege praktikabel.

**Klentnitz** - ein Dorf mit einem Ziegelofen. Der Weg zur Frauenmühle geht durch den Nikolsburger Hochwald; eine Mühle heißt Marienmühle. Die Wege durch den Wald sind bei Regenwetter sehr schlecht.

**Pollau** - ein Dorf, wird von dem Mahberg dominiert. **Poppitz** - ein Dorf, liegt hart am Gebirge in der Ebene. **Pausram** - ein Markt, hat ein Bräuhaus, ein altes Schloß und einen Meierhof. Der Weg von Brannowitz kann durch die Mühle, auch durch das Gebirge in feindlicher Gelegenheit schwer gemacht werden. Ein Weg führt über den Teichdamm zur Schwarzawa. Von den Mühlen fließt ein kleiner Bach in den Schloßgarten und dann in den Teich, dessen Wasser genießbar ist. **Groß-Steurowitz** ist ein Dorf mitten im Weingebirge. Zur Antonikapelle geht ein praktikabler Feldweg.

**Auspitz** ist eine Stadt in einem Ravin gelegen mit vier Toren, das vierte heißt Herrentor, das zweite Badertor, das 3. Vashertor liegt in der Vorstadt Böhmendorf; vor dem Kostlertor ist die Vorstadt kurze und lange Zeile. Die Stadt umgibt eine ziemlich hohe Ringmauer, hat zehn Rondells und bei den Toren viereckige Türme. Die Mauer hat Schießscharten und ist 15 Schritte frei. Die Kirche ist solid. Weingebirge umgeben die Stadt. Über das Bächlein führen zwei Holz- und eine gemauerte Brücke. Die Straßen sind auf der Höhe gut, in der Tiefe aber bei Schlechtwetter unpraktikabel.

**Schakowitz** -- ein Dorf mit einer soliden Kirche und Meierhof. Ein Weg führt über die Hutweide und das Auspitzer Weingebirge nach Auspitz. Die Teiche haben gutes Wasser, das Menschen und Tiere trinken können.

**Millowitz** - ein Dorf mit solider Kirche, liegt zwischen dem Gebirge.

**Neumühle**, ein Dorf in der Ebene, wird von den Höhen, dem soliden Meierhof und den Mühlen dominiert. Der Weg nach Seitz ist sehr beschwerlich, der nach Prikling bei Regenwetter unpraktikabel.

**Prikling** - ein Dorf am Rande des Gebirges, hat viele Weingärten.

**Seitz** - ein Dorf hoch auf den Bergen. Die Kirche beherrscht die Gegend, hat aber eine schlechte Friedhofmauer.

**Klein-Steurowitz** - ein Dorf mit einer soliden Kirche, einer Kirchhofmauer und einem soliden Wirtshaus. Die Wege sind hier schlecht.

**Rakwitz** - ein Dorf, hat eine solide Kirche mit Kirchhofmauer. Der Teich hat gutes Wasser.

**Pawlowitz** - ein großes Dorf mit einem soliden Pfarrhof, Wirtshaus, Glockenturm im Ort, solides Schlößl, Meierhof, Schüttboden, solide Kirche mit Friedhof. Die Florianikapelle dominiert die Gegend mit den vielen Teichen.

**Klein-Nemtschitz** - ein mittelmäßiges Dorf. In dem Ravin entspringen einige kleine Quellen. Die Wege sind hier sehr schlecht.

**Bilowitz** - ein großes Dorf mit solider Kirche, Friedhofmauer und Fasangarten.

**Höflein** - ein großes Dorf mit solider Kirche, Friedhofmauer und solidem Meierhof. Brücken über die Thaya sind bei Ruhhof und Blaustauden; oberhalb des Ruhhofes ist ein Meer; zu dem Hof führt ein Damm von zwei Klafter Breite; hier sind Sümpfe, Moräste, Holzbrücken und Hutweiden.

**Grafendorf** hat außerhalb einen Schüttboden; der Trawingerhof ist solid gebaut. Die Wiesen und Hutweiden werden oft überschwemmt, auch hier sind Moräste, Seen und Gräben; über die Thaya führt die hölzerne Breuner Brücke für leichtes Fuhrwerk. Beim Anschauhof liegen zwei kleine Teiche mit sandigem Grund und gutem Wasser.

**Prerau** liegt in der Ebene, hat eine solide Kirche und einen Friedhof außerhalb des Ortes mit einer soliden Mauer. Der Sattelberg beherrscht die Gegend und gewährt eine weite Aussicht.

**Guttenfeld** - ein Dorf in der Ebene, mit solider Kirche und Friedhofmauern. Der Neusiedler Teich hat einen schlammigen Grund und nicht trinkbares Wasser. Die Hutweiden, die an den Teich stoßen, sind sumpfig, die Wege praktikabel.

**Bratelsbrunn** - ein großes Dorf mit Weingärten, solider Kirche und praktikablen Wegen.

**Nikolsburg** ist eine Stadt. Das Schloß dominiert die Gegend, hat starke Mauern. Vom heiligen Berg genießt man eine weite Fernsicht. Den Fasangarten umgibt eine Mauer; Meierhof, Schüttboden und Scheune sind solide Gebäude. Die Tore: Wiener- und Judentor / Gaßberg. Ein Weg geht über den Totenhengst durch das Weingebirge nach Pollau. Über das hohe Eck führt der Fürstenweg nach Eisgrub. Zwischen der Stadt und Voitelsbrunn liegen Teiche mit gutem Wasser. Der Porzteich hat in der Mitte ein Lusthaus.

**Voitelsbrunn** hat einen beschwerlichen Weg nach Pulgram. Der Teich enthält gutes Wasser und der Grund ist sandig. **Pulgram** - ein Dorf in der Tiefe mit schlechter Friedhofmauer; Meierhof und Scheune sind solid. Hier sind Diebsteige. **Neudegg** ist ein Dorf an der Thaya. Die Wege sind praktikabel, aber bei Regenwetter unpassierbar. Außerhalb des Ortes steht eine Kapelle. Die umliegenden Höhen dominieren die Gegend.

**Eisgrub** ist ein großer Marktflecken mit einem soliden Schloß. Die Stallungen und Mühlen defendieren den Eingang nach Rakwitz. Die solide Seidenspinnerei ist mit Wall und Damm umgeben, liegt außerhalb des Ortes und defendiert mit dem soliden Kirchhof und Garten den Eingang nach **Feldsberg**. Die Thaya ist 30 Schritte in der Breite, hat sandigen Grund und steile Ufer. Die hochstämmigen Wälder und Wiesen leiden durch die Überschwemmungen. Die großen Teiche haben sandigen Grund und gutes Wasser.

**Kostel** ist eine Stadt auf der Anhöhe; ein Graben umgibt auf der einen Seite den Ort, Kirche, Rathaus, Meierhof und Friedhofmauer sind solid, in der Umgebung viele Sümpfe und Moräste. Der Weg nach Eisgrub ist unpraktikabel, auch die anderen Wege sind bei Regenwetter sehr schlecht.

**Rampersdorf** - ein Dort mit einer soliden Mühle und Meierhof, der den Eingang gegen Bilowitz defendiert. Gegen Kostel breiten sich Moräste aus.

**Altenmarkt** hat ein solides Bräuhaus, Schupfen, Schüttkasten und Wirtshaus. Der Teich ist groß und tief mit einem sandigen Grunde.

**Lundenburg** ist ein großer Marktflecken und hat eine solide Kirche.

Der Weg und die Brücke nach Themenau wird durch verschiedene Gebäude bestrichen. Das solide Schloß ist von der Thaya abgesondert. Fischbehälter sind im Fluß. Die Mühlen und Herrschaftsgebäude sind solid. Der Kirchhof liegt am Berranow und ist gemauert. Die Wege sind bei schlechtem Wetter grundlos; bei kleinem Wasser und in trockenen Zeiten können die Arme der Thaya passiert werden, nicht aber bei Regenwetter. Die Waldungen sind hochstämmig, aber sumpfig und morastig; sie können auch bei trockenem Wetter nicht betreten werden. Am Rande des Waldes ist ein Sumpf, in den sich der Abfluß vom Altenmarkter Teich ergießt. Die Überschwemmungen der March dauern im Frühjahr sechs Wochen und reichen bis Landshut. Wälder und Wiesen sind morastig, die Brücken aus Holz, Jagdwege führen nach Bernhardsthal und Hohenau.

**Znaim** ist eine königliche Stadt mit einem soliden Burgschloß und einem Franziskanerkloster. Die Stadt ist mit einer dreifachen Mauer und drei Gräben eingeschränkt. Die Hauptmauer ist mit vielen festen Türmen versehen und hat drei Tore. Die Mauern von den Zwingern bestreichen um und um die Vorstädte und die Wege. Von dem Dominikaner Pförtner wird die ganze Gegend von **Teßwitz** bis **Bruck** commandiert. Die Schanzen neben dem Obertor bestreichen die Gärten und die hinter der Stadt vorbeigehenden Wege. Das Burgschloß und der Pfarrhof dominieren das Tal der Thaya auf- und abwärts bis Bruck. Das Franziskanerkloster commandiert das Grenztal. Die Stadt selbst wird von dem Pöltenberg und Kühberg dorniniert.

Von Zulb kommt ein getriebener Weg. Straßen und Wege über die Thaya sind bei nassem Wetter unpraktikabel. Der Marktflecken **Zulb** liegt im Tal. Kirche, Pfarrhof, Wirtshaus und Meierhof sind solid; an dem Arm der Thaya ist eine solide Mühle. Die Brücken sind alle aus Holz, nur am Ortsende ist eine Steinbrücke. Von Joslowitz kommt ein getriebener Weg. Nach Zwingendorf führt ein Weg über den Zulber Teich. Im Grund gegen den Kratzer Hof liegen drei kleine Teiche. Die Wege sind bei trockenem Wetter praktikabel, sonst grundlos. **Mitzmanitz** ist ein langes Dorf; der Mühlgraben hat hohe bewachsene Ufer. Surowitz ist ein Dörfl unter dem Sonnwirt-Hübel. Die Thaya hat tiefe, inpraktikable Ufer, viele Krümmungen und hohe Bäume an den Ufern. Bei dem Orte gibt es eine Durchfahrt durch die Thaya nach Walterwitz. Die Mühlarme zeigen unpraktikable Ufer. **Hönitz** liegt im Grund unter dem Wein- und Sandberg, hat ein solides Wirtshaus, ein Bräuhaus, eine solide Kirche mit einer Mauer umgeben, Pfarrhof, Meierhof und Mühlen. Die Teiche haben einen sandigen Grund und genießbares Wasser.

**Walterwitz** - ein kleines Dorf, in der Mitte eine solide Kirche. Die Thaya ist da vier bis sechs Klafter breit, hat sandigen Grund und hohe Ufer. Bei Überschwemmungen sind die Wege nicht zu benützen; das dauert zwölf Tage. **Borrotitz** liegt im Tal, hat eine solide Schäferei und ein Wirtshaus. Der Teich, der sich gegen Lechwitz erstreckt, hat einen morastischen Grund. Von hier fließt ein Bach in den Grillowitzer Teich. Die sumpfigen Wiesen und Hutweiden trocknen niemals aus. Auf dem Damm steht eine solide Mühle. Die Höhen werden vom Regenwasser arg zerrissen.

**Lechwitz** ist ein Dorf mit einem soliden Wirtshaus, das die Straße nach Znaim verteidigt. Seitwärts des Dorfes fließt ein Bach in den Borrotitzer Teich, links durchschneidet der von Teßwitz kommende Bach die Wiesen und ergießt sich dann ebenfalls in den Teich. Die Wiesen sind sumpfig.

Der Damm zwischen den Wiesen und dem Borrotitzer Teich ist zehn Klafter breit, über den eine Straße nach Mißlitz führt. Hier sieht man nur Holzbrücken. Links seitwärts des Dorfes sind kahle Höhen, deren Abdachung mit schütterem Wald bedeckt ist.

Die Lechwitzer Residenz ist ein herrschaftliches Wohngebäude mit solider Kirche und Wirtshaus. Die Kirche dominiert die Gebäude und wird von den Höhen commandiert, von denen man eine weite Aussicht hat.

**Pratsch** ist ein kleines Dörfl im Tal, von Weingärten umgeben, mit solidem Meierhof und praktikablen Wegen. **Banditz** hat am Ortsende einen Meierhof, der solid gebaut ist; oberhalb des Ortes sind zwei kleine Teiche. Die Straße bei der Johannesstatue, beim Burgholz und bei der steinernen Brücke ist bei Regenwetter grundlos. **Testitz** liegt zwischen kahlen Anhöhen, hat einen soliden Meierhof und eine kleine Kirche. Die Berge sind mit Weingärten bedeckt und leiden sehr stark bei Regenwetter. Oberhalb des Dorfes sind vier sandige Teiche. Der Bachabfluß von diesen Teichen fließt durch das Dorf und ergießt sich bei Panditz in die zwei kleinen Teiche. Bei Überschwemmungen sind hier die Wege und Straßen drei bis vier Tage gesperrt. Gegen **Zııckerhandel** und Vinau sind die Anhöhen mit Wald bedeckt. Der Weg nach Zuckerhandel ist oft grundlos.

**Proßmeritz** ist ein Marktflecken mit einer soliden Kirche, **Teßwitz** ein Dorf mit einem soliden Meierhof und Wirtshaus, hat ringsherum sumpfige Wiesen. **Schakwitz** hat eine Schäferei. **Böhmisch** **Grillowitz** hat einen großen sumpfigen Teich, auch die Wiesen und Hutweiden zeigen ein morastisches Aussehen, im Frühjahr stehen sie unter Wasser. Die solide Kirche bestreicht das Dorf. Auf den Anhöhen sieht man Weingärten.

**Postitz**, ein großes Dorf, hat ein solides Wirtshaus und Meierhof. Der Schüttboden liegt außerhalb des Dorfes und bestreicht die Gegend sowie die Wege nach Znaim, Grußbach und Erdberg. Gegen Grußbach liegen vier Teiche - der Postitzer, der Erdberger, der Johannes- und Marchteich. Die Wiesen neben den Teichen werden oft überschwemmt und haben einen sumpfigen Grund. Die Abdachungen zwischen den Teichen zeigen Waldungen. **Probitz** hat eine Schäferei sowie einen Meierhof.

**Klein Thayax** hat eine solide Kirche, Pfarrhof und Wirtshaus, Holzbrücken, bei der Johannesstatue eine steinerne. Bei der Kirche ist im Frühjahr ein nasser Sumpf. Der Knotzer Hof ist solid gebaut. Von dem Heidenberg sieht man bis gegen Nikolsburg und Znaim. **Olkowitz** liegt im Grund. Über den Mühlgraben führen drei Brücken und ein Steg. Das Dorf und die Hutweiden werden oft unter Wasser gesetzt.

**Joslowitz** liegt unter dem Lusthübel, hat solide Gebäude, ein großes, viereckiges, auf einer Anhöhe mit einem Wall umgebenes Schloß, eine solide Kirche. Beim großen Schloßteich eine solide Mühle. Der Teich ist tief, teils sandig, teils morastig. Oberhalb des Fasangartens liegen noch drei Teiche mit sumpfigem Grund. Der Marktflecken **Erdberg** hat solide Kirche, Pfarrhof, Friedhof und Schäferei. Im Frühjahr müssen hier durch die Überschwemmungen die Straßen gesperrt werden. Die Wiesen und Hutweiden haben Erlen und Weidensträucher. Das Gebiet durchziehen morastige Gräben. Die Wege, besonders der nach Stockerau, sind nur bei Schönwetter praktikabel. **Groß Thayax** ist ein Großdorf mit solider Kirche und Pfarrhof; gegen Wulzeshofen liegt ein Meierhof und Beamtenwohnungen. Die Thaya ist tief, hat sandigen Grund, teilweise einen morastigen.

**Klein Grillowitz**: Die Thaya kann hier nirgends passiert werden; die Wege sind nur bei trockenem Wetter praktikabel, nicht aber im Frühjahr. Weiden und Erlen bedecken die Wiesen. Beim Eisstoß im Frühjahr gleicht die Gegend einem See und jeder Verkehr ruht oft durch zehn bis zwölf Tage. Man sieht nur Holzbrücken und wenig Steinbrücken. Die Häuser der Bewohner sind aus Holz gebaut, auch aus Lehm und Patzen, nur wenige zeigen einen soliden Bau aus Ziegeln und Stein. Bei einem Regenwetter werden oft tiefe Furchen in die Berge gerissen.

Quelle:

Die Josefinische Kartenaufnahme im Wiener Kriegsarchiv

Veröffentlicht in: „Südmährisches Jahrbuch“, 1963, S. 48ff

Tod und Begräbnis

Wenn im Hause ein Schwerkranker liegt, so achten die Bewohner auf bestimmte Vorzeichen, die dem Kundigen verraten, ob der Sensenmann den Kranken abholen wird; schreit in der Nacht der Totenvogel = Schleiereule, kräht im Hof eine Henne, geht die Stubentür von selbst auf, fällt ein Bild von der Wand, klopft die „Totenuhr“ in der Bettstatt oder bellt der Haushund in auffallender Weise, dann sind dies Boten des Todes. Die Angehörigen lassen ihn versehen und rufen die nächsten Verwandten herbei, sofern sie im Orte wohnen. Während der Geistliche beim Kranken weilt, beten alle in einem Nebenraum für eine glückliche Sterbestunde. Sie erscheinen im Krankenzimmer, wenn beim Sterbenden die letzten Tröstungen der Religion gespendet werden. Sie reichen ihm die Hand und verabschieden sich oft unter Tränen und danken ihm für alles Gute. Hat er einen schweren Todeskampf, so wartet er noch auf einen Besuch; ebenso, wenn er zur Tür blickt; es sollte noch ein Verwandter kommen. Liegt er schon in Agonie und röchelt („zischt“) er, so zündet man eine geweihte Kerze an und gibt sie ihm in die Hände; auf die Brust legt man ihm ein Sterbekreuz, das in mancher Familie als teures Erbstück stets beim Hause bleibt, und alle beten laut für das Seelenheil des Sterbenden.

Hat er es überstanden, so drückt man ihm die Augen zu, damit er Ruhe hat und nicht einen von den Umstehenden anschaut, der ihm bald folgen müsste. Das Kinn wird ihm aufgebunden und der Leichnam früher auf einen Laden = Totenbrett, gelegt. Türen und Fenster öffnet eine Frau, damit die Seele hinausfliegen kann. Nach einiger Zeit werden die Fenster und der Spiegel verhängt und den Sterbefall meldete die Familie früher einmal den Tieren im Stall sowie den Bienen an; es war dies ein schöner Beweis der alten Haugemeinschaft. Im Sterbehaus ist es ruhig und still; die Leute sprechen nicht so laut; jedes Lachen, die Musik und Lärm ist verboten, damit die Ruhe des Toten nicht gestört wird. Stirbt ein Gemeinderat, so wird im Rathaus die schwarze Fahne ausgesteckt, bei einem Lehrer weht die Trauerfahne vom Schulgebäude, bei einem Feuerwehrmann vom Zeughaus. Der Gemeindearzt erscheint, beschaut den Toten und schreibt den Totenschein. Der letzte Scheintote wurde in Poysdorf um 1870 im Barbarafriedhof beerdigt, doch erwachte er unter der großen Linde und hob den Sargdeckel.

Der Gemeinde verkündet die Sterbeglocke – um 1707 eingeführt – das Hinscheiden eines Bewohners; bei Männern wird 3 mal abgesetzt, bei Frauen zweimal. Den Sterbefall in der fürstlichen Familie zu Wilfersdorf und Feldsberg zeigte die große Kirchenglocke an. Früher blieben die Leute, wenn das „Zügenglöcklein“ ertönte, auf der Straße stehen, nahmen den Hut vom Kopfe und beteten ein Vaterunser für den Dahingeschiedenen. Den Leichnam waschen Frauen mit Essigwasser und kleiden ihn an (Hemd, dunkles Gewand, bei Frauen das Brautkleid, bei ledigen helle und weiße Kleider). Junge Mädchen werden als Braut mit Schleier und einem Myrtenkranz, manchmal auch mit einer Brautkrone in den Sarg gelegt. In die Hände gibt man dem Toten einen Rosenkranz, auf die Brust ein Kreuz und daneben viele Heiligenbilder. Die Füße es Toten müssen zur Tür gerichtet sein. Im Weihbrunnkessel stecken 3 Kornähren, mit denen jeder Besucher auch dem stillen Gebet die Leiche besprengt u. z. auf Stirn, Mund und Brust. Bei Kindern und Ledigen benützt man einen Rosmarinstengel oder einen Buchsbaumzweig. Am Abend erscheinen die Verwandten, Nachbarn und Freunde, um die Sterbegebete (Den Rosenkranz für die armen Seelen) zu verrichten. Das bescheidene Essen wie Brot, Fleisch und Wein wird heute nicht mehr gegeben. Die Leute verlassen still und ruhig das Trauerhaus, auch die Nachtwache bis 12 Uhr mitternachts gehört der Vergangenheit an; nur ein Nachtlicht erhellt das Sterbezimmer, in dem der Tote die letzten Stunden im Elternhaus verbringt.

Das Begräbnis meldete vor Jahren ein Konduktansager den Bewohnern der Gemeinde an und lud sie ein, dem Verstorbenen die letzte Ehre zu erweisen. Heute geschieht es mit Partezetteln, die beim Verheirateten einen schwarzen Rand, bei Jugendlichen einen blauen aufweisen. Beim Ausläuten, das zu Mittag des Begräbnistages die Läuterbuben des Dorfes besorgen (in vielen Kirchen geschieht es heute elektrisch), wird dreimal abgesetzt. Bei Honorationen läutet in Poysdorf auch die große Glocke. Freunde und Verwandte bringen Blumenkränze in das Haus und legen sie zum Sarg, sodaß dieser oft von einem Blütenmeer umgeben ist. Die Verwandten aus den Nachbargemeinden werden in der Nebenstube mit Wein bewirtet; sie sprechen in einem gedämpften Ton von dem Verstorbenen, von seinem Leben und dass er es überstanden hat. Bevor der Geistliche kommt, nehmen alle Abschied, danken dem Toten für alles Gute und bitten ihm um Verzeihung, wenn sie ihm ein Unrecht zugefügt hätten. Nun legt man auf die Leiche den Uebertan = ein schleierartiges Gewebe, schraubt den Sargdeckel zu, während er früher zugenagelt wurde, und trägt den Sarg mit den Füßen voraus über die Türschwelle, wobei die Träger mit ihm drei Kreuze machen, vor das Haus. Der Geistliche segnet ihn ein, spricht die vorgeschriebenen Gebete, die Sänger singen ein Lied und dann schieben die Träger den Sarg in den Leichenwagen, der mit den Kränzen und Blumenspenden geschmückt ist.

Nun ordnet sich der Leichenzug; an der Spitze schreitet der Kreuzträger; dem folgen die Kinder, die Sänger, die Geistlichen mit den Ministranten, der Leichenwagen, die Trauergäste – zuerst die Kinder, dann die Familie, die Verwandten, Nachbarn und Freunde -, die Männer in 4er Reihen und zum Schluß die Frauen, die keine Ordnung halten. Die Erwachsenen beten den Rosenkranz. Einen Feuerwehrmann tragen die Kameraden, wobei Windlichtträger den Sarg flankieren. Kinder werden von jungen Burschen getragen. Bei einem ledigen Mädchen geht vor dem Leichenwagen die Totendame in schwarzer Kleidung und tief verschleiert mit einer gebrochenen Kerze, der eine weißgekleidete Dame mit dem Polsterl folgt, an die sich weiße Schulmädchen mit Blumensträußen in der Hand reihen. In Poysdorf trägt ein Mann vor dem Sarg ein braun angestrichenes Kreuz (Holzkreuz) mit dem Namen und den Sterbedaten des Verstorbenen, bei Ledigen ist es weiß; es erinnert an die alten Totenbretter, die z. B. noch im Böhmerwald in Gebrauch sind. Begegnet der Leichenzug einer Hochzeit, so stirbt bald jemand, ebenso wenn es beim Begräbnis regnet. In Poysdorf bewegt sich jeder Leichenzug an der Dreifaltigkeitssäule vorbei. In Großkrut stellen die Träger den Sarg eines Kriegsteilnehmers beim Kriegerdenkmal nieder und die Musik spielt das Lied vom guten Kameraden. Ist das Begräbnis am Vormittag, so wird in der Kirche sofort der Trauergottesdienst abgehalten; in Poysdorf segnet der Geistliche den Toten in der Friedhofskappelle ein; dabei singt der Kirchenchor ein Grablied und bei einem besseren Begräbnis auch das Libera. Oft wird der Tote hier gleich in der Friedhofskapelle aufgebahrt, vor der das Begräbnis stattfindet.

Der Leichenzug bewegt sich nun langsam zum offenen Grabe, in dem der Tote nach einer zweiten Einsegnung die ewige Ruhe findet; ein Grablied ertönt und bei den Kriegsteilnehmern wird ein Schuß abgefeuert. Manchmal erwähnt ein Freund oder Bekannter in einer Ansprache die Verdienste des Dahingeschiedenen und dankt ihm für seine Arbeit und Mühe. Nun treten die Trauergäste zum Grab und jeder wirft 3 Schaufeln Erde auf den Sarg, macht mit der Hand ein Kreuz und verabschiedet sich vom Toten mit den Worten: „Das ewige Licht leuchte ihm! Er ruhe in Frieden!“ Nun verlassen sie den Friedhof und gehen zum Totenmahl, das in der Regel im Trauerhaus stattfindet. Feuerwehrleute und die Vereinsmitglieder, falls der Verstorbene einem Verein angehörte, erhalten im Gasthaus ein Bier. Bei einer „schönen Leich“ geht auch die Ortsmusik mit. Die Träger und der Totengräber holen sich nach alter Sitte einen Wein, den sogenannten „Leichentrunk“, oder ein entsprechendes Trinkgeld. In Poysdorf wird gewöhnlich der Trauergottesdienst am folgenden Tage in der Kirche abgehalten.

Nach einiger Zeit richteten die Hinterbliebenen den Grabeshügel her, schmückten ihn mit Blumen und lassen einen Grabstein aufstellen. Wer zu sehr um den Verstorbenen trauert und weint, vergrößert die Leiden der armen Seele im Jenseits. Im Singen des Herdfeuers vernehmen die Hinterbliebenen das Klagen der armen Seele im Fegefeuer und streuen dann Salz in die Glut. Das Grab wird von den Verwandten oft besucht; vor allem an den Sonn- und Feiertagen, am Sterbe-, Geburts- sowie Namenstag; blühende Blumen in einem Wasserglas der Laterne. Zu Allerheiligen sind die Gräber oft so reich geschmückt, dass der Friedhof einem weißen Blütenmeer gleicht; am Abend brennen die vielen Kerzen, während die Kirchenglocken zum Andenken an die Toten der Gemeinde läuten. Die Angehörigen stehen still vor den Gräbern und beten für die Verstorbenen. Seit dem ersten Weltkrieg werden die Gräber zu Weihnachten mit einem Tannen- oder Fichtenbäumchen geziert. Am Muttertag gedenkt man mit einem Blumenstrauß der lieben toten Mutter. Wer von einem Toten spricht oder erzählt, fügt stets den Satz an: „Gott schenk’ ihm die ewige Ruh!“ Der Partezettel wurde früher eingerahmt und über der Tür des Sterbehauses oder an der Weinpresse im Keller befestigt.

Veröffentlicht in: „Heimat im Weinland“, Heimatkundliches Beiblatt zum Amtsblatt der Bezirkshauptmannschaft Mistelbach, 1956, S. 33 + 34

Türkenerinnerungen

Türkennot, Türkengefahr sind uns heute unbekannte Dinge, anders war es aber vor 300 Jahren, als die Türken zu den gefährlichsten Gegnern unserer Heimat zählten und ihre Scharen wiederholt bei uns erschienen. Der Krieg war damals noch recht unmenschlich, da man die Siedlungen zerstörte und anzündete, die Bewohner in Gefangenschaft führte oder niedermetzelte, das Vieh raubte und die Fluren verwüstete. Aus den gefangenen Knaben bildeten die Türken ihre besten Truppen, die bekannten Janitscharen. Die Christenmädchen wurden mit Öl, Milch und Mandeln genährt und dann kamen sie in einen Harem. Die Türken waren Gegner der schlanken Linie beim weiblichen Geschlecht.

Zum Schutze des Landes baute man in dem Grenzgebiet zahlreiche Festungen und Burgen, die den Vormarsch des Feindes aufhalten und unseren Bewohnern einen sicheren Zufluchtsort bieten sollten. Schwere Opfer kosteten diese Festungen, viel deutsches Blut floß vor den Mauern; denn einen richtigen Frieden gab es nie im Grenzgebiet. Immer mußten hier die Bewohner zur Abwehr und zum Kampf gerüstet sein; diese Kampfeslust wurde von Geschlecht auf Geschlecht vererbt und sie steckt noch heute den Nachkommen im Blute. Die Kroaten an der March und in Südmähren, die um 1584 hier bei uns angesiedelt wurden, sind Flüchtlinge gewesen, die ihre ungarische Heimat verließen. Wer in diesen Ortschaften einen Kirtag besucht, kann noch heute die Kampfeslust der jungen Burschen beobachten.

Am 29. März 1598 eroberten unsere Truppen die starke Festung Raab – es war ein Lichtblick in jenen schweren Tagen; darum wurde auch diese Tatsache festgehalten und auf Befehl des Kaiser Rudolf II. setzte man an vielen Orten Kreuze mit der Inschrift: „Sag Gott dem Herrn Lob und Dank, daß Raab wieder kommen ist in der Christen Hand“. Man bezeichnete diese Bildstöcke als “Weiße Kreuze“ oder als „Raabeser Säulen“. Eine solche steht in Laa beim neuen Friedhof, in Ungerndorf, Grafendorf (Südmähren), Mistelbach (neben der Kirche), in Paasdorf usw. In der Umgebung von Poysdorf vermißt man ein solches Denkmal.

Als im Jahre 1663 türkische Streitscharen über Lundenburg nach Südmähren vordrangen, gingen die Dörfer an der March in Flammen auf. Das Poybachtal blieb verschont, hierher kam kein Feind. Der Baron Singer stellte aus diesem Grunde bei Poysbrunn eine Denksäule auf, die folgende Inschrift trägt: „Der allerheiligsten Dreieinigkeit zu Ehren um Abwendung dieser Zeit gefährlichen Türkenkrieges unter der glorreichen Regierung des Papstes Alexander des Siebenten, Kaiser Leopold des Ersten und des Grafen und Herrn Paul Sixtus Trautsohn Graf zu Falkenstein des andern dieses Namens Grundherr hat der Franz Georg Singer von Singermühl diese Gedächtnissäulen aufbauen lassen. S. F. Gebirg Poysbrunn im Jahre 1664.“ Eine zweite Säule, die ebenfalls mit dem Türkeneinfall zusammenhängen dürfte, ist auf der Höhe des Steiglerberges bei Poysdorf; hier fehlt jede Inschrift. Zum Schutz gegen Überfälle und Feuersgefahr erbauten sich die Wohlhabenden Häuser aus Ziegeln, umgaben sie mit festen Mauern und legten unterirdische Ausgänge an. Ein Beispiel dafür ist die Singerburg in Poysdorf, die aus dieser Zeit stammt.

Damals raffte man sich endlich auf, den Abwehrkampf in unserer Heimat zu verbessern; die Regierung sorgte für Zufluchtsorte, wohin die Bauern fliehen konnten, wenn der Feind erschien. Es waren dies Burgen, Schlösser und Kirchen, die zu diesem Zwecke rasch umgebaut wurden: Staatz, Laa, Falkenstein, Poysdorf, Walterskirchen, Groß-Krut, Erdberg, Poysbrunn usw.

Die Kirche in Poysdorf wurde erst 1677 in einen wehrhaften Zustand versetzt. Die Friedhofsmauer wies Schießscharten auf, den Eingang bildete eine Zugbrücke, der Turm auf der Ostseite war ein geeigneter Beobachtungsstand, ringsherum ließ der Viertelshauptmann Freiherr Ehrenreich von Ehrenfels Schanzen aufwerfen, desgleichen hinter dem Armenhaus und auf der Seite gegen Wetzelsdorf. Gräben wurden gezogen, die Tore ausgebessert, Blei und Pulver und „Doppelhacken“ herbeigebracht zur Verteidigung. Jeder zehnte Mann mußte Kriegsdienste leisten und jedes Haus einen Mann bereitstellen, der bei den Schanzarbeiten mithalf.

Unser Kirchtürme zeigten fast alle den türkischen Halbmond und Stern, der in Poysdorf erst 1864 verschwand. Die Kirche in Nieder-Absbach bei Zistersdorf hat noch heute das alte Zeichen.

Die Bauern gruben in den Kellern Erdställe, versteckten ihre Wertsachen, verbargen sie oder vermauerten sie, wie dies mit den schönen Kleidern im Hause des Herrn Hauser Franz geschah, die heute ein wertvoller Bestandteil des n.ö. Landesmuseums sind.

Ein Nachrichtendienst wurde eingeführt, damit die Bewohner wissen, wann die Renner und Brenner kommen; auf einzelnen Bergen – Hutsaul bei Alt-Lichtenwarth, Raisten bei Feldsberg, Falkenstein, Pollauerberge, Staatz, Mistelbach, Buschberg usw. sollten Feuer brennen, die in der Nacht große Flammen und am Tage Rauch entwickelten. Die einzelnen Gemeinden mußten Posten aufstellen, die auf diese Zeichen aufpaßten; der Wartberg bei Poysdorf – heute heißt die Ried „Öde Steingrube“ – war gewiß eine solche Höhe, weil man von hier Falkenstein, Staatz, die Raisten und den Hutsaulberg deutlich sieht. Das Baumhakelkreuz ist nichts anderes als ein Türkenkreuz, leider ist hier die Inschrift schon ganz unleserlich. Der Sammelplatz für die gemusterten Soldaten war bei uns Mistelbach.

Gut verschanzt wurden Rabensburg und das Kreuttal.

Die Bauern lieferten die Lebensmittel nach Wien.

Erst 1683 kam der türkische Angriff; bei uns suchten ungarische Streitscharen unter die Führung ihres Edelmannes Emerich Tököly zu plündern und zu rauben; die Orte um Drösing bis nach Alt-Lichtenwarth wurden zum großen Teil niedergebrannt; sie wollten den Aufmarsch der Polen stören, was ihnen aber nicht gelang. Karl von Lothringen besiegte sie vor Stammersdorf und jagte sie über die March; den Bisamberg hielt er besetzt, weil das der wichtigste Punkt war, der den Anmarsch des Entsatzheeres deckte.

Die Polen kamen längst der March gezogen, wandten sich über Südmähren und Feldsberg in die Laaer Ebene und gegen Hollabrunn. Sie waren sehr gefräßig, machten in den Feldern einen bedeutenden Schaden und traten wie die Herren auf. Stolz und anmaßend waren sie in ihrem Benehmen, gastfreundlich und zuvorkommend unsere Leute, die nur zu gut wußten, was der Fall der Stadt Wien für unsere Heimat bedeuten würde.

Der 12. September 1683 brachte nach all den Sorgen und dem Kummer der letzten Wochen den glorreichen Sieg. Wien war frei, endgültig wurde jetzt die Macht der Türken gebrochen und alle atmeten auf.

Unbeschreiblich war die Freude und der Jubel über die Befreiung Wiens in ganz Europa. Der Papst ordnete an, daß der Tag Maria Namen ein Feiertag sein soll, daß in die Lauretanische Litanei der Satz „Maria, Hilfe der Christen. – bitte für uns!“ aufgenommen werde; Festlichkeiten fanden an vielen Orten statt, so z. B. in Poysdorf, das den Sieg durch ein großartiges Schützenfest feierte.

Bei dem Andenken an diesen ruhmvollen Kampf müssen wir aber auch uns vor Augen halten, daß wir manches von den Türken übernommen haben; das war der Flieder, der als Zierbaum in unsere Gärten Eingang fand, die Verwendung des Mais (Türkenweizen) zu Brot (Türkenbrot), das Tabakrauchen und den Kaffeegenuß. Das Kipferl schreibt man irrtümlicherweise den Türken zu, es ist aber ein altgermanisches Gebäck, da es nicht mit dem Halbmond, sondern mit dem Hufeisen zusammenhängt.

Von den Türken übernehmen wir die Blasmusik, die Tschinellen und die Trommel.

Der Spottname „Kümmeltürk“ und „Kruzitürken“ lebt in der Volkssprache noch weiter. Die Kuruzzen waren ungarische Banden, die in der Zeit von 1703 – 1708 die Grenzgebiete Niederösterreichs unsicher machten; am schrecklichsten wüteten sie im Jahre 1706 in Zistersdorf und Umgebung. Selbst Wien war vor ihnen nicht sicher, sodaß auf den Rat des Prinzen Eugen 1704 die Linienwälle errichtet wurden, die erst 1890 fielen.

Eine größere Bedeutung in den Türkenkriegen hatten die bürgerlichen Schießstätten, wo die Leute den Gebrauch der Feuerwaffen lernten.

Die Dichtkunst hat sonderbarerweise von diesem weltgeschichtlichen Ereignis des Jahre 1683 kein Werk hinterlassen, ja sie hat die Heldenzeitalter Altösterreichs ganz übergangen. Kein Lied erwähnt die Türkenbefreiung, eine Ausnahme macht der Heerführer Prinz Eugen, der in dem bekannten Volksliede gefeiert wird; der Verfasser soll ein Reichsdeutscher gewesen sein, der in Eugens Heer diente. Damals herrschte in ganz Europa eine ungeheure Begeisterung für die Türkenkämpfe. Jeder Edelmann setzte seinen Stolz drein, an diesen Kämpfen teilzunehmen, von allen Seiten kamen die Freiwilligen herbei, um in das Heer des Prinzen Eugen einzutreten. Noch immer fehlt ein großes würdiges Denkmal, das den Helden von 1683 auf einer öffentlichen Stelle gesetzt werden sollte. Die Führer haben ihr Denkmal im Stephansdom, nicht aber die Studenten, Handwerker, Bauern und Bürger, die mit dem Aufgebot ihrer ganzen Kraft die Stadt hielten und verteidigten trotz Not und Elend, Krankheit und Hunger. Galten doch damals Katzen als ein Leckerbissen, man hieß sie aber im Volksmunde nur „Dachhasen“. Im Jahre 1683 stellte man das erste Notgeld her.

Groß waren die Menschenverluste in und südlich von Wien; da erschienen zahlreiche Einwanderer aus dem Alpen- und Sudetenländern, die bei uns eine zweite Heimat gründeten, besonders waren es Steirer, die in großen Scharen herbeikamen.

Über 250 Jahre sind seither vergangen, dankbar gedenken wir der heldenmütigen Verteidiger die von unserer Heimat die drückende und beängstigende Türkennot nahmen, die Wien, unsere Heimat und ganz Europa von einer schweren Heimsuchung erlösten.

Veröffentlicht in: „Laaer Nachrichten“, August 1940, S. 32 + 33

Ulrich von Liechtenstein

Der steirische Minnesänger Ulrich von Liechtenstein (1199 – 1274) war ein Ritter ohne Furcht und Tadel, wenngleich er als Don Quichotte von vielen betrachtet wird, weil er in seinem ganzen Leben der unglückliche Liebhaber einer uns unbekannten Frau war; trotzdem er verheiratet war, schwärmte er für die zweite und führte ihr zur Liebe und zur Verehrung ein Leben voll Kampf und Abenteuer. Als Page und Knappe lernte er am Hofe des Marktgrafen Heinrich höfische Zucht und Sitte, die für einen Ritter aus dem Herrenstande notwendiger waren als Lesen und Schreiben. Schöne Frauen, schöne Rosse, gute Speisen sowie Getränke, ein prachtvolles Gewand und eine gleiche Helmzier bildeten seine größte Freude. In Wien wurde er von Leopold dem Glorreichen 1222 mit 225 anderen Knappen zum Ritter geschlagen; bei diesem Feste waren gegen 5000 Ritter anwesend.

Ulrich war eine sentimentale Natur, weinte oft wie ein Kind, zeigte eine beschauliche Träumerei, liebte den Kampf, die Ritterspiele und das Abenteuer, die Wanderlust und die Sehnsucht in die Fremde waren damals eine Folge der Kreuzzüge, welche auch das Denken und Fühlen der Ritter stark beeinflußten. An dem großen Turnier in Friesach, Kärnten, im Jahre 1224 nahm er teil mit einigen Rittern aus unserer Heimat: Hadmar von Kunring, Ulrich von Staatz, Otto von Schönkirchen und der „karge Mann“ von Hagenberg – er war geizig. Jeder war nur ein Dienstmann und hatte nicht den Rang eines Grafen oder Herren. Die friedliche Zeit begünstigte so große Turniere und Feste, die gewöhnlich im Wonnemonat Mai abgehalten wurden und bei denen man den Kleiderluxus nicht genug bewundern konnte; denn jeder wollte in seinem Stolz und Hochmut den anderen übertreffen. Da schaute niemand auf das Geld und die ausländischen Stoffe; auch fremde Ritter nahmen unsere Leute mit besonderer Vorliebe auf. Sagt doch 1220 Seyfried Helbing von dem „Ostermann“ = Oesterreicher: „Fremde Landessitt nimmt er an – hat ihm der Teufel angetan.“

An den Turnieren, die in jener Zeit richtige Volksfeste waren, nahmen Ritter, die Frauen, Bürger, Bauern und die Jugend regen Anteil und freuten sich an den Kämpfen, die immer ein farbenprächtiges Bild zeigten, denn jeder Ritter hatte eine andere Farbe für seine Kleidung, für das Banner und für sein Roß. Da nicht Quartiere vorhanden waren, wohnten viele Ritter in Zelten und Hütten, vor denen der Besitzer seine Fahne aufpflanzte; das Turnier dauerte oft mehrere Tage und am Abend nahm jeder ein Bad. Ritterliches Benehmen und Anstand waren wichtige Voraussetzungen für diese Spiele.

Im Winter 1226/27 verließ Ulrich seine Stammburg bei Judenburg im Murtal, um eine Pilgerfahrt nach Rom zu machen; er blieb aber in Venedig, um hier die Vorbereitungen zu der Venusfahrt zu treffen; da kaufte er sich schneeweiße Frauenkleider, Seidenhandschuhe, 2 lange Zöpfe, 3 Mäntel aus weißem Sammet und einen „klanen Hut“, der mit Perlen besetzt war; silberweiß waren der Reitsattel, der Helm, die Roßdecke und die 100 Speere. Zu seiner Begleitung gehörten: 12 Knappen, ein Marschall, ein Koch, 2 Posaunisten, 2 Fiedler und 2 Mägde, die alle weiß gekleidet waren. 30 Tage vor der Abreise sandte er einen Boten mit einem Brief in alle Orte, die er berührte und wo er Turniere abhalten wollte; die Frau Venus, die Königin der Minne, sei aus den Fluten des Meeres gestiegen und werde allen Rittern lehren, wie man die Liebe werter Frauen erringen könne; jeder Ritter, der einen Speer auf sie versteche, bekomme einen goldenen Ring, den er dem Weibe übergebe, das ihm am liebsten sei.

Die Reise führte die Minnesänger von Mestre bei Venedig über Treviso, Gemona, Villach, St. Veit, Knittelfeld, Leoben, Semmering, Neunkirchen (da wurde er leicht verwundet), Wien, wo es einen großartigen Empfang gab, und Korneuburg. Er schildert nicht die Natur der Landschaft, die Beschwerden und Gefahren, für all das hat er kein Auge und kein Wort. In Korneuburg, wo ihn 100 Ritter erwarteten, trat er mit Ulrich von Staatz in die Schranken; Pope von Pusenberg (Bisamberg) wollte die Frau Venus hier niederreiten, doch stach sie ihm den Helm vom Haupte. Herr Rüdger von Antschowe erschien am Abend in rotem Waffenrock, roter Tuchdecke und rotem Speer. Da mußten die Knappen viele Lichter herbringen und das Turnier dauerte bis in die Nacht. Ulrich verstach 43 Speere und gab 35 „Fingerlein“ (Ringe) an die Ritter. Am 22. Mai, dem 28. Reisetag, traf er in Mistelbach ein; leider gibt er nicht die Straße und die Orte an, welche der Zug berührte. Wahrscheinlich ging es über Rückersdorf, Hetzmannsdorf, Hornsburg, Niederkreuzstetten, Neubau, Ladendorf und Paasdorf. Der Turnierplatz in Mistelbach ist uns nicht bekannt, vielleicht war es der heutige Marktplatz, Mistelbach war aber noch ein Dorf und die Burg stand neben der Pfarrkirche; der Ort erlebte ein Fest, das sich sehen lassen konnte, denn 300 Ritter mit den Frauen und Knappen hatten sich eingefunden und sicher auch viele Neugierige aus den umliegenden Ortschaften, da ja dieses Ritterspiel etwas ganz Neues war. Da krachten die Speere, die Splitter flogen umher, die Rosse bäumten sich, Kommandorufe ertönten, die Posaunen schmetterten, Hörner und Pauken begleiteten den Kampf, die Menge jauchzte und klatschte Beifall, mancher Ritter wurde aus dem Sattel geworfen; da gab es Beulen, Hautabschürfungen und geschwollene Knie, sodaß der Bader genug Arbeit hatte. Ulrich verstach hier 10 Speere und verschenkte 11 Fingerlein. Am nächsten Tage verließ er Mistelbach und zog auf der Straße durch den Wald nach „Feldsberg“ über Poysdorf, Herrnbaumgarten. „Manch biederer Mann“, wohl gegen 200 Ritter, begleiteten ihn. Auf den Feldern hielten die Bauern bei der Arbeit inne und bewunderten diese Ritterschar, die mit Pauken- und Trompetenschall durch die grünende und blühende Landschaft zog, in den Dörfern standen die Bewohner vor den Häusern und konnten sich diesen sonderbaren Aufzug gar nicht erklären.

Chadolt von Feldsberg (+ 1244) kam mit 40 Rittern der Frau Venus entgegen, die über den herzlichen Empfang sehr erfreut war; sie schlug aber das Angebot, in der Burg zu essen und zu übernachten ab, weil er in der Herberge ein gutes Gemach fand. Die Frau Venus hatte auf der ganzen Reise kein Geschenk angenommen und alles, was sie brauchte, bezahlt. Sie erblickte hier in Feldsberg viele schöne Frauen in der Kirche, wo beim Gottesdienst wenig gebetet und dem lieben Gott nicht viel gedient wurde. Ulrich war durch das Netz der Minne und durch manch süßen Mund fast gefangen worden, ließ sich aber nicht durch die Gebärden und durch die Augen einer schönen Frau betören, sondern blieb treu und standhaft; diese lachte über die kleinen Schritte der Venus und merkte bald, daß es ein Mann war. In der Stadt herrschte große Freude und auf den Straßen hörte man überall Musik, da alle von dem Turnier begeistert waren. Auch der Bruder Ulrichs, Dietmar von Liechtenstein in seinem Wappenkleid mit leuchtenden Farben, war hier anwesend; dann sah man Wolfger von Gars, Seifrit Waise von der Rosenburg in den Pollauerbergen, Berthold von Rebestock und Ruprecht von Pürstendorf, der beim Turnier vom Pferde fiel und so stark blutete, daß er wie tot im Grase lag. Doch erholte er sich rasch, Ulrich lehnte den Imbiß, den ihm die Burgfrau anbot ab, und verteilte 23 Fingerlein (22 Speere hatte er verstochen).

Nun ritt er frohgemut über die Thye [Thaya] ins Böhmerland, wo er auf einer wuniglichen Au 15 Speere brach und 19 Fingerlein hergab. In einem Holze (Wald) kleidete er sich um, nahm von seinem Gefolge Abschied und reiste mit einem Mann nach Wien, wo er 3 Tage blieb. Die Venuskleider verschenkte man an „Fahrende“; das Gefolge begab sich nach Feldsberg, wo alle in der Burg mit Speise, Met und Wein bewirtet wurden. 307 Speere hatte die Frau Venus auf ihrer Fahrt verstochen und war nie besiegt worden; 271 Ringelein verschenkte sie an die Ritter. Alle lobten diese Fahrt und sagten: „Wer sie nicht preiset, der müsse immer unselig sein.“

Von Wien, wo er viele schöne Frauen sah, begab er sich nach Korneuburg, das am Abend mit Wachskerzen festlich beleuchtet war. An dem Turnier beteiligten sich hier 350 Ritter, darunter Hadmar und Heinrich von Kuenring, Wolfger von Gars, Dietmar von Liechtenstein, der Domvogt von Lengenbach, Heinrich von Wasserburg, Ulrich von Staatz, der von Chiowe usw. Die Ritter wurden in 2 Scharen geteilt, die im Galopp mit eingelegter Lanze gegeneinander ritten. Ulrich verstach hier 9 Speere.

1240 unternahm Ulrich eine Fahrt als König Artus, der aus dem Paradies kam, um die ritterliche Tafelrunde zu erneuern, wer mit ihm 3 Lanzen brach, wurde als Mitglied aufgenommen. Diesmal erschien er im roten Wappenrock; rot war die Decke seines Pferdes, die bis zu den Hufen reichte; an dem roten Schild hingen viele Glöckelein. An dem Turnier in Wiener-Neustadt nahmen die Adeligen von Oesterreich und Südmähren teil; es erschienen u. a. der Herzog Friedrich der Streitbare, der „karge“ Heinrich von Liechtenstein mit 12 Rittern, Zlawat von Falkenstein, Dietmar von Schönkirchen und Otto von Maissau mit 30 Rittern, sein Helm war bekränzt, sein Schild von rotem Gold zeigte ein Einhorn und die Pferdedecke war aus Seide und Gold. Gawan von Liechtenstein hatte auf seinem Helm eine Welle von Gold und 13 Pfauenfedern, Wappenrock und Decke waren von grünem Samt. Chadolt Waise, der mit 70 Rittern auftrat, trug eine prachtvolle schwarze Rüstung, die mit Gold verziert war; eine schöne Maid marschierte an der Spitze der Schar, die alle eine schwarze Rüstung hatten mit einem flatternden Banner. Fünf Tage dauerte das Turnier. Die Weiterreise nach Kromau (Krumau ??) in Mähren, die wohl über Laa gehen sollte, mußte wegen eines drohenden Krieges unterbleiben. Dieser brach 1246 aus und endete bei Laa a. d. Th. mit einem Sieg Friedrich des Streitbaren, der die gefangenen Brüder Chadolt und Seifrit Waise zum Tode verurteilte, aber auf die Fürbitte der österreichischen Ritter begnadigte. Chadolt fiel 1260 bei Staatz, als die Ungarn ihm mit seiner Begleitung in einen Hinterhalt lockten und überfielen.

Die Venusfahrt und die anderen Turniere Ulrichs von Liechtenstein sind ein Denkmal des ritterlichen Geistes und der höfischen Zucht; die Fahrt mißt ungefähr 600 km, die er in 25 Tagen zurücklegte. Diese Leistung muß man noch heute bewundern. In seinem Alter erlebte der Dichter den Zusammenbruch des entarteten Rittertums, das in der traurigen Zeit von 1246 bis 1273 zu einem Raubrittertum wurde. Das Landvolk ahmte den Kleiderluxus und das leichtfertige Leben des Adels nach, wie dies in der Erzählung von dem Bauernsohn Meier Helmbrecht so trefflich geschildert wird. Man nahm das Leben von der leichten Seite und wollte die Freuden der Welt genießen. Der Venusberg in Laa und Großkrut sowie der Tanzberg in Nikolsburg, in dem sich die Venus mit ihrem Gefolge aufhielt, sind Erinnerungen aus jener Zeit.

Quellen:

„Frauendienst“ des Ulrich von Liechtenstein – bearbeitet von Ludwig Tieck.

„Der Weg der Venusfahrt Ulrichs von Liechtenstein“, von Dr. A. Becker im Monatsblatt des Ver. für Landeskunde 1925

Josef Matzura „Die Rosenburg bei Nikolsburg).

Veröffentlicht in: „Heimat im Weinland“, Heimatkundliches Beiblatt zum Amtsblatt der Bezirkshauptmannschaft Mistelbach, 1954, Nr. 8, S. 29 – 30.

Ulrich von Liechtenstein

Die glänzendste Erscheinung des Mittelalters war das Rittertum, das durch die Kreuzzüge eine mächtige Ausbildung fand. Die ersten Burgen waren Holzburgen oder feste Häuser, die auf Bergen standen und mit einem Wall und Graben umgeben waren. Schanzpfähle, die im Wall eingerammt waren, gaben dem Hause mehr Sicherheit. Der Name Hausberg erinnert in unserer Gegend noch an die ersten Burgen. Durch die Kreuzzüge lernten die Ritter befestigte Städte und Burgen kennen, sahen Paläste, schöne Gärten, geschnitzte Möbel, Teppiche, Glasfenster, Mosaikfußböden, geschlossene Oefen, die Kerzenbeleuchtung und morgenländische Kleider. Das alles ahmten sie nach und so entwickelte sich eine Blütezeit der Kultur und eine Glanzperiode in den Burgen, die leider nur kurze Zeit währte und rasch verfiel.

Ein Ritter, der in der Zeit des Niederganges der ritterlichen Lebensweise und Denkart lebte, war der Minnesänger Ulrich von Liechtenstein, der vor 700 Jahren unsere Heimat durchwanderte und der erste war, der in seinen Dichtungen die Orte Mistelbach, Feldsberg und Falkenstein erwähnte. Sein Charakterbild schwankt in der Geschichte; denn die einen sehen in ihm einen Sonderling, die anderen einen geschmacklosen Schürzenjäger und Abenteurer. Er war so recht das Kind seiner Zeit; denn er sah im Dienste, den er der Frau widmete, seine Lebensaufgabe, er machte alles, wodurch er glaubte, ihr zu gefallen und ihre Liebe zu erringen. Wir lachen heute über manche Einfälle dieses Dichters und vergessen dabei, daß vor 700 Jahren der Mensch ein anderer war in seinen Anschauungen und Gedanken als heute.

Seine Wiege stand in Steiermark. Er lernte weder lesen noch schreiben; denn das waren Dinge, die der Ritter nicht achtete und auf die er wenig Wert legte. Mit 12 Jahren kam er als Page an den Hof Ottos I. von Meran, wo er fünf Jahre blieb, und dann nach Mödling; hier lebte er im Kreise der Minnesänger, die Heinrich, ein Bruder Leopolds des Glorreichen, um sich versammelte. Die Eindrücke, die er da empfing, legten den Grund für seine schwärmerische Liebespoesie, die uns heute ganz fremd ist. Im Kreise der Minnesänger sprach man von nichts anderem als von schönen Frauen, prächtigen Kleidern, von Pferden, Turnieren und Minnefahrten. Ulrich verfaßte auch Lieder, die er aber einem Schreibkundigen diktierte. Einmal trug er einen Brief, den er von seiner Dame erhielt, zehn Tage lang auf dem Herzen, da er keinen Menschen fand, der ihn vorgelesen hätte. In die erwählte Dame war er so verliebt, daß er heimlich das Wasser trank, in dem sie sich des Morgens wusch. Um ihr zu gefallen, ließ er sich in Graz die Doppellippe, die sein Gesicht verunstaltete, operieren und war glücklich, für sie so große Schmerzen zu ertragen. Einmal traf er sie allein, doch brachte er vor Angst und Furcht kein Wort heraus und ritt stundenlang neben ihr, ohne ein Wort zu sprechen. Als er sich bei einem Turnier in Brixen einen Finger verletzte, ließ er sich denselben abhacken, um ihr einen Beweis seiner Liebe zu geben.

Trotzdem war er ein Ritter ohne Furcht und Tadel, verstand es, Bogen, Pfeil und Schwert zu gebrauchen, besuchte Turniere, warf manchen Gegner in den Sand schlug die Harfe und sang die Lieder, die er in stiller Stunde gedichtet hatte. Große Stücke hielt er auf schöne Frauen, feurige Pferde, gutes Essen und trinken, schöne Kleider, farbenreiche Helmzier und auf eine fröhliche Unterhaltung. 1222 wurde er in Wien zum Ritter geschlagen und, obwohl er eine Frau und zwei Kinder hatte, so diente er doch noch einer Herrin. Damals nahm niemand daran einen Anstoß.

Der Herrin zuliebe unternahm er nun jene romantische Minnefahrt, die ihn durch unsere Gegend führte. Im Winter 1227 verließ er das Schloß Liechtenstein im Murtale unter dem Vorwande, er müsse eine Pilgerfahrt nach Rom machen, reiste aber nur bis Venedig, blieb eine zeitlang hier in dieser reichen und angesehenen Handelsstadt, kaufte schöne Frauenkleider, und zwar zwölf Röcke, drei weiße Mäntel, für seine zwölf Knappen auch schneeweiße Kleider, zwei Zöpfe, die mit Perlen geziert werden, ein Kettenhemd, Schilde, Lanzen, Satteldecken und andere Dinge. Alles war weiß. Seine Hände und das Gesicht waren verhüllt und so zog er als Frau Venus, als die Göttin der Liebe, die aus den heiligen Fluten des Meeres gestiegen war, durch die Länder, Städte und Märkte, um überall den Menschen zu zeigen, wie man die Liebe einer Frau erringen könne. Schon zuvor hatte er die Reise genau durchdacht, die Orte ausgewählt, wo er übernachten werde, und dahin Boten mit Briefen geschickt, damit ja alles klappte. Zu seinem Gefolge gehörten ein Marschall, ein Koch, ein Fahnenträger, zwei Posaunisten, zwei Fiedler, die während der Reise spielten, Knappen, Edelknaben, Knechte und Mägde.

Die Reise folgte der bekannten Venediger Straße, welche von Venedig über Wien nach Nord-Deutschland führte und die bis 1500 einen regen Handelsverkehr aufwies. Ulrich reiste über Treviso, Sazile, Gemona, Villach, St. Veit, Friesach, Judenburg, Leoben, Semmering, Neunkirchen, Wr. Neustadt, Traiskirchen, Wien, Korneuburg, Mistelbach, Feldsberg und an die Thaya, das sind 600 Kilometer in 25 Tagen. Das ist eine Kraftleistung, wobei wir bedenken müssen, daß Frau Venus in allen Orten Turniere abhielt und daß die Straße mehr einem Feldweg von heute glich, so daß ein rasches Weiterkommen nicht denkbar war. 307 Speere verstach er auf seiner Fahrt zu Ehren seiner Herrin und 271 Ringlein verteilte er, die ewige Treue gewährleisteten. Diese abenteuerliche Reise schildert er in dem Buche „Frauendienst“, das 18.882 Verse enthält und die erste Selbstbiographie in der deutschen Literaturgeschichte ist.

Großartig war der Einzug in Wien, den der Domvogt von Regensburg vorbereitet hatte. 50 Armbrustschützen, 50 Laufpferde mit türkischen Sätteln, 50 Knappen, 50 Pferde mit Schilden und 50 Ritter in grünen Mänteln kamen der Frau Venus entgegen; der Domvogt selbst hatte einen scharlachroten Mantel, einen Hut, der mit Pfauenfedern geschmückt war, einen grasgrünen Seidenrock und schwarze Seidenhosen. Frau Venus mußte in Wien neue Kleider kaufen für sich und ihre Leute und reiste nach Klosterneuburg wo die Donau überschritten wurde. Korneuburg hatte damals eine hohe Bedeutung als Brückenkopf und die Stadt mußte eine für die damaligen Verhältnisse ansehnliche Größe gehabt haben, da Ulrich mit seinem Gefolge und außerdem 100 Ritter mit ihren Dienstleuten Platz fanden.

Von Korneuburg zog er über Hornsburg, Neubau und Paasdorf, das damals noch ein Dorf war, welches von der Kirche und der Ritterburg, die auf dem Hausberg stand, überragt wurde. Die Pfarrkirche wird schon im Jahre 1075 erwähnt, was ein Beweis für das hohe Alter dieses Ortes ist. Ein fröhliches, lustiges Treiben entwickelte sich da in den Morgenstunden des 20. Mai. Schon am Vortage waren viele Ritter hiehergekommen, um mit der Frau Venus im Turnier zu kämpfen und sich ein goldenes Ringlein zu verdienen. Der heutige große Platz war für das Turnier hergerichtet, Pfosten waren in die Erde geschlagen, ein einfacher Zaun errichtet, hinter dem die vielen neugierigen Zuschauer standen, Fahnen flatterten in der hellen Maiensonne, Kränze und Blumengewinde zierten die Häuser und Fahnenstanden, Signale ertönten, Ritter sprengten auf einander los, daß der Staub aufwirbelte, Speere splitterten und brachen, mancher Ritter fiel in den Sand. Die Posaunisten bliesen, das Volk lachte und scherzte, die Pferde wieherten und stampften oder bäumten sich vor Ungeduld, geschäftig ritten die Ordner hin und her und walteten ihres strengen Amtes. Farbenprächtig war das Bild, das man hier sehen konnte: die schneeweiße Frau Venus mitten unter den bundfarbigen Rittern. Mehr als 200 Ritter nahmen an dem Turnier in Mistelbach teil. Erst als die Dämmerung ihre Schatten über den Festplatz senkte, eilte Ulrich in seine Herberge, da er ja am nächsten Tage nach Feldsberg ziehen mußte. 200 Ritter begleiteten ihn, darunter Ulrich von Staatz. Dagegen fehlt der Burgherr von Falkenstein, diese Burg war ein Lehen des Landesfürsten. Vielleicht war der Burgherr infolge seiner Lehenspflicht verhindert oder war er krank, sodaß er den Turnieren der Frau Venus fernbleiben mußte.

Wo die Straße von Mistelbach nach Feldsberg führte, können wir heute nicht angeben. Sicher führte sie über Wilfersdorf und Erdberg, von hier über Poysdorf (heutige Reichsstraße) oder über Ketzelsdorf (heute heißt diese Straße „Fürstenweg“), Herrnbaumgarten, Bodendorf, Schrattenberg, Feldsberg. Ulrich erwähnte nichts. Wie hat wohl damals Poysdorf ausgesehen? Wie groß war es? Da schweigen alle Urkunden. Gewiß brachte die Venusfahrt nicht geringe Aufregung in das stille Dörfchen, das heute als Stadt mitten in den grünen Wein- und Obstgärten sich anmutig ausbreitet. Die Bewohner der Orten eilten herbei und schauten vom Straßenrande dem Zuge nach, freuten sich an den prächtigen Kleidern der Ritter, an den strahlenden Rüstungen, die im Sommerglanze glitzerten, und an den munteren Weisen, welche die Spielleute bliesen. So mancher Pilger, der zu den weit entfernten Gnadenstätten pilgerte, blieb verwundet stehen und blickte voll Staunen und Verwunderung diesem sonderbaren Aufzuge nach, ebenso ließ wohl der Kaufmann, der mit seinen Waren heimwärts zog, kopfschüttelnd die Ritter vorüberziehen.

Gadolf von Feldsberg ritt – es war der 21. Mai 1227 – mit 40 Rittern der Frau Venus entgegen, führte sie in das Schloß, wo auf der großen Treppe die Frauen die Ankommenden begrüßten. Viele schöne Frauen sah Ulrich hier, die über seine Kleider, seine Zöpfe und über seinen Gang – er markierte recht kleine Schritte – herzlich lachten. Noch an demselben Tage fand da ein Turnier statt. Beinahe wäre er in Feldsberg aus der Rolle der Frau Venus gefallen, da er eine gar hohe Dame „mit freundlichen Augen und roten Lippen“ sah. Doch er erinnerte sich seiner Herrin und benützte nicht das Schloß als Nachtquartier, sondern ging in die Herberge. Als er am nächsten Morgen der Messe beiwohnte und der Priester das Meßbuch zum Kuß herumreichte, küßte er es und wandte sich an die Dame, die ihm aber den Kuß verweigerte, da er ein Mann sei. Von Feldsberg zog er über die Thaya gegen Kostel, bestand hier auf einer Au sein letztes Turnier, verschenkte seine Kleider, nahm von allen Abschied und zog auf einer anderen Straße gegen Wien zurück. Ulrich nennt Mähren „Beheimland“, da es zu Böhmen gehörte.

13 Jahre später zog er – es war 1240 – als König Artus von seiner Burg Liechtenstein über den Semmering gegen Wien und wollte nach Krumau in Südböhmen. Doch mußte er diese Reise aufgeben, da die Tschechen eine feindselige Haltung zeigten. An dieser Fahrt beteiligte sich auch der Burgherr von Falkenstein, der Herr Zlawata.

Ulrich zog sich dann zurück und verlebte den Rest seines Lebens in der Steiermark. Unter Przemysl Ottokar ist er Marschall und Landrichter. Die steirische Linie des Hauses Liechtenstein starb 1619 aus, während die mährische Linie Nikolsburg und Feldsberg erhielt und 1620 in den Fürstenstand erhoben wurde.

Die Venusfahrt des Ulrich von Liechtenstein können wir als eine Sportleistung ersten Grades bezeichnen und sie den Turnerfahrten der Gegenwart würdig zur Seite stellen. Sie ist ein kulturhistorisches Denkmal für unser Volk und für die Heimat, die damals bessere Tage erlebte und wohlhabender war als heute. Leider wollten die Tage des Friedens und der Wohlhabenheit von kurzer Dauer sein. Denn zwei Jahrzehnte später begannen die Kämpfe und das Raubrittertum, der Verfall von Zucht, Ordnung und Gerechtigkeit in unserem Vaterlande.

Veröffentlicht in: „Deutsche Heimat“, Juni 1927, S. 46; August 1927, S. 6

Unehrliche Leute

Ein trauriges Kapitel in der Sozialgeschichte sind die „unehrlichen‘“ Leute, die früher keine Standesehre, keine Menschenwürde besaßen, keiner Zunft angehörten und als Verfemte von den Mitmenschen verachtet wurden. Als Infame konnten sie bei Gericht keine Zeugenschaft abgeben, erhielten kein kirchliches Begräbnis, wurden außerhalb des Friedhofes eingescharrt, konnten keine Patenstelle übernehmen; niemand sprach mit ihnen, jeder wich ihnen aus, ihre Kinder durften keine Schule besuchen und kein Handwerk lernen. Jeder Stand entwickelte im Mittelalter seine Berufsehre, die er jederzeit verteidigen mußte. Aufgabe der Zünfte war es, diese Standesehre, die mit einem gewissen Stolz verbunden war, zu pflegen; wer sie bei den Handwerkern verletzte, dessen Name kam in das „Schwarze Buch“, er selbst war ausgestoßen aus dem Stande; Steck-und Laufbriefe verfolgten diesen Mann durch alle Länder, so daß er nirgends eine Arbeit fand. Dieser enge Kastengeist schadete dem Handwerk und verhinderte jeden Fortschritt.

Die Zeit des Humanismus und der Renaissance betont Standesunterschied und Klassengeist noch mehr. Die „Infamia“ = Unehrlichkeit einzelner Berufe wurde besonders verschärft. Das traf vor allem die nicht zünftigen Handwerker; so galt nach 1450 z. B. der Scharfrichter plötzlich als unehrlich.

Die Bestand- und Gaumüller, die keiner Zunft angehörten, waren ebenfalls unehrlich oder infam. 30 Gründe führte das Volk für die Infamia der Müller an. Sie besäßen zweierlei Maße und bereicherten sich mit Hilfe des Teufels in unverschämter Weise. „Müllerbrot — gestohlenes Brot“, sagten die Leute. Nach dem alten Dorfrecht mußte jede Mühle außerhalb einer Siedlung gebaut werden. Diese Tatsache bemerkt man noch heute in alten Gemeinden, z. B. in Poysdorf, Klein-Hadersdorf, Großkrut usw. Dem Müller war es verboten, an einer kirchlichen Prozession teilzunehmen; er bekam auch keinen Sitz in der Kirche und mußte hinten stehen. Zuerst schlossen sich die Müller den Bäckerzünften an; später hatten sie nach 1500 eigene Zünfte und besaßen eine Standesehre; sie waren nun ehrlich und gehörten zur „Dorfaristokratie“. Nun konnten sie sich auch einen Kirchensitz kaufen. In Poysdorf besaßen sie eine eigene Bank, die „Müllerbank“. Nach 1600 kauften sogar Adelige und Herrschaften Mahlmühlen, da sie einen großen Nutzen abwarfen. In Poysdorf erwarben zwei Adelige Mühlen, die aber nach 1780 wieder in bürgerlichen Besitz übergingen.

Die Dorfweber wurden beschuldigt, daß sie Flachs und Garn stehlen; deshalb waren sie dem Spott der Leute ausgesetzt; da hieß es z. B.: „Der Leinenweber schlachtet alle Jahre zwei Schweine; das eine hat er gestohlen, das andere war nicht sein.“ — „Die Leinenweber machen eine saubere Musik, als führen 20 Müllerwagen über eine Brück.“ Jene Weber, die sich frühzeitig in einer Zunft vereinigten, galten nicht als unehrlich; sie bekleideten in der Gemeinde wichtige Ehrenämter — in Mähren und Schlesien.

Die Gegenrevolution und der Dreißigjährige Krieg verschärften die Standesunterschiede weiter. Die Geistlichen, der erste Stand im Staate, verlangte überall Vorrechte. Der Kaiser „von Gottes Gnaden“ forderte von seinen Untertanen die Kniebeuge, wenn sie mit ihm sprachen. Das mußten die Mistelbacher 1665 in dem Waldprozeß in der Hofburg zu Wien machen. Der Adel, die Beamten und Gelehrten verachteten das gemeine Volk; die Bauern behandelten die Dienstboten und Taglöhner wie Sklaven; in Wetzelsdorf drohten diese mit der Abwanderung. Überall herrschte Kastengeist und stolzer Standesdünkel.

Der Scharfrichter hatte keine Menschenwürde. In der Kirche stand er beim Gottesdienst hinten in einem Winkel; zur Kommunionbank trat er allein, weil eine Berührung mit ihm schon unehrlich machte. Seine Ehe segnete der Geistliche in der Vorhalle der Kirche ein. Für seine Kinder fand er nur im Gerichtsdiener oder im Schinder einen Paten. Im Wirtshaus saß oder stand er allein; seine Kinder mußten ein unehrliches Gewerbe betreiben. Die Familie wohnte gewöhnlich außerhalb der Gemeinde. Mancher Scharfrichter war ein geschickter Heilkünstler, den viele Kranke in dunkler Nacht um Rat und Hilfe baten.

Der Schinder, Wasenmeister oder Feldmeister genannt, wurde von den Mitmenschen gemieden und verachtet. Jeder wich ihm aus und wollte ihm nicht die Hand geben. Wer ein totes Tier berührte, galt als unehrlich. (Die Leichensezierung an den Hochschulen machte anfangs der Behörde viel Kopfzerbrechen, doch siegte endlich die Vernunft, die alle Bedenken der Philister zurück wies.)

Das Haus des Schinders stand weit außerhalb des Ortes; in Poysbrunn und in Mistelbach sieht man dies noch heute. Den Totengräber umgaben Furcht, Angst und Abscheu; böse Zungen sagten ihm nach, daß er die Toten beraube und mit den Holzsärgen seinen Ofen heize. 1679 hieß es, daß sie den Pestsamen ausgestreut hätten; aus diesem Grunde wurde 1562 in Wr.Neustadt ein Totengräber lebendig verbrannt.

Vom Halter und Viehhirt, der tote Tiere angreifen mußte, sagte das Volk: „Schäfer und Schinder sind Geschwisterkinder.“ Er kam in den Ruf der Hexerei und Zauberei, weil er das Wetter machen konnte. In Falkenstein wurde 1632 mit einem Halter ein Hexenprozeß durchgeführt. Der Viehhirt war mit der Natur eng verbunden, beobachtete Wind und Wetter, kannte die Heilkräuter, war oft Menschen- und Tierarzt in einer Person und erzählte gerne Sagen und Märchen. Das Hirtenhaus, das abseits des Dorfes stand, war häufig ein Elendhaus, in dem Armut und Not herrschten.

Das traurigste Los war dem fahrenden Volk beschieden — den Theaterleuten, den Gauklern, Sängern, Harfenisten, Musikanten, den Bären- und Affentreibern, den Quacksalbern, Feuerfressern, Zirkusleuten, Wahrsagern und Seiltänzern; diese werden 1503 in Wien zum ersten Mal erwähnt. Die Sänger fesselten die Zuhörer mit gereimten Schauergeschichten, die Furcht und Angst hervorriefen. Sie alle waren von den Mitmenschen verachtet, so daß sie selbst im Stall oder in der Scheune kein Nachtlager erhielten. Die Gemeinden wiesen diesem „Menschengesindel“ eigene Lagerplätze an, z. B. in Ketzelsdorf „das Zigeunerwaldl“, in Poysdorf den Schanzgraben, in Nieder-Absdorf den Schindergraben. Sie waren menschliche Wracks und Verdammte der Erde, die ein sehr bitteres Brot aßen. Wo sie starben, scharrte man sie sang- und klanglos ein; deshalb sagt man heute, wenn man stolpert: „Hier liegt ein Musikant begraben.“ Betrat so ein Unehrlicher den Bauernhof, so hetzte der Besitzer seine Hunde auf ihn. Und doch müssen wir das ideale Streben der hungernden und frierenden Bettelstudenten bewundern, die der Wissensdurst von Stadt zu Stadt trieb. Der Dichter Scheffel sagt von ihnen:

„Pfarrherr, Du kühler, öffne Dein Tor!

Fahrende Schüler stehen davor,

fahrende Schüler, unstete Kind,

Sänger und Spieler, wirbliger Wind.

Eisen die Kehlen, die Mägen von Erz,

goldklare Seelen; doch keiner begehrt.“

G. Freytag zeichnet in seinen „Bildern aus „deutscher Vergangenheit“ ein trauriges Bild dieser Bettelstudenten.

Uneheliche Kinder galten als infam, so daß sie kein Meister aufnahm; sie waren ein „Schandfleck“ in der Gemeinde.

1547 und 1548 erklärte die Regierung Schäfer, Hirten und Halter als unbescholten; doch beachtete das Volk nicht diese Anordnung. Die Bader, die auch als unehrlich angesehen wurden, vereinigten sich 1550 in einer Zunft und sicherten sich so die Standesehre. Die Stadtmusiker („Turner“ geheißen), die das Turmblasen an den hohen Feiertagen besorgten, bildeten um 1600 die Nikolaizeche, die dem Spielgrafenamt unterstand; 1620 war der oberste Spielgraf der Graf Seyfried Christoph Breuner, der 1651 starb und in der Pfarrkirche von Asparn a. d. Z. ruht. 1630 war die Kunst der Stadtmusikanten als ritterlich bezeichnet; 1661 wurden sie ehrlich gesprochen.

Der Markt Falkenstein untersagte 1674 allen Unehrlichen den Aufenthalt in seiner Gemeinde. Poysdorf erbaute 1687 das Halterhaus außerhalb des Hadersdorfer Tores. Als die Regierung die Schäfer, Hirten und Halter 1691 wieder als ehrlich erklärte, schlossen sie sich zu einer Zunft (Viertellade) zusammen. Rat und Richter von Mistelbach stellten 1695 dem Gerichtsdiener einen Ehrenschein aus, so daß seine Kinder die Schule besuchen und ein Handwerk lernen konnten.

Mistelbach brach als erste Gemeinde mit dem Vorurteil der Infamie.

Nach 1717 klagten die Orte über die Zigeunerplage, so daß von jetzt an Streifungen unternommen wurden, die zu regelrechten Menschenjagden ausarteten. Der Freimann, der auch mitging, henkte gleich jeden Zigeuner auf, der erwischt wurde (1721).

Die Regierung erklärte erst am 29. Dezember 1729 den Gerichtsdiener für ehrlich.

Das Zeitalter der Aufklärung beseitigte den Begriff der Infamie und gab allen Menschen die Standesehre und Menschenwürde. Die Lauf- und Steckbriefe, die schon 1656 und 1685 die Behörde verboten hatte, verschwanden. Die alten Zunftbestimmungen wurden geändert; es wehte ein neuer Geist im Wirtschaftsleben; die Ideen des Merkantilismus setzten sich überall durch.

1763 wird eine Viertellade der Halter in Wetzelsdorf erwähnt. 1771 trug der Feldsberger Freimann Johann Schrattenpach am Sonntag einen Silberdegen und eine Plüschweste; er besaß sogar einen Schlafrock und seine Söhne hatten geachtete Stellungen — Wundarzt, Buchhalter und Rentmeister. Die Regierung sprach erst 1772 den Scharfrichter ehrlich. Der Poysbrunner Wasenmeister gab 1779 seiner Tochter Katharina Heilig 1221 fl. 17 kr. 3 den als Mitgift; bei den Bauern betrug: sie 80 bis 100 fl. Die Obrigkeit bewilligte dem Wasenmeister nur 750 fl. und den Rest als „freies Gut“.

Wie hatte sich doch die Zeit geändert! Galt die Arbeit früher als Schande, so erhielt sie jetzt die gebührende Ehrenstellung. Kaiser Josef I. ackerte selbst und schnitt in Böhmen auf einem Felde Hafer. In Gaweinstal unterhielt er sich am 18. Oktober 1772 im Gasthaus mit den Bewohnern (nach Leo Schreiner in „Unsere Heimat“, 1934). Auf dem Brunner Spielberg ließ er sich eine Stunde einsperren.

Die Aufklärung änderte auch die Stellung des Soldaten zum Dorfbewohner; beide verhielten sich um 1650 wie Hund und Katze. Nur das „Gesindel“ und Abgestrafte, Arbeitsscheue und Halbstarke steckte man unter die Soldaten. Diese zeigten so wenig Patriotismus wie die Dorfbewohner; erst nach 1790 trat eine Wendung ein; so eilten z. B. die Paasdorfer am 16. April 1797, ohne die Messe zu hören, nach Wien, um bei den Schanzarbeiten mitzuhelfen (nach Plöckinger in „Unsere Heimat“, 1931). In Poysdorf wurde kein Soldat und Fremder im Ortsfriedhof begraben; für diese hatte der Markt eine verlassene Ziegelg’stetten bestimmt.

Die Infamie gehört heute der Geschichte an; ein Überrest von dieser asozialen Auffassung der Mitmenschen lebt im Häutelmann, im Ziegelschläger und in dem Fremdenhaß weiter; sie betrachtet der Dorfbewohner als minderwertig; der Ausdruck „Zuagraster“ und „Dahergeloffener“ ist ja allgemein gebräuchlich und findet sich schon um 1280, als die Habsburger viele Fremde zu uns brachten; dazu gehörten auch Adelige, die verhaßten Schwaben, von denen es heißt „qui venerunt per pedes“ = die zu Fuß kamen.

Quellen:

Herrschaftsakte Wilfersdorf im Fürst Liechtensteinischen Hausarchiv

Gottfried Frieß „Unehrliche Leute in Österreich“ in den „Monatsblättern. des Ver. für Landeskunde“ 1895.

Verlassenschaftsabhandlungen der Herrschaften Feldsberg und Poysbrunn im nö. Landesarchiv.

Veröffentlicht in: „Niederösterreichisches Lehrerblatt“, Aug./Sep. 1963, S. 5f

Unsere Beleuchtung

Vor 100 Jahren war die Straßenbeleuchtung auf dem Lande etwas Unbekanntes. Die Leute regelten ihre Arbeit nach der Sonne, standen also im Winter spät und im Sommer sehr früh auf. Dasselbe galt vom Schlafengehen. Nur die großen Städte hatten eine Straßenbeleuchtung, die aber ihren Zweck kaum erreichte. Gab es doch wichtige Stimmen dagegen, die da meinten, es wäre gegen die göttliche Einrichtung, wollte man die finstere Nacht erhellen. Andere hatten wieder sittliche Bedenken, weil die Menschen aus dem Gleichgewicht ihres Lebens kämen und die kostbare Zeit durch Müßiggang, durch Spiel und Trinken zum Schaden ihres Körpers und ihrer Seele vertändeln.

Bei festlichen Anlässen gab es doch eine Beleuchtung, z. B. im Jahre 1820, als der Kaiser Franz II. in Poysdorf übernachtete. Da bewilligte der Rat, obwohl die Gemeindekasse leer war, einen Betrag für mehrere Lampen, die den Dreifaltigkeitsplatz auf einige Stunden erhellten.

Erst im Sturmjahre 1848 sollte unser Markt eine Straßenbeleuchtung erhalten. Die Nationalgarde, die den Markt schützte, musste im Herbste aufgelöst werden und mit dem Gelde, das der Rat für die Musikinstrumente dieser Garde erhielt, kaufte er 8 Öllampen, die an den Straßenecken angebracht wurden. Unsere Urgroßeltern waren genügsam und bescheiden, sie begnügten sich mit diesen Lampen durch 30 Jahre. Die Gstetten, der Grazerberg und die Badgasse brauchten kein Licht. Erst 1885 bewilligte der Gemeinderat 7 weitere Lampen, das waren schon Petroleumbrenner. Die Bedienung kostete 15 fl. monatlich und der Anzünder hatte auch noch die Straßen und Plätze zu reinigen und den Mist wegzuführen. Einige Jahre später gewährte ihm die Gemeinde eine Aufbesserung von 9 fl. Laternanzünder – diese Gestalt ist längst verschwunden und nur die Alten erinnern sich an den Mann, der mit der Leiter und der Petroleumlampe jeden Tag sein Amt versah und seine Pflicht erfüllte. Zur Zeit des Vollmondes war er seiner Arbeit enthoben, weil es da ohnedies genug hell in den Straßen des Marktes war.

1896 übernahm die Gemeinde drei Straßenlaternen mit Gasglühlicht, 1901 bestand eine Zeit lang Auerlicht auf dem Josefs- und Dreifaltigkeitsplatz. 1903 verlangte die Gemeinde einen Kostenüberschlag für eine Gasbeleuchtung, die aber von der Mehrheit abgelehnt wurde. 1904 wurde zum ersten Male das elektrische Licht in der Gemeindestube erwähnt, doch fand es keinen Anhänger. Jahre vergingen mit Erwägungen und Beratungen, doch konnte man zu keinem festen Entschluss kommen. Weil mit den Lampen viel Unfug zur Nachtzeit getrieben wurde, stellte die Gemeinde im Jahre 1906 vier Beleuchtungskontrollore auf, die öfters einen Rundgang durch den Markte machen sollten. Zwei Männer waren für die Straßen rechts des Poybaches, zwei für die links des Baches bestimmt. Im gleichen Jahre führte man zur Probe zwei Lampen des Washingtonlichtes ein und zu gleicher Zeit trat ein Ausschuss zusammen, der sich mit der Straßenbeleuchtung befassen sollte. Hier waren die Meinungen und Ansichten geteilt. 1907 schwärmte man für das Azetylenlicht, das die Gemeinden Gaweinstal und Wolkersdorf besaßen. Von Wien erschienen Vertreter der Baugesellschaft Krückl und Komp., die den Gemeinderäten dieses Licht einredeten. Das Werk wurde aber nicht gebaut.

Im Jahre 1909 fuhren mehrere Herren des Gemeinderates nach Eggenburg und Gumpoldskirchen, andere nach Retz und Oberhollabrunn, um hier die elektrische Beleuchtung anzuschauen. Bürgermeister Schwayer erstattete in einer Gemeinderatssitzung einen ausführlichen Bericht. Jetzt war man einig, dass eine elektrische Beleuchtung die beste ist, und 1910 fasste der Gemeinderat auch den Entschluss, ein Werk zu erbauen. Von der Firma Siemens-Schuckert wurde ein Überschlag verlangt, von der Grazer Waggonfabrik kam ein Vertreter, die Gemeinde nahm einen Betrag von 150 000 Kronen bei der hiesigen Sparkasse zu 4¾ % auf und schrieb den Bau aus. Es meldeten sich zwei Bewerber, und zwar von Wien Siemens-Schuckert und eine Fabrik Müglitz (Mähren). Die erste erhielt den Bau und sie spendete dem Verschönerungsverein 1 500 Kronen. Den Bau selbst führte der Baumeister J. Mattner durch, der erste Betriebsleiter war J. Himml. Die Maschinen erzeugten einen Gleichstrom von 2 mal 110 Volt. Am 16. Oktober 1910 erstrahlte zum ersten Male die elektrische Beleuchtung im Markte. Allgemein war man erstaunt über die fabelhafte Lichtstärke und, obwohl viele schimpften und wetterten, freute sich doch die Bürgerschaft. Erst jetzt konnte man von einer wirklichen Straßenbeleuchtung sprechen. Damals erlaubten sich viele den Spaß, dass sie am Abend, wenn die Wiener Post kam, auf dem Dreifaltigkeitsplatz die Zeitung lasen. So gut war das Licht, dass man auf der Straße eine verlorene Stecknadel fand.

Damals waren 150 Häuser mit 1500 Lampen und 8 Motore angeschlossen. Die Baukosten des Werkgebäudes mit der Wohnung stellte sich auf 24 000 K, der Baumeister leistete eine zweijährige Bürgschaft. Die Stromzähler waren Gemeindebesitz und wurden gegen eine Miete den Hausbesitzern überlassen. Die 35 alten Straßenlampen verkaufte die Markt- gemeinde. Die elektrische Straßenbeleuchtung kostete 1911 dem Markte 3 200 K. Der Laternenanzünder Franz Heinrich, der keine Beschäftigung beim Werke fand, musste ent- lassen werden. Der Kraftstrom kostete

 bis 2 000 Kilowatt Jahresverbrauch 25 Heller für 1 kW

 bis 3 000 Kilowatt Jahresverbrauch 22 Heller für 1 kW

 über 3 000 Kilowatt Jahresverbrauch 18 Heller für 1 kW

Für einen Holz- und Kohleschuppen nahm noch die Gemeinde ein Darlehen von 12 000 K und für Zwecke der Einleitung 17 000 K bei der Sparkasse auf.

Im Jahre 1912 musste der Strompreis von 80 h auf 70 ermäßigt werden. Das Ansuchen der Gemeinde Wetzelsdorf um einen Anschluss konnte nicht berücksichtigt werden, weil das Werk nur Gleichstrom erzeugte und für die Fernleitung ein Drehstrom in Betracht kam. Das Werk hätte umgebaut werden müssen, was aber 50 000 K gekostet hätte. Dafür war der Gemeinderat nicht zu haben, 1913 mussten die Preise für den Kraftstrom erhöht werden und zwar

 Bis 2 000 Kilowatt 30 h

 Bis 3 000 Kilowatt 25 h

 über 3 000 Kilowatt 20 h

Die Beleuchtung des Bahnhofes wurde abgelehnt. Die Benützung des Stromes für elektrische Motore erfolgte im Winter um 7 Uhr in der Früh und im Sommer um 4 Uhr. Um den gesteigerten Ansprüchen zu genügen, war die Gemeinde 1913 gezwungen einen 40 PS Dieselmotor und eine zweite Stromerzeugungsmaschine zu kaufen. Die Kosten für den Grundbau stellten sich auf 1 000 K, für den Motor auf 17 500 K und für die Dynamo- maschine auf 6 000 K. Die notwendige Geldsumme besorgte die Sparkasse.

Weil im Jahr 1914 der Preis des Rohöles stieg, musste auch der Strompreis erhöht werden u. z. wieder auf 80 Heller und 1915 auf eine Krone. Das Kriegsministerium lieferte das Rohöl, doch sollten die Bauern rechtzeitig den Hafer abliefern. 1916 forderte die Regierung von der Gemeinde die Akkumulatoren. Als die Gemeinden Hadersdorf und Wilhelmsdorf den Anschluss verlangten, musste dieses Ansuchen zurückgestellt werden, da kein Roh- material vorhanden war.

In der Nachkriegszeit wurde der Betrieb des Werkes sehr schwierig. Die Lieferung des Rohöles war eine mangelhafte. Die Maschine arbeitete nur bis 10 oder 11 Uhr nachts. Dann herrschte oft ein tiefes Dunkel in den Straßen und auf den Plätzen des Marktes. Bevor der Maschinist den Motor abstellte, gab er 10 – 15 Minuten früher ein Zeichen, indem er auf einige Sekunden das Licht ausschaltete. Die Gasthausbesucher zahlten rasch und eilten nach Hause. Nur bei Unterhaltungen lief der Motor oft die ganze Nacht. Zeigte sich aber ein Fehler im Werke, der nicht sofort gutgemacht werden konnte, dann hatte der Markt durch mehrere Tage kein Licht. Kerzen und Petroleum waren Luxusartikel, die man nur im Schleichhandel erhielt. Dafür gab es verschiedene Formen von Karbidlampen, die ja in der Not ganz gut halfen.

Im Jahre 1920 hatten 10 Gemeinden der Umgebung an die Marktgemeinde das Ansuchen gestellt, das el. Werk zu vergrößern, sodass ein Anschluss möglich wäre. Leider hatte Poysdorf kein Geld und dazu kam die Geldentwertung, die gedrückte Stimmung über die unsichere Zukunft, die jeden Unternehmungsgeist lahmlegte. In der Erntezeit konnte nur jeden Montag, Mittwoch und Donnerstag gedroschen werden; außerdem hatte jeder, der dreschen wollte, dies in der Kanzlei anzumelden, sonst zahlte er 10 000 K Strafe. Von 1921 an stieg der Kraftstrompreis sprunghaft von 35 K auf 50, 60, 150, 350, 700 bis auf 5 500 K. 1922 fragten die Gemeinden Wetzelsdorf und Hadersdorf wegen des Anschlusses an. 1923 verfügte die Straßenbeleuchtung über 100 Lampen, von denen 50 bis zehn Uhr abends und die anderen bis am Morgen brannten. Das Einschalten der Straßenlampen besorgten die Polizeileute.

Da die Motore schlecht waren und viele umliegenden Gemeinden den Anschluss wünschten, ging die Stadtgemeinde daran, das Werk umzubauen; es wurde vergrößert, eine Kühlanlage eingerichtet, ein 200 PS Motor und im Jahre 1925 einer mit 100 PS von Leobersdorf gekauft; den alten Motor erstand die Gemeinde Trumau um 190 000 000 K. Die Gemeinden Wetzelsdorf, Großkrut, Alt-Höflein, Alt-Lichtenwarth, Hausbrunn, Absdorf und Ringelsdorf, anderseits die Orte Herrnbaumgarten, Schrattenberg, Katzelsdorf und Bernhardsthal schlossen sich an. 1926 war das neue Werk fertig. 1927 begannen die Unterhandlungen mit Zistersdorf wegen eines Zusammenschlusses, doch war eine Einigung nicht zu erzielen.

1930 erhöhte die Gemeinde den Strompreis und zwar

 den Lichtstrom von 60 auf 80 gr.

 den Kraftstrom von 45 auf 60 gr.

 den Beleuchtungsstrom auf 30 gr.

Unser E. Werk schloss sich an das des Peter Kraus – Mistelbach an; die Leitung kostete 40000 S und seither ist der Nachtbetrieb eingestellt. Eine selbsttätige Uhr regelt das Ein- und Ausschalten der Straßenbeleuchtung, die jetzt 125 Lampen zählt. Seit dem 19. März 1925 wird Drehstrom erzeugt. In der Stadt zählt man über 4 500 Lampen.

Handschrift von Franz Thiel

Unsere Brauhäuser

Das Bierbrauen aus Weizen war im Mittelalter allen Hausbesitzern erlaubt; sie konnten es sogar verkaufen wie der Hauer den Wein. Hopfengärten werden in Mistelbach 1361 und 1414 erwähnt. In der Herrschaft Lundenburg sammelten die Untertanen in den March- und Thayawaldungen 1414 Hopfen. Wohl verbot die Regierung 1430 die Biererzeugung auf dem Lande, doch wurde diese Anordnung nicht befolgt, weil in Drösing noch 1464 die Bewohner Wein und Bier ausschenken konnten, soviel sie wollten. Wer kein Haus besaß, tat es beim Nachbar oder auf der Straße, zahlte aber dem Richter für jeden Eimer 1 den. Die größeren Orte verfügten über eine Bierglocke – Wien 1485 und Stockerau 1590 -, die das Zeichen gab, daß die Bierhäuser sperren mußten. Mistelbach hatte 1486 ein Bierhaus und 3 freie Schankhäuser. In Patzmannsdorf konnte um 1500 jeder Bewohner Wein und Bier ausschenken, aber nur zu dem Preis, wie er es öffentlich hatte ausrufen lassen; hier prüfte ein Angießer sogar die Maße. Fand er ein unrichtiges, so schnitt er dem Leutgeb den Zapfen ab, der überdies 12 den. Strafe zahlte.

Im Laufe des 16. Jahrhunderts wurde das Bierbrauen ein Hoheitsrecht der Grundherren, der Klöster und Städte; Laa besaß dieses Recht schon seit 1454; hier gab es wie im Sudetenland eine brauberechtigte Bürgerschaft. Georg Hartmann von Liechtenstein verfügte 1552 in Nikolsburg über eine Brauerei, die Fünfkirchner seit 1544 über eine in Steinebrunn. Von diesen mußten die untertänigen Gemeinden das Bier nehmen. „Bierfürlegen“ hieß dieses herrschaftliche Recht. Damals gelangte von Deutschland und Holland ein besseres Verfahren im Bierbrauen zu uns. In Mistelbach schenkten nur das fürstliche Bierhaus und das der Pfarrholden Weizenbier. Die Kirtagsfreiheit kostete 1573 dem Markte jährlich 20 fl. Das Bier galt damals als eine Medizin für Kranke und Wöchnerinnen, auch die Soldaten in Ungarn erhielten es.

Tüchtige Braumeister waren die Wiedertäufer – Habaner bei uns genannt -, die in Neumühl in Südmähren ein Bräuhaus mit einer Mälzerei besaßen, welches ein Muster und Vorbild für unsere in Wilfersdorf und Hohenau war. Der Fürst Karl von Liechtenstein belieferte alle untertänigen Gemeinden, darunter Poysdorf, Wetzelsdorf und Ketzelsdorf, mit Bier; viel ging nach Ungarn zu den Kriegsvölkern. 1594 verlangte die Wilfersdorfer Herrschaft von den Mistelbachern, daß sie kein Bier brauen und verkauften durften. Der Landprofoß hatte bei seinen Kontrollgängen darauf zu schauen, daß die Bauern im Weinland kein Brauzeug hatten; er konnte es ihnen wegnehmen.

Das Wilfersdorfer Bräuhaus erzeugte jährlich 26 Bräu, auf jedes nahm man 20 Metzen Malz. Der Bräumeister, sein Gehilfe sowie der Hopfengärtner erhielten im Jahr Viktualien im Werte von 114 fl. Das Holz wurde nicht gekauft, sondern von Robotern in der Ringelsdorfer Au geschlagen und nach Wilfersdorf geführt. Den Hopfen lieferte der fürstliche Hopfengarten in Wilfersdorf. Jedes Gebräu ergab 15 Faß, im Jahr 390 á 3 fl; der Wert betrug also 1170 fl, die Ausgaben 569 fl.

Der Fürst Gundacker von Liechtenstein, ein erfahrener und umsichtiger Wirtschaftsmann, gab für den Bräuer folgende Instruktionen heraus: Er hat die Aufsicht über das ganze Bräuhaus, sorgt für Weizen, Hopfen und Holz, hat die Schlüssel zur Träbertruhe sowie zu allen Türen; zum Trunk für sich und sein Gesinde gehören von 26 Fässern ihm 3 Fäßlein. Den Bierrabisch führt er selbst. Fremdes Gesinde ist im Bräuhaus nicht zu dulden. Der Bierschreiber besorgt die Verrechnung; er schaut auf die Fässer, daß sie gereinigt und vom Hofbinder ausgebessert werden. Den Hopfen liefern der Garten in Wilfersdorf und die Marchauen. Die Bauern führen das Brennholz herbei. Der Leutgeb erhält bei 30 Faß Bier eines als Draufgabe.

1612 wollte die Regierung in Wien eine Kontrolle über die Bräuhäuser auf dem Lande durchsetzen. Das Bräuhaus in Asparn a. d. Z. lieferte 1613 nach Garmanns 7 Faß á 3 fl (1 Pfund Kerzen kostete damals 8 kr, 1 Pfund Karpfen 12 kr, ein Buch Papier in Mistelbach 6 kr). Allgemein lobte man das Asparner Bier im ganzen Zayatal. Das Wilfersdorfer Bräuhaus war zu Beginn des 30 jährigen Krieges zerstört worden, konnte aber 1637 wieder aufgebaut werden. Der Mistelbacher Leutgeb erhielt zwei Faß, der Poysdorfer 1 Faß mehr 1 Eimer, der Obersulzer, Wilfersdorfer, Kettlasbrunner, Ketzelsdorfer und Ringelsdorfer je 1 Faß, der Hofpfister in Wilfersdorf 3 Eimer und der Kettlasbrunner Schulmeister sowie der Walterkirchner Pfarrer je einen Eimer; zum Ausspeisen waren sechs Faß mehr ein Eimer bestimmt, für den Wilfersdorfer Bauer Philipp ein Eimer, zusammen 16 Faß á 4 fl; dazu brauchte der Bräumeister Luley 14 Bräu, 20 Metzen Malz und 2 Metzen Hopfen.

Nach der alten Abteilung nahmen die Gemeinden wöchentlich: Wilfersdorf 4 Eimer, Obersulz 8, Bullendorf 4, Koczlsdorf = Ketzelsdorf 4, Poysdorf 16, Mistelbach 20, Ringelsdorf 8 und Waltersdorf 4 Eimer, in 14 Tagen Kettlasbrunn, Loidesthal und Woczlsdorf = Wetzelsdorf je 4 Eimer, in 3 Wochen Blumenthal 4 Eimer, zusammen 84 Eimer. Nach der neuen Einteilung sollten alle wöchentlich nehmen: Wilfersdorf und Bullendorf je 4, Obersulz und Ringelsdorf je 8, Poysdorf 12, Mistelbach 16, Kettlasbrunn, Blumenthal, Loidesthal, Woczlsdorf, Koczlsdorf und Waltersdorf je 2 Eimer, zusammen 64 Eimer. Die Armen klaubten 1647 für das Brauhaus in den fürstlichen Waldungen 4 Mut Hopfen = 120 Metzen.

1649 besaß der Fürst Liechtenstein ein Bräuhaus in Hohenau und Wilfersdorf, hier auch einen Hopfengarten sowie ein Dörrhaus. Die Ringelsdorfer, welche das Holz in beide Brauereien führten, waren sehr faul und nachlässig bei der Arbeit. In den Gemeinden, wo nach dem langen Kriege das Geld fehlte, wurde wenig Bier getrunken. Der Bieressig, der schlechter war als der Weinessig, wurde dem Gesinde gegeben. Ein Maß Bier kostete 1656 vier Kreuzer und ein Eimer im Bräuhaus 1 fr 9 kr. Das Hohenauer Bier – 1 Faß kostete 4 fl 30 kr, das Schrotgeld = 12 kr – wurde in alle Orte bis Poysdorf, Mistelbach und Obersulz geführt. Man unterschied bei uns ein Weiß-, ein Herren- und ein braunes Bier. Der Bräumeister klagte 1661 über die unreinen Fässer, die der Kellner schickte. Viel Bier ging 1663 nach Lundenburg für die Soldaten. Das Bräuhaus in Enzersdorf im Tal warf einen geringen Ertrag ab, sodaß es einem Juden verpachtet wurde. Zum Durchseifen des Bieres verwendete man Strohwische.

1682 mußte das Wilfersdorfer Bräuhaus ausgebessert werden. Das Gesinde und die Knechte erhielten nur Halbbier. Im Mistelbacher Kloster verstand es der Koch, für die Mahlzeiten einen schmackhaften Hopfensalat zu machen. Am 29. März 1692 berichtete der Amtmann dem Fürsten, daß von der Herrschaft immer die Gemeinden mit Bier versorgt wurden, nun aber machten seit einiger Zeit die Herrschaften in der Umgebung das Geschäft und führten ihr Bier ein. In Mistelbach bezahlte man für einen Eimer mit Fuhrlohn 1 fl 6 kr, in Poysdorf nur 57 kr. Weil der Abgang zu wünschen ließ, mußte der Bräumeister viele Fässer zurücknehmen und gegen frische eintauschen. Die Ernstbrunner Herrschaft verfügte in Mistelbach über einen eigenen Keller, in dem sie ihr Bier einlagerte. Von Rabensburg, Laa, Asparn und Ulrichskirchen gelangte Bier in die fürstlichen Gemeinden.

Mistelbach reichte nach Wilfersdorf in das Rentamt 100 fl Schankgeld, Poysdorf aber nur 50; in Mistelbach könnte ein Faß Bier um 4 fl 24 kr verkauft werden, in Poysdorf um 3 fl 48 kr, aber nicht höher; das Auswechseln des Bieres sei unstatthaft und schädlich. Nicht erlaubt war die Biererzeugung in Privathäusern, da seit alter Zeit die untertänigen Gemeinden das Bier von der Herrschaft nehmen mußten. Mistelbach mit Lanzendorf – ohne „das Weiße Rössl“ – brauchte 1691 nur 191 Eimer Bier. In Poysdorf, wo die Bewohner lieber das Laaer Bier tranken, kostete ein Eimer mit Fuhrlohn von Laa 57 kr und eine Maß 3 kr; nur das Schankhaus konnte in Poysdorf im Sommer Bier schenken; 1691 waren dies 40 Eimer nach der Aussage des 80jährigen Hans Knoll, der im Schwedenkrieg Marktrichter war.

In Rabensburg erhielt der Bräumeister mit dem Knecht zusammen jährlich 120 fl.

Die Unkosten für ein Faß Bier betrugen im Durchschnitt 1692: 2 Metzen Weizen = 2 fl, Hopfen 6 kr, Faß, Reifen sowie Reparatur auch 6 kr. Im Jahr konnten 340 Faß gebraut werden; für den Unterhalt des Bräumeisters rechnete man 21 kr, zusammen 2 fl 33 kr. Im Schankhaus kostete ein Faß Bier mit dem Tatz 7 fl 36 kr, Schenkerlohn und Schrotgeld 28 kr, bliebe also für das Rentamt ein Betrag von 4 fl 36 kr. Notwendig wäre es, wenn die Herrschaft ein Paar Zugpferde hielte; doch müßten die Bauern mit ihren Pferden Vorspann leisten; denn nur so könnte man das Bier in die einzelnen Orte führten. Der Knecht kostete 60 fl im Jahr. Die Herrschaft selbst benötigte jährlich 60 Faß Bier. Dem Bauer könne man nicht trauen, wenn er es in die Gemeinden führen sollte. Der Nutzen betrug bei einem Faß Bier in Mistelbach 51 kr, in Poysdorf nur 15 kr.

Am 25. Jänner 1697 klagten die Mistelbacher Hauer, daß die Marktbewohner Bier holen, es an Fremde weiter verkaufen, an Jahr- und Wochenmärkten es ausschenkten und keinen Tatz reichen. Der Fürst Liechtenstein hatte am 5. Mai 1692 die Biereinfuhr für Mistelbach erlaubt, nun wollte die Herrschaft diese Begünstigung wieder aufheben. Der Amtmann untersagte dem Asparner Bräuer strenge jede Biereinfuhr nach Mistelbach; ebenso hatten sich alle Handwerker und Gewerbsleute des Biereinkaufes zu enthalten. Täten sie es aber doch, so wird ihnen das Bier weggenommen und in das Spital geführt, außerdem zahlt jeder Bürger sechs Reichstaler als Strafe in das Wilfersdorfer Rentamt. Die Herrschaft hatte in ihrem Bereich 7 Wirtshäuser. Das Mistelbacher Marktviertel erklärte, aus dem Tulferhof keinen Wein zu beziehen. Die Handwerker wollten lieber Bier trinken, weil der Wein zu teuer wäre. Dagegen wiesen die Hauer auf den kräftigen, guten Wein hin, der besser sei als „das gesottene Wasser“; würde zuviel Bier eingeführt, so gehe der Tatz zurück. Trotz des Verbotes führten die Mistelbacher Bier ein; ja der Bräuer in Asparn versprach, für Mistelbach ganz neue Fässer zu machen. Die Bauern und Hauer dagegen waren sehr erbittert, sie drohten sogar, die Weingärten öde liegen zu lassen und sich als Tagwerker ihr Brot zu verdienen.

Ein Wiener Bräumeister inspizierte 1709 die fürstlichen Brauerein in Ostra, Steinitz und Hohenau. Der Asparner Bräuer, welcher ein hausgesessener Mistelbacher war, begleitete ihn auf der Reise. Das Wilfersdorfer Bräuhaus, das in den Kuruzzenkämpfen schwer gelitten hatte, bedurfte dringend einer gründlichen Reparatur, vor allem die Malztenne, der Dörrofen, der Brunnen und die Wohnung des Bräumeisters. Anzuschaffen wären kupferne Braupfannen von 20 – 22 Eimer sowie sechs Stück Biergranten. Diese Kosten erforderten aber 500 fl, weil das Holz mit großer Mühe und mit vielen Beschwerden aus den Rabensburger Revieren herbeigeholt werden mußte. Das Hohenauer Bräuhaus befand sich dagegen in einem guten Zustand und war auch besser eingerichtet. Das Holz, das die Robotbauern herbeiführten, war auch nahe und bereitete keine Schwierigkeiten. Statt des Weizens sollte man Gerste aus Mähren beziehen, die sehr wohlfeil war. Die Asparner Bierniederlage in Mistelbach zahlte in das Wilfersdorfer Rentamt jährlich 12 fl (1710). Ein Baumeister machte 1713 dem Amtmann den Vorschlag, das Wasser für die Brauerei mit einem Rad zu besorgen; leider ließ sich der Plan nicht durchführen. Für den Bau des neuen Gewölbes im Wilfersdorfer Bräuhaus nahm man Ziegel und keine Steine. Das Bier war aber minderwertig. Man unterschied damals Essig-, Kreuzer-, einfaches Gersten-, Doppel- und Nachbier. Standespersonen bezogen besseres Bier, das sich aber die Wohlhabenden auch heimlich holten. Im fürstlichen Keller zu Poysdorf lagerten 1722 3.950 Eimer Wein, dann Weinläger, Bier, Weinessig und Branntwein. Von 1731 an holten die Gemeinden ihr Bier von Hohenau und Themenau. In Erdberg, wo der Wirt keinen Keller hatte, wurde es bald schlecht; dazu gab es hier auch keinen guten Wein; denn der eine, welcher verkauft werden sollte, wurde über Nacht zu einer Tinte. So einen verdorbenen Wein können aber nur die Wiener Wirte mit Most, Branntwein, Hausblättern und gutem Wein wieder herrichten und verkaufen ihn bei frischem Wetter. Die Poysdorfer schlechten Weine sind noch immer besser als die Erdberger.

Nach 1733 durften alle Gemeinden der Wilfersdorfer Herrschaft nur Hohenauer Bier ausschenken. Andere Brauereien gab es noch in Zistersdorf, Ulrichskirchen und Ernstbrunn. Verkaufte der Wirt ein Maß, so hatte die Herrschaft bei einem Faß einen Nutzen von 4 fl 56 kr, bei 4 kr aber 6 fl 44 kr; dabei war das Schutzgeld von 3 fl und die Robot nicht eingerechnet. Unkosten bei einem Faß Bier von Hohenau, wenn ein Maß 3 kr kostet:

Ungeld = 12 Maß á 3 kr = 36 kr

Bräuer und Schrotgeld = 12 kr

Tatz = 24 Maß á 3 kr = 1 fl 12 kr

Schanklohn vom Eimer = 16 kr

den Schenkern den versprochenen 10. Kreuzer = 48 kr.

Zusammen 3 fl 4 kr; verbleiben für das fürstliche Rentamt in Wilfersdorf = 4 fl 56 kr, zusammen 8 fl; dabei war Robot und Schutzgeld nicht eingerechnet.

Die Herrschaft, die in Hohenau 1733 ein Bräuurbar eingerichtet hatte, zwang die Mistelbacher zur Abnahme ihres Bieres, obwohl sie sich energisch sträubten; denn in einer Urkunde von 1573 war die Rede vom Bierfürlegen. Bei einer Kontrolle in Hohenau entdeckte der Amtmann große Bauschäden am Bräuhaus. In Themenau arbeitete der Bräumeister so liederlich, daß sein Bier einen schlechten Geschmack hatte. In Hohenau meldete sich 1742 ein neuer Bräumeister an. Weil die Wälder erschöpft waren und sie dringend geschont werden mußten, wurden in Wilfersdorf das Bräu- und Branntweinhaus 1764 aufgelassen. Letzteres hatte viele Familien ins Unglück gestürzt und an den Bettelstab gebracht. Das Zistersdorfer Bräuhaus arbeitete noch 1774.

Im Bereich der Wilfersdorfer Herrschaft gab es 1788 kein Bräuhaus, wohl aber eine Essigsiederei, die aber erst 1791 den Betrieb aufnahm. Um 1800 meldeten sich langsam Privatbrauereien an, welche die herrschaftlichen mit der Zeit verdrängten. Da unsere Bauern auch Gerste anbauten, kam das Weizenbier in Vergessenheit. Das erste bürgerliche Bräuhaus befand sich in Poysdorf. Ursprünglich war es ein Halblehen, welches der Obrigkeit folgende Abgaben reichte: Dienst 30 kr, Richtgeld 3 kr, Weisheitsgeld 1 kr, Steuer 50 kr – zusammen 1 fl 24 kr; zum Haus gehörten 91/2 Joch Aecker, 12 Viertel- und 1 Achtel Weingarten sowie ein Grasgarten von ½ Tagwerk. 1757 besaß es die Familie Weisböck – Kaufpreis 900 fl -, 1794 Jakob Weiser – Preis 1.300 fl -, 1809 Ignaz Huber – 3.500 fl, 1818 Franz May – 12.485 fl, der schon Bräumeister war. Er nützte die schlechten Weinjahre 1815 und 1816 aus, um ein gutes Bier zu erzeugen, das billiger war als der Wein (ein Maß alten Weines kostete 2-3 Gulden). Das Poysdorfer Bier genoß einen guten Ruf, so daß auch die Fremden lieber Bier tranken als Wein. Die Armen sahen im Branntwein einen „Seelenstärker“.

1835 besaß Poysdorf ein Bräuhaus, eine Branntweinbrennerei und ein Bierhaus. Die Bierbrauerei erreichte damals einen hohen Stand; es war nicht mehr ein gesottenes Wasser. Viele Hausbesitzer erzeugten heimlich Branntwein, der minderwertig war und auch verkauft wurde. Mütter gaben ihn den Kleinkindern, damit sie lange schliefen und Ruhe gaben; dieses Vorgehen zeigte traurige Folgen im späteren Alter. Am 1. April tauchten in Poysdorf plötzlich fünf Landwehrmänner auf, welche die Häuser durchsuchten, ob hier Branntwein gebrannt wurde. Viele Bewohner zahlten eine empfindliche Strafe. Die Regierung mußte damals scharf gegen den Alkoholmißbrauch vorgehen, der ein Schaden für das ganze Volk war. Im Cholerajahr 1831 und auch 1832 galt der Branntwein als Heilmittel; sangen doch die Leute in einem Lied: „Schnaps ist für die Cholera“.

1847 wurde das Ernstbrunner Bräuhaus abgetragen und 1853 stellte das in Asparn den Betrieb ein. Als der Bräumeister Franz May in Poysdorf 1850 starb, fand sich kein Nachfolger, sodaß kein Bier erzeugt wurde; da kaufte es noch im gleichen Jahr Franz Kasparek um 6.840 fl C. M. Der Lundenburger Jude brannte im Bräuhaus Branntwein, weil die Gemeinde es erlaubte (1859). Durch 30 Jahre wurde in Poysdorf kein Bier gebraut. Erst 1888 kam ein Mann, der sich des Bräuhauses annahm, das aber arg hergenommen war, weil niemand an eine Ausbesserung dachte. Emanuel Wlasak baute es um, richtete das Bräuhaus ganz modern ein, und führte 1891 sogar den Dampfbetrieb ein. Der Brunnen, welcher heute zum Bauernhaus Johann Lackner gehört, lieferte ein vorzügliches Wasser. Die neue Flügelbahn brachte Ostrauer Kohle und von der Wiener Firma Hauser und Sobotka (Stadlau) Malz und Hopfen. Wlasak war ein tüchtiger Bräumeister, der dem Poysdorfer Bier einen guten Namen verschaffte, sodaß es in den Gemeinden des Grenzlandes gerne von den Gastwirten gekauft wurde. Die Laaer Ebene beherrschte das Bräuhaus in Laa. Der Poysdorfer Bräuhausgarten und die Gastwirtschaft waren der Sammelpunkt der Bürger und Bauern, die gerne am Sonntag hier ihr Glas Bier tranken; die Silvesterfeier fand jedes Jahr im Bräuhaus statt; so nannte man allgemein das Gasthaus, das zum Betrieb gehörte.

Den Höhepunkt erreichte das Poysdorfer Bräuhaus unter der Familie Steingaßner nach 1900.

Das notwendige Eis bezog der Besitzer aus den Teichen der Umgebung; einer heißt noch heute der Steingaßner-Teich, der aber ganz mit Schilfrohr bedeckt ist und daher für die Eisgewinnung nicht mehr taugt. Die Familie Steingaßner besaß mehrere Ziegelöfen, sowie einige Bahnhofrestaurationen (Grußbach, Frischau, Stillfried, Gerasdorf, Neubau, Frättingsdorf), die mit Poysdorfer Bier beschickt wurden. Dies geschah mit der Eisenbahn und mit Pferden. Der Bierfuhrmann gehörte zum Straßenbild jener Zeit, die noch kein Auto kannte. Jährlich erzeugte Steingaßner 5.000 – 8.000 hl Bier, die Höchstleistung betrug einmal 8.700 hl. Er wollte im Grenzland eine bescheidene Industrie aufbauen, gegen die aber die Gemeinden eine ablehnende Haltung einnahmen. 1916 erhielt das Bräuhaus keine Gerste, weil sie für die menschliche Ernährung verwendet wurde. 1919 sollte die Marktgemeinde das Bräuhaus um 732.485 K 52 h übernehmen; sie tat es nicht, im Gegenteil verkaufte sie ihr Gemeindegasthaus. 1922 wanderte die ganze Einrichtung nach Italien.

Alle Bräuhäuser im Weinland – Enzersdorf i. T., Ernstbrunn, Stronsdorf, Ladendorf, Asparn, Ulrichskirchen, Wilfersdorf, Hohenau, Zistersdorf, Themenau, Steinebrunn und Poysdorf gingen mit der Zeit ein, nur das in Laa konnte sich erhalten, gelangte aber auch in Privatbesitz. Heute liefern die Wiener Bräuhäuser das Bier für die einzelnen Gemeinden.

Quellen:

Herrschaftsakte Wilfersdorf im Fürst Liechtensteinischen Hausarchiv.

Veröffentlicht in: „Heimat im Weinland“, Heimatkundliches Beiblatt zum Amtsblatt der Bezirkshauptmannschaft Mistelbach, Jahrgang 1963, S 169 - 172

Unsere neue Orgel

Der Bau unserer neuen Orgel wurde nach langer reiflicher Prüfung dem Orgelbaumeister Ferdinand Molzer (Wien III, Baumannstraße 9) übertragen. Seine hervorragende Fachkenntnis und seine peinliche Gewissenhaftigkeit in der Arbeit boten die sicherste Gewähr, durch ihn ein wirkliches Meisterwerk zu bekommen. Die Arbeit in der Werkstätte wurde im August 1936 begonnen. Mit Ausnahme der Metallpfeifen und Magnete, die von Deutschland bezogen werden mußten, wurden alle Teile der Orgel, angefangen vom einfachsten Stück bis zum so überaus komplizierten Spieltisch, in der Werkstätte Molzers hergestellt. Während der Arbeit in der Werkstätte hatte man Gelegenheit, die überaus gewissenhafte Arbeitsweise des Meisters und seine große Liebe, mit der er sich seiner Aufgabe hingab, kennen zu lernen. Die unbedeutenden Teile der Orgel, die gar niemand mehr zu Gesicht bekommen wird, wurden mit der gleichen Gewissenhaftigkeit und Liebe hergestellt, wie die wichtigsten Teile derselben. Im Jänner war die Orgel in der Werkstätte fertiggestellt. Am 8. Februar kamen die ersten Teile der Orgel nach Poysdorf. Drei Lastautofuhren waren dazu notwendig. In fleißiger Arbeit war das Werk in zwei Monaten aufgestellt. Die neue Orgel ist nach dem elektro-pneumatischen System aufgebaut. Mit diesem System wird das Einströmen der Luft in die Pfeife auf elektrischem Wege bewerkstelligt. Beim Niederdrücken einer Taste wird ein Stromkreis geschlossen und dadurch ein Magnet in Funktion gesetzt, der durch das Ausschwenken eines Hebels das Öffnen des Ventiles besorgt. Die Luft strömt ein und die Pfeife kann erklingen. In der alten Orgel wurde dieser Vorgang auf mechanischem Wege erreicht. Die mechanischen Orgeln sind sehr schwer spielbar, was auch an unserer alten Orgel jeder Organist schwer empfunden hat. Ein großer Nachteil bei der mechanischen Orgel besteht auch darin, daß an ihr die modernen Spielhilfen, wie Oktavkoppeln, Kollektive, automatisches Pianopedal, freie Kombinationen, Register … nicht angebracht werden können. Das pneumatische System kam bei unserer neuen Orgel deshalb nicht in Frage, weil es sich doch um ein größeres Werk handelt, bei dem die Entfernungen der Pfeifen vom Spieltisch bis zu 16 Meter betrugen. Beim pneumatischen System werden die Ventile unter den Pfeifen durch einen Luftstrom geöffnet, der durch Rohrleitungen vom Spieltisch herangeführt werden muß. Die in unserm Falle erforderlichen langen Rohrleitungen würden eine merkliche Verzögerung der Ansprache verursachen. Aus den geführten Gründen greift man heute beim Bau von größeren Orgeln immer zum elektrischen System. Freilich hat auch dieses System wie alles Menschenwerk einen Nachteil. Beim Ausbleiben des Stromes kann eine solche Orgel überhaupt nicht gespielt werden. Beim Bau der neuen Orgel wurde wirklich nur das beste Material verwendet. Sie weist auch konstruktive Neuerungen auf, die in Österreich erstmalige Verwendung fanden und geistiges Eigentum des Erbauers bleiben, weshalb sie auch hier nicht erwähnt werden dürften.

Der komplizierteste Teil der Orgel ist wohl der elektrische Spieltisch. Er hat drei Manuale und ein Pedal, 48 Registertasten, 48 Tasten für freie Kombinationen, zehn Druckknöpfe, einen Tritt für die Betätigung des Schwellkastens, einen Tritt für die plötzliche Einschaltung der vollen Orgel, einen Hebel für das Schalten der Oktavkoppeln, einen automatischen Anlasser für den Hauptmotor, sowie ein Volt- und Amperemeter. Im Spieltischinneren befinden sich noch 884 Silberkontakte und 10 Zugmagnete. An Elektroleitungsdrähten wurden 3200 Meter verlegt. Die Funktion für die Steuerung der Relaisventile der Hauptwindladen besorgen 320 Magnete, die bei einer Spannung von 12 Volt 200 Ohm Widerstand aufweisen.

Das Hauptgebläse mit seinen sieben federbespannten Regulierbälgen wird von einem Spezial-Elektro-Ventilator der Firma Schörpf in Dornbirn versorgt. Dieser liefert in der Minute 22 Kubikmeter Luft bei einem Winddruck von 86 mm Wassersäule. Der Ventilator stammt also von der gleichen Firma, die uns das elektrische Glockengeläute geliefert hat. Unser Ventilator hat auch den Beweis erbracht, daß wir es nicht notwendig haben, Orgelventilatoren aus dem Ausland zu beziehen, wie man bisher immer meinte. Unser neuer Ventilator ist sicher mit jedem ausländischen konkurrenzfähig. Das Hauptgebläse ist im Inneren der Orgel untergebracht und läuft fast ganz geräuschlos. Die Orgel enthält acht Windladen, auf die 1729 Pfeifen verteilt sind. Die gesamten Pfeifen wiegen 1310 kg. Davon sind 560 kg aus Zinn, 26 kg aus Kupfer, 218 kg aus Zink und 506 kg aus auserlesenem, astfreiem siebenbürgischen Fichtenholze. Die neuen großen klingenden Prospektpfeifen, welche die Verbindung der zwei alten Orgelgehäuse bilden, wiegen allein 114 kg, also fast so viel wie alle Pfeifen der alten Orgel zusammen. Sie sind aus poliertem Prospektzinn hergestellt und gehören der Prinzipalstimme des ersten Manuales an. Um eine recht ruhige Windversorgung zu gewährleisten, wurden alle Registerwindladen in Baß- und Diskanthälften geteilt und mit stehenden Doppelregistraturen versehen. Es zeigen sich dadurch auch beim vollgriffigen Spiele keinerlei Windstöße.

Disposition der alten Orgel

**Hauptwerk**

1. Prinzipal 8‘

2. Gemshorn 8‘

3. Flöte 8‘

4. Salizional 8‘

5. Oktave 4‘

6. Rohrflöte 4‘

7. Fiauto amabile 4‘

8. Oktave 2‘

9. Satizel 2‘

10. Quionte 2‘

11. Mixtur 3 f

Positiv:

12. Copula 8‘

13. Viola 8‘

14. Prinzipal 4‘

15. Flöte 4‘

16. Oktave 2‘

17. Quinte 2‘

**Pedalwerk:**

18. Subbaß 16‘

19. Biolon 16‘

20. Oktave 8‘

21. Cellobaß 8‘

22. Quinte 5 1/3‘

23. Kornett 2 f

Orgelrevisionsbericht

Unsere neue Orgel wurde am 1. April durch Herrn Domorganisator Professor Karl Walter einer eingehenden Prüfung unterzogen. Es soll der wörtliche Revisionsbericht hier Platz finden:

Für den Umfang der neuen Disposition war die Größe der Pfarrkirche maßgebend, die eine dreimanualige Orgel erfordert. Ausgeführt nach dem idealsten Orgeltyp, der aus Hauptwerk, Rückpositiv, Schwellwerk und Pedal besteht, verfügt das neue Werk über alle Stärkegrade. Von einem gesunden, nicht schreienden Fortissimo bis zu den feinsten dynamischen Nuancierungen des im verschlossenen Jalousienschweller wunderbar abgetönten Pianissimo. Ein gebildeter Organist hat an dieser Orgel die Möglichkeit, die stilistisch oft weit auseinanderliegenden kirchlichen Gesangsstücke künstlerisch zu verbinden und sein Spiel dem reichen Stimmungsgehalt des Kirchenjahres anzupassen. Außerdem lassen sich auf dem neuen Instrument Orgelkompositionen der gesamten Orgelliteratur stilgetreu wiedergeben. Bei der Begleitung von Solostimmen oder im Zusammenspiel mit dem Orchester, in der Hervorhebung eines Cantus primus beim Triospiel, sowie zur Begleitung des Volksgesangs wird sich das Rückpositiv besonders bewähren. Während das erste und zweite Manual jedes ein eigenes Werk für sich darstellt, das sich jedoch im Zusammenspiel zu schöner Gesamtwirkung vereinigt, fehlen zu dieser Bedingung im dritten Manual Zungenstimmen, die bedauerlicherweise aus finanziellen Gründen nicht eingesetzt werden konnten. Im Spieltisch und im Innern der Orgel ist hiefür der Platz vorgesehen.

Der tiefen Oktave des Prästant 4‘ im Rückpositiv wünscht man eine präzisere Ansprache. Die Intonation der einzelnen Register ist meisterhaft. Hervorheben möchte ich die Trompete 8‘ des ersten Manuals (mit Kupferbechern), des Krummhorns 8‘ und der Kopula 8‘ im Rückpositiv. Silberhell klingen die Mixturen und Aliquote, die mit den übrigen Registern restlos verschmelzen. (Es ist z. B. möglich, im ersten Manual Salicional 8‘ mit Quint 2 2/3‘ zu spielen.) Die elektrische Traktur funktionierte bei jeder Spielart tadellos. Ganz auffallend schön ist die außergewöhnlich saubere Ausführung und Ausgestaltung aller, auch der kleinsten Orgelteile.

Die Gebläseanlage wird von einem in der Orgel stehenden, ruhig laufendem Elektroventilator gespeist, der reichlich Wind liefert, so daß der Ton bei verschiedensten Spielarten stets frischen, festen Charakter zeigt und auch im vollgriffigsten Spiel frei von jeder Druckschwankung ist. Der technisch fein gearbeitete Spieltisch enthält die modernsten Spielhilfen, ist dabei nicht überladen und klar übersichtlich. Das schöne Barockgehäuse der alten Orgel wurde insofern beibehalten, als die beiden großen Seitenteile unverändert blieben, dagegen der zierliche Mittelteil seinem mir ursprünglich scheinenden Zwecke zugeführt, als Gehäuse des neu disponierten Rückpositivs an die Brüstung der Orgelempore vorgesetzt wurde.

Gestützt auf vorstehende Detailuntersuchungen fasse ich das Endurteil über die Revision dahin zusammen, daß dieses Orgelwerk bezüglich Disposition und Einrichtung allen Anforderungen der Orgelbautechnik entspricht und daß infolge der mit seinem Geschmack künstlerischer Vollendung ausgeführten Intonation die Klangwirkung des Werkes als hervorragend bezeichnet werden muß. Ich erlaube mir, sowohl die Pfarrgemeinde zu beglückwünschen, als auch dem Erbauer, Herrn Orgelbaumeister Molzer die wohlverdiente Anerkennung auszusprechen. Der Pfarrgemeinde empfehle ich die Annahme und möchte den Wunsch beifügen, daß der Orgel die regelmäßige Pflege zugewendet werde, die den tadellosen Zustand bedingt.

Möge das neue Werk viele Jahre erklingen zum Lobe des Allerhöchsten und zur Freude der Pfarrgemeinde!

Kurt Walter, e. h.

Domorganist zu St. Stephan

Professor an der Staatsakademie für Musik in Wien.

Disposition der neuen Orgel

**1. Manual (Hauptwerk)**

1. Bourdon 16‘

2. Prinzipal 8‘

3. Satizional 8‘

4. Flöte 8‘

5. Oktave 4‘

6. Flöte 4‘

7. Quinte 2‘

8. Oktave 2‘

9. Mixtur 4-6‘

10. Trompete 8‘

**2. Manual**

1. Copula 8‘

2. Praestant 4‘

3. Nachthorn 2‘

4. Rauschquinte

5. Krummhorn 8‘

**3. Manual**

1. Spitzflöte

2. Quintaton 8‘

3. Neosine 8‘

4. Vor coelistis 8‘

5. Waldflöte

6. Prinzipal 4‘

7. Blockflöte 2‘

8. Sesquialtera

9. Zimbel 3 f

**Pedal**

1. Akust 32‘

2. Kontrabaß 16‘

3. Subbaß 16 ‚

4. Oktave 8‘

5. Oktave 4‘

6. Schwiegel 2‘

7. Mixtur 3 f

8. Posaune 16‘

**Spielhilfen:**

Manualkoppeln: 3-1, 2-1, 3-2, Super 3-1, Sub 3-1, Super und Sub 3 und 1 in sich

Pedalkoppeln: 1-P, 2-P, 3-P, Super 3-P

1 freie Kombination, Crescendowalze, Tuttitritt, Pianopedal, 16‘ ab, Zungen ab.

Veröffentlicht in: „Pfarrbote von Poysdorf“, 1937

Unsere Stein- und Schottergruben

Die Berge unserer Heimat bestehen aus Kalkstein, der in verschiedenen Abarten vorkommt: Jura-, Leitha- und Muschelkalk. Der erste zeigt sich am schönsten in den Bergen von Ernstbrunn, Staatz und Falkenstein; in ihm finden wir eine reiche Tierwelt: Haarsterne, Muscheln, Ammoniten, Seeigel, Krebse, Schnecken usw. Die kahlen, waldlosen Höhenzüge zeigen einen ausgesprochenen Karstcharakter, der sich von den bewaldeten Hügeln, von den Weingärten und grünen Saatfeldern scharf abhebt. Verwendet wurde dieser Stein zum Kalkbrennen, für Bau- und Schotterzwecke. Schon den alten Kelten und Römern war er bekannt, die ja im Steinbau Meister waren, während die Germanen im Holzbau hervorragende Leistungen aufwiesen. Waren doch die ersten Burgen- und Kirchenbauten bei uns aus Holz; noch 1304 wird in Joslowitz eine Holzkirche erwähnt, die von den Ungarn im Sturm genommen wurde (nach L. Dudik: „Mährens allgemeine Geschichte“). Die Berge, auf denen die frühmittelalterlichen Holzburgen standen, heißen „Hausberge“ und sind in unserer Heimat sehr zahlreich.

Der Leithakalk bei Poysdorf und Zistersdorf ist etwas weicher und wurde als Baustein für Grundmauern gerne benützt; auch als Schotter und zum Kalkbrennen fand er Verwendung.

Der Muschelkalk bei Nexing und bei Nieder-Kreuzstetten ist etwas porös, läßt sich leicht bearbeiten und ist der beste Baustein im Mittelalter gewesen; auch zu Kanonenkugeln wurde er früher gerne verwendet.

Nach den Kreuzzügen und dem Mongoleneinfall bevorzugten unsere Ahnen den Steinbau für Burgen, Kirchen, Meierhöfe und Festungsbauten. Dazu nahm man das Material aus den Steinbrüchen bei Ernstbrunn, Staatz-Kautendorf, Falkenstein, bei Steinebrunn, Garschönthal, Hauskirchen, Neusiedl, Maustrenk, Nexing und Ulrichskirchen. Die wuchtigen Türme unserer Festungskirchen (Drösing, Hohenau, Alt-Lichtenwarth, Groß-Krut, Walterskirchen, auch Poysdorf usw.) sind aus Stein und Ziegeln gebaut, ebenso die alten Wehrtürme, z. B. in Palterndorf und Neusiedl a. d. Z. Der heißumstrittene Boden unserer Heimat, der von Norden und Osten bedroht wurde, benötigte zahlreiche Wehrbauten und Zufluchtsorte bei Kriegsgefahr. Die gotischen Kirchenbauten in Wilfersdorf und Nieder-Absdorf zeigen bei ihren Fenstern Nexinger Stein. Das schöne Kreuzrippengewölbe in der Pfarrkirche zu Walterskirchen ist aus Kalkstein; es war früher mit Mörtel verputzt und wurde vor 20 Jahren fachgemäß bloßgelegt, so daß die Decke in ihrer ursprünglichen Schönheit wieder erstand; ähnliche Zierarten, die leider auch übertüncht sind, vermute ich in dem Bauernhause in Wilhelmsdorf Nr. 37 (Josef Haimer).

1414 erwähnt das Nikolsburger Urbar in Falkenstein den Flurnamen „Bei der Kalkgrube“. 1438 wird in Staatz ein Kalkofen erwähnt (G. Markl: „Staatz und Umgebung“). Damals nach den Hussitenkriegen, die unsere Heimat zu einer Wüste machten, herrschte eine rege Bautätigkeit. Die Brücken über die fließenden Gewässer waren bei uns bis vor 150 Jahren meist aus Holz, nur bei Wilfersdorf gab es eine solche aus Stein, weil hier die Mühle „Steinbruckmühle“ heißt. 1548 wird Kalk von Falkenstein nach Staatz geführt. Aus dem Steinbruch von Ulrichskirchen bezog man das Material für den Schloßbau in Wolkersdorf (K. Krexner: „Wolkersdorf a. d. Hochleiten“). 1568 besserten dann deutsche und welsche Meister diesen Bau aus; es ist die Zeit der Renaisssance, die neben dem Kalkstein den gebrannten Ziegel für die Bauten verwendet. Aus den erwähnten Steinbrüchen wurden Bausteine für die Schüttkästen, Zehentkeller, Schafflerhöfe, Mühlen, Kirchen, für Pranger- und Raabesersäulen geholt. Dieser Zeit gehören die Froschmühle in Poysdorf mit den sehenswerten Lauben im Hofe, die zwei Schüttkasten und der Fünfkirchner Zehentkeller, der Pranger (in Poysdorf) und die Raabesersäule in Laa an der Thaya an. Nexinger Kalkstein fand ich in den Kirchenmauern von Alt-Lichtenwarth, Walterskirchen, Poysdorf und Mistelbach. In Maustrenk war ein unterirdischer Steinbruch, dessen Gänge ein wahres Labyrinth bilden. Von Neusiedl holten die Liechtenstein Material zum Schloßbau in Hohenau.

Um 1600 war der Nexinger Steinbruch nicht mehr so stark in Anspruch genommen, weil der Jahresnutzen mit 40 fl. angegeben wird. Auch hier sieht man heute zahlreiche Gänge, die zu einer sehenswerten Gartenanlage – „Nexinger Schweiz“ – umgestaltet wurden. Der Garschönthaler Steinbruch lieferte gute Tür-, Tor- und Fensterstöcke, da er weich ist und sich leicht bearbeiten läßt. Zum Sprengen holten sich die Arbeiter Pulver aus Nikolsburg. Ein ergiebiger Steinbruch war in Poysdorf bei der Froschmühle, der aber nach 1654 wenig benutzt wurde. In Garschönthal und Neusiedl kostete um 1700 die Klafter Mauersteine 36 kr., der Brecherlohn dafür 30 kr. und später 45 kr. Die Wilfersdorfer Herrschaft bezog 1715 Bausteine von Maustränk und bezahlte für eine Klafter 1 fl. 7 kr.; damals hatte die Herrschaft den Steinbruch bei der Froschmühle in Poysdorf verpachtet, aber es kam nichts ein. Für das Wilfersdorfer Schloß holte man Steine von Kromau und Eggenburg; der Steinmetzmeister Andreas Steinböck aus Eggenburg arbeitete sehr liederlich, sodaß er bestraft werden sollte. Im Kalkofen von Wilfersdorf konnte man 440 Metzen Kalk auf einmal brennen; ein Metzen kostete 1729 bei uns 20 bis 30 kr., der Lohn für eine Sandfuhr 3 kr., ein Metzen Korn 30 kr., eine Kuhkette 15 kr., ein Weinkeller mit Preßhaus in Palterndorf 50 fl.

1730 führten die Bauern für die Wilfersdorfer Kirche Bausteine aus Neusiedl herbei.

Die Barockzeit beanspruchte viel Steinmaterial für die Pestsäulen, Johann von Nepomuk-Statuen, Kalvarienberge, Feldkreuze, Bildstöcke, Urlauberkreuze und Oelberge, die unserer Heimat den Charakter einer Sakrallandschaft gaben; die Wohlhabenden legten großen Wert auf schöne Grabsteine, wie man solche vor dem Schloß in Ernstbrunn oder bei der Poysdorfer Pfarrkirche noch sehen kann; die Steinmetzmeister bevorzugten dafür Eggenburger-, Garschönthaler- und Kromauersteine (in Südmähren). Für den Bau der Brünnerstraße (1732) holte man Steine von Oberleis und Klement, außerdem öffneten Bauern Sand- und Schottergruben für diesen Zweck, z. B. in Poysdorf zwei, im Gsoltal und eine in „Obere Buß“, die dem Fürst Liechtenstein gehörte; im „Seegrund“ lag die Legauerische (es war dies ein Bäckermeister neben dem Postgebäude im Jahre 1754), eine befand sich in der Ried „Auf der roten Erd“. Der Liechtensteinische Steinbruch „Auf dem Wartberg“ maß 5 Joch; wer hier Steine brach, gab die zehnte Klafter dem Fürsten oder er zahlte für jede Klafter 10 kr.; Kalköfen besaß die Herrschaft in Feldsberg und Hohenau.

Den besten Untergrund hat die „Fürstenstraße“ durch den Tennauerwald, die der Liechtenstein selbst gebaut hatte, und die Kaiser Josef II benützte, wenn er Feldsberg besuchte.

1778 holten die Bauern die Kalksteine von Neusiedl a. d. Z. zum Brennen – eine Klafter zu 48 kr. – und von Hauskirchen Mauersteine – die Klafter zu 1 fl. 12 kr.

Zur Zeit der Napoleonischen Kriege baute der Staat die Brünnerstraße zu einer Chaussee um, die viel Schotter benötigte. Die Lieferungen übernahmen die Bauern, die aber eine Kaution (1815 waren es 1000 Gulden) erlegen mußten. Der Steinbruch bei Steinabrunn „Auf der Tennau“ wurde 1816 auf drei Jahre verpachtet; eine Klafter weiche Steine kostete hier 24 kr., harte 30 kr. und Kalksteine zum Brennen 24 kr. Der Ausrufpreis bei der öffentlichen Feilbietung betrug 80 fl.; der Poysdorfer Maurermeister Andre Hamer pachtete den Steinbruch um 370 fl.

Blumenbach erwähnt in seiner Landeskunde Steinbrüche in Ernstbrunn, Röhrabrunn und Kautendorf. Für die Reichsstraße brauchte man 1849 folgende Schottermengen: von Maustrenk 565 Haufen, von Prinzendorf 440, vom Finkenstein 440, vom Höhlenstein 350 und von Stützenhofen 240 Haufen. Die nächsten Jahre standen im Zeichen des Ausbaues unserer Verkehrslinien, wie Eisenbahnen, Straßen, Brücken, Schutzdämme, Böschungen usw. Dazu brauchte man sehr viel Material aus den Steinbrüchen, Sand- und Schottergruben. So beansprucht der Straßenbezirk Poysdorf für seine Straßen (Länge: 200 Kilometer) jährlich 4000 bis 6000 Kubikmeter Schotter. Er hat einen eigenen Steinbruch in Klein-Schweinbarth „Am Wächterberg“ und Schottergruben in Klein-Hadersdorf (zwei), in Alt-Ruppersdorf und Ottenthal (je eine) nach den Angaben des Bezirksstraßenmeisters Glanner in Poysdorf.

Als es galt, unsere Kriegshelden zu ehren und ihnen ein würdiges Denkmal zu setzen, wählten viele Gemeinden dazu den bodenständigen Kalkstein. Mancher Steinbruch und manche Schottergrube wurden aufgelassen, die Natur hat wieder Besitz ergriffen vom Boden, Gras und Strauchwerk wachsen darüber und der Bauer führt seinen Pflug über den mageren Boden. Nur Flurnamen erinnern uns heute an solche Steinbrüche und Schottergruben, z. B. „Steingrub“ in Niederleis, ferner „Schottergstetten“ und „Schottergrund“ in Ladendorf, „Schotterbergen“ in Ebendorf, „Schotteräcker“ in Alt-Ruppersdorf, „Am Steinbruch“ in Föllim, „Schotterriede“ in Ottenthal und „Beim Steinbruch“ in Herrnbaumgarten.

Quellen:

Herrschaftsakte Wilfersdorf im Fürst Liechtensteinischen Hausarchiv in Wien

Veröffentlicht in: „Mistelbacher Zeitung“, 30. 4. 1949, S. 2; 7. 5. 1949, S. 2

Unsere Steinbrüche

Die Steinbrüche in unserer Heimat gehen weit zurück in der Geschichte des Landes. Die Berge und Hügel des Kreises bestehen aus Jura- und Leithakalk, der sich für Straßenschotter sowie für Wohnbauten ganz gut eignet.

In der Steinzeit verschmähte der Mensch diesen Kalkstein, den er zu seinem Werkzeug (Hammer, Steinbeil, sowie Pfeilspitze, Reibstein, Schaber und Steinsäge) nicht verwenden konnte. Da bevorzugte er den festen Donauschotter und die Urgesteine, die er schön glättete und polierte.

Die Kelten und Römer, welche den Mörtel kannten, benützten die Oberleiser- und Pollauersteine für ihre Bauwerke, die aus Stein und Ziegeln aufgeführt wurden. Die Germanen waren tüchtige Meister in den Holzbauten, deshalb wurden nach der großen Ostbewegung unsere Wehrbauten (Burgen, Kirchen und Zufluchtsstätten) aus Holz errichtet. Der Reformatorbischof Altmann von Passau (um 1100) verlangte statt der Holzkirchen solche aus Stein, die unsere Ahnen in Italien und im Morgenlande kennenlernten. Nach dem Mongoleneinfall (1241) bevorzugte unsere Heimat die Steinbauten, zu denen man die Steine von Hauskirchen, sowie Maustränk, Nexing, Garschönthal, Falkenstein, Staatz und Oberleis nahm.

Muster von alten Steinkirchen sind die von Großkrut, Fallbach und Oberleis; zu den Burgen, Wehrmauern und Türmen benötigten die Baumeister viele Steine, die oft gleich an Ort und Stelle gebrochen wurden, um die teure Herbeischaffung zu ersparen.

In Maustränk baute man den Steinbruch unterirdisch ab (wie bei Maastricht in Holland). Darum findet man hier in Maustränk noch ein weitverzweigtes Höhlensystem, das eine Sehenswürdigkeit ist. Der Stein von Nexing hatte eine weite Verbreitung, weil ich ihn bei den Kirchen in Mistelbach, Wilfersdorf und Poysdorf fand. Die gewaltigen Wehrtürme unserer Festungskirchen, die Stadtmauern von Zistersdorf, der Wehrturm in Palterndorf und die Friedhofmauern bestehen aus dem bodenständigen Steinmaterial. Die vielen Grenzkämpfe, die Hussitenkriege und Fehden am Ausgang des Mittelalters erzeugten eine rege Bautätigkeit.

Das „Nikolsburger Urbar“ erwähnt 1414 bei Falkenstein einen Flurnamen „Bei der Kalichgrube“ und bei der Mistelbacher Maut Kalkwagen, die hier durchfuhren. Die meisten Brücken baute man aus Holz, nur bei Wilfersdorf gab es eine steinerne (daher der Name „Steinbruckmühle“).

1438 wird ein Kalkofen der Herrschaft Staatz erwähnt und 1537 zählte man in Wilfersdorf sogar drei. Von Falkenstein führte man 1548 Kalk nach Staatz. Die Zeit der Renaissance brachte eine rege Bautätigkeit, die großen Wert auf schöne und bequeme Wohnungen legte; an die Stelle der Ritterburgen traten die Schloßbauten mit den schönen Steintoren, den gewaltigen Mauern und Bastionen, die viele Steine erforderten. Beachtenswert sind die schönen Kreuzrippen in der Pfarrkirche zu Walterskirchen, die Torbögen der Froschmühle und einiger Bauernhäuser in Poysdorf. Damals genügten nicht die erwähnten Steinbrüche, sodaß die Gemeinden solche eröffneten, wo sich gute Steine fanden. Poysdorf besaß zwei – einer befand sich bei der Froschmühle und der andere bei dem „Wartberg“, Herrnbaumgarten hatte einen beim späteren Dorfkreuz (heute Urbanikapelle). Es waren dies keine Gemeindesteinbrüche, sondern sie gehörten der Herrschaft, die auch da den Zehent verlangte.

Der Nexinger Steinbruch warf um 1600 einen Jahresnutzen von 40 fl ab. Der 30jährige Krieg und die Folgezeit legten jede größere Bautätigkeit lahm, weil die Heimat verarmt war und die Türkengefahr wie ein Alpdruck auf den Bewohnern lastete. Erst um 1700 änderten sich die Verhältnisse. Da kostete in Neusiedl a. d. Z. und in Garschöntal ein Klafter Mauersteine 36 Kreuzer und der Brecherlohn 30 Kreuzer.

Die Barockzeit verlangte zur Ausschmückung der Kirchen und der Landschaft viele Statuen und Steinfiguren, die jetzt geradezu fabriksmäßig hergestellt werden mußten. Dazu wählte man aber lieber den Eggenburger und Zogelsdorfer Stein. Es entstanden die Oel-, die Kalvarienberge; jeder Ort wollte eine Pestsäule und mehrere Johann v. Nepomukstatuten, in den Friedhöfen stellte man schöne Grabsteine auf (vergleiche die auf der Südseite des Ernstbrunner Schlosses). Die Bauern kauften für ihre Keller Dunströhren. Das war die goldene Zeit der Steinmetzmeister und Maler, die nie über Arbeitsmangel zu klagen hatten.

Von Maustränk holte man 1715 viele Bausteine, da hier ein Klafter 1 fl 7 kr kostete. Die Herrschaft Wilfersdorf hatte 1720 einen Kalkofen für 440 Metzen Kalk. Im Poysdorfer Steinbruch bezahlte man 1 Klafter Bausteine mit 36 kr, den Metzen Kalk mit 20–30 kr. Die Steinbrecher forderten eine Erhöhung ihres Lohnes um 10 kr bei einer Klafter (also 40 kr.). In Hauskirchen herrschte in dem Steinbruch ein reges Leben der Arbeiter, die hier große Mengen für Bauzwecke brechen mußten. Der Wilfersdorfer Architekt Giuliani bevorzugte für die Türen- und Fensterstöcke mehr den Eggenburger Stein, der aber erst in Wilfersdorf meistens hergerichtet wurde.

Für die neue Brünnerstraße holte man die notwendigen Steine von Oberleis und Klement. Die Wilfersdorfer Kirche bezog 1730 ihre Bausteine von Neusiedl.

Die Aufklärung verwarf die Heiligenstatuen und Figuren, die unsere Heimat nur zu einer Sakrallandschaft machten und förderte mehr den Ziegelbau. Statt der alten Grabsteine liebte man mehr die Schmiedeeisernen, sodaß nun die Steinmetzmeister brotlos wurden.

Der Staat errichtete neben der Brünnerstraße „ärarische Sand- und Schottergruben“ (in Poysdorf zwei), dasselbe taten später die Bezirksstraßenausschüsse.

Die Steinbrüche lieferten für die Straßen viel Schotter, sodaß Ernstbrunn, Staatz, Falkenstein und Nikolsburg genug Aufträge bekamen. Steinerne Wohnbauten sind heute nicht modern; nur einzelne Kriegerdenkmäler griffen auf das bodenständige Steinmaterial zurück.

Für die Straßenbauten im Jahre 1938/39 bezog man die Steine von Altenburg, Ernstbrunn, Falkenstein, aus der Wachau und von Mauthausen. Der Nexinger Steinbruch ist schon lange aufgelassen und in eine Parklandschaft verwandelt („Nexinger Schweiz“). Die wichtigsten Steinbrüche sind heute in Ernstbrunn, Staatz, Falkenstein, Hauskirchen, von denen die ersten die leistungsfähigsten in unserer Heimat sind.

Veröffentlicht im Jahr 1940, Medium unbekannt

Unwetter in unserer Heimat

Unsere fließenden Gewässer im Weinlande sind bis auf die March und Thaya recht unscheinbare Bäche, die gewöhnlich recht wenig Wasser führen und in trockenen Jahren stark zurückgehen. Die Niederschlagsmenge ist auch sehr gering. Trotzdem ereignen sich oft schwere Unwetter, die in dem offenen Gelände einen bedeutenden Schaden anrichten. Noch mehr fürchtet der Bauer den Hagelschlag, der manchmal die ganze Ernte und Weinlese vernichtet; es ist nur gut, daß so ein Schauerwetter strichweise niedergeht und selten ein größeres Gebiet trifft.

Am 10. August 1726 richtete ein Hagelwetter die Weinernte von Blumenthal und Loidesthal zugrunde. In Kettlasbrunn und Loidesthal überschwemmte am 20. Juni 1727 ein Wolkenbruch das Gemeindegebiet, überflutete die Aecker und Wiesen, führte die Gartenzäune mit, drang in die Häuser und Scheunen, wusch die Tennen aus und machte das Wiesengras unbrauchbar, weil es mit Schlamm, Sand und Schotter bedeckt war. Die Weinkeller standen voll Wasser. In Kettlasbrunn strömten durch die Gassen die Fluten, die fast mannstief waren. Ueber Mistelbach tobte am 2. Juli 1728 zwischen 4 und 5 Uhr nachmittags ein Ungewitter, das alle Fluren überschwemmte, tiefe Furchen in die Felder riß, die Hohlwege auswusch, Feldfrüchte mitnahm und die Weinstöcke zerschlug. Viele Bauern brauchten kein Getreide mähen und ersparten sich im Herbst die Weinlese. Weil die Keller unter Wasser standen, schöpften es die Leute rasch aus, damit der Wein keinen Schaden erleide.

Schon ein Jahr später entlud sich am 25. Mai ein Unwetter über Mistelbach, so daß 30 Häuser ruiniert waren. In den Weingärten lagen die Wurzeln der Stöcke ganz frei; stellenweise sah man tiefe Furchen und Löcher in den Feldern; in den Häusern stand das Wasser eine Elle hoch; die Mauern, die aus rohen Ziegeln gebaut waren, wurden aufgeweicht und stürzten ein. In Ketzelsdorf zerschlug der Hagel das Weingebirge „Gringen“ und vernichtete an den Feldfrüchten den dritten Teil. Die Wetzelsdorfer Wiesen verschwemmten die Fluten so arg, daß die Bauern in diesem Jahr kein Heu ernteten. Seit Georgi gab es täglich Gewitter, die selten ohne Schaden vorübergingen. Ein Unwetter, das am 22. Juli desselben Jahres über Loidesthal niederging, zerstörte die Feldfrüchte und die Weingärten, sodaß die Gegend einen trostlosen Eindruck machte. Die Hundstage zeichneten sich durch kalte Winde aus. Schon am 7. August im gleichen Jahre machte ein Wolkenbruch einen ungeheuren Schaden; in kurzer Zeit waren die kleinen Ortsbäche reißende Gewässer, die alle Brücken und Stege mitnahmen. Die Zaya wurde ein wildtosender Strom, der die Wiesen überflutete, sodaß das Tal einem See glich. In Kettlasbrunn stürzten 10 Häuser ein; in 4 Gebäuden zertrümmerten die Fluten die Fensterscheiben, sodaß die Bewohner eilig ins Freie rannten. In Lanzendorf drangen die Wassermassen in die Wohnräume und nahmen die Einrichtungsgegenstände mit; die Fluten führten von den Feldern die Getreidemandeln weg und rissen die Holzbrücken ein, die dann in dem schmutziggelben Wasser dahinschwammen. Die Paasdorfer Wiesen glichen einem Ackerfeld und man sah keinen Grashalm; alles war eine weiche Schlammasse. In Schrick floß das Wasser in die Bauernhäuser und Stallungen. Die Frauen und Kinder mußten sich rasch in Sicherheit bringen, während die Männer das Vieh retteten. Nach dem Wolkenbruch setzte ein Regenwetter ein, das solange dauerte, daß die Herrschaft keinen Zehent nehmen konnte. Es waren damals gewitterreiche Jahre, mit einem heißen Sommer, der den Hagel sehr begünstigte. Am 30. August 1730 suchte ein Unwetter das ganze Herrschaftsgebiet heim; es führte von den Feldern die fruchtbare Erde weg, bedeckte die Talwiesen mit Schlamm und Sand, zerstörte die Brücken und Stege, schwemmte die Haferwellen ins Tal und unterwusch in den Dörfern die Gebäude, sodaß viele dem Einsturz nahe waren. In der Wohnung des Wetzelsdorfer Schafflers stand das Wasser einen halben Klafter hoch, hier strömten die Wassermassen klafterhoch zwischen dem Gartenzaun und dem Schafflerhof dahin und nahmen dem Schaffler Mehl, Brot, Fleisch, Getreide und den Käse mit, sein Geflügel ertank in den Fluten, die Schafe aber konnten nur mit großer Mühe in Sicherheit gebracht werden. Seit Menschengedenken gab es hier kein derartiges Unwetter, selbst das Getreide in den Scheunen wurde ganz feucht. Nirgends sah man eine Brücke, die Wege standen ganz voll Schlamm, sodaß die Pferde bis zu den Knien waten mußten. Das Unwetter vernichtete den schönen Brein im Bullendorfer Teich. War noch ein Getreide im Felde zu sehen, so wuchs es bei dem langen Regen aus. Auf den verschlemmten Wiesen konnte kein Grummet gemacht werden. Groß war auch der Schaden in Wilfersdorf, Mistelbach und Eibesthal, die Weinernte war in Frage gestellt.

1814 ging am 28. September über Poysdorf ein furchtbares Gewitter mit einem Wolkenbruch nieder, der in einer Viertelstunde 148 Häuser überschwemmte. Der Poybach glich einem reißenden Strom, der die ganzen Holzvorräte, die hier an beiden Ufern für den Aufbau der durch einen Brand am 15. April zerstörten Gemeinde lagerten, mitnahm. Die Bretter und Pfosten blieben aber bei den Brücken stecken und schwellten die wildwogenden Fluten, die sich nun rasch neue Auswege suchten. Mit aller Gewalt drückten sie die Hoftore und Haustüren ein, unterwuschen die Mauern, strömten in die Scheunen, Wohnräume und Stallungen, in denen das Vieh bis zum Bauch im Wasser stand. Die Tiere wurden wild, sprangen mit den Vorderbeinen in den Futtertrog, rissen an den Ketten und stürmten ins Freie, wo sie aber mitgeführt wurden und nach kurzer Zeit ertanken; es war ein schauerlicher Anblick, wie sich die Tiere gegen die Wassermassen wehrten, schließlich aber doch untergingen und unterhalb der Gemeinde auf einem Acker liegen blieben. In den schäumenden und wirbelnden Fluten schwammen die Haustiere, Bänke, Tische, Zimmergeräte, Hühner, Enten, Gänse, Hunde, Hasen, Katzen, Strohbündel, Ackergeräte, Wagenteile, Schubkarren und dgl. Das schmutziggelbe Wasser floß bei manchen Häusern in die zertrümmerten Fenster hinein, sodaß die Bewohner auf den Dachboden eilten und mit gellenden Rufen um Hilfe baten. Das Gebrüll der Tiere, das unheimliche Brausen und Tosen der Fluten, das Krachen des Donners, die grellen Blitze, das Wehklagen und Schreien der Bewohner lähmte jede Kraft und jeden Rettungsversuch. Viele verloren den Kopf und wußten nicht, was sie machen sollten. Da konnte man mit dem Dichter Schiller sagen: „Hoffnungslos weicht der Mensch der Götterstärke, müßig sieht er seine Werke und bewundernd untergehen“.

Die einstürzenden Mauern fielen in das Wasser, das hoch ausspritzte und seine zerstörende Tätigkeit fortsetzte. Die Laaerstraße und Brunngasse waren zwei getrennte Teile, sodaß niemand herüber oder hinüber kam. Von den umliegenden Höhen stürzten die Gewässer ins Tal; die Hohlwege konnten sie gar nicht fassen. Der Rada- und Blanken Grund-Weg war ein hochgehender Bach; im Gsol und Seegrund standen die Felder unter Wasser. Leute, die auf dem Felde vom Unwetter überrascht wurden, konnten nicht heimkehren und suchten in einer Hütte Schutz. Ueber den Huberberg wälzten sich die Wassermassen und strömten durchs Gemeindegasthaus; in den Straßen stand das Wasser, so daß sich niemand hinauswagte. Dabei goß es wie aus Kannen und es hatte den Anschein, als ob Poysdorf mit Mann und Maus ertrinken sollte. Eine sehr gedrückte Stimmung herrschte unter den Bewohnern, von denen viele mit verweinten Augen dem Werke der Zerstörung zusehen mußten. Die Kirchen- und Feldmühle ragten wie eine Insel aus dem weiten See, der bis nach Walterskirchen reichte.

Erst gegen Abend ließ der Regen etwas nach. Um Mitternacht begann das Wasser zu sinken; von den Erwachsenen schliefen nur wenige in dieser Nacht, da die Aufregung und die Sorge zu groß waren, um ruhig schlummern zu können. Viele begannen noch in der Nacht mit Rettungs- und Sicherungsarbeiten bei ihren Gebäuden. Bei Morgengrauen floß der Poybach wieder in seinem Bett. Wie aber schaute der Markt aus? Straßen und Wege, Wohnräume und Stallungen waren voll Schlamm, Sand und Steingeröll; in den Niederungen stand noch das Wasser. In den Kellern, wo viel Wasser eingedrungen war, schöpften die Leute rasch aus, damit kein Einsturz sich ereigne. Alle Hände griffen emsig zu, obwohl die Angst und der Schrecken die Kräfte der Leute geschwächt hatten. 19 Mitmenschen waren ums Leben gekommen; 17 Pferde, 34 Kühe, 32 Schafe, 40 Schweine und 36 Ziegen fehlten, ebenso viel Hausrat und Wirtschaftsgeräte. In den Feldern hatte sich das Unwetter ausgetobt, die Wurzeln der Weinstöcke bloßgelegt, tiefe Furchen und Löcher gerissen, Rebhühner, Hasen sowie zahlreiche Vögel getötet. Ueberall sah man ein Bild des Grauens und der Zerstörung. 1814 war für Poysdorf das traurigste Jahr des ganzen Jahrhunderts – 3 Feuersbrünste und ein Wolkenbruch von ungeheurem Ausmaß. Ein gleiches Unwetter suchte im heißen Sommer des Jahres 1817 die Gemeinden um den Staatzer Berg heim; seither unternehmen alljährlich die Bewohner eine Wallfahrt nach Maria Bründl bei Poysdorf, auf daß ihre Heimat von so einem Schaden bewahrt bleibe.

Am 21. Juli 1842 stieg nachmittags um 3 Uhr ein heftiges Gewitter auf, das die Leute schon am Vormittag spürten. Auf einmal ging es los: Blitze zuckten, der Donner rollte, der Regen war so heftig, daß der Poybach austrat und das ganze Tal in kurzer Zeit in einen wogenden See verwandelte, in den sich von allen Seiten die Fluten ergossen; durch die Straßen des Marktes wälzten sich die Wassermassen und verhinderten jeden Verkehr. Beim Rathaus erreichte das Wasser die Höhe eines Schulkindes. Der Schaden an den Gebäuden, in den Feldern und Weingärten war sehr groß. Zwei Jahre später ging ein Wolkenbruch von gleicher Stärke am

29. Mai in der Umgebung von Poysdorf nieder, das die Wiesen zwischen Poysdorf und der Bründl-Kirche in einen See verwandelte. Niemand dachte daran, etwas gegen diese Wassernot zu unternehmen und den Poybach zu regulieren; es fehlte das Geld, aber auch der Unternehmungsgeist. Die Gemeinde und die Obrigkeit ging mit staunenswerter Gleichgültigkeit über solche Elementarereignisse hinweg. „Da kann man nichts machen“, hieß es.

Am 12. Juli 1848 entlud sich ein Unwetter am Abend um 9 Uhr; die ganze Nacht schüttete es; doch richteten die Fluten keinen großen Schaden an, obgleich alle Bewohner das Aergste fürchteten. Am folgenden Tag brach ein Gewitter mit einem Wolkenbruch nachmittags zwischen drei und vier Uhr los, das in kurzer Zeit alle Straßen des Marktes überflutete, Brücken, Stege und die Wehren der Mühlen zerstörte und mitführte, Getreidegarben von den Feldern mitnahm und die Mandeln umwarf. Die reißenden Wogen waren so stark, daß der Rechtsanwalt Dr. Neißer nicht über die Reichstraße in das Rathaus gehen konnte. Der Flurschaden war sehr groß, weil viele Kornfelder abgemäht waren.

1861 tobte ein Orkan am 28. Juli mit solcher Heftigkeit, dass es Häuser abdeckte, Ziegeln und Schindeln losriß, Bäume entwurzelte, die Getreidemandeln umwarf, die Garben wegtrug und den Kirchenturm zum Schwanken brachte; die Leute konnten auf dem Felde gar nicht arbeiten. Im Februar 1862 trat nach einem Unwetter der Poybach aus seinem Bett und drang in die Häuser, Scheunen und Stallungen, wo das Wasser einen bedeutenden Schaden anrichtete.

1869 vernichtete ein Schauer am 6. August schätzungsweise 30.000 Eimer Wein. Doch war es nicht so arg, weil im Herbste mancher Bauer noch etliche hundert Eimer lesen konnte. Am

28. Juni 1886 erschien zwischen 4 und 5 Uhr nachmittags ein Hagelwetter mit einem Wolkenbruch, der große Verwirrung beim Jahrmarkt anrichtete. Die vom Felde hereinstürzenden Wassermassen trugen den Kaufleuten viele Waren weg; arg betroffen wurden die Töpfer, denen das ganze Geschirr von den Fluten mitgenommen wurde. Die Käufer und Verkäufer flüchteten rasch in die naheliegenden Häuser, weil das Wasser überall anstieg, Wohnräume und Keller überschwemmte; Mauern stürzten ein, die taubeneigroßen Hagelkörner zertrümmerten Fensterscheiben und Dachziegel und vernichteten die Weinlese in den Rieden „Rößlberg, Stein- und Kirchberg“. Gerade in diesem Jahre hofften alle auf eine gute und ergiebige Lese. In den Straßen sah man in der reißenden Strömung Hölzer, Blätter, Stroh, Dünger und Hausgeräte, die in den braunen Wassermassen auf und niedertauchten. Hohlwege und Seitengäßchen wuschen die Fluten aus, Böschungen rutschten in die Tiefe, Keller stürzten ein und 5 Häuser drohten einzufallen. Das Unwetter kam zu schnell; alle Bewohner waren so überrascht; dass niemand wußte, wo er zuerst angreifen sollte. Einen großen Schaden erlitten die Marktfahrer durch den Verlust ihrer Waren. Sie packten fluchend und schimpfend zusammen, denn der Markt hatte ein jähes unerwartetes Ende gefunden. Nun entschloß sich die Gemeinde endlich zu einer Tat, löste die Kirchenmühle um 4000 fl ein, legte das Poybachbett tiefer, setzte am Bachrande Bäume und ein eisernes Geländer; es war aber leider nur eine halbe Arbeit, die keinen sicheren Schutz verbürgte.

1888 traf am 17. August ein Wolkenbruch die Gemeinden um Ladendorf sehr schwer. Aus den Feldern kamen die Fluten so schnell in die Niederungen, daß sich ein See bildete, der die Mauern der Gebäude auswusch; mehr als 100 Häuser erlitten sehr schwere Bauschäden. Der Taschelbach und die Zaya waren plötzlich ein reißender Strom, der die Ufer überschwemmte und in den Wiesen und Feldern viel Unheil anrichtete. Die Dorfbewohner eilten mit Spaten und Schaufeln herbei, um zu retten und zu helfen, wo eine Hilfe möglich war. Auch in anderen Gemeinden klagten die Leute über Unwetterschäden. In Poysdorf blieben nur 10% der Weintrauben am Stock; Gebäude, Stallungen, Scheunen und Weinkeller wurden durch Hagelschlag und durch ein langandauerndes Regenwetter schwer mitgenommen. Nun wurden Stimmen laut, die energisch Abhilfe und eine sachgemäße Regulierung der fließenden Gewässer forderten, weil die Schadenssumme eine schwere Belastung der Bewohner sei; Schutzbauten seien in diesem Gebiete notwendig, sonst kämen die Leute auf keinen grünen Zweig. Andere wollten nichts wissen von einer Regulierung, weil es immer so war und der Mensch gegen die Naturgewalt zu schwach sei. Zudem habe niemand ein Geld und alle Jahre käme kein Unwetter.

1894 wurde es am 9. Oktober in Poysdorf um ½ 5 Uhr plötzlich ganz finster. Blitze zuckten, der Donner rollte und ein unheimliches Rauschen hörten die Feldarbeiter, die voll Angst alles stehen und liegen ließen – es war gerade die Lese – und eilig heimliefen. Da erwischte sie ein Wolkenbruch von nie dagewesener Stärke. Die Fluten führten alles mit in den Markt: Kübel voll Trauben, Bütteln, Butten und Bottiche, Ackergeräte, Kleider usw. Viele Frauen und Kinder, die im Freien das Wetter über sich ergehen lassen mußten, weinten und jammerten, denn die großen Hagelkörner verletzten die Menschen und Tiere. Schauerlich waren die grellen Blitze, die krachenden Donnerschläge und die Wassermassen, die jedes Hindernis beseitigten und sich neue Wege suchten. Schäumend und brausend wälzten sich die Fluten des Poybaches durch den Markt. Die Bewohner flüchteten aus den gefährdeten Häusern. Vom Huberberg stürzte das Wasser mit aller Kraft auf den Josefsplatz und in den Hof des Gemeindegasthauses und brachte gewaltige Eismassen mit, die es seitwärts ablagerte. Vom „Sommertal“ schwamm eine Maischboding bis zum ersten Keller neben der Brünnerstraße. Als das Wetter sich ausgetobt hatte, fuhr die Post nach Nikolsburg, doch blieb sie auf der Straße stecken. Der Kutscher deckte die Pferde mit Kotzen zu und wartete eine Zeitlang; überall sah man Eishaufen, tote Vögel, Rebhühner sowie andere Tiere. Den Bäumen, Sträuchern und Weinstöcken fehlten die Blätter – es war eine Winterlandschaft, die sich den Augen der Reisenden darbot. Die Lese war in der kurzen Zeit beendet, da die kahlen Weingärten schon einen spätherbstlichen Eindruck machten; manchem Hauer traten die Tränen in die Augen, als er am nächsten Tag den Schaden in den Fluren sah; man schätzte ihn auf 200.000 fl.

1897 war ein regenreiches Jahr, in dem der Poybach einige Male über die Ufer trat, ohne einen größeren Schaden anzurichten. Dafür kam 1909 am 27. Juli ein Hagelwetter, das die Orte des Bezirkes Haugsdorf und die Poysdorfs hart traf; es zog sich gegen Zistersdorf, wo es noch einen bedeutenden Schaden anrichtete. Ueber Klein-Hadersdorf und Wilhelmsdorf ließ es sich besonders aus. Die Bründlkirche stand in einem See; die Straßen Poysdorfs ähnelten Bächen, in die taubeneigroße Hagelkörner fielen. Wieder mußten viele Häuser rasch geräumt werden, wobei die Feuerwehr mit Energie arbeitete und planmäßig das Rettungswerk durchführte. Die ganze Ernte und die Weinlese waren vernichtet; der Schaden in Poysdorf erreichte die Höhe von 500.000 Kronen. Es wurde gesammelt, um die große Not zu lindern; 33 Prozent der Grundsteuer wurden abgeschrieben, weil 300 Viertelweingärten vernichtet waren; die Feldfrüchte, das Obst, die Weintrauben und Nüsse lagen auf der Erde, die Aecker und Weingärten waren zerrissen und zeigten tiefe Furchen; fruchtbares Ackerland war weggeschwemmt und die ganze Landschaft bot ein Bild der Zerstörung und Verwüstung; kluge Bauern spritzten schnell mit einer Kupferkalkbrühe die Weingärten; so daß sich diese erholten und 1 Viertelweingarten 1 hl Most gab. Die aber nichts taten, bekamen nur 20 Liter. Dieses Jahr war in der Tat ein schwarzes; da mancher Hauer in Schulden geriet und sein Keller (die Sparkasse) leer war. Die mangelhaften Arbeiten am Poybach im Jahre 1886 konnten nicht das Unglück abhalten, das über Poysdorf in diesem Jahr hereingebrochen war.

Ein Hagelwetter mit einem Wolkenbruch suchte am 30. Juli 1925 das Poybachtal heim und verursachte wieder das alte Bild der Verwüstung an Gebäuden, Weingärten und Feldern. Die „Röhrlwiesen“ standen unter Wasser, das in dem Hof der Froschmühle einen Meter hoch stand. Männer, die hier das Vieh retteten, standen bis zur Brust in den Fluten und mußten sich gegen die entfesselte Naturgewalt mit aller Kraft wehren, damit sie nicht mitgerissen wurden; denn die Strömung war so stark, daß stellenweise das Straßenpflaster aufgerissen wurde. Das Poybachtal glich einem großen See, in den von allen Seiten Wasserbäche strömten, die allerlei Gegenstände von den Feldern und aus den Häusern mitnahmen. Mit zäher Verbissenheit kämpften die Feuerwehren, die Bewohner und selbst größere Kinder gegen das Unheil, das nicht diese Ausdehnung annahm wie das im Jahre 1814; denn kein Menschenleben war zu beklagen. Trotzdem betrachteten viele Männer und Frauen am nächsten Tage mit feuchten Augen den großen Schaden, den die Heimat erlitten hatte. Die Bauern mußten aus den Scheunen das Getreide herausräumen und die Garben in der Sonne trocknen lassen. Die Feuerwehren pumpten aus den Kellern das Wasser heraus, damit sie nicht einstürzten.

Nun geschah doch etwas gegen die Hochwasserschäden. Das Land und die Gemeinden regulierten die fließenden Gewässer, bei der Zaya und Mistel war dies schon früher geschehen, Poysdorf folgte 1928 und das Poybachtal 1951. Diese Schutzarbeiten werden hoffentlich viel dazu beitragen, daß die Gefahr eines zerstörenden Hochwassers für unsere Heimat gebannt ist und solche traurigen Katastrophen nicht mehr vorkommen, wie sie sich früher ereigneten.

Quellen:

Herrschaftsakte Wilfersdorf im Fürst Liechtensteinischen Hausarchiv.

Gemeindegedenkbuch von Poysdorf.

Veröffentlicht in: „Heimat im Weinland“, Heimatkundliches Beiblatt zum Amtsblatt der Bezirkshauptmannschaft Mistelbach, 1953, S. 74, S. 78 + 79

Urbar der Herrschaft Wilfersdorf im Jahre 1514

W i l f e r s d o r f : hatte 4 Ganz-, 16 Halb-, 7 Viertellehen und 17 Hofstätten (zwei von diesen waren öde, zwei kamen zum Meierhof). Aus einem Viertellehen war ein Safrangarten gemacht worden, ein Viertellehen hatte man vom Kloster St. Jakob erkauft.

Wernhart Alberspeckch hat einen freien Hof; doch muß jeder Edelmann, der darauf sitzt, seinen Dienst zum Schloß reichen. Die Gemeinde hat ein Halterhaus und eine Badstube. Dorfrichter ist Watzlab Grunberger. Die Mühlen heißen: Haws-, Jews- (unter Wilfersdorf) und die Grubmühle des Meisters Wolfgang; in Prinzendorf hat die Mühle Meister Thoman Mullner.

Oede sind mehrere Aecker (auch die Teichäcker, und zwar 2). Die Gemeinde hat zur Zeit des Herrn Christoph von Liechtenstein-Nikolsburg ein Holz erhalten und dient davon 15 Schilling. Drei Häuser reichen den Zins dem Wilfersdorfer Pfarrer, ebenso gehört ihm der Zins von einem Halblehen, das jetzt öde ist und wieder bestiftet wird, sonst gehören die Häuser mit der Obrigkeit dem Schloß und der Feste Wilfersdorf. Eine Hofstatt will ein Bäcker von Poysdorf erkaufen. Fünf Hofstätten gehören dem Mistelbacher Pfarrer, mit der Obrigkeit aber zum Schloß und zur Feste Wilfersdorf. Ein Haus gehört nach Zistersdorf.

Zwei Häuser in Walterskirchen - der eine Besitzer ist ein Grundholde, der andere ein Vogtholde – gehörten vor der Teilung nach Feldsberg, auch mit dem Landgericht. Paul Frankch zu Poysdorf hat ein Viertellehen, in Walterskirchen gelegen.

Bei der Helbingmühle liegen Wiesen (da hat auch die Pfarrkirche 2 Tagwerk) der Meister Mert Müller zu Rohrbach hat 4 Tagwerk Wiesen in „kotwisen“.

Weingärten sind „im Höllntall“ und „an der Erdburg“; von 3 Viertel Weingärten „im Höllntall“ hat der Herr den halben Zehent und die andere Hälfte der Khuenast zu Poysdorf.

Die Landmaut zu Bullendorf gehört dem Herrn, ein Richter hat sie eingenommen.

An der Säule vor der Brücke beim Schloß wird der schädliche Mann angebunden; dreimal schreit man nach dem Schloß um den Landrichter; kommt niemand, so geht derjenige, der den Gefangenen gebracht hat, seiner Straße. Gerichtet wird der schädliche Mann vor Sonnenaufgang und -niedergang.

Familiennamen: Artold, Alberspeckch, Cholmann, Clausin, Coutz, Fröstel, Fruehstuckhin, Gratwohl, Grunberger, Hauer, Hofing, Hofinger, Huet, Junckman, Kantzler, Kastner, Mullner, Nequam, Pösl, Punnler, Scherruebel, Speudl, Sunschein, Thoman, Vleißhacker, Weidner, Zimmermann („ein entlaufener Untertan“ ist auch erwähnt).

Taufnamen: Barthlme, Bernhard, Christoph, Hans, Heinrich, Jakob, Jörg, Larencz, Linhart, Kaspar, Mert, Michael, Niklas, Pankraz, Peter, Simon, Thoman, Watzlab, Wernhart, Wolfgang.

B u l l e n d o r f : 6 Ganz-, 19 Halblehen, 13 Hofstätten, 1 ganzes, 5 halbe und ein Viertel-Feldlehen.

Mühlen: 1 in Bullendorf, 1 in Ebersdorf – liegt in der Wilfersdorfer Pfarr – und die Sackmühl; von einem Amt und Gut in Bullendorf in früherer Zeit ist auch die Rede „in das man diente“; ebenso vom Teich, von der Flur „Am Kogel“; Wiesen – 27 ½ Tagwerk. Weingärten „an der Erdburg“ und „im Höllnthal“.

Familiennamen: Ambstettner, Apfeltaler, Hartl, Katmayer, Kantzler, Kettner, Letzelter, Lichtberger, Mackch, Matthes, Mullner, Pair, Pfluglin, Pfliegl, Weber und Weidner.

K e t t l a s b r u n n : 7 Ganz-, 60 Halblehner (davon 8 öde), 3 Hofstätten, 26 Feldlehen (früher behaust). Zu Opplstorff: 2 Halb- und 2 Viertel Feldlehen.

Die Maut nimmt der Richter ein, war seit der Zeit des Meissauers gewesen.

Familiennamen: Breiner, Dietmayer, Eber, Epp, Haller, Hartl, Holdl, Hueber, Kaumberger, Kletzer, Khisling, Leber, Linhart, Lukchner, Mullner, Ottl, Pfeuler, Preuntl, Schawnburg, Schirmanstorffer, Schreiner, Sleczer, Smid, Steiner, Weidinger, Zeindl.

B l u m e n t h a l : 11 Ganz- (davon 2 öde), 19 Halblehner (7 öde), 1 Hofstatt (dazu gehört ein Ganzlehen, ist aber zu Feld öde), 7 Hofstätten ( davon 5 öde), 2 öde Häuser.

Familiennamen: Albl, Gurwitzer, Heuwein, Mert, Oertl, Pakndorfer, Rab, Teufl, Unger.

L e u t e s t a l l : 23 Ganz- (5 öde), 18 Halblehner (2 öde), 12 Hofstätten (9 öde), die Mühle oberhalb des Dorfes ist öde. Leutestall gehörte dem Herrn von Potendorf; es hat 4 Grauenlehen, eine Viehtrift, eine Wolfgangkirche, weder Stock noch Galgen noch Hofgericht; der schädliche Mann wird am 3. Tag an das Gemärk nach Ober Sulz zum Kreuz geführt.

Flurnamen: Gaißberg, „Im Reuttn“, Weidegründe, Urbaräcker unter der Mühle, 12 Praittengärtln.

Familiennamen: Berchtold, Fleißhacker, Frölich, Glatz, Habermann, Haller, Hawspawr, Höler, Hueter, Kellner, Khöpff, Lakchner, Leopold, Lukwein, Mullner, Newnburger, Pambstorffer, Pfeiffer, Pilgram, Strauß, Watzinger, Weiß, Wunsam, Zillinger.

Zehent gibt die Gemeinde: Käse, Gänse und Hühner.

Veröffentlicht in: „Heimat im Weinland“, Heimatkundliches Beiblatt zum Amtsblatt der Bezirkshauptmannschaft Mistelbach, 1961, S. 98

1. *Gesenke* ist ein Bergland im Osten der Tschechischen Republik.

Teil der: [Ostsudeten](http://de.wikipedia.org/wiki/Ostsudeten) [↑](#footnote-ref-1)